Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur


PROPERTY OF THE
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität zu Kiel — Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XIV.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1892.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität zu Kiel. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XIV.

Erste Hälfte: Abhandlungen etc.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1892.

INHALT.

Abhandlungen.

Zur Geschichte der Einheiten in Frankreich.

I.

Als ich seiner Zeit bei Gelegenheit meiner Studien über Jean de Mairet einige Nachforschungen über die Geschichte der Regeln — nennen wir so schlechthin die drei Einheiten — hielt, war ich nicht nur erstaunt über den verhältnismässigen Mangel an Quellenmaterial sondern auch über die Art, wie man dasselbe sich behufs litterarhistorischer Forschung zu Nutze machte. Zweifelte ich damals noch, ob es jemals der Mühe wert sei, das Resultat meiner eigenen Studien der Öffentlichkeit zu übergeben, so nehme ich heute keinen Anstand mehr, dies zu thun. Die Arbeiten von Arnaud*) und Otto,**) so verdienstlich sie in ihrer Art auch sein mögen, machen meines Erachtens eine weitere Erörterung der Geschichte der Regeln bis zum Ende des vierten Dezenniums im XVII. Jahrhundert keineswegs überflüssig. Auch Rigal's Buch über Hardy***) ist von Unrichtigkeiten in Angaben, welche die Geschichte der Regeln berühren, nicht frei zu sprechen. Otto ist ohne Zweifel ihm gegenüber im Vorteil, indem er die Gelegenheit hatte, Gaspary's und meine neue Datierung der Werke Mairet's zu benutzen. Wie Otto sich diese meine Studien dienstbar machte — darüber habe ich mich allerdings zu beklagen. Sollte die natürliche Folge meiner Studien über Mairet die sein, dass man, wie Otto, die *Silvanire* Mairet's zur Bedeutungslosigkeit verurteilen will? Wie gern hätte ich deswegen Otto's Arbeit verabscheut — aber nein — vielleicht ohne Wissen des Autors tritt sie für die hohe Bedeutung der *Silvanire* in der Geschichte der Regeln ein. Hatte Ebert die „Gelehrten" für die nach klassischem Rezepte vorgenommene Entmündigung des Dramas

*) *Les théories dramatiques au XVIIe siècle,* Paris, 1888. Picard.
**) Neudruck von Mairet's *Silvanire,* Bamberg, 1890. Buchner.
***) E. Rigal, *Alex. Hardy,* Paris 1889. Hachette.

verantwortlich gemacht, so ist Otto nicht abgeneigt, diese vom Standpunkte einer liberalen Ästhetik so bedauerliche Thatsache der „Gesellschaft" in die Schuhe zu schieben, der nämlichen Gesellschaft, welche die Verantwortlichkeit für die Entstehung der *Silvanire* trägt. Ist denn letztere nicht das erste Manifest einer Fraktion, einer sehr einflussreichen Fraktion der aristokratischen Schöngeisterpartei? Nun, darüber später etwas mehr. Ich will auch nicht damit anfangen, zu zeigen, wie die Regeln sich auf dem Wrack des französischen Dramas des XVI. Jahrhunderts ins XVII. Jahrhundert hinüber gerettet haben, bare Schiffbrüchige, denen jede Lebensbedingung zu fehlen schien. Otto zuletzt hat diese Untersuchung angestellt. Zu welchem Zwecke? Wollte oder konnte er nachweisen, dass die Regelmässigen aus Mairet's Zeit ihre Theorien aus der traditionellen Poetik eines Daigaliers' nahmen? Nein, eher das Gegenteil. Mögen jene Theoretiker in der Geschichte der Poetik einen Platz finden, die Litteraturgeschichte, in deren Dienst unsere Feder steht, erinnert sich ihrer nur insofern, als ihre Lehren befruchtend oder gestaltend auf ein Gebiet der poetischen Produktion gewirkt haben. Ich glaube, dieses Prinzip bedarf keiner weiteren Erläuterung. Nicht poetische Theorien, poetische Thaten hat die Litteraturgeschichte zu verzeichnen. Die Theorie als formales Bildungselement des dichterischen Erzeugnisses hat Anspruch auf unsere Beachtung, hinkt sie aber dem poetischen Werke nach in Form des Kommentars, der Entschuldigung oder Reklame, dann muss sich der kritische Geist fragen, ob sie nicht ad hoc zurechtgestutzt, daher nichts weniger als aufrichtig seien. Wir werden uns hüten, die theoretischen Auslassungen der Dichter für unfehlbar und unbedingt beweiskräftig zu halten und unser Quellenmaterial durch Schriftstellereitelkeit und buchhändlerische Reklame trüben zu lassen. Von diesem Fehler ist bis jetzt keiner frei zu sprechen, der über die Regeln geschrieben. Allen, besonders aber Arnaud, gilt das poetisierende Wort mehr als die poetische That, der Erfolg nicht mehr als die theoretische Einsicht. Was ich an neuem Material beibringen konnte, ist quantitativ eigentlich nicht recht nennenswert. Für uns Deutsche sind die Quellenwerke aus der in Rede stehenden Epoche leider nur schwer zugänglich. Was meine Methode anlangt, wird man mir nicht zumuten, dass ich alle Auslassungen aller modernen Litterarhistoriker über die Regeln notiere. Denn welcher Litterarhistoriker hätte es nicht für seine Pflicht gehalten, sich über die Regeln auszusprechen?

Wir beginnen mit Hardy, dem Schöpfer des französischen Theaters. Wir hüten uns wohl davor, Garnier und seine Nach-

treter in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Mit Hardy beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des französischen Theaters, eine Epoche der poetischen Thatkraft, wo der Erfolg, nicht das dramatische Prinzip der Lehrmeister war. Ob Hardy überhaupt jemals daran gedacht, dass es Regeln gebe? Ob er sie dann mit Bewusstsein, frank und frei, im Vollgefühl einer naiven Produktionskraft verletzt hat? Hardy war ein hochgebildeter Mann — das wird niemand bestreiten. Diese Thatsache genügt aber nicht, lange nicht, um ihn vor den Augen der Nachwelt als Kämpfer gegen die Einheiten erscheinen zu lassen. Und wenn er sich auch in einer seiner Vorreden gegen die beengenden Regeln gewendet hätte — was dann? Dann hätten wir erst noch zu fragen, ob die lange zwischen der Abfassung und der Drucklegung seiner Stücke liegende Zeit keine Änderung in seinen ästhetischen Anschauungen hervorgebracht, ob letztere wirklich aufrichtig gemeint waren oder nur dazu bestimmt, an die Stelle einer spontan wirkenden Arbeitskraft ein höheres Vernunftwesen zu stellen, d. h. als credo einer ästhetischen Religion zu dienen und Hardy vor dem Flammentode eines die göttliche Kritik verachtenden Ketzers zu schützen. Neben dem Theater-Erfolge steht der Bucherfolg. Ebensowenig wie dem Mimen flicht die Nachwelt jenem Theaterdichter Kränze, dessen Werk zwar dem unkritischen Zuhörer Beifall zu entlocken weiss, aber vor den Augen des kritisch abwägenden Lesers keine Gnade findet. Theatererfolg und Bucherfolg konnten aber zur Zeit Hardy's in so scharfen Gegensatz zu einander treten, dass nur eine mit dem Worte leicht fertige Reklame diesen Zwiespalt lösen konnte. Textänderungen, die leider jetzt nicht mehr zu untersuchen sind, mochten demselben Zwecke dienen. Hardy wird also bei Abfassung seiner Stücke weder für noch wider die Regeln gewesen sein. Dies gilt von allen seinen Stücken, dies gilt auch von seinen Pastoralen. Denn was auch Otto (*l. c.* XLIII) darüber sagen möge*), Hardy's Pastoralen sind zwar regelmässiger, als z. B. seine Tragikomödien, aber die meisten sind nichts weniger als in französisch-klassischem Sinne regelmässig. Und sollten vielleicht auch zwei seiner Pastoralen regelmässig sein, so ist das nur Zufall, keine Berechnung. Wohl waren, wie er selbst sagt, Tasso und Guarini seine Vorbilder (Otto *l. c.* XLIII), aber worin? Meiner Meinung nach hat er diesen Italienern nur den Stoff, nicht die Form seiner Pastoralen abgelauscht.**[1]) Den

*) Auch Rigal, *l. c.* S. 537 ist der Ansicht, dass Hardy auch in seinen Pastoralen die Regeln nicht mit Bewusstsein durchgeführt.

**) Die Ziffer bedeutet die Nummer der Belegstelle.

eigentümlichen, durch die Beobachtung der Einheiten bedingten Bau dieser Stücke, scheint er nicht erkannt zu haben. Er spricht in der oben erwähnten Stelle nur von dem Zehnsilber, als einer Eigentümlichkeit der italienischen Pastoraldichter — nicht von den Einheiten. Er, der Dramatiker par excellence, hatte ebensowenig Einsicht in die dramatische Technik eines Guarini, wie d'Urfé, der Dichter der *Astrée.* Als man ihn aufforderte, eine Pastorale nach dem Rezept der Italiener zu schreiben, verfasste er seine *Silvanire* und liess sich in der Vorrede zu dieser nunmehr verschollenen Pastorale nicht etwa über die Regeln aus, sondern über den Zehnsilber. In diesem Punkte — wer hätte es gedacht? — berühren sich Hardy und D'Urfé, nur dass Hardy den Zehnsilber verwarf. Besteht hier ein kausaler Zusammenhang? Wer vermöchte das von vornherein zu bestreiten? Warum hat sich nun Hardy in dieser Vorrede nicht gegen die „Einheiten" gewandt, wenn, wie andererseits schon behauptet wurde, er die Regeln aus Prinzip verletzte?*) Guarini und Tasso seien seine Doktoren, sagt er — und doch hat er die Regeln nicht bei ihnen gelernt. Was folgt daraus, dass er sie weder suchte noch fand. Wenn Hardy von Regeln spricht, möge man doch nicht immer gleich die Einheiten dahinter wittern.[2]) „Règles" zur Bezeichnung der Einheiten entstammt der Periode nach Hardy. So unmöglich es auch erscheinen mag, Hardy hier falsch zu verstehen, so wurde doch seine Äusserung, eine Tragödie lasse sich nicht so wie eine Elegie beschränken, als gegen die Einheiten gerichtet aufgefasst. Und trotzdem ist die Stelle ebenso klar als einfach. Malherbe hatte seine Zeitgenossen an schöne, formgerechte und sorgfältigst gefeilte Verse gewöhnt. Als Hardy's Werke im Druck erschienen, mass man natürlich seine Verse mit dem Masse der Malherbe'schen. Dagegen verwahrt sich Hardy, indem er sagt, der dramatische Schriftsteller müsse hier grössere Freiheit haben. Steht hier ein Wort von den Einheiten? Hardy hatte gewiss keinen Grund, dagegen zu wüten; denn kannte er sie auch, so scheinen sie doch seinen Bucherfolgen ebensowenig Abbruch gethan zu haben, wie seinen Theatererfolgen — sonst hätte er sich gewiss offen dagegen gewendet. Oder war er nicht der Mann dazu? Er konnte die Regeln schon aus dem Grunde nicht bekämpfen, weil er keine deutliche Vorstellung von ihnen gehabt zu haben scheint. Daraus möge man ja nicht auf Mangel an Bildung bei Hardy schliessen. Denn mochten sich auch Gelehrte wie Vauquelin de la Fresnay und D'Aigaliers mit der Klarlegung der Regeln des antiken Dramas

---

*) Otto, *l. c.* XLI.

abgemüht haben, mag es auch zu Anfang des dritten Dezenniums Männer gegeben haben, welche, hochgelehrt wie sie waren, das dramatische Ideal bei den Alten suchten und fanden — diese Männer standen aber der poetischen Bewegung ihrer Zeit fern und waren Stubengelehrte. Nicht nur Hardy, nicht nur D'Urfé hatte noch keine Ahnung von den Regeln. Trotzdem das Theater Hardy's hie und da auch von den Höchstgebildeten besucht wurde, hielt der geistige Adel die Bühne doch noch nicht für bildungsfähig genug, um sie in ihren dramatischen Anschauungen zu unterweisen — kurz, die Kenntnis von den Regeln blieb Buchweisheit und griff nicht in die litterarische Bewegung ein. Wohl mochte es manchem stark erschienen sein, wenn sich bei Hardy die Handlung auf 16—17 Jahre erstreckt, wie Racan es uns ja selbst erzählt, aber von hier bis zu den Regeln ist noch ein weiter, weiter Weg. Und als Racan gegen 1623 selbst sich dem Drama zuwandte und seine *Bergeries* schrieb? Zuerst zwei Thatsachen. Racan's Pastorale ist eine Nachahmung des *Pastor fido* und die darin enthaltene Handlung kann sich innerhalb eines Tages abspielen. Die uns hier zunächst angehende Frage, ob die Zeiteinheit, wenn überhaupt mit Bewusstsein eingehalten oder nur zufällig und eine Folge der Nachahmung Guarini's ist, muss offen gelassen werden. Vielleicht setzt indessen der nachher zu erwähnende Brief Balzac's an Racan bei letzterem tiefere dramatisch-theoretische Kenntnisse voraus, als in jener Zeit dem Durchschnittsdichter und -Gebildeten zugemutet werden konnten. Denn hätte die damalige Gesellschaft bei Hofe eine Ahnung von den Regeln gehabt, so hätte D'Urfé, der eine durchaus italienische Pastorale schreiben wollte, nicht den Zehnsilber für das einzige Charakteristikum des italienischen Schäferspiels halten können. Dasselbe beweist das Beispiel Malherbe's. Eines seiner Lieblingsbücher war Tasso's *Aminta.* Trotzdem hatte er nicht dramatisches Verständnis genug, um die Eigenart dieses Stückes zu erfassen. Als ihn Racan bei Abfassung der *Bergeries* um Rat anging, hatte er allerdings beengende Vorschriften für ihn, was den Bau der Verse betraf, von den Einheiten hören wir bei dieser Gelegenheit kein Wort[3]). Keiner aus der Hofgesellschaft, für welche Racan doch eingestandenermassen seine *Bergeries* geschrieben, merkte, dass sie mit Beobachtung der Zeiteinheit verfasst seien. Wenn daher Racan überhaupt ein System hatte, so liess er dasselbe doch nicht so aufdringlich werden, dass er Schule machte. Noch war die Kritik nicht erwacht, noch hatte die dramatische Poesie ziemlich viel Naives an sich. Noch gab es nicht viel Leute vom Schlage eines Balzac, zum Glück für die aufstrebende französische Kunstbühne; denn was schmiedete

der einsame Philosoph nicht alles für Pläne[4])! Racan's Pastorale genügte ihm weder dem Inhalt noch der Form nach. Er träumt von der Wiederherstellung der klassischen Tragödie. Es sei, setzt Balzac hinzu, ein Tragödienstoff, der nicht gegen die Regeln verstosse. Was versteht Balzac unter diesen Regeln? Die Einheiten? Möglich, wahrscheinlich sogar, vielleicht aber auch nicht. Und wenn auch? Die Vorschläge, die Balzac hier seinem Freunde Racan macht, sind hier nicht viel mehr als Utopien eines Einsiedlers. Er hält im Jahre 1623 die Zeit der klassischen Tragödie für gekommen, er hält den weichlichen Racan für einen tragischen Dichter und geeignet, eine Theaterreform herbeizuführen — sind das nicht Hirngespinste eines Mannes, der mehr im klassischen Altertum, als in seiner Zeit lebte, der, im Jahre 1623 schon wie auch später, der litterarischen Bewegung seiner Zeit in kühler Vornehmheit fremd gegenüberstand? Man glaube deshalb ja nicht, dass die Kenntnis der Einheiten verbreitet gewesen sei, vielleicht nicht einmal unter den meisten Männern *du pays latin***, vor denen Racan grösseren Respekt als Hardy hatte*.) Über Théophile's *Pyrame et Thisbe* lässt sich vom Standpunkt der Regeln aus nichts sagen. Unbekümmert um die etwaigen theoretischen Einwände der klassischen Zunftgelehrten setzte das französische Theater den einmal eingeschlagenen Weg fort. Mairet's *Silvie***) (1626) scheint der nächste grosse Erfolg gewesen zu sein. Hof und Stadt klatschten Beifall — wer fragte nach den Regeln? Mairet selbst war weit davon entfernt zu überlegen, ob ein Stück, welches den Einheiten Hohn sprach, auch wirklich einen solchen Erfolg verdiente. Was waren ihm die Einheiten? Er kannte sie noch nicht. Denn er war ein Dichter, ein Mann der Gesellschaft zugleich, kein hochgelehrter Doktor. Aber nach dem Erfolge der *Silvie* vertrocknete ihm die dramatische Ader. Nicht, dass er absichtlich auf seinen Lorbeeren ausgeruht hätte, alle seine Zeitgenossen teilen diese Unfruchtbarkeit mit ihm. Werfen wir nur einmal einen Blick auf die von Lucas bearbeitete Liste der in den Jahren 1627 und 1628 erschienenen Dramen. Ist das nicht ein Bild der höchsten dramatischen Impotenz, die noch auffälliger wird, wenn man bedenkt, dass die meisten der von Lucas in's Jahr 1628 gesetzten Stücke sicherlich erst dem

---

*) Racan ist bei Otto gar nicht erwähnt. Warum? Hardy's Pastoralen sollten regelmässig sein und die *Bergeries* nicht? So weit kommt man, wenn die Geschichte der Regeln von der des Dramas losgelöst wird.

**) Über die Zeitbestimmung der einschlägigen Dramen vergleiche den IV. Teil der Arbeit.

folgenden Jahre angehören. Veranlasst und gekennzeichnet zugleich wird dieser Mangel an dramatischer Produktion durch das Festhalten an der Pastorale, so zwar, dass auch in dieser Dichtungsart die Produktionskraft gänzlich gebrochen war. In dieser Zeit gab der Pariser Geistliche, Francois Ogier, Schelandre's *Tyr et Sidon* wieder neu heraus. Vergeblich fragen wir uns, wodurch wohl diese Neuausgabe motiviert werden könnte, wenn wir nicht annehmen wollen, dass der Mangel an Dramen Ogier zu seinem Unternehmen ermutigte. Ogier begleitete das Stück mit einer Vorrede, die, wenngleich im XVII. Jahrhundert nicht sonderlich beachtet, durch die mit Recht hochgeschätzte Sammlung *Ancien Théâtre français* unter den Litterarhistorikern eine unverdiente Popularität bekommen. Schelandre hatte natürlich, als er zu Anfang des XVII. Jahrhunderts *Tyr et Sidon* schrieb, an nichts weniger als an die Einheiten gedacht. Anders Ogier. Zu einem „regelmässigen" Stücke konnte er Schelandre's Werk nicht umarbeiten. Er liess es wie es war. Nun hegte er aber die Besorgnis, die Kritik möchte sich an dem unregelmässigen Stück vergreifen[5]). Warum? Weil sie meinte, vom Standpunkte des klassischen Altertums aus könne sie nur ein „regelmässiges" Stück begutachten. „Dieser Standpunkt ist falsch; denn die Alten selbst haben auch unregelmässigen Stücken Beifall geklatscht" — das ruft Ogier in seiner Vorrede den Kritikern zu. Kein Litterarhistoriker hat sich diese Stelle entgehen lassen. Die Regeln müssen demnach im Jahre 1628 schon zu einer gewissen Macht gediehen sein, weil Ogier es für nötig erachtet, sich mit ihnen abzufinden und ihre Verletzung seitens Schelandre der Wahrheit zum Trotz als eine absichtliche hinstellt — das sind die Schlüsse, die man gewöhnlich aus unserer Stelle zieht*). Schelandre hat die Regeln gekannt, wenn auch absichtlich verletzt, — ein Standpunkt, den man genau so später wieder findet — und Ogier's Einleitung beweist, dass man 1628 die Regel nicht mehr unbeachtet lassen dürfte. Soweit die Schlussfolgerungen unserer Litterarhistoriker, die nur logisch, nicht aber auch richtig sind. Ogier war ein Geistlicher, d. h. ein Mann, welcher nach Massgabe der damaligen Verhältnisse eine vollständige wissenschaftliche, daher klassische Bildung besass. Er war ein Gelehrter und hatte wohl auch ein wenig den Fehler, seine Zeit durch die Brille seiner Wissenschaft, des klassischen Altertums zu betrachten. Will man Beweise dafür, wie fremd er den litterarischen Bestrebungen seiner

---

*) Auch Otto übertreibt die Bedeutung von Ogier's Vorrede nicht wenig.

Zeit gegenüberstand? Er gibt ein altes, längst vergessenes Werk neu heraus, er geht zweitens in der Betrachtung der Einheiten von der Tragödie aus in einer Zeit, wo diese fast gänzlich verschollen war, wo die Pastorale und nur die Pastorale im Mittelpunkte des Interesses stand. An welches Publikum wendet er sich? An das lesende, nicht das im Theater zuhörende und klatschende Publikum, an die Gelehrten, nicht an die grössere Anzahl der Gebildeten, wozu auch die Dichter zu rechnen sind. Seine Auslassungen haben daher für uns nur den Wert einer akademisch-theoretischen Ansicht, die wie wir a priori annehmen und später durch Thatsachen bestätigen können, zur Entwickelung des Theaters nichts beigetragen hat.*) Zu dieser meiner Ansicht passt vortrefflich eine Stelle aus dem Briefe Balzac's an Mme Deologes vom 30. September 1628.[6]) Man thut zwar gut, sich den Daten der Folio-Ausgabe gegenüber skeptisch zu verhalten, doch lassen sich hier nur Gründe für, keine Gründe gegen die Richtigkeit der Jahreszahl 1628 bringen. Balzac spricht hier von einer allzu gelehrten Dame. Worin besteht ihr Überschuss an Gelehrsamkeit? — sie ist im klassischen Altertum zu gut bewandert, sie will längst verbrauchte Dichtungsformen wieder auffrischen, sie tritt begeistert für die Zeiteinheit ein. Warum nimmt Balzac, der gelehrte Balzac, der im Herzen selbst den Regeln zugethan war, ihr das übel? Weil so viel Gelehrsamkeit, weil die Kenntnis der Regeln auf der Basis des klassischen Altertums etwas in der Gesellschaft Ungewöhnliches, d. h. für eine Dame Lächerliches war.**)

Wir stehen immer noch im Jahre 1628. Die dramatische Produktion schien gelähmt. Die Dichter und das gebildete Publikum lebten und starben für die Pastorale nicht aus Prinzip sondern aus Gewohnheit. Die *Bergeries*, *Silvie*, vielleicht auch *Amaranthe* hatte die französische Pastorale schon hervorgebracht, konnte sie denn nicht noch weitere herrliche Früchte zeitigen?

Die Art des Schäferspiels ist an sich keiner grossen Variation fähig, — konnten sich doch selbst die Italiener nur dreier Welterfolge in dieser Gattung rühmen. Wer dachte aber daran? Zwei Wege gab es, um die Produktion im Gebiete des Schäfer-

---

*) Ogier's eigene unserer Stelle unmittelbar vorausgehenden Worte scheinen uns Recht zu geben: „*ceux qui défendent les anciens poetes reprendront quelque chose en l'invention de nostre autheur et ceux qui suivent les modernes trouveront à dire quelque peu à son élocution. Les premiers qui sont les doctes* . . .“ Also die Modernen tadeln nur den Stil und nur die Gelehrten, welche einzig und allein in den alten Dichtern leben, tadeln die Regellosigkeit des Stückes.

**) Diese Stelle wurde noch nicht angeführt.

spiels wieder zu beleben — die Veredlung der Form und die Veredlung des Inhaltes. Beide Wege führten parallel zur italienischen Pastorale, kreuzten sich aber leider nicht.*) Die französischen Pastoralen brachten es nicht zu internationaler Berühmtheit, wie die italienischen; letztere mussten deshalb höheren ästhetischen Wert haben als erstere. Woher kam das? War die *Bergeries* inhaltlich nicht gerade so wertvoll wie der *Pastor fido,* die *Silvie* inhaltlich nicht gar einer *Filli di Sciro* vorzuziehen? Dann musste es die Form sein, was die Schönheit eines *Aminta* ausmachte, dann musste die Form des französischen Pastoralspiels veredelt werden, wenn anders dieses es zu internationaler Bedeutung bringen wollte. Nicht theoretische vermeintliche Weitsichtigkeit gab zu diesen Gedanken Anlass, sondern einzig und allein der internationale Erfolg der italienischen Bühnendichtung, als deren begehrenswerteste Früchte jene Epoche eben die Schäferspiele ansah. Erfolg sollte auch das französische Schäferspiel haben, nicht etwa in der Stube des Gelehrten, sondern auf der lebendiger wirkenden Bühne. Die Beibehaltung der Pastorale unter gleichzeitiger Veränderung ihrer Form schien jenen Erfolg zu verbürgen. Diese Stimmung findet ihren besten Ausdruck in der Entstehungsgeschichte der *Silvanire* Mairet's. Der Graf v. Carmail und der Kardinal La Valette trugen Mairet, dem Dichter der *Silvie,* auf, nun einmal eine Pastorale zu schreiben, welche ihrer Form nach den italienischen Pastoralen möglichst nahe komme. Wussten jene beiden hochgebildeten Männer etwas von der charakteristischen Form einer italienischen Pastorale? Nein. Wusste es Mairet? Abermals nein. Vielleicht, ich sage vielleicht, wussten sie etwas von den dramatischen Regeln der Alten aus den Schriften der Theoretiker, aus der Vorrede eines Ogier. Dieses theoretische Wissen konnte sie aber nicht dazu verleiten, Mairet zur Nachahmung der Alten aufzufordern, ebensowenig wie Mairet selbst anfangs daran dachte, den ihm gewordenen Auftrag so aufzufassen, als ob er einfach die aristotelischen Regeln anwenden solle. Wer weiss überhaupt, ob Mairet's Mäzene die Einheiten meinten. Kannte auch Mairet die klassischen, französischen und italienischen Theoretiker vielleicht vorher schon, so holte er sich jedenfalls zur Abfassung seiner *Silvanire* vorerst bei den italienischen Bühnenpraktikern Rat.

Trotz aller vor 1629 gemachten theoretischen Auslassungen blieb es Mairet nicht erspart, die Form für seine *Silvanire* erst

*) cf. dazu meine Abhandlung in der *Ztschr. f. nfz. Spr. u. Litt.* XI, 3 S. 84 ff.

noch zu suchen. Suchte er allein? War er der einzige unter den Dichtern, seine Gönner die einzigen unter der gebildeten Gesellschaft, welche es nach einer Umgestaltung der dramatischen Form verlangte?

Im Jahre 1629 brachte der nachmals durch den Cidstreit bekannt gewordene Claveret seinen *Esprit fort* zur Aufführung. In der 1637 geschriebenen Vorrede zu diesem Stücke rühmt sich Claveret, die Einheit der Zeit drinnen strengstens gewahrt zu haben.[8]) Die hier von Claveret angeführte Thatsache ist richtig, wie ich mich selbst überzeugen konnte. Es käme nur besonders viel darauf an zu wissen, ob in diesem Stücke die Einheiten mit Bewusstsein durchgeführt wurden und nicht nur zufälligerweise. Claveret's eigenes Zeugnis müssen wir als durchaus verdächtig zurückweisen. Nicht viel anders ist es mit Pichou's *Fillis de Scire.* Das Stück ist eine Bearbeitung der gleichnamigen Pastorale Bonarelli's. Jedenfalls sind, wie in dem Original, Verstösse gegen die Einheiten vermieden. Ob mit Bewusstsein oder zufällig wage ich nicht zu entscheiden. Isnard's Vorrede dazu kann uns um so weniger darüber aufklären, als es selbst nach dem Wortlaute des Textes noch lange nicht sicher ist, ob unter den Regeln überhaupt die „Einheiten“ gemeint sind. Ja, wie mir eben einfällt, man könnte auf Grund folgender Thatsache geradezu das Gegenteil behaupten. Vor dem Erscheinen der *Fillis* von Pichou hatte Ducros das Werk Bonarelli's ins Französische übersetzt, ohne dass diese Übersetzung, wie aus Ducros' eigenen Worten hervorgeht, jemals auf die Bühne gekommen wäre. Als nun gegen 1630 das Stück Pichou's aufgeführt wurde, hatte es einen solchen Erfolg, dass Ducros' Übersetzung dadurch in den Schatten gestellt wurde. Ducros forschte nach den Ursachen dieses Erfolges und sah selbst ein, dass Pichou's Bearbeitung geeigneter für die französische Bühne war als seine Übersetzung.[7]) Er spricht bei dieser Gelegenheit von „Regeln“ der französischen Bühne, welche mit denen des italienischen Theaters jedenfalls nicht identisch waren. Denn hätte sonst Ducros die Empfindung gehabt, dass er, der sich doch genauer als Pichou an das Original hielt, und notwendigerweise die Regeln des italienischen Dramas befolgen musste, die des französischen Theaters verletzt habe? Das Stück Pichou's muss also bei seinem Erscheinen nicht ganz den Eindruck eines regelrechten italienischen Schäferspiels gemacht haben, und keinesfalls können wir in Pichou's Werk den bewussten Ausdruck eines zu völliger Klarheit gediehenen Reformgedankens erkennen. Ganz Gleiches lässt sich von Gombauld's *Amaranthe* sagen. Leider muss bis jetzt noch jeder Versuch, dieses Stück zeitlich zu bestimmen, fehlschlagen. Aus

inneren Gründen möchte ich es in das Jahr 1628 setzen. Ganz nach der Schablone des italienischen Schäferspiels gearbeitet, verstösst es in nichts gegen die Regeln, wovon ich mich selber zu überzeugen die seltene Gelegenheit hatte. Konnten wir aber das Gleiche nicht auch von Racan's *Bergeries* behaupten? In der von uns behandelten Periode kam es nicht so fast darauf an, die Einheiten zu beobachten oder nicht zu beobachten, sondern darauf, Schule zu machen. Letzteres beabsichtigte indessen Gombauld nicht, als er *Amaranthe* dichtete. Man sieht, bis zum Jahre 1629 hatten selbst die Schäferspieldichter noch keine abgeklärte Anschauung über die dramatischen Regeln, die sie zufällig befolgten.*) Dass diese Regeln gar den Grundgedanken einer Reform des ganzen Theaters *in nuce* enthielten, daran dachte keiner. Im Laufe des Jahres 1629 mag allerdings ein Umschwung in den Ansichten über die Regeln zu Gunsten der letzteren eingetreten sein. Wie so, das entzieht sich unserer Beobachtung. Vielleicht sah man indessen die Regeln immer noch als ein Charakteristikum der italienischen Pastorale an. Jedenfalls verdient die Thatsache mehr als bisher hervorgehoben zu werden, dass 1629—30 die meisten später berühmt gewordenen Theaterdichter zum ersten Male die Bühne betraten — aber keiner mit einer Pastorale. Liessen sie die Pastorale deswegen unbeachtet, weil sie in der That schon stofflich abgeblasst war oder weil sie fürchteten, die Regeln dieser Dichtungsart respektieren zu müssen? Unmöglich, sich darüber klar zu werden. Grossen Erfolg erzielten sie alle, trotzdem sie die Regeln nicht befolgten. Während nun so die *homines novi* unter den Theaterdichtern ohne theoretische Beklemmungen frisch darauf los arbeiteten, hing Mairet an der Pastorale. Dieser Dichtungsart hatte er seinen schönsten Erfolg, die *Sylvie* zu verdanken, was Wunder, wenn er sich nur schwer vom Schäferspiele trennen mochte. Aber die *Sylvie* entsprach formell nicht mehr dem Ideale der Gesellschaft, — seine beiden Gönner**) hatten ihm das nicht undeutlich zu verstehen gegeben! War es nur die diskretere Farbengebung, was den *Pastor fido* vor der blendenden *Sylvie* auszeichnete? Oder war es noch ein gewisses Etwas, das einen grösseren Zauber ausübte, als die schimmernde Poesie seiner *Sylvie*. Er wollte sehen, suchen. Der Ehrgeiz brannte ihm auf dem Hirne, der Ehrgeiz,

*) Otto trennt wie so viele andere fast nie das Drama selbst von der Vorrede.

**) Es waren der Kardinal de la Valette und der Graf Carmail, welche ihm den Auftrag gaben, ein Pastorale zu dichten unter Beobachtung von *toutes les rigueurs* der italienischen Pastoralen (*Discours poëtique,* Otto, S. 9.).

dem Auftrage seiner Gönner nachzukommen. Er wollte das französische Drama dem italienischen ebenbürtig machen, indem er die französische Pastorale der italienischen ebenbildlich gleich machen wollte, als ob man den Feind immer mit den eigenen Waffen schlagen müsste. Dem französischen Schäferspiel wollte er das Kleid des italienischen umhängen, einer Weltdame die Gewandung einer Pallas Athene. Er ging einer schweren Täuschung entgegen. Schon hielt er die Pastorale und unter den Pastoralen die italienische für das Ideal der dramatischen Poesie. Hätte er dieses Ideal wenigstens begriffen, wäre es ihm wenigstens zu Bewusstsein gekommen, dass die eigentümliche Stimmung den Reiz der italienischen Pastoralen ausmacht. Nein, er erkannte nur eine eigentümliche, formelle Eigenschaft des italienischen Schäferspiels, die Einheiten. Diese ihre dramatischen Regeln konnte er um so eher für die Verwirklichung des dramatischen Ideals halten, als sich die Italiener, was diesen Punkt anbelangt, in vollster Übereinstimmung mit den Alten befanden. Diese Entdeckung — und es brauchte eine Entdeckung für ihn trotz aller französischen Theoretiker — half ihm über alle Zweifel hinweg. Das Geheimnis des Erfolges der Italiener war die Beobachtung der Einheiten — das war seine Schlussfolgerung, das seine Täuschung. Dann brauchte auch er ja nur die Einheiten durchzuführen, und der Erfolg fällt ihm in den Schoss. Er suchte die Poesie und fand nur ihren Widerpart, die Logik. Die Zeit seiner naiven Produktion war vorbei — er war ein denkender Dichter geworden. Die *Silvanire* ist das erste dramatische Werk des XVII. Jahrhunderts, worin die Regeln mit Bewusstsein durchgeführt sind, das erste nach bestimmten ästhetischen Prinzipien verfasste Drama des XVII. Jahrhunderts. Der Misserfolg des Stückes war indessen ebenso unbestreitbar als erklärlich. Es fehlt ihm eben jede Poesie, jede interessante Handlung. Seine Eigenschaft als Pastorale konnte es ebensowenig retten wie seine klassische Regelmässsigkeit. Die ganz unregelmässige *Mélite* hatte einen ungeheueren Erfolg, ein Beweis dafür, dass auch dem Hofpublikum Poesie noch mehr galt, als die Einheiten. Mairet machte einen Fehler, als er die Einheiten, an der Hand der abgestandenen Pastorale auf der Bühne einführen wollte. Dieser Fehler Mairet's erklärt sich aber leicht; denn erstens hatte er damals noch eine besondere Vorliebe für die Pastorale und zweitens waren die italienischen Pastoralen seine Vorbilder. Der Tragikomödie, welche nach Massgabe der französischen Theaterverhältnisse gegen Ende der zwanziger Jahre Mairet allein für seine Reform hätte wählen können, war unser Dichter in seiner Blütezeit nie zugethan. Der Erfolg und die

Praxis der italienischen Pastoraldichter brachte Mairet auf die Spur der Regeln, nicht aber die langatmigen Ausführungen der Theoretiker. Mögen diese Thatsachen doch diejenigen sich recht überlegen,*) die da meinen, die Theorien eines Daigalier's hätten auf die Gestaltung der französischen Tragödie einen nennenswerten Einfluss ausgeübt. Wenn Mairet wirklich eine Ahnung davon gehabt hätte, was von den Theoretikern schon über die Regeln geschrieben worden war, hätte er dann erst den Umweg durch die italienischen Schäferdichter machen müssen, um zu den Regeln zu gelangen? Und Mairet war ein Dichter, ein gebildeter Dichter und Weltmann zugleich. Wenn er die Regeln erst wieder neu entdecken musste — werden andere mehr davon gewusst haben als er, diejenigen natürlich ausgenommen, deren Lebensberuf die Gelehrsamkeit war?

Mairet's *Silvanire* hatte keinen Erfolg. Auf diese Thatsache kann nicht genug Nachdruck gelegt werden, ihre Richtigkeit steht ausser allem Zweifel. Ein Dichter, der auf einer Bühne Erfolg mit einem Stücke hatte, wird nie und nimmer konstatieren, dass er dieses Stück ursprünglich gar nicht für jene Bühne geschrieben.**) Und dann haben wir ein formelles Zeugnis dafür, das zwar von einem Gegner Mairet's herrührt, aber im Zusammenhange mit der eben erwähnten Thatsache doch vieles für sich hat.***) Drittens hat sich Mairet nie mehr mit der Pastorale abgegeben, was mir der beste Beweis dafür zu sein scheint, dass Mairet auf diesem dramatischen Gebiete eine Schlappe erlitten. Aber — eine in der Litteraturgeschichte nicht allzu häufig wiederkehrende Erscheinung, — die *Silvanire* wirkte trotz ihres Misserfolges. Die Einheit der Zeit ist in diesem Stücke mit der ganzen Wucht einer fanatischen Überzeugung, mit einer für den modernen Beobachter geradezu abstossenden Aufdringlichkeit durchgeführt. Fassen wir uns kurz — die *Silvanire* ist eine Tendenzdichtung — darin lag ihre Schwäche, zugleich aber auch ihre Stärke. Nur der Dichter der *Silvie*, der immer noch angebeteten *Silvie*, konnte mit einem solchen Werke, wenn auch keinen poetischen Erfolg, so doch eine nachhaltige Wirkung erzielen; die Persönlichkeit vertiefte den Eindruck ihres poetischen Pro-

*) Otto braucht nicht weniger als 60 Seiten bis er zur *Silvanire* kommt.

**) Er sagt selbst in der Vorrede, es sei für das *Hostel de Montmorency plustost que pour l'Hostel de Bourgogne* gedichtet worden.

***) Es heisst im Avertissement au Besanconnois Mairet, Laveaux, *Œuvres de Corneille* III, S. 70: *Cependant il nous étale pour poëmes dramatiques parfaitement beaux: le Pastor fido, la Filis de Scire et cette malheureuse Silvanire que le coup d'essai de Corneille terassa dès sa première représentation.* (Marty-Laveaux, *l. c.* III, 70. Avertiss. au B. M.)

gramms. Der Dichter der durch und durch romantischen *Silvie* brach mit seiner poetischen Vergangenheit — er musste seine gewichtigen Gründe dafür haben. Die *Silvanire* war zu arm an poetischen Schönheiten, um zur Nachahmung zu reizen, aber ihre Form zugleich so eigentümlich, dass sie geradezu zum Nachdenken zwingen musste. Die Diskussion über die Einheiten ging von der *Silvanire* aus. Jene Diskussion wurde jetzt aber nicht mehr bloss in den Kreisen der Zunftgelehrten geführt — sie ergriff auch die Dichter, vielleicht sogar einige besonders hochgebildete Kreise der vornehmen Welt. Zwei Zeugnisse haben wir für die Richtigkeit dieser Thatsache aus dem Jahre 1630. Corneille erzählt selbst,[9]) er habe bei Gelegenheit einer Aufführung seiner *Mélite* (also 1630, aber nach der ersten Aufführung der *Silvanire)* zum erstenmale von den Regeln gehört. Dann haben wir das Zeugnis Godeau's, der, wie wir aus dem nachher zu erörternden Briefe Chapelain's ersehen, gegen Ende des Jahres 1630 und nicht früher anfing, über die Regeln nachzudenken. Dieses Zusammentreffen ist interessant und lehrreich. Zwei Dichter, wie Corneille und Godeau wussten im Jahre 1630 noch nichts oder nicht viel von den Regeln. Auch von keinem anderen Dichter sind uns Äusserungen aus diesem Jahre bekannt. Also war doch Mairet der erste Dichter der neuen Litteraturepoche, welcher das Programm der Regelmässigen im Jahre 1630 zwar noch nicht vom Katheder herab, sondern von der lebendiger wirkenden Bühne aus verkündete. Damit schien sich indessen das französische Drama seiner Freiheit begeben zu haben — es hatte sich die Kritik geschaffen. In Zeiten der naiven Dichtung gibt sich der Leser oder Hörer ebenso unbefangen der Poesie hin, wie der Dichter — keiner von beiden lässt sich seine Freude durch Grübeln verkümmern. Sobald der Dichter aber ostentativ behauptet, er dichte nach Regeln, dann hat der Kritiker leichtes Spiel. Dieser denkt immer schärfer als jener, wie jener seinerseits viel feiner empfindet als dieser. Der Kritiker, der sich im Jahre 1630 aufthat und an die Sohlen der *Silvanire* und des französischen Dramas heftete, war Chapelain. Nicht aber jener Chapelain, den jedes Kompendium der Litteraturgeschichte kennt, sondern wie wir ihn aus Arnaud's Werke über d'Aubignac erst seit 1888 kennen gelernt haben. In diesem Werke hat Arnaud einen bis dahin unentdeckten Brief Chapelain's veröffentlicht, der als eines der wichtigsten Aktenstücke zur Geschichte der Einheiten angesehen werden muss. Er trägt das Datum „29. November 1630" und entstammt somit einer Zeit, wo die *Silvanire* sicherlich schon ihre erste Aufführung erlebt hatte. Viel pikanter werden die Äusserungen Chapelain's dadurch, dass sie an den

jungen Godeau gerichtet sind, der damals im Anfange seiner dichterischen Laufbahn war. Merkwürdigerweise war es mir vorbehalten, den Namen des Adressaten Chapelain's zu enthüllen. Er geht zur Evidenz aus der unten angeführten Briefstelle hervor.[10]) Ein weiterer Punkt, welcher Chapelain's Brief noch ein besonderes Interesse verleiht, ist die Thatsache, dass die schriftlich von Chapelain niedergelegten Äusserungen über die Regeln allgemein bekannt gewesen sein müssen. Denn sie werden nicht nur in einem Briefe Chapelain's vom Jahre 1635 erwähnt, sondern noch im Jahre 1663 waren sie in gutem Andenken, wie der Brief Chapelain's an Sainte Garde beweist. Und welche interessante Einblicke gewähren sie uns in die damalige litterarische Bewegung und zugleich in Chapelain's Charakter. Leider ist uns der Brief Godeau's verloren gegangen, und wir können auf seinen Inhalt nur aus Chapelain's Antwort einige notdürftige Schlüsse ziehen. Der angehende Dichter Godeau, nachmaliger Bischof von Vence, bekannter noch unter seinem Spitznamen Nain de Julie, wandte sich an den damals schon als Kritiker hochangesehenen Chapelain, um von ihm Aufschluss darüber zu erhalten, ob die Beobachtung der Zeiteinheit wirklich unbedingt notwendig sei![11]) Von einer historischen Begründung letzterer Regel scheint Godeau indessen eine ziemlich nebelhafte Vorstellung gehabt zu haben. Jedenfalls hat er, gleich Corneille, erst im Jahre 1630 davon gehört — denn wie hätte er sie sonst für eine *inuention nouuelle* halten können?[12]) Aber diese Äusserung Godeau's war es nicht allein, was Chapelain in Erstaunen setzte — der ganze Brief Godeau's erregte des Kritikers allerhöchste Verwunderung. Chapelain kannte seine Leute und seine Zeit. Warum kam ihm Godeau's Frage so ganz befremdend vor, vielleicht war sie ihm sogar ungelegen. Im Jahre 1630 war man eben in Frankreich noch nicht daran gewöhnt, das Drama mit dem Auge des Kritikers zu betrachten oder gar dessen Regeln eingehend zu diskutieren, das überliess man Gelehrten vom Schlage eines Ogier. Wenn nichts anderes darauf schliessen liesse, dann würde Chapelain's Brief allein zum Beweise unserer Behauptung dienen können. Chapelain hielt es gar nicht für denkbar, dass Godeau aus reinem wissenschaftlichen Interesse, aus purer Freude am Ästhetisieren ihm drei lange Seiten über die Einheiten habe schreiben können. So wenig Hang zeigte man damals noch zu poetisierenden Diskussionen. Verdächtiger noch als seine Anfrage überhaupt scheinen unserem Kritiker die von Godeau in seinem Briefe zum Ausdruck gebrachten Anschauungen Godeau's gewesen zu sein. Es steht klipp und klar im Briefe Chapel.'s zwischen den Zeilen geschrieben, dass Godeau's Äusserungen sich

direkt gegen die Einheiten richteten. Chapelain durchschaute aber den jungen Briefschreiber und fertigte ihn ab, indem er ihm vorsichtig aber deutlich sagt: „Gib Dir doch nicht den Anschein, als ob Deine Anschauungen über das Drama aus der lauteren Quelle der Wissenschaft flössen — Du willst Dich praktisch auf der Bühne versuchen und weil Dir die Regeln nicht in den Kram passen, verwirfst Du sie, anscheinend aus Prinzip, in Wirklichkeit nur aus Unvermögen, Deine Muse ihnen dienstbar zu machen."[13]) Hier haben wir gleich den grossen Gegensatz zwischen Bühnentheorie und Bühnenpraxis, der bis tief in die zweite Hälfte unseres Dezenniums hinein unversöhnlich und unlösbar zu sein schien: Aber Chapelain stellt seine Forderung so bestimmt, wie möglich. Godeau solle sich ja nicht dadurch verführen lassen, dass der von ihm gewählte Dramenstoff sich den Regeln nicht füge. Möge jener Stoff noch so bestechend sein — er müsse ohne Zagen sein Geisteskind dem unerbittlichen Gotte der Kritik opfern. In der Begründung dieser seiner Forderung zeigte sich Chapelain als einen äusserst schlauen Diplomaten. Hatte Godeau seine Frage nur vom Standpunkte der Bühnenpraxis aus gestellt, so hielt es Chapelain für notwendig, sie vom nämlichen Standpunkte aus zu beantworten. Er hütete sich wohl davor, die Ansichten der Theoretiker zu registrieren. Ja er stellt sich, als ob die Poetik des Aristoteles und die Anschauungen dieses Philosophen über das Drama ihm ganz fremd seien.[14]) Nicht mit leerer Theorie hofft er Godeau beizukommen, sondern mit der Waffe des gesunden Menschenverstandes, einer Waffe, welche die Kritik von jeher zu brauchen verstand, und welche den Dichter immer schlägt, weil sie ihn gleichsam von hinten, von der Kehrseite seines Wesens anpackt. Der gesunde Menschenverstand als oberster Richter des Dramas ist das nicht ein *summum ius summa iniuria* im Gebiete der Ästhetik? Wenn es nur der gesunde Menschenverstand gewesen wäre, wie er frei in die Welt hinein blicket, nicht hie und da verstohlen auf seinen Aristoteles herunter, wie einer, der frei spricht, aber doch hin und wieder seinem Gedächtnisse nachhelfen muss. War Chapelain sicher, dass Godeau in die Falle ging? Und wenn nicht? Auch für diesen Fall war Chapelain gerüstet. Wohl wusste er, dass der Erfolg der Lehrmeister nicht nur der Thoren sondern auch der Dichter ist. Was brauchte er eine weitere Beweisführung? „Ich habe meine Weisheit nicht bei den alten Bühnentheoretikern sondern bei den Dichtern gehabt. Nicht nur die Alten aber, sondern auch die modernen Italiener haben die Zeiteinheit beachtet. Alle diese Dichter waren darin einig, alle hatten Erfolg. (Ob dieser Erfolg direkt oder indirekt auf die Beobachtung der Zeiteinheit zurückzuführen sei, wird nicht gesagt.) Sollte es Dir

dann an Beifall fehlen, wenn Du die Regeln beachtest? Du siehst also, von jedem Standpunkte aus empfiehlt sich die Beobachtung der Regeln; die (wie diplomatisch!) nicht gerade ganz aber beinahe unbedingte Notwendigkeit sind."[15]) Chapelain wusste wohl, warum er auf die Bühnenpraxis mehr Gewicht legte als auf die Theorien. Nur so konnte er zur Lösung der Einheitenfrage beitragen, welche ja durch die Aufführung der *Silvanire* zu einer eminent praktischen Bühnenfrage gestempelt werden sollte. Das nämliche Prinzip verfolgte Chapelain in den beiden kurzen Entwürfen der Regeln des Dramas, welche Arnaud ebenfalls veröffentlicht hat, deren Wert für uns aber nicht so hoch anzuschlagen ist, weil ihre Abfassungszeit nicht bestimmt werden kann. Hier beschränkt sich Chapelain einfach darauf, festzustellen, welchen Regeln die alten Dramatiker folgten, ohne indessen diese Regeln als bindend für die modernen Bühnendichter hinzustellen. Die Bedeutung dieser Kundgebung Chapel.'s leuchtet von selbst ein. Der Gelehrte im Gewande des Weltmannes, der nicht im Geruche blosser Stubengelehrsamkeit stand, sondern den Geschmack der vornehmen Welt studierte, allerdings nur um ihn desto besser leiten zu können, hatte sein Urteil zu Gunsten der Einheiten in die Wagschale geworfen. Dieses sein Urteil wog um so schwerer, als es klugerweise jeden Schein von Pedanterie vermied, und in einer Art und Weise abgefasst war, dass es keinen zeitgenössischen Dichter verletzte, sondern von der Höhe einer den Schranken der Wirklichkeit entrückten abgeklärten Kunstanschauung zu kommen schien.

Gegen Schluss fiel indessen Chapelain aus der Rolle und verlangte, man solle dem französischen Theater die Botenerzählungen, Musik und Chöre der alten Tragiker wieder zurückgeben. Dieser Fehler Chapel.'s scheint indessen wenig bemerkt worden zu sein.

Bei Godeau haben Chapel.'s Vernunftgründe jedenfalls vollständig eingeschlagen. Denn wenn Godeau überhaupt im Jahre 1630 Lust gehabt hat, für die Bühne zu arbeiten, so war Chapel.'s Brief vorzüglich dazu angethan, ihm die Lust am Drama von vornherein zu verderben. Jedenfalls weiss die Litteraturgeschichte nichts von einem Theaterdichter Godeau.

Ist Chapel.'s Kundgebung die erste kritische Sanktionierung der dramatischen Gesetze, welche Mairet in seiner *Silvanire* angewandt hatte, so konnte letzterer mit Fug und Recht Chapelain künftig als seinen Bundesgenossen betrachten. Aber Chapelain verschwand vorerst hinter den Kulissen, — er sah theoretische Kämpfe voraus und war doch eine nichts weniger als streitlustige Natur. Er hatte dem Studium der Regeln aktuelles Interesse gegeben. Sein theoretischer Erfolg war unzweifelhaft grösser

als der Bühnenerfolg Mairet's. Vom Ende des Jahres 1630 datiert ein gewaltiger Umschwung. Die Dichter beginnen nun über die Regeln des Theaters nachzudenken und zu diskutieren, allerdings wie es scheint, mehr um ihren Respekt vor der Wissenschaft an den Tag zu legen als um sich in ihrer praktischen Bühnenthätigkeit dadurch beeinflussen zu lassen.**) Von den Einheiten nichts zu wissen, gilt künftig bei dem Theaterdichter als das Zeichen einer Unwissenheit, deren sich keiner schuldig machen wollte. Zwei Thatsachen sind es, welche uns hier stützend zur Seite stehen. Erstens lässt sich von allen im Jahre 1631 erschienenen Dramen nur bei einem mit Sicherheit feststellen, dass die Einheit der Zeit darin mit Bewusstsein durchgeführt ist. Es ist Rotrou's *Diane*.*) Wer hätte das von Rotrou geglaubt, der in der folgenden Zeit die Regeln einfach unbeachtet lässt, mit Duryer der einzige Dichter ist, der überhaupt niemals darüber sprach? Dem steht die Thatsache gegenüber, dass aus der ersten Hälfte des Jahres 1631 Kundgebungen zu Gunsten der Regeln stammen, Kundgebungen, die mehr oder weniger wissenschaftlich angehaucht, diesmal nicht aus der Feder des Kritikers, sondern des produktiv-thätigen Theaterdichters stammen. Ich meine — der zeitlichen Reihenfolge nach — der Vorrede zu *Silvanire*, *Fillis de Scire* (die zwar, wie wir sehen werden, von einem anderen Standpunkte beurteilt werden muss) und zu *Amaranthe*. Damit haben wir uns vorerst zu beschäftigen.

Mairet liess sich durch den Misserfolg der *Silvanire* keineswegs entmutigen. Er war sich selber gegenüber ehrlich genug, einzusehen, dass nicht die Beobachtung der Regeln, sondern sein dichterisches Unvermögen seine Pastorale zu Fall gebracht hatte. War die *Silvanire* auch nicht poetisch schön empfunden, so war sie doch künstlerisch richtig durchdacht. Sie war das Werk eines nicht blind, sondern mit dramatisch-technischem Bewusstsein arbeitenden Künstlers. War sein Werk auch nicht künstlerisch vollendet, so hatte er doch den Weg gefunden, der zur Vollendung führte. *Ut desint vires* . . ., das ist der kurze Sinn seines Briefes an Carmail. Warum hielt er nun der *Silvanire* eine so lange Leichenrede, wie es der *Discours poétique* ist? Das Drama

*) Vielleicht ist jedoch dieses Stück erst vom nächsten Jahre. Vergleiche darüber Kap. IV, No. 13 und Kap. III. Arnaud *l. c.* S. 165 sagt: *Rotrou ignora (?) les règles, les viola* (aber Diane!) *et n'en parla jamais, Corneille en parla trop.* Der erste Vers des Stückes lautet: *Le soleil a quitté l'humide sein de l'onde.* Im 5. Akt ist es Abend: *Déesse du repos, fais épaissir ton ombre* (V, 4) und Doristee*): *De cette nuit heureuse toutes ses nuits dépendent* (V, 4).

**) Lisle, *Essai sur les théories dramatiques de Corneille*, Paris 1852, ein sonst veraltetes Werk, äussert die gleiche Ansicht. S. 87.

sollte wenigstens einen Bucherfolg erzielen, durch den Nachweis, dass es ja nach allen Regeln der Kunst abgefasst sei. Für diese Regeln wollte er Propaganda machen. Konnte er es nicht durch die poetische That, so stand ihm ja das poetisierende Wort noch zur Verfügung. Und seine Zeit war ja reif dazu, wie Chapel.'s Brief bewies. Zwischen der Abfassungszeit der *Silvanire* und des sie begleitenden *Discours* liegt etwa ein Jahr. Letzterer erschien am 31. März 1631. Chapel.'s Kundgebung war in der Zwischenzeit erschienen. Bei der Abfassung des *Discours* geriet indessen Mairet in einen Zwiespalt, den er nicht lösen konnte: Schrieb er den *Discours* bloss gleichsam als Leitfaden durch die *Silvanire*, als Rechtfertigung dieses einen Werkes oder als Leitfaden zur Anfertigung von Dramen, als Kritik der Theaterstücke in denen die Einheiten nicht durchgeführt waren? Wollte er nicht nur zum Verständnis sondern auch zur Nachahmung der *Silvanire* die nötige Anleitung geben, nicht nur in einem speziellen Falle belehrend, sondern allgemein reformatorisch wirken? Wie sehr sich Mairet nun auch gegen letztere Unterstellung verwahren mag,[16]) so kann doch nicht der leiseste Zweifel darüber bestehen, dass der *Discours* vom Standpunkte der Streitschrift aus betrachtet werden muss; denn sein nur schwach verhüllter Endzweck war, die französische Bühne zur Umkehr zu bringen, indem sie ihr *Pater peccavi* formulierte. Mairet selbst gab ja das leuchtendste Beispiel, indem er indirekt seine *Sylvie* verurteilte. Der Kritiker Chapelain hat einen Bundesgenossen nicht nur in dem Dichter sondern auch in dem Kritiker Mairet bekommen — mit anderen Worten, die Kritik hat sich des Dichtergeistes bemächtigt, auch der Dichter hängt sich das glatte Mäntelchen der Wissenschaft um. Während sich Chapelain indessen im Rahmen einer streng-systematischen Darstellung hielt, fehlt es bei Mairet nicht an Seitenhieben und Seitenblicken auf die Gegenwart. Er spricht sich deutlicher als Chapelain darüber aus, in welchen dramatischen Dichtungsarten die Regeln zu befolgen seien. Die Theaterverhältnisse des Jahres 1631 berechtigten ihn durchaus dazu, auf die Komödie das Hauptgewicht zu legen und die Tragödie mehr in den Hintergrund treten zu lassen. Besonders gut kommt die Pastorale dabei weg, welche ja, wie wir gesehen haben, unserem Dichter erst zur Erkenntnis der Regeln verholfen. Für keine andere Dichtungsart fordert er die Einheiten so gebieterisch wie für die Pastorale. Warum? Ich erlasse dem Leser die merkwürdige Begründung. Noch in einem anderen Punkte unterschied sich der Dichter Mairet von dem Poetiker Chapelain. Dieser legte das Hauptgewicht auf die Forderungen des gesunden Menschenverstandes, jener suchte

zu beweisen, dass die Veranlagung der menschlichen Phantasie hauptsächlich die Beobachtung der Einheiten erheische. Chapelain bekümmerte sich mehr um die Bühnenpraxis der Alten, Mairet mehr um die Theoretiker. Trotzdem sah Mairet einen Einwand der Theaterdichter seiner Zeit voraus. Anknüpfend an die Beobachtung, dass die Dramen der Alten thatsächlich arm an Handlung sind, weist er die Vermutung zurück, als ob die Einheiten dafür verantwortlich zu machen wären. Denn — hier kommt wieder der Bühnenpraktiker zum Vorschein, mannigfaltig muss die Handlung im Drama sein und wird es auch sein trotz der Regeln. Mairet's Vorliebe für die Alten scheint viel blinder zu sein als die Chapelain's. Der Vernunftglaube des Letzteren an die Regeln wird bei Mairet zum Autoritätsglauben.*) Als Vorbilder weist er auf die Italiener hin. Wer da glaubt, es liesse sich mit Beobachtung der Einheiten kein dramatisches Meisterwerk herstellen, der lasse sich vom *Pastor fido, Fillis de Scire* und *Silvanire* — bezeichnenderweise sind es lauter Pastoralen — eines Besseren belehren. Ihr braucht nur mir nachzufolgen — ich habs Euch ja vorgemacht, ruft er den Theaterdichtern zu. Von Duldung kann hier keine Rede mehr sein. Unerbittlich treibt Mairet alle, welche nicht auf das Evangelium der Regeln schwören wollten, aus dem Musentempel. Schärfer, ich will nicht sagen geschickter, konnte die Agitation für die Regeln nicht betrieben werden.

Wir haben uns nun mit der Vorrede des Arztes Isnard zu Pichou's *Fillis de Scire* zu beschäftigen. Sie erschien am 30. April 1631, einen Monat nach Mairet's *Discours.* Sollte auch Pichou's Werk vor der *Silvanire* aufgeführt worden sein, so wurde doch die Vorrede dazu nicht vor dem *Discours* bekannt. Wir haben es hier nur mit der Vorrede zu thun, weil diese und das Stück selbst als zwei verschiedene Kundgebungen zu betrachten sind. Isnard war's, der unsere Vorrede schrieb — Isnard war Arzt, kein Dichter sondern ein Gelehrter. Und als Gelehrter will er gelten — umsonst beteuert er nicht, dass er sich oft bis in die Nacht hinein mit humanistischen Studien beschäftige.[17]) Und wenn er's auch nicht gesagt hätte — jeder unbefangene Leser hätte

*) Wenn Arnaud meint, Mairet sei nicht pedantisch genug gewesen, um mit seinen Ideen durchzudringen, so ist dies doch nur ein geistreicher Scherz. Auch Otto's Stellung der *Silvanire* gegenüber ist schief; er bemisst ihren theoretischen Erfolg nach der Tiefe ihrer wissenschaftlichen Begründung. Ist das ein historischer Standpunkt? Molière nahm auch, was er fand und bleibt doch Molière. Das rechte Wort vom rechten Mann zur rechten Zeit, das ist die Bedeutung der *Silvanire.* Wer möchte da untersuchen, von wannen dies Wort kam?

es seiner Vorrede anmerken müssen. Es wäre unbegreiflich, wenn es nicht Thatsache wäre, wieso man überhaupt dazu kommen konnte, der Vorrede Isnard's die nämliche Bedeutung beizumessen, wie dem *Discours poëtique.* Sie macht — bei aller Verschiedenheit des eingenommenen Standpunktes — den nämlichen Eindruck wie die Ogiers, — es ist das mühsame Elaborat eines mit Schöngeisterei behafteten verzopften Stubengelehrten. Ein solcher Mann konnte von seiner Stube aus keinen freien Ausblick in seine Zeit haben, nur ein solcher Mann konnte meinen, die Zeitgenossen würden dem Stücke Pichou's den Ehrentitel *Tragi-comédie* versagen aus dem einzigen Grunde, weil die *Fillis de Scire* unter Beobachtung der Einheiten geschrieben sei.[18]) Ein solcher Mann konnte zur Begründung der Einheiten nur den Aristoteles anführen und es nicht verschmähen, bei Ogier eine kritische Anleihe aufzunehmen.*) Nein, wir schliessen unsere Ausführungen über Isnard's Vorrede, weil wir letztere nur für ein tragikomisches Intermezzo in der Geschichte der Regeln halten.**)

Eine weit grössere Beachtung verdient die Vorrede Gombaud's. Sie erschien am 12. Juli 1631 also beträchtlich später wie der *Discours poëtique.* Auch hier ist Vorrede und Stück genau auseinander zu halten. Glücklicherweise haben wir es da wieder mit einem Dichter zu thun. Wohl hätte die *Amaranthe* auch ohne Vorrede in die Welt treten können — Gombaud war nicht in Mairet's Falle, der einem abgewiesenen Werke das Körbchen, das es vom Publikum bekam, mit den künstlichen Blumen der Poetik füllte. Die *Amaranthe* hatte Erfolg, der allerdings mit der Beobachtung der Einheiten nicht in Zusammenhang zu stehen schien. Da sie aber die Einheiten nicht verletzte, musste sich Gombaud, der träumerische herzensgute Gombaud von der Partei der Regelmässigen nolens volens in Beschlag nehmen lassen. Seine Freunde drangen in ihn, eine Vorrede zu schreiben und darin seine theoretischen Ansichten zu entwickeln.[19]) Wes Geisteskinder diese Freunde waren, lässt uns Gombaud selbst vermuten, indem er in lobendem Tone von ihnen sagt, sie verabscheuten das Theater nur deshalb, weil sie die Regeln des Dramas zu gut kennten. Sonderlich ernst wird es Gombaud

*) Die *Antigone* und *Terenz* als unregelmässig hinzustellen hat Pichou nach Ogier's Vorgang unternommen.

**) Diese meine Anschauung erhielt nachträglich eine erfreuliche Bestätigung. Nach Parfaict IV 424 sagt Isnard in der Vorrede der *Folies de Cardenio,* eines anderen ebenfalls 1631 erschienenen Werkes von Pichou: „*Cette loi* (sc. Zeiteinheit) *n'est pas si nécessaire qu'un bon Auteur ne s'en puisse quelquefois dispenser.*“ Genügt das nicht, um zu beweisen, dass Isnard nur zum Zwecke der Reklame schrieb?

nicht darum gewesen sein, mit seinen Ausführungen Schule zu machen. Denn mit rührender Naivetät lehnt er es ab, anderen Dramatikern die Gesetze vorschreiben zu wollen, deren Beobachtung ihm selbst so viel Schweiss gekostet habe. Wie kindlich matt ist dieses Eintreten Gombaud's für die Regeln. Hatte er auch die Beobachtung der Regeln in *Amaranthe* mit Bewusstsein durchgeführt, so geschah dies doch nicht in auffallender Weise. Die Begründung der Regeln hätte unmöglich lauer ausfallen können. Wie Chapelain weist er mehr auf das Beispiel der Bühnenpraktiker hin als auf die Lehren der Theoretiker. Von den italienischen Dichtungen erwähnt er nur *Aminte*, während sonst die französischen Schäferspieldichter zu allererst an den *Pastor fido* dachten. Mögliche Einwände weist er mit der herrlichen Bemerkung ab, die recht wohl dieser meiner Arbeit als Motto hätte dienen können: „Ich werde den Gegnern der Regeln folgen, wenn sie Meisterwerke hervorbringen, wie sie ein Terenz etc. geschrieben.“ Mit anderen Worten: „Nur die poetische That überzeugt mich.“ An der Möglichkeit eines solchen Falles zweifelt er indessen und meint, die Regeln sollten doch künftig Gemeingut der Gebildeten der ganzen Welt sein. Übrigens sieht er recht wohl ein, dass das französische Drama nicht in allen Dingen dem antiken gleichen könne, wobei er die langen Botenerzählungen verwirft, die in der späteren französischen Tragödie eine so grosse Rolle spielen.[20]) In diesem Punkte stimmt er voll und ganz mit Mairet überein, der jedenfalls recht wohl gewusst haben wird, warum er in der klassischen *Silvanire* die Botenerzählungen vermied. Man sieht, Gombaud liess es in seiner Verfechtung der Einheiten an jener Wärme fehlen, welche bei Mairet durch die Streitlust des Reformators erzeugt werden musste. Dass er überhaupt dafür eintrat, ist eine Thatsache, derentwegen allein wir die Wiederentdeckung der *Amaranthe* mit Freuden begrüssen würden.*)

Wenn wir nun die Vorreden Mairet's und Gombaud's unter sich und mit dem Briefe Chapelain's an Godeau vergleichen, so müssen wir vor allem konstatieren, dass diese beiden Dichter pedantischer sind als der Kritiker, päpstlicher als der Papst. Während der Kritiker dem französischen Drama Vernunft predigt, führen die Dichter es in den Ahnensaal und deuten auf die von der Zeit geadelten alten und italienischen Vorbilder. — Der Ver-

*) Otto hat Recht, wenn er sagt, die Vorrede Gombaud's mache einen viel angenehmeren Eindruck als Mairet's *Discours*. Die Wirkung einer auf Reform zielenden Ansicht wird aber nur durch die Schärfe bestimmt, mit der sie zum Ausdruck gebracht wird. Selten wirkt Sanftmut reformatorisch.

nunftglaube Chapel.'s wird durch den Autoritätsglauben ersetzt. Darin aber treffen alle zusammen, dass sie nicht die Ansichten der Bühnentheoretiker, sondern die Gepflogenheiten der Bühnenpraktiker zum Ausgangspunkt ihrer Erörterungen machen. Alle drei halten die Frage der Einheiten nicht so fast für ein Stück akademischer Kathederweisheit als vielmehr in das Merkbüchlein jedes dramatischen Dichters gehörig, für eine brennende zeitgemässe Frage. Alle drei wollen sie in allen dramatischen Dichtungsarten angewendet wissen. Die Wirkung dieser drei Kundgebungen war, was letztere Ansicht anbelangt, jedoch eine nicht ganz gleichartige, was wir noch für das Jahr 1631 konstatieren können. Gombaud und Mairet gingen, wie wir gesehen haben, von der Pastorale aus, ihre Vorreden stehen an der Spitze von Pastoralen, ja Mairet hatte die Bedeutung der Regeln für die Pastorale ungebührlich scharf hervorgehoben. Was Wunder, wenn einige Poeten, die ja nicht immer theoretische Lichter zu sein brauchen, sich noch der Täuschung hingeben konnten die Regeln seien nur für die Pastorale und die Komödie geschrieben. Wir haben zum Beweise dafür nicht nur das Zeugnis des bis jetzt noch unbekannten Mannes, der gegen 1632 den für unseren Zweck ebenso wichtigen als unbekannten *Traité de la disposition du poème dramatique* schrieb[21]), sondern auch einige Thatsachen. Nachdem die Pastorale aufgehört hatte, als selbständige dramatische Gattung das Theater zu beherrschen (1630—31) trat die Komödie ihre Erbschaft als Beschützerin der Regeln an. Nur die Tragikomödie behielt vorerst noch ihre technische Freiheit — die Tragödie blieb ja noch ohne Einfluss auf die Gestaltung des französischen Theaters. Auch die später noch zu erwähnende Stelle aus *La Pinelière* bringt die Regeln noch in Verbindung mit der Schäferdichtung.

Der Einfluss, welchen diese drei Kundgebungen des Regelmässigen auf die Zeitgenossen ausübten, war vorerst ein negativer. Am 18. September 1631 erschien Scudéry's *Ligdamon et Lidias*, der erste Protest gegen die alleinseligmachenden Theorien der Regeldichter. Scudéry stellt sich hier voll und ganz auf den Standpunkt des Publikums, in dessen Interesse er die Regeln für geradezu gefährlich bezeichnet.[22]) Aber sprechen muss er von den Regeln. Warum? Weil er sonst in den Verdacht gerät, als wisse er nichts davon, was, wie er selbst sagt, ein schlechtes Licht auf seine Bildung werfen würde. Dieses Wissen der Dichter war eben das Gefährliche. Ihre Muse machte die Bekanntschaft der Regeln und diese werden schliesslich, wie *Tartuffe*, dem Herrn des Hauses die Thüre weisen. Warum war

Scudéry so unduldsam, so kurzsichtig, um in den Regeln eine Gefahr für die Schaulust des Publikums zu sehen. Schadete hier nicht das Zuviel, das zu schroffe Auftreten? Konnte er sich vermessen, dem Publikum aus der Seele zu sprechen, dem die Regeln ja eine terra incognita sein mussten. Da war der Pastoraldichter Rayssiguier ganz anderer Ansicht, als er am 30. Januar 1632 seine Bearbeitung des *Aminte* erscheinen liess.[23]) Wie herzerfrischend sind seine Äusserungen und wie freimütig zugleich. Ihm war es in seinem Stücke nicht schwer geworden, die Regeln zu beobachten. Und dieses Stück war eine italienische Pastorale noch dazu, das Prototyp eines regelmässigen Stückes. Wie ganz natürlich wäre es für jeden Dichter an seiner Stelle gewesen, in das Horn der Regeldichter zu blasen. Aber Rayssiguier hatte Prinzipien, die man nicht wie bei Mairet und Gombaud im Verdacht haben konnte, dass sie sich durch das dichterische Können beeinflussen liessen, d. h. so ziemlich mit jedem Werke wechselten. Rayssiguier sah weiter als seine Pastorale, sein Blick umfasste das ganze Theater, Dichter, Schauspieler und Publikum. Seine Worte, vor einer italienischen Pastorale stehend, mussten ungefähr den nämlichen verblüffenden Eindruck machen, wie etwa ein atheistischer Traktat vor einem Gebetbuche. Sein Evangelium war die dichterische Freiheit, sein Standpunkt der des Publikums, wie es im XVII. Jahrhundert war, wie es heute noch ist, und wie es immer bleiben wird: „Schafft ein tüchtiges Werk, ihr Dichter. Gefällt es uns, so klatschen wir Beifall, gefällt es uns nicht, zischen wir — um eure Regeln scheren wir uns nicht.“ Rayssiguier wusste, warum er die Stimme der Mässigung erhob. So sehr er betonte, dass die Einheiten die logische Vollkommenheit eines Stückes befördern, so sehr betonte er auf der anderen Seite, dass das Publikum und dessen Schaulust auch Beachtung verdiene. Eine Zurückweisung der Regeln steht zwischen den Zeilen! Denn Rayssiguier scheint anzunehmen, dass ein Kompromiss zwischen den Regelmässigen und ihren Gegnern unmöglich sei. Dabei spielt er auf Mairet's und Gombaud's theoretische Erörterungen direkt an und ist der Meinung, man solle weniger reden und mehr Gutes dichten. Es sei übrigens nicht gesagt, dass jedes Stück, das unter Beobachtung der Einheiten geschrieben sei, deswegen schlecht sein müsse. Diese Vorrede Rayssiguier's ist um so wichtiger, als wir darin die erste direkte Anspielung auf Mairet's und Gombaud's Vorreden erblicken müssen und Rayssiguier einen Standpunkt einnahm, welcher als ganz unbefangener Ausdruck der Volksstimmung gelten und daher seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Viel energischer als Scudéry's Äusserung wendet er sich gegen

die Herrschgelüste der litterarischen Prätendenten und weist der Volksbühne wieder ihre Stellung an, die sie sonst leichter und schneller an die freilich noch nicht imponierende Clique einer mehr angeblichen als wirklichen geistigen haute volée verloren hätte.

Was Wunder, wenn im nächsten Jahre (1632) die Regeln nicht nur keine Fortschritte, sondern Rückschritte zu machen schienen. Ausser Corneille's *Clitandre* dürfte sich in der dramatischen Litteratur des Jahres 1632 kein Stück finden, wo die Einheiten mit einer selbst dem blödesten Auge erkenntlichen Absichtlichkeit durchgeführt wären. Selbst Mairet, der Regelprophet Mairet, verspürte keine Lust dazu, seinen Dichterruhm auf den Altar des Götzen Theorie zu legen. Hatte er die Einheiten für die Komödie nicht gerade so verlangt, wie für die Pastorale? Nun schreibt er (1632) eine Komödie, den *Duc d'Ossonne*, der ein Hohn auf alle Regeln ist. Hier scheitert jeder Erklärungsversuch. Mairet war an sich selbst irre geworden. Wieso? Der einzige Kommentar dazu lässt sich im Leben Mairet's finden. Das Jahr 1632 war für ihn ein sehr bewegtes. Der Herzog von Montmorency wurde in diesem Jahre enthauptet, und Mairet kam darauf zum Grafen Bélin, in eine viel lebensfrischere Atmosphäre. Sicher war der Graf ein Anhänger der romantischen Richtung des Dramas. Sollte er Mairet in seinen künstlerischen Prinzipien indirekt oder direkt beeinflusst haben? Wer weiss? Im nämlichen Jahre, da Mairet den Regeln die Treue brach und sich dem grossen Heere der Freischaren im Lande der Dichtkunst anschloss, verschrieb Corneille den Einheiten seinen Dichtergeist und verfasste seinen *Clitandre*, ein Werk, dessen ungeheuerliche Unwahrscheinlichkeiten fast nur pathologisches Interesse erregen. In keinem Werke Corneille's tritt der Gegensatz zwischen Inhalt und Form so gross hervor. Noch wusste Corneille sich mit den Regeln nicht gut zu vertragen, noch befolgte er sie pünktlich und gewissenhaft, nicht wie später unter einigen Kautelen. Post festum versuchte Corneille, seinen *Clitandre* als eine Satire gegen die Regeln hinzustellen, woran heute niemand mehr ernsthaft glaubt, der Corneille's spätere Stellung zu den Einheiten kennt. Corneille hatte jedenfalls die Macht der Regelmässigen überschätzt und die Gespenster des Misserfolges am hellen Tage gesehen. Dies vielleicht auch der Grund, weshalb Corneille nach dem Scheitern des *Clitandre* sich definitiv der Komödie zuwandte, wo er hoffen mochte, den Zwiespalt zwischen Inhalt und klassischer Kunstform in befriedigender Weise lösen zu können. In das Jahr 1632 fällt ferner die Abfassung, wenn auch nicht Veröffentlichung des *Traité de la disposition du poème dramatique.* Das Werk ist unseres Wissens auf deutschen Bibliotheken nicht erhältlich.

Alles, was ich darüber weiss, verdanke ich dem verdienstvollen Rigal. Das kleine Schriftchen dokumentiert sich sofort als eine Absage an die Regeln, als die gründlichste und zugleich gediegenste und verständigste Absage. Schade, dass es erst zur Veröffentlichung kam, als der Sieg der Regeln definitiv und unwiderruflich war. Die fünf Jahre, welche zwischen seiner Redaktion und seinem Erscheinen liegen, hatten den Triumph der Regeln dermassen besiegelt, dass ihm im Jahre 1637 die Spitze bereits benommen war. Wir stehen im Jahre 1632. Werfen wir, ehe wir weiter gehen, einen kurzen Rückblick auf den zurückgelegten Weg. Die Regelmässigen hatten bis zu diesem Jahre noch keinen Theatererfolg zu verzeichnen. Selbst auf dem Gebiete der theoretischen Propaganda hatten sie einen Widerstand gefunden, der sich teils in Opposition, teils in Gleichgültigkeit äusserte. Die Kenntnis der Regeln war ja, indirekt wenigstens, von der vornehmen Welt ausgegangen. Mochten die Regelmässigen gehofft haben, in den vornehmen Kreisen Anhänger erwerben zu können? Dann gab ihnen die Zukunft vollständig Unrecht. Jene Kreise lebten noch im Paradiese der künstlerischen Unschuld und Unwissenheit und wollten sich noch nicht an den Baum des Erkenntnisses wagen. Mochte man auch — was indessen nicht bezeugt ist — einem Chapelain, wenn er in einem Salon über die Regeln sprach, Beifall gezollt haben — dem die Regeln ignorierenden Theaterdichter klatschte man auch Beifall. Denn der Augenblick gebiert das Prinzip der gewöhnlichen Sterblichen. Diese Zwienatur der vornehmen Gesellschaft kommt in folgender Anekdote zum Ausdruck. Der Graf Fresgue lernte von Chapelain die Regeln kennen. Dadurch, dass er aber so klug und weise wurde, stand er der zeitgenössischen Litteratur mit einer wissenschaftlichen Blasiertheit gegenüber, die ihn gegen sich und seinen Lehrmeister höchst ungehalten machte. Ich werde andern Orts auf diese Anekdote zurückkommen. Hübsch erfunden, wenn nicht wahr. Die vornehme Hofgesellschaft hatte bis jetzt noch herzlich wenig Anteil an der Agitation für die Regeln. Der Löwenanteil der sich an die Regeln knüpfenden Bewegung fällt, wie wir gesehen haben, den praktischen Bühnendichtern zu, die allerdings vielleicht selbst dem Kritikerfürsten Chapelain anfangs Vasallendienste geleistet haben mögen. Da wir nun doch an einem Wendepunkte in der Geschichte der Zeiteinheit stehen, will ich noch einer Auslassung gedenken, von der ich allerdings — wenn auch nicht durch meine Schuld — nicht weiss, ob sie in das Jahr 1632 gehört. Ich meine d'Aubignac's Bericht über seinen Einfluss bei Hofe zu Gunsten der Einheiten. D'Aubignac's Bericht ist wertlos, weil er keine Jahresbezeichnung trägt, ver-

dächtig, weil er die Person des Erzählers in einer Weise in den Vordergrund schiebt, die wir, auf beglaubigte Thatsachen gestützt, keineswegs gutheissen können. Unser Urteil ginge daher dahin, dass jene Ausführungen d'Aubignac's als pro domo gethan zu betrachten seien. Im übrigen werden wir andern Orts noch darauf zurückkommen. Man sieht, am Ende des Jahres 1632 war das Prognostikon für die Einheiten nicht das günstigste. Und doch, welch' stille Reklame — wenn der Ausdruck erlaubt ist — muss gerade in jener Zeit für dieselben gemacht worden sein! Waren sie nicht in Gefahr, zu unterliegen? Man kam ihnen aber zu Hilfe. Wer vermöchte indessen zu sagen, von welcher Seite her? Sie erhoben sich wieder mit der Elasticität eines Gummiballes, der um so höher aufspringt, je fester er zu Boden geworfen wurde.

Wir haben keine Belege dafür, inwieweit die wissenschaftliche Diskussion über die Regeln die dramatische Produktion beeinflusste. Wer fleissiger als ich es gethan, in dem Aktenmaterial der Geschichte der Poetik wühlt, mag vielleicht noch einige diesbezügliche Belege zu Tage fördern können. Für unsere speziell litterarhistorischen Zwecke würden diese Resultate belanglos sein. Denn im Jahre 1633 waren die Regeln kein Zankapfel der Theoretiker mehr, und nur auf der Bühne konnte ihr Schicksal entschieden werden. Von diesem Jahre ab werden daher auch die Auslassungen der Dichter über die Regeln seltener und kürzer. Allgemein muss sich die Empfindung geltend gemacht haben, dass die Regeln nicht nur vor dem Lichte der Kritik, sondern auch vor dem der Rampe zu Recht bestehen sollten. Wir müssen die Geschichte der Regeln besonders vom Jahre 1633 ab in den Werken der Dramatiker selbst, nicht mehr in ihren Worten suchen. Dies gilt vor allem von Mairet. Dieser Dichter, den wir in der *Silvanire*, Drama und Vorrede, als eine Art Regelpropheten kennen gelernt haben, scheint von der *Silvanire* ab geflissentlich jede Erörterung über die Einheiten zu vermeiden. Warum? Hielt er es für unnötig oder hielt er es für gefährlich, weil er den durch und durch unregelmässigen *Duc d'Ossonne* auf dem Kerbholze hatte? Glaubten wir aber dieser *Duc d'Ossonne* sei mehr als der Seitensprung, etwa der gerade Weg seiner Muse gewesen, so würden wir irren, allerdings mit vielen anderen irren. Gerade in *Duc d'Ossonne* offenbarte Mairet in viel höherem Grade die Kraft seines tragischen als die seines komischen Talents. Weil Mairet dies jedenfalls selbst einsah, wandte er sich in seiner *Virginie* (1633) der Tragikomödie zu. Der Stoff ist so romantisch wie immer möglich. Aber Mairet hatte es verstanden, ihn in die Fessel der Zeiteinheit zu schlagen. Warum kann nur der

fragen, der im *Duc d'Ossonne* eine bewusste planmässige Opposition gegen die *Silvanire* sieht. Mairet's innere Vorliebe für die Regeln wird durch die *Virginie* glänzend bestätigt.*) Kein litterarisches Ereignis des Jahres 1632 konnte sein Vertrauen zu der Lebensfähigkeit der Regeln stärken. Und doch ist die *Virginie* regelmässig, die erste regelmässige Tragikomödie. Das Problem, die Kunstform der Alten mit modernem Inhalte zu füllen, schien in einer für jene Zeit wenigstens befriedigenden Weise gelöst. — Die *Virginie* hatte beglaubigterweise einen bemerkenswerten Theatererfolg zu verzeichnen. Da brauchte es kein Theoretisieren mehr — die Existenzberechtigung der Zeiteinheit im Bereiche des modernen Dramas schien erwiesen zu sein. Ja, wir gehen noch weiter und sagen: Die *Virginie* ist das erste französische Drama, das in auffälliger Weise die Zeiteinheit beobachtend, einen Erfolg erzielte, dem die Kritik m. W. nicht widersprach. Dabei muss allerdings die Frage in den Hintergrund treten, ob der Erfolg der *Virginie* mit der Beobachtung der Zeiteinheit in irgend einer Beziehung steht. Die Bedeutung der *Virginie* liegt darin, die Regeln in der Tragikomödie zum Sieg geführt zu haben d. h. der Dichtungsform, welche den grössten Reiz für das Publikum hatte, welche aber auch ihrem innersten Wesen zufolge den Regeln am nachhaltigsten widerstreben musste. Es gehörte nicht wenig Kraft und Mut der Überzeugung zu dieser poetischen That. Denn noch 1633 wirtschafteten die dramatischen Dichter ruhig im alten Geleise weiter unbekümmert um den Popanz der Regeln. Nicht nur, dass sich fast sämtliche Dramatiker über letztere Frage gehörig ausschweigen, auch in ihren Werken aus diesem Jahre entdecken wir keine Spur von den Regeln. Der einzige Dichter, der mit Mairet an der Fahne des Klassizismus festhielt, wenngleich in der geheimen Absicht, sie bei der ersten besten Gelegenheit zu zerzausen, war Corneille. Allerdings war ihm der Misserfolg des regelmässigen, aber nichtsdestoweniger ungeheuerlichen *Clitandre* etwas in die Glieder gefahren. Er wandte sich deshalb wieder

*) Selbst ein Ebert konnte die Thatsache übersehen, dass die *Virginie* ein Stück ist, in welchem die Einheiten mit Bewusstsein durchgeführt sind. Anbei folgt der Beweis für diese vielleicht überraschende Angabe. Im 5. Akt sagt Périandre:

„*Dieu en ce peu de temps, qu'enferment deux Soleils*
Peut-il bien arriver des accidents parails? (V, 2.)“

Ein Bürger sagt von Périandre:

„*Chacun sait qu'hier, au soir, comme je vous ay dit*
Il estoit à Bysance en extrême crédit.
— — — — — — — — — — — — —
Aujourd'huy cependant il ne se trouve plus (IV, 5).“

der Komödie zu, um, wenngleich wider Willen, letztere den Einheiten in die Arme zu treiben. Statt die Regeln einfach zu ignorieren, wozu ihn seine Herzensneigung trieb, paktierte er in der 1633 aufgeführten *Veuve* mit ihnen, wie mit einem Feinde, mit dem man sich verträgt, um nicht ganz von ihm zerschmettert zu werden. Dabei liess sich Corneille 1633 aber noch solche Zugeständnisse von den Regeln machen, dass letztere in der *Veuve* eigentlich geradezu auf den Kopf gestellt werden. Nachdem aber der von den Regeln verschuldete Misserfolg des *Clitandre* durch die *Veuve* wieder verwunden und ausgemerzt worden, sollte Mairet in Corneille ein Bundesgenosse erstehen, welcher in der Komödie für die Einheiten wirkte. Denn die Rolle eines Doppelgängers zwischen der Partei der Regelmässigen und ihren Gegnern, welche Corneille 1633 noch spielte, musste ja bald zu Ende geführt sein. Im Jahre 1633 war aber Mairet immer noch der einzige aufrichtige und zugleich erfolggekrönte Anhänger der Regeln unter den Theaterdichtern. Allerdings, was die Kenntnis der Regeln anbelangt, wird sie im Jahre 1633 unter den Dichtern allgemein gewesen sein, ich will nicht sagen, als ein Schaustück recht billiger Gelehrsamkeit, sondern als eine technische Frage, an deren Entscheidung jeder Dramatiker Interesse haben musste, sei es auch nur der Situationserklärung halber. Ob auch das Volk von diesen Vorgängen in der Theaterlitteratur berührt wurde? Wenn wir das Testament Gaultier Garguille's[24]) aufmerksam durchlesen, wird uns die im Anhang aufgeführte Stelle nicht nur auffallen, sondern auch zu denken geben. Garguille, der berühmte Komiker, spricht hier von der Strenge der Regeln, letztere in Verbindung mit Hardy. Aus der ganzen Stelle geht unzweifelhaft hervor, dass mit dieser Ideenverbindung eine komische Wirkung erzielt werden sollte. Garguille, als Schauspieler, kannte natürlich die Einheiten. Konnte er aber auch bei dem Volke deren Kenntnis voraussetzen, konnte er voraussetzen, dass seine Satire darauf verstanden werde? Non liquet.

Ziehen wir die Bilanz für die Regeln im Jahre 1633, so ergibt sich als Profizit für sie der Erfolg der *Virginie* und die in sicherer Aussicht stehende Bundesgenossenschaft Corneille's. Eines noch darf ich nicht vergessen. In diesem Jahre taucht Chapelain wieder auf, aber nicht mehr als blosser Theoretiker, sondern als Bühnenpraktiker.[25]) Er entwirft für Rotrou den Plan einer noch nicht genau ermittelten*) Komödie, die vielleicht noch in

---

*) Ich glaube, es ist *Diane*. Vgl. dazu das im III. Kapitel Ausgeführte.

das Jahr 1632 gehört. Ob er damit wohl die Sache der Regelmässigen förderte. Rotrou konnte er für immer jedenfalls zu seinen Anschauungen noch nicht bekehren.

Mit diesem Aktiv-Kapital traten die Regeln in das bedeutungsvolle Jahr 1634 ein. Ich werde nicht damit beginnen, die Lage des Theaters in diesem Jahre zu schildern. Um diese selbst erfassen zu können, muss ich zuvor die Entwickelung der Regeln betrachten. Bis jetzt bloss geduldet, bereiten sie sich in diesem Jahre zur Herrschaft vor. Mit der *Virginie* war der Beweis erbracht, dass ein Stück recht wohl gefallen könne, das die Zeiteinheit beobachte. Dieser Beweis zeigt sich indessen noch als wenig fruchtbringend für die Theaterdichter. Lassen wir uns nur nicht immer vom Scheine täuschen! Man hat bis jetzt immer grossen Wert auf die Stelle gelegt, wo La Pinelière von den Dichterlingen seiner Zeit redete. Obwohl diese Stelle erst an den Schluss des Jahres 1634 gehört, will ich sie gleich jetzt erledigen, da ja das Resultat daraus so wie so ein negatives bleiben muss.[26]) Wes Geistes Kinder sind jene Dichterlinge, welche La Pinelière's Satire trifft. Verrückte Leute, die im Jahre 1634 ihre Zeit so herzlich wenig kennen, dass sie glauben, noch ihr Glück mit Stoffen machen zu können, die sie aus der *Astrée* genommen. Diese Dichterlinge behaupteten, ihre Stücke seien in klassischem Sinne regelmässig. Lässt sich aber daraus ein Schluss auf die Stimmung der massgebenden Dichter den Regeln gegenüber ziehen? Gewiss nicht. Denn die Litteraturgeschichte wird nicht von aufgeblasenen Dichterlingen gemacht. Übrigens wäre auch sonst das Zeugnis La Pinelière's nicht ganz unverdächtig, indem dieser sicherlich zur Partei der Regelmässigen gehörte. Keineswegs glaube man, dass, wie man aus La Pinelière schliessen könnte, die Regelmässigkeit eines Stückes im Jahre 1634 eine genügende Empfehlung für dasselbe gewesen sei und noch dazu bei den Schauspielern. So weit war die Sache weder am Ende des Jahres 1634 noch weniger am Anfang gediehen. Mairet wusste das auch; denn er kannte seine Zeit und sich selbst. Der Erfolg der *Virginie* berauschte ihn nicht. Mit welcher Mühe war er erkauft worden, welche Anstrengungen hatte es ihn gekostet, den überreichen Stoff in die Zeiteinheit zu schnüren. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben — die Tragikomödie war zu mannigfaltig, um sie den Regeln anpassen zu können. Einfachere Stoffe musste er wählen, wofern er sein Zeitalter zu den Regeln bekehren wollte. Die Pastorale war tot, und für die Komödie traute er sich kein besonderes Talent zu. Was blieb ihm also noch übrig, als die Tragödie? An anderer Stelle habe ich ausgeführt, wie verhältnismässig leicht Mairet

der Schritt zur Tragödie werden musste.*) So gilt nicht einmal ganz für Mairet die Ansicht Ebert's, die Frage, ob die Regeln durchdringen sollten oder nicht, sei von dem Wiederaufleben der Tragödie abhängig gewesen, währenddem gerade die Tragödie erst an der Hand der Regeln wieder auf die französische Bühne zurückgebracht wurde. Wie dem auch sein mag, Mairet brachte im Jahre 1634 die *Sophonisbe* auf die Bühne, welche einen beispiellosen Erfolg errang. Vollständig frei von den Fesseln seines Stoffes, viel freier noch als in der *Virginie*, konnte hier Mairet ganz nach seiner künstlerischen Überzeugung dichten. Auffällig, wie es Mairet's Brauch war, man kann sagen zu auffällig, sind die Regeln in der *Sophonisbe* beobachtet.**) Diese Thatsache that aber dem Erfolge der *Sophonisbe* keinen Eintrag, beförderte ihn indessen auch nicht. Denn wie jedes poetische Werk drang die *Sophonisbe* vorerst nur infolge ihrer dichterischen Schönheiten durch. Mairet war aber schlau genug, dieses sein poetisches Werk so einzurichten, dass er zugleich für die Regeln daraus Kapital schlagen konnte. Nicht mehr durch die Theorie wirkte er, sondern durch das Beispiel. Die *Sophonisbe* ist ein Meisterwerk, das weder gegen die Regeln noch gegen den gesunden Menschenverstand verstiess. Kein Zweifel, Mairet hatte den Trissin erreicht, und der französischen Tragödie gelang, was man vergeblich von der französischen Pastorale verlangt hatte — sie brauchte vor ihrer Schwester, der italienischen Tragödie, nicht die Augen niederzuschlagen. Aber lassen wir uns nicht von dem Erfolge der *Sophonisbe* berauschen. Wenden wir unseren Blick von den Werken des Jahres 1634, welche mit der Geschichte der Einheiten nur insofern verknüpft sind, als letztere von ihnen vernachlässigt werden, und blicken wir auf Corneille, der mit Mairet unsere Epoche beherrscht. Sucht er sich in der Galerie du Palais noch mit den Regeln nur abzufinden, so ist er ihnen in der *Suivante* schon ganz und gar verfallen. Letztere Thatsache ist für die Geschichte der Regeln nichts weniger als gleichgiltig. Wir zweifeln indessen aufrichtig daran, ob diese moralische Unterstützung, welche Corneille 1634 den Regeln ge-

*) Romanische Forschungen IV, S. 313.

**) Wiederholt wird im Verlaufe der Handlung darauf hingewiesen, dass erstere sich in einem Tage abspielt. Der erste Akt spielt ungefähr mittags:

Soph : *Encore à se matin je pleurois en resant* (I, 3).

Die Heirat geht schon abends vor sich:

Soph.: *Qui vit hier mon bonheur à nul autre pareil,*
Comme desja son char (sc. du Soleil) s'allait cacher sous l'onde
Me treuve à son retour le plus triste du monde (V, 1) und:
Hier au soir lorsqu'Hymen nous joignit (V, 4).

währte, mehr zu ihrem Triumphe beigetragen haben, als Mairet's Auftreten. Corneille's Meinung trat nicht ehrlich genug heraus, um grossen Eindruck hervorbringen zu können. Nicht willig, nur an der Kette des Autoritätsglaubens folgte er den Regeln. Ausserdem mochte ihre Anwendung in der Komödie überhaupt nicht so sehr auffallen und letztere Dichtungsart schien im Jahre 1635 überhaupt in den Schatten gestellt worden zu sein. Leider wollte also Corneille weder die Regelmässigen ehrlich befeinden, noch ehrlich unterstützen. Er versteckte sich hinter Worten und Wortklaubereien zu einer Zeit, wo eine poetische That im einen oder anderen Sinne am Platz gewesen wäre.

Man sieht, Corneille beherrschte weniger das Jahr 1634 als dass er sich von der Strömung zu gunsten der Regeln selbst leiten liess.

In der *Suivante* hatte er die Regeln auf die Spitze getrieben. Steht diese Thatsache mit dem Erfolg der *Sophonisbe* in irgend einer Beziehung? Jede Forschung in der Theatergeschichte jener Zeit wird durch die unsichere Chronologie jener Stücke erschwert. Aus diesem Grunde wissen wir auch nicht recht, was wir mit folgender Äusserung des Theaterdichters Beys anfangen sollen.[27]) Am 30. November 1635 schrieb Beys in der Vorrede zu seinem *Hospital des Fous*, er bereue es, in seinem vorhergehenden Stücke die Regeln zu streng beobachtet zu haben. Dabei spricht er unverblümt aus, das sei von ihm nur eitles Gethue gewesen, weil ihm nicht der Stoff, sondern die Beobachtung der Regeln Hauptsache gewesen sei. Diese Äusserungen stehen in der Vorrede zu einer Tragikomödie, was zur Beurteilung unserer Stelle notwendig ist. Welche Schlüsse könnte man daraus ziehen? Dass selbst kleinere Dichter wie Beys sich dem Einflusse der Regeln nicht entziehen konnten, mit denselben aber nicht zurechtkamen und sie deshalb am Ende des Jahres 1635 als eine *Vaine curiosité* bezeichnen mochten. Von den einflussreichen Dichtern wurde indessen, wie wir sehen werden, diese Meinung nicht geteilt. Jene Hofdichter standen unter dem Banne des Autoritätsglaubens und des Erfolgs der regelmässigen Stücke. Dazu kam nun noch ein anderer mächtiger Faktor. Am 24. Januar 1635 schrieb Chapelain an Boisrobert die im Anhang mitgeteilten Worte.[28]) Zweifellos sind wir berechtigt, das hier Gesagte der Zeit nach dem Jahre 1634 zuzuweisen. Bekannt ist Richelieu's Vorliebe für das Theater, bekannt ist Boisrobert als Faktotum Richelieü's. Chapelain, der Kritiker Chapelain, greift im Jahre 1634, wie schon früher einmal, selbst zur Feder. Warum? Er mochte wohl auch gefühlt haben, dass Beispiele mehr nützen als Worte, ein regelmässiges Theaterstück mehr Wirkung hatte als jede theoretische

Verteidigung der Regeln. Er entwarf den Plan zu einer Komödie, die Ausführung überliess er anderen.

Für unsere Zwecke ist es gleichgültig zu wissen, welche Komödie das war. Genug, er wollte an der Herstellung einer Musterkomödie mitarbeiten. Was verstand er unter Musterkomödie? Ein Theaterstück, in dem die Beobachtung der Einheiten nicht zur Vernachlässigung der poetischen Schönheiten führe. Diesen Zwiespalt hatte wohl Chapelain früher selbst schon herausgefühlt, vielleicht aber auch Richelieu. Wir werden später sehen, wieso Richelieu zur Kenntnis der Regeln gekommen sein soll. Im Jahre 1634 kannte er sie bereits. Er war kein Freund von Theorien, sondern ein Mann der That. In diesem Sinne wird er auch zu Chapelain gesagt haben: „Du, Chapelain, bist der Verfechter der Einheiten, beweise die Richtigkeit deiner theoretischen Ansichten durch die poetische That.“ Wir wissen nicht ganz genau, wann Chapelain anfing, dem Auftrage Richelieu's nachzugeben. War das vor der *Sophonisbe*, vor Corneille's *Suivante* und *Place Royale*, lauter regelmässigen Stücken, die noch dazu nicht die schlechtesten sind? Wie dem auch sei, Chapelain nimmt in unserer Briefstelle den Mund zu sehr seines eignen Lobes voll. Am 24. Januar 1635 hatten Mairet sowohl als auch Corneille den Italienern schon gezeigt, dass die französische Bühne sich nicht mehr zu scheuen brauche mit der italienischen in die Schranken zu treten. Wenn Chapelain die Pose annimmt, als habe das französische Theater auf ihn warten müssen, um seine Gleichberechtigung mit dem italienischen beweisen zu können, so ist das entweder verblendete Selbsttäuschung von Seiten Chapelain's oder wohlberechnete Überhebung, in jedem Falle aber entschieden zurückzuweisen. Wir wissen nicht, brauchen es auch nicht zu wissen, ob jenes von Chapelain erwähnte Stück der *cinq auteurs* mehr als einen blossen Achtungserfolg zu verzeichnen hatte. Die Thatsache, dass das Stück, welches Chapelain im Auftrage Richelieu's entwarf, die Regeln beobachtete, ist lehrreich genug für Richelieu's Stellung ihnen gegenüber. Wir wollen das Jahr 1634 nicht mit dem Jahre des Cidstreits verwechseln — trotzdem können wir uns nicht verhehlen, dass die prononcierte Stellung, welche Richelieu zu gunsten der Regeln anzunehmen schien, von dem Geschichtsschreiber letzterer nie und nimmer übergangen werden darf. Nicht nur Eitelkeit und Ehrgeiz, sondern auch die Sorge ums Dasein stellten den dramatischen Dichter vor die Frage, ob sein Stück dem allmächtigen Richelieu gefallen werde oder nicht. Wusste aber der Dichter, dass nur die regelmässigen Stücke des Kardinals Beifall gewannen, so wird er wohl darauf bedacht gewesen sein, seine poetische Ader nach dem Takte der Regeln schlagen

zu lassen. War diese Parteistellung Richelieu's auch ein mächtiger Faktor in der Laufbahn der Einheiten, so darf ihr Einfluss andrerseits doch auch nicht übertrieben werden. Trat er doch — und nicht allein für den heutigen Beobachter — erst in die Erscheinung als der Triumph der Regeln bereits so gut wie gesichert zu sein schien. Ja, lässt sich überhaupt von der Wirkung ein Schluss auf die Ursache ziehen, so lehrt uns die Geschichte der Regeln im Jahre 1635, wovon der Triumph der Regeln ausging, indem sie uns lehrt, welchem Zweige der dramatischen Litteratur er in erster Linie zugute kam.*)

Keinerlei theoretische Erörterung schloss sich an den Erfolg der *Sophonisbe.* Wie aber das Kleid einer schönen Frau eher Mode macht, als das einer hässlichen, so musste die Kunstform der *Sophonisbe* ganz besonders wirken. Wir fragen heute vom historischen Standpunkt aus: Ist die *Sophonisbe* schön, weil sie oder trotzdem sie die Regeln beachtete? Diese Frage, rein theoretisch, wie sie war, stellte sich das Jahr 1635 nicht. Jede poetische That reizt weniger zur Kritik als zur Nachahmung. Die *Sophonisbe* stellte nun das dramatische Ideal der Zeit dar. Sie schien vollendet in ihrer Gattung, ihre Gattung schien die Vollendung der dramatischen Poesie zu sein. Indem man der Königin der Dramen, der Tragödie, seine Huldigung darbrachte, küsste man ihr Kleid. — Die Tragödie schien in der Phantasie der Dichter mit den Regeln angethan, wie sich die Kinder keinen König ohne den drückenden Purpurmantel denken können.

Wohl gehörte eine Art Verblendung dazu, eine Verblendung, welche die Stimmen der Kritik zum Schweigen brachte, dadurch aber auch die französische Tragödie auf eine Bahn lockte, auf der sie stets und unbeirrt zum Erfolge schreiten konnte. Fast alle Tragödiendichter des Jahres 1635 schrieben unter dem Banne der Suggestion, in den sie von Mairet's *Sophonisbe* geschlagen zu sein schienen. Und ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie die Dichter das Jahr 1635 zum ersten eigentlichen Tragödienjahr stempelten, wie sich diese nämlichen Dichter aber nicht nur von der Form, sondern auch vom Inhalt und Tone der *Sophonisbe* zur Nachahmung reizen liessen.**) Die Geschichte des Theaters, zugleich aber auch die Geschichte der Regeln im Jahre 1635 müssen wir in den Tragödien dieses Jahres suchen,

*) Aus dem Jahre 1634 scheint auch eine der Dissertationen Chapelain's über die Regeln zu sein, wozu sich folgende Briefstelle vergleichen lässt: *Vous aurés donc aujourd'huy la copie de ces règles de de la comédie* .... (Larroque, *l. c.* S. 90. Brief an Boisrobert vom ? Februar 1635.)

**) Romanische Forschungen IV, 314.

welch letzteres von dieser Gattung so voll und ganz beherrscht wird, dass wir nicht konstatieren können, inwieweit die praktische Anwenduug der Regeln in der Komödie und Tragikomödie Fortschritte gemacht. Können wir ja doch die Äusserung Duval's von dem Triumph der Regeln nicht ohne weiteres so auffassen, als ob derselbe in allen Gattungen der dramatischen Poesie vollständig gewesen sei.[29]) Wohl hatte es Mairet nicht vermocht, sich auf der mit der *Sophonisbe* erklommenen Höhe zu halten. Trotzdem er im Jahre 1635 zwei nach den Regeln verfasste Dramen lieferte — *Marc Antoine* und *Soliman* — musste er doch sehen, wie jüngere Elemente ihn überflügelten. Seine Rolle war 1635 bereits ausgespielt, in der Geschichte des Theaters wie in der Geschichte der Regeln. Corneille liess sich im Jahre 1635 auf die Bahn der Tragödie drängen und schien vorerst alle Lust verloren zu haben, an den Einheiten zu rütteln, ebensowenig wie irgend ein anderer Dichter dieses Jahres, den nach so vielen Richtungen hin originellen Scudéry nicht ausgenommen. Ich weiss, man wird mir hier eine Stelle aus der *Comédie des Comédiens* entgegenhalten, die, vielleicht früher verfasst, doch erst im Jahre 1635 bekannt wurde. Wie wenig Scudéry sich bis zum Jahre 1634 aus den Regeln machte, ist schon von Ebert betont worden. Erst im Laufe dieses Jahres scheint eine Wandlung in ihm vorgegangen zu sein. Von der Geringschätzung und Ignorierung der Regeln aber ist noch ein weiter Schritt zur beissenden Satire, wofür man die Stelle in Scudéry's Lustspiel aufgefasst hat.[30]) Letztere Auffassung ist zum allermindesten strittig, denn die Stelle scheint mir eher komisch als satirisch wirken zu sollen. Der Prolog zählt hier die Täuschungen der dramatischen Poesie auf, hebt den Gegensatz zwischen Wahrheit und Dichtung, zwischen dem Theater und dem alltäglichen Leben hervor. Kein vernünftiger Mensch könne glauben, er sei in Lyon, währenddem er in Paris sei, und er könne in $1^1/_2$ Stunden das dargestellt sehen, was sich in 24 Stunden ereignet. Ist das eine Kritik der Regeln oder vielmehr das Gegenteil davon, eine wohlwollende Erwähnung, indem Scudéry die Zuschauer auffordert, ihren nüchternen Verstand zu Hause zu lassen und nicht zu verlangen, dass die Vorgänge des Stückes sich in Wirklichkeit ebenso rasch abspielen sollten als im Theater. Mehr als alles das beweist aber Scudéry's erste Tragödie *Mort de César* (1635) für seine wohlwollende Stellungnahme den Regeln gegenüber, wenigstens was den Anfang dieses Jahres anbelangt. Das Stück beobachtet die Einheiten durchaus, ohne dass wir gerade allein auf Scudéry's diesbezügliche Erklärung aus dem Jahre 1636 Gewicht zu legen brauchten.[32a]) Anders verhält es sich mit *Didon*, Scudéry's zweiter und letzter

Tragödie. Diese ist nicht nach den Regeln verfasst,[32]) wie Scudéry selbst mit lobenswertem Freimute bekennt, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, dass dieses Bekenntnis Scudéry's nicht dem Jahre 1635, sondern 1637 entstammt. Scudéry konnte sich nie mit der Tragödie befreunden, ja er behauptet, nur von seinen Freunden dazu gedrängt worden zu sein*) und zwar — ein Zeichen der Zeit — im Jahre 1635.**) Erfolg hatten seine beiden Tragödien auch nicht, was vielleicht obenerwähnter Stelle aus der Vorrede zu *Didon* als Kommentar dienen könnte. Eine Thatsache dürfen wir keinesfalls übergehen. Nach dem Jahre 1635 schien Scudéry's Produktionseifer auf dem Gebiete des Dramas eine auffällige Abkühlung durchgemacht zu haben. Nur zwei Stücke in drei Jahren ist allerdings wenig für unseren vorher doch noch so schreibseligen Autor. Sollte die Kenntnis der Regeln mit dieser Thatsache in Verbindung stehen? Sollte Scudéry, dessen Schosskind die Tragikomödie war, im stillen den Regeln gezürnt haben, die ihm die Arbeit auf dem Gebiete der Tragikomödie erschwerten. Warum bekämpfte er sie nicht mit offenem Visier, wenn er sie hasste? Fand er, der leibhaftige Bramarbas, nicht den Mut dazu? Scudéry hängte eben, wie so viele andere, auch den Mantel nach dem Winde, verbrannte heute, was er gestern noch angebetet und liess sich viel lieber vom Erfolge als von den Regeln leiten. Dass ein Mann, wie Scudéry, sich von dem Erfolge der *Sophonisbe* verblüffen liess, ist ein neuer Beweis für die Wirkung dieses Stückes. Während ein untergeordneter Dichter wie Durval durch den Triumph der Regeln dazu gedrängt wurde, Abschied von der Bühne zu nehmen, wurde das französische Theater für diesen Verlust durch das erstmalige Auftreten eines Talentes wie La Calprenède mehr als entschädigt. Wir können also auch hier nicht sagen, dass der französischen Bühne durch die Regeln Schaden erwachsen sei. Zwei namhafte Bühnendichter kennen wir nur, die sich — soweit unsere Beobachtung eben reicht — nicht einmal im Jahre 1635 von den Regeln und der Tragödie beeinflussen liessen. Es ist Rotrou***) und Duryer, zwei Dramatiker, denen die Muse des Theaters ihr Brot lieferte. Die Wirkung des Jahres 1635 für die Entwicklung der Einheiten wird dadurch nicht in Frage gestellt. Denn diese beiden Dichter sind eben Ausnahmen, müssen Ausnahmen sein, vielleicht aus dem nämlichen Grunde, aus dem Hardy die Regeln niemals

*) Vorrede zu Arminius.

**) cf. Kapitel IV No. XLVIII.

***) Die Beobachtung der Regeln in *Diane* ist nur eine vorübergehende Ausnahme.

hätte befolgen können — weil sie entweder gezwungen oder darauf verpicht waren, möglichst viel zu schreiben.

Das Jahr 1636 unterscheidet sich in vieler Beziehung von seinem Vorgänger. Während einerseits ein Bühnendichter wie Tristan dem französischen Theater zugeführt wurde, scheint sich in diesem Jahre eine Abkühlung der Tragödie gegenüber bemerklich zu machen. Ob auch den Regeln gegenüber? Nichts liesse sich leichter denken als das. Mairet's Einfluss war gebrochen, der Chapelain's und Richelieu's trat wenig in die Erscheinung. Und die anderen Dichter? Die Mehrzahl davon hatte sich zum Kampfe für die Regeln nur so mitschleppen lassen, und lauerte auf eine günstige Gelegenheit zur Meuterei. Die Tragikomödie erhob sich wieder, die, wenn sie es auch nicht Wort haben wollte, doch ihrem innersten Wesen nach ein Protest gegen die Regeln sein musste. Selbst Corneille wandte sich ihr wieder zu und schuf die *Illusion comique,* die Ebert einen dramatischen Ragout nennt und die grossen Beifall erntete, trotzdem sie so ziemlich ein Hohn auf die Regeln war.

Corneille beharrte indessen nicht auf diesem Wege und auch die Regeln verfielen nicht der Vergessenheit. Wieso, ist eine andere Frage. Es ist heute unmöglich mehr zu kontrollieren, von welcher Seite aus die Regeln über Wasser gehalten. Die einen raten auf die Kritiker, die anderen auf die immer gebildeter werdende Hofgesellschaft, wieder andere auf Richelieu, und die mehr philosophisch angehauchten Litterarhistoriker auf den dunkeln Drang nach Klarheit und Ordnung, welcher der ganzen Epoche innewohne. Oder sollten die Schlingen, in welchen der dramatische Genius jener Zeit gefangen zu sein schien, aus allen jenen Fäden geschlungen sein, die einzeln zu schwach, im Ganzen eine starke Fessel bilden? Sollte die Dichterseele den Einfluss aller jener Mächte so in sich verarbeitet haben, dass das ihr eigener Wille zu sein schien, was sie unbewusst von anderen aufgenommen hatte, wie man die Luft nur ausatmen kann, die man eingeatmet? Auf den Dichter kommt es doch in erster Linie an. Denn ist das Licht, das seinem Geiste den Weg zeigen will, ein Irrlicht, so kommt er in den Sumpf. Kommt er aber auf den richtigen Weg, einen Weg, den er freudig einhalten kann, dann ist der Beweis erbracht, dass er nicht von einem Irrlicht gelockt worden war. So ging es Corneille, auf dessen Werke wir in dieser Zeit besonders angewiesen sind. Sein dichterischer Genius scheint eine Doppelnatur gewesen zu sein — geteilt zwischen Freiheit und Knechtschaft — Freiheit was den Stoff, Knechtschaft was die Form seiner Stücke anlangt. Die Versöhnung dieser beiden Naturen ergab den Dichterheros, wie er im Herzen des fran-

zösischen Volkes lebt. Wie Mairet zur Zeit seiner *Virginie*, konnte Corneille noch zur Zeit des *Cid* — Ende 1636 — der Meinung sein, Inhalt und Form könnten als etwas Getrenntes nebeneinander bestehen, wie Mairet zur Zeit der *Sophonisbe* musste Corneille aber später eingestehen, dass Inhalt und Form sich chemisch verbinden müssen, um eine Gesamtwirkung zu erzielen. Indem Corneille in seinem *Cid* die Zeiteinheit beachtete, erkannte er ihre Macht an, eine Macht, an deren Existenzberechtigung er freilich immer noch zweifeln mochte, an die er aber glaubte, weil sie ihm von Apollo's Gnade zu sein schien. Mochte auch die Anschauung anderer Dichter mit der seinigen nicht übereinstimmen, letztere hatte den Vorzug, die allgemein verbreitete zu sein. Wenn ein Dichter zweiten Rangs wie Durval im Jahre 1636 den Kampf gegen die Regeln aufnahm, so stritt er gegen Windmühlen. Corneille stand, als er den *Cid* verfasste, wieder auf demselben Standpunkte den Regeln gegenüber wie zur Zeit des *Clitandre* (1632). Die fünf dazwischen liegenden Jahre hatten seine theoretischen Ansichten nicht geändert. Das Zusammentreffen wäre unerklärlich, wenn wir es in beiden Fällen nicht mit einer Tragikomödie zu thun hätten. Corneille, welchem die Berechtigung der Einheiten immer noch nicht klar war, konnte ebensowenig wie wir heute einsehen, dass der letzte Endzweck der Beobachtung der Regeln die Wahrscheinlichkeit, die Wahrung des gesunden Menschenverstandes war! Er selbst hatte ja in der *Suivante*, allerdings vergeblich, die letzte Konsequenz der Zeiteinheit gezogen und die Vorgänge auf der Bühne sich in der nämlichen Zeit abspielen lassen wie in Wirklichkeit. Er mag die Regeln für so eine Art Schrulle gehalten haben, welcher man nur scheinbar Rechnung zu tragen brauche. So entstand der *Cid*, die gewaltigste poetische That der Epoche. Wie sehr das Stück auch inhaltlich dem höchsten Ideal der Zeit entsprach, wie sehr der Beifallssturm, den es entfesselte, bewies, dass das Publikum beim Klatschen an nichts weniger, als die Regeln dachte — in formeller Beziehung konnte es vor der Kritik nicht bestehen, konnte es nur als abschreckendes Beispiel wirken. Die Kritik hatte leichtes Spiel. Sie hatte das Recht, aufgebracht zu sein. Denn Corneille hatte versucht, sie zu täuschen. Corneille beobachtete die Zeiteinheit in einer Weise, dass jene zum Gespötte werden musste, infolge der Unwahrscheinlichkeiten, wozu sie den Dichter verleitet hatten. Nicht dass man gefürchtet hätte, die Einheiten seien dadurch kompromittiert — nein, man verlangte von Corneille nur die Ehrlichkeit der künstlerischen Überzeugung, offene Karten. Hätte Corneille die Einheiten einfach ignoriert, man würde vielleicht den *Cid* ebensowenig

angegriffen haben, wie die *Illusion comique* oder die *Veuve.* Aber so erhob sich die Partei der Regelmässigen und schaarte — eine bemerkenswerte Thatsache — alle um sich, welchen der *Cid* aus irgend einem Grunde ein Dorn im Auge war und zog bei diesem Anlasse gar manche an sich heran, welche ihr nie und nimmer beigetreten wären, wie z. B. Scudéry. Auch von diesem Standpunkte aus ist der Cidstreit eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der Regeln.

Zweifellos hat der Erfolg des *Cid* die Frage der Regeln wieder in Fluss gebracht, indem er den Regelmässigen sowohl als auch ihren Gegnern Recht zu geben schien und so beide gegeneinander gehetzt hätte, wenn nicht die letztere Partei zu schwach gewesen wäre. Das Scharmützel gegen das gefeierte Stück begann von Seiten der Hofdichter vorerst in Gestalt einer recht harmlosen Satire — ich meine die *Visionnaires* von Desmarets, anfangs 1637 bereits verfasst.*) Im II. Akte stellt Desmarets die Partei der Regelmässigen ihrer Gegnerin gegenüber. Erstere ist durch die Gestalten zweier Frauen, letztere durch die des Dichters Amidor vertreten, wobei man sich jedoch hüten möge, Sestiane als den Typus der damaligen gebildeten Frau, Amidor als den Typus des damaligen Dichters aufzufassen und daraus etwa den Schluss zu ziehen, die Gebildeten jener Zeit seien für, die Dichter gegen die Regeln gewesen oder vice versa. Denn die Grenze zwischen Wirklichkeit und Satire ist in den *Visionnaires* sehr schwer zu ziehen. Die in dem Stücke eingefügte Unterredung über die Regeln ist indessen sehr ernst zu nehmen und scheint auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, ja es fand deshalb das Gerücht beifällige Aufnahme, Desmarets sei von Richelieu zur Abfassung dieser Szene direkt aufgefordert worden. Die von Sestiane vorgebrachten Ansichten sind mit denen Desmarets identisch, worauf der Dichter in der Vorrede noch besonders hinweist.**) Amidor ist als Visionnaire, als Verrückter gedacht, dass er schliesslich zu siegen scheint, ist eben auch nur als Satire aufzufassen. Sestiane lässt sich zur Partei der Unregelmässigen bekehren. Aber wie weit kommt sie damit? Man sieht es an dem monströsen Stoffe für eine Tragikomödie, — man beachte dabei, dass die Tragikomödie den Regeln am längsten widerstehen musste — den sie dem Dichter empfiehlt. Setzen wir statt

*) Ganz verkehrt ist, was Otto *l. c.* LXXXVI und XLV sagt, die *Visionnaires* seien ein Protest gegen die Regeln.

**) Argument: *„toutefois on peut voir les véritables règles dans l'opinion des critiques qu'elle allègue au poète pour en avoir son avis qui sont celles que l'on doit suivre.*

Sestiane das französische Theater, so ergiebt sich uns als Moral der Geschichte: „Zu so ungeheuerlichen Stoffen wird die französische Bühne kommen, wenn sie sich von den Regeln frei macht“. Ob nun unter Amidor wirklich Corneille gemeint ist oder nicht, wird sich wohl kaum eruiren lassen. Alle Umstände deuten jedoch meines Erachtens daraufhin, dass die *Visionnaires* mit Corneille's *Cid* in Kausalzusammenhang stehen müssen. Die Begründung der Regeln, welche Desmarets giebt, ist, wenn auch nicht dem Gedankengehalt, so doch der Form nach äusserst pikant und originell. Ja manche Verse machen geradezu den Eindruck, als ob sie zu Schlagwörtern oder geflügelten Wörtern wie geschaffen wären. Die *Visionnaires* sind nicht der einzige Beweis dafür, dass im Jahre 1637 die Debatte über die Regeln weniger geschlossen schien, als im Vorjahre. Im Jahre 1637 erschien zuvörderst der *Traité de la disposition du poème Dramatique.* Dieses wichtigste Manifest der ästhetischen Freiheitspartei war schon lange geplant gewesen, bis man das Jahr 1637 als geeignet zur Veröffentlichung hielt. Claveret, einer der Getreuen Mairet's, gab im nämlichen Jahre seinen *Esprit fort* heraus, von dem wir schon gesprochen haben. In der Vorrede zu diesem Stücke hielt er es für angebracht, zu betonen, dass das Stück unter strengster Beobachtung der Zeiteinheit geschrieben sei. Scudéry veröffentlichte im nämlichen Jahre seine *Didon* und gesteht in der Vorrede offen,[32]) in diesem Stücke die Einheiten nicht gewahrt zu haben. Die Offenheit, mit welcher Scudéry das eingestand, ist wirklich lobenswert und tritt in das hellste Licht, wenn man sie mit Corneille's zweideutiger Haltung im *Cid* vergleicht. Aber die Wandlung ging in Scudéry rasch vor sich. Indem er auf der Seite der Regelmässigen gegen den *Cid* kämpfte, schlug er sich ganz zu dieser Partei. Wir zweifeln indessen stark daran, ob Scudéry jemals theoretische Einsicht genug besass, um jede nur einigermassen tiefergehende Begründung der Regeln zu begreifen. Seine Bemerkungen über den *Cid* geben zu dieser unserer Behauptung die beste Illustration. Er behauptet dort, man dürfe auf der Bühne nur das darstellen, was sich innerhalb 24 Stunden ereigne, aber nicht das, was sich in einem grösseren oder geringeren Zeitraum abspiele.[33]) Ist letzteres nicht das Zeichen einer geradezu köstlichen Beschränktheit? Scudéry passte nicht zu den Regelmässigen. Es wird ihm auch kaum wohl dabei gewesen sein, sonst hätte er gewiss nicht zwei Jahre lang seiner dramatischen Ader Stillstand geboten. Im nämlichen Jahre 1637, wo Scudéry den oben erwähnten theoretischen Weisheitsspruch zum Besten gab, hatte er noch in der Vorrede zu *Didon* mit Emphase erklärt,

dass und warum er die Regeln nicht beachtet habe. Tempora mutantur.

Von einer Diskussion, von einer Begründung der Regeln im Cidstreite konnte wohl nicht die Rede sein. Längst war die Beobachtung der Zeiteinheit von den meisten Dichtern zugegeben. Corneille selbst hatte sich ja diesem Zwange anscheinend gefügt. Wie die Regeln zu beachten seien — das war die Frage, deren Beantwortung nicht nur Corneille, sondern allen Dichtern die Augen öffnete. Wohl sassen die Einheiten auf dem Herrscherstuhle des Dramas, aber neben ihnen stand als ihr Scherge der gesunde Menschenverstand, der Götze der Kritik, aber von jeher das Schreckbild der Dichter. Corneille schrieb zwei Jahre lang nichts mehr. Die Akademie bewaffnete sich aber mit Tinte und Feder, nachdem die Spitze des Persönlichen dem Cidstreite genommen war. Sie konstituirte sich als gesetzgebende Behörde und schrieb als Gesetz die Regeln nieder, die bisher höchstens als Gebrauchsrecht Giltigkeit gehabt. Die indirekte Veranlassung dieses Schrittes der Akademie war derjenige, der den Cidstreit angefacht. Corneille selbst und Mairet, der erste Kämpe der Regeln, der jedoch selbst ungefähr um die nämliche Zeit die Einheit der Zeit in seinem *Roland furieux* verletzte. Das Vorgehen der Akademie hatte den Vorzug, dass es die Situation vollständig abklärte. „Die Akademie legt bei der Kritik dramatischer Werke den Massstab des gesunden Menschenverstandes an", erklärte sie selbst. Wer war die Akademie? Ohne Zweifel Chapelain. Die Eingeweihten unter den Zeitgenossen fassten es wenigstens so auf, wie ein Brief Maynard's an Chapelain beweist.[34]) Corneille wusste, warum er sich einschüchtern liess, fluchend die Faust in der Tasche geballt. Chapelain berichtet, er habe in jener Zeit Aristoteles unter die apokryphen Schriftsteller gezählt. Nichts ist bezeichnender als das. Corneille, der an den Regeln nie mit der Kraft der Überzeugung gehangen war, hätte ruhig zusehen sollen, wie die Einheiten ihm seinen schönsten Theatererfolg vergällten! Hatte er früher allerdings vergeblich nachzuweisen gesucht, dass die Regeln für die praktischen Bedürfnisse der Bühne keine Bedeutung verdienten, ging er jetzt so weit, ihnen sogar die Existenzberechtigung als Theorien abzusprechen. Er liess es jedoch in dieser Beziehung bei blossen Redensarten bewenden.

Die *Sentimens de l' Académie*, die 1638 erschienen, wiesen Corneille den einzuschlagenden Weg, in dem sie die offizielle Bestätigung der Regeln bildeten. Wir könnten nun fragen, welche Gründe gerade Corneille zwangen, der Akademie unbedingte

Heeresfolge zu leisten? Haben wir ja doch gesehen, wie er gerade in diesem Jahre weniger als jemals von der Notwendigkeit der Regeln überzeugt war. Und der *Cid* hatte nicht nur den Beifall des grossen Publikums erworben — auch Balzac hatte einen begeisterten Panegyrikus auf ihn geschrieben. Nachdem die Kundgebung der Akademie erschienen war, erhielt eines Tages Chapelain den Besuch Corneille's. Bei dieser Gelegenheit sagte Chapelain zu Corneille, der sich über die Haltung der Akademie beschwerte: „Sie haben die Rache in der Hand. Schreiben Sie wieder ein Stück, das einen allgemeinen Beifallssturm entfesselt, wie der *Cid*". Diese Worte klingen wie ein Hohn, wie eine Selbstüberhebung Chapelain's. Es ist der Schlachtruf: „Hie Kritik, hie Publikum!" Die materielle und soziale Stellung eines Autors jener Tage war aber weniger vom Publikum als von der Kritik abhängig. Die Grossmacht der Kritik war in jener Zeit in Frankreich erst im Entstehen begriffen und hatte noch keine deutliche Vorstellung von dem hohen Berufe, dessen sie zu walten hatte. Unfähig zur Nachempfindung schuf sie sich Formeln, aller Phantasie baar führte sie die philisterhaften Anschauungen einer auf den Krücken des Altertums gehenden Vernunft in das Reich der Poesie ein — den Scholastiker in die Wohnung der Götter. Jene Kritik beherrschte aber die Dichter wie ein noch in den Kinderschuhen steckender König. Noch gab es keine Wechselbeziehungen zwischen Publikum und Kritik, diese war eine Macht, die öffentliche Meinung war es noch nicht. Corneille fügte sich der Kritik, ohne öffentlich wenigstens zu murren. Der 1639 aufgeführte *Horace* bewies, dass er auch auf diesem Wege zum Erfolge gelangen konnte. Er wollte eben nicht nur für die Menge schreiben, sondern auch für das gebildete Publikum. Den aristokratischen Anschauungen der Zeit entsprechend hatten die Regeln an dem Tage vollständig gesiegt, an dem sie sich als Charakteristikum der *haute volée* unter den Theaterdichtern ausweisen konnten. War dieser diplomatische Schritt im Jahre 1638 schon geschehen? Wer weiss? Eine systematische theoretische Opposition gegen die Regeln darf man allerdings in diesem Jahre nicht mehr erwarten. Alles, was man in jüngster Zeit dafür angesehen oder angeführt, ist bedeutungslos. Chapoton's Vorrede zu seinem *Coriolan* klingt doch viel mehr wie eine Entschuldigung für die Verletzung der Regeln denn als der Ausdruck seiner Überzeugung von ihrer Wertlosigkeit. In diesem Jahre hat Scudéry seine Metamorphose zum Regelmässigen sans phrase beendigt. Vielleicht war er sogar schon in diesem Jahre einer der besten „Freunde" des Regelgelehrten La Mesnardiére

geworden.*) Jedenfalls verfasste er 1638 seinen *Amour Tirannique*, eine Tragikomödie, welche für den Gipfel der Vollendung und Regelmässigkeit ausgegeben werden konnte. Der Bann der Unfruchtbarkeit schien von ihm ebenso wie von Corneille genommen und der Beweis erbracht, dass die Regeln nur die Produktionswut aber nicht die Produktionskraft eindämmen konnten. Und doch war im Jahre 1639 die Opposition noch nicht ganz eingeschläfert. Am 22. Februar 1639 erschien die *Panthée* jenes Dramatikers Durval, den wir schon früher als einen Gegner der Regeln kennen gelernt haben. Ich gebe ein Stück daraus im Anhange wieder, weil ich Gelegenheit hatte, im Britischen Museum das Original zu sehen, und weil man andererseits dieser Kundgebung Durval's von jeher eine übertriebene Bedeutung beigemessen.[29]) Vergleichen wir damit einmal die Vorrede zur *Argarite* des nämlichen Dichters.[35]) In letzterer spricht er von vier Stücken, die er verfasst, in der Vorrede zur *Panthée* nur von zwei oder drei. Im Jahre 1636 war Durval's Verhalten den Regeln gegenüber zweideutig. Er behauptet, zwei Stücke unter Beobachtung der Einheiten geschrieben zu haben, also mit dem Strome geschwommen zu sein. Welches sind aber nun jene zwei regelmässigen Stücke. Jedenfalls müsste *Panthée* als *tragédie* als *Poème simple* eines davon sein? Nun aber erklärt Durval in der Vorrede zur *Panthée*, dass dieses Stück nicht regelmässig sei. Dieser Widerspruch ist unlösbar und wir thun deshalb gut daran, uns eher an die Thatsachen, als an Durval's Worte zu halten. Wir kennen von Durval heute nur noch zwei Stücke, *Agarite* und *Panthée*. Beide sind unregelmässig, beide scheinen keinen besonderen Erfolg gehabt zu haben. Daher die Stellung Durval's den Regeln gegenüber — es ist die Rache des verkannten Dichters. Es fehlte Durval im Jahre 1636 nicht an gutem Willen, den Regelmässigen einige Konzessionen zu machen.**) Man scheint ihn aber damit abgewiesen zu haben, was nach der Veröffentlichung der *Agarite* (1636) vor sich gegangen sein wird. Von da ab begann für Durval die Herrschaft der Regeln, drei Jahre vor der Veröffentlichung der *Panthée*. Während Durval 1636 vielleicht noch auf einen Bucherfolg hoffen mochte, scheint das 1639 nicht mehr der Fall gewesen zu sein. In letzterem Jahre spielt er deshalb die Rolle des Märtyrers der Regeln und seiner Überzeugung und gibt sich den Anschein, als ob er nur aus Respekt vor der Partei der Regel-

---

*) La Mesnardière nennt Scudéry *un de nos plus chers amis* (*Poëtique*, Vorrede p. A. A.).

**) cf. Kap. II.

mässigen sich von der Bühne zurückgezogen hätte, als ob es ihm sehr leicht gewesen wäre, die Regeln zu befolgen und als ob er imstande gewesen wäre, den Regelmässigen zu schaden, wenn er den Anstand hätte verletzen wollen. So sprach Durval, der Dichterling Durval, und aus diesen Worten klingt es heraus wie: „Ihr verscheucht die besten Dichter von der Bühne.“ So spricht man pro domo, aber nicht aus dem Herzensgrunde der Überzeugung, und solche Worte muss die Wissenschaft zuerst auf die Wagschale der Kritik legen, ehe sie ihnen den Stempel des Quellenmaterials aufdrückt. Beauchamps, der diese Äusserung Durval's wiedergibt, konnte es allerdings noch nicht zu Bewusstsein gekommen sein, wie wenig ehrlich die Überzeugung Durval's war. Wehe überhaupt dem Litterarhistoriker, der an Beauchamps' Aufstellungen keine Kritik übt. Genannter Kompilator zählt auch den Dichterling und Kritikaster Sarrazin zu den Sternen der französischen Poetik. Warum? Weil Sarrazin, der damals noch ziemlich unbekannt war, Scudéry's *Amour Tirannique* mit einem *Discours sur la Tragédie* in die Welt schickte, welcher die Sache der Regeln gar leicht zu verteidigen hatte, da sie im Jahre 1639 vom theoretischen Standpunkte aus längst gewonnen war.*) Wir denken höher von jener Zeit, als dass wir annehmen könnten, Sarrazin's *Discours* habe irgend einen Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht, die in der von ihm besprochenen Frage mehr als genug unterrichtet waren.**) Und doch war der Sieg der Regeln im Jahre 1639 wirklich vollständig, gab es wirklich nirgends mehr ein Asyl für die Freiheit der dichterischen Form? Standen jene von der Akademie wenn auch nicht dekretirten so doch formulirten Gesetze nicht nur auf dem Papier, wie so viele staatliche Gesetze? Der moderne Geschichtsschreiber der Regeln klammert sich so gern an jede auch noch so schüchterne Äusserung aus jener Zeit, um ja die letzten Worte der dahinsterbenden Freiheit in der dramatischen Form nicht zu verlieren. Auch mir ging es so. Freudig bewegt las ich die im Anhang mitgeteilten zwei Briefstellen. Voiture, das Idol des Hôtel Rambouillet, der Typus des Schriftstellers jener Zeit, Schöngeist, Damenheld, Höfling, Weltmann und Litterat zugleich, stritt mit Chapelain — er taucht zum vierten

*) Wie sehr Scudéry 1639 von den Regelmässigen ganz gefangen war, beweist seine eigene Äusserung in der mir unzugänglichen *Apologie du Théâtre: „Je suis prêt à effacer toutes choses qu'ils (sc. les savants) ne trouveront point raisonnables, à ne me croire jamais à leur préjudice, à me faire des lois inviolables de leurs opinions (Arnaud, p. 178).*

**) Dieser *Discours* ist der Académie gewidmet und scheint Sarrazin von den *Sentimens de l' Académie* eingegeben worden zu sein.

Male in unseren Ausführungen auf — über die *Suppositi des Ariost.* Man bemerke gleich, nicht mehr an eine italienische Pastorale, sondern an eine Komödie knüpfte sich diese Diskussion.[36]) Sie spitzte sich gar bald so zu, dass Voiture erklärte, das Rüstzeug des Kritikers bestehe nicht in allgemeinen Regeln, sondern aus seiner von Fall zu Fall richtenden individuellen Urteilskraft. Kritik und Poesie gehen aber Hand in Hand — beide stehen im Kausalnexus, wie die Freiheit des Vogels zur Freiheit der Luft. Mit diesen Worten gab Voiture dem Drama seine Unabhängigkeit wieder. Dieses nahm sie aber nicht. Chapelain war einflussreicher als Voiture, die Kritik stärker als die Vernunft. Es kam nicht mehr darauf an, ob Chapelain Recht behielt, als er Voiture gegenüber die Regeln gegenüber dem individuellen Urteil verteidigte. Jesuitisch hilft er sich über die Streitfrage hinweg mit dem trügerischen Bilde, die Vernunft sei die Mutter der Regeln. Ist Vernunft und Regel identisch? Ist Mutter und Kind identisch? Sind die Regeln ächte Kinder der Vernunft, oder Sprösslinge, die entartet, ihrer Mutter in nichts mehr gleichen, sondern ihr Hohn sprechen? Gibt es nur e i n e Vernunft oder ist dies Produkt der geistigen Fähigkeiten von örtlichen und zeitlichen Faktoren abhängig? Das alles hätte Voiture seinem Widerpart entgegnen können. Es ist uns keine Andeutung über den Ausgang dieses Streites überliefert. Wenn es Voiture auch vielleicht nicht that — die Geschichte gab Chapelain Recht, den Balzac einmal zutreffend *le génie d'Aristote* genannt hat.

Gerne möchten wir wissen, ob Voiture in diesem Streite sich wohl auf die Meinung der vornehmen Kreise berufen konnte, in denen er verkehrte, aber jeder weitere Anhaltspunkt darüber fehlt uns. Vor die Öffentlickeit scheint der Streit Chapelain's und Voiture's nicht gekommen zu sein. Kein dramatischer Dichter mischte sich hinein — die Theorie interessierte sie nicht und vom praktischen Standpunkte aus mussten sie sich sagen, dass diejenigen, welche nicht im Geleise der Regeln gehen wollten, nur mit Schweigen sich einen Rest von Freiheit erkaufen konnten. Die Zahl und Werke dieser Dichter ist aber noch festzustellen; die Tragikomödiendichter wären hier zuvörderst in Betracht zu ziehen. Waren aber die Gentlemen unter den Dichtern an die Regeln gebunden, wie an die Hofetikette? Alles möglich in einem Zeitalter, wo ein La Mesnardière andeuten konnte, die regelmässige Tragödie sei Kaviar für die Menge, die nur an regellosen Komödien Geschmack finden könne. Im nämlichen Jahre, wo Corneille mit *Horace* den Triumph der Regelmässigen verkündete, erschien La Mesnardière's *Poetik* und begann d'Aubignac seine *Pratique du théâtre.*[37]) Die dramatischen Theorien waren

buchreif geworden. Chapelain allerdings hielt nicht viel von diesem Theoretisieren. Die Dichter waren ja, Dank seiner Thätigkeit in theoretischen Fragen so gescheit geworden, dass jedes neue Werk darüber und sei es auch das Beste, ihnen wahrscheinlich nichts Neues mehr bieten konnte. Sollten jene beiden Männer, die Früchte dessen ernten, was er selbst in den Boden der Poetik gesäet? Chapelain ist beiden nicht grün, weder La Mesnardière noch d'Aubignac und hätte mit teuflischer Freude zugesehen, wenn diese beiden Zopfgelehrten sich mit einander herumgebalgt hätten. Dieses Schauspiel sollte er jedoch vorerst noch nicht erleben, sondern ein viel schöneres — Corneille's Dichtergenie, wie es Zeugnis abzulegen schien für die Richtigkeit seiner, Chapelain's, dramatischen Theorien.

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die Geschichte der Zeiteinheit und fassen unsere Resultate in folgenden Thesen zusammen:

1) Nicht vor 1629 wurden die Regeln in den damals doch allein massgebenden Kreisen der Dichter bekannt.

2) Mairet zeigte sie (1630) einem grösseren Interessentenkreise nicht in der Form der abstrakten Theorie sondern in der Form des konkreten Musterdramas — einer Pastorale.

3) Chapelain und Mairet machten die Regeln zum Dogma der dramatischen Theorie, ersterer von der Vernunft, letzterer von der Autorität der Alten ausgehend. (1631.)

4) Die theoretischen Erörterungen über die Regeln hören auf; Corneille ist der einzige Dichter, der ihre Macht anerkennt, in dem er sich mit ihnen abfindet (1632).

5) Mairet kommt an der Hand der Regeln von der Tragikomödie zur Tragödie. *Virginie* und *Sophonisbe* wirken für die Regeln durch die Macht der poetischen That (1633 und 1634).

6) Sämtliche hoffähige Dichter schwören zu den Regeln. Der Einfluss der Kritik zu ihren Gunsten bei Hofe kommt in Chapelain's dramatischer Thätigkeit zum Ausdruck (1634 und 1635).

7) Die Truppen der Regelmässigen zerstreuen sich bis sie die Unzufriedenheit über den Erfolg des *Cid* in stärkerer Anzahl wieder versammelt (1637).

8) Der Wahrspruch der Akademie über den *Cid* wirkte klärend, indem er dekretierte, dass eine Beobachtung der Einheiten auf Kosten des gesunden Menschenverstandes vor der Kritik nicht bestehen könne (1638).

9) Ein Versuch Voiture's, die Kritik zu einem freieren Standpunkte zu bekehren, scheint fehlgeschlagen zu sein (1639).

10) Trotzdem bleibt noch zu untersuchen, wann die Regeln bei den dramatischen Dichtern wirklich zur Routine geworden waren.*)

11) Der Einfluss der praktischen Bühnendichter auf die Entwickelung der Zeiteinheit hält dem der Theorie und Kritik die Wagschale.

II. Die Einheit des Ortes.

Meines Wissens hat noch kein Litterarhistoriker der Einheit des Ortes ein besonderes Kapitel gewidmet. Die meisten glauben auch, ihre Geschichte zu schreiben, indem sie der Entwickelung der Zeiteinheit nachgehen. Niemand hat sich indessen noch die Mühe genommen, die Richtigkeit dieser Anschauung zu beweisen. Das wäre auch sehr schwer. Während die Zeiteinheit ein Begriff ist, dessen Schwankungen geringfügig, wie sie sind, in der Litteraturgeschichte kaum eine Spur zurückgelassen haben, ist die Ortseinheit ein Begriff, dessen Wandlungen gerade ein wichtiger Teil ihrer Geschichte sind. Wir ersparen uns deshalb vorläufig eine Definition. Die Ortseinheit tritt immer in Verbindung mit der Zeiteinheit auf, aber nicht vice versa. Wir können deshalb das im vorigen Kapitel Gesagte nicht ohne weiteres auf die Ortseinheit anwenden, während andererseits letztere als Gradmesser für die Bedeutung und Entwickelung dessen gelten mag, was man vom XVIII. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag ziemlich unbestimmt die Regeln genannt hat und nennt.

Die meisten italienischen Theoretiker haben, wie Aristoteles, es unterlassen, aus der Zeiteinheit einen Schluss auf die Ortseinheit zu ziehen.**) Wieso sich die drei Einheiten schon bei Jean

*) Ebert kommt zu dem Schlusse, die Regeln hätten 1635 definitiv gesiegt, wobei er sich auf Durval's *Panthée* stützt. Das ist nicht ganz wörtlich zu nehmen. Seine Darstellung der Entwickelungsgeschichte der Regeln litt natürlich unter der falschen Chronologie der Werke Mairet's. Otto irrte, indem er die Regeln teilweise der vornehmen Gesellschaft in die Schuhe schob und den Einfluss Corneille's auf die Regeln als grösser hinstellt, als den Mairet's. Wenn man natürlich die *Sophonisbe* vergisst, kann eine solche Anschauung nicht Wunder nehmen! Arnaud's Darstellung ist unhistorisch und wimmelt von chronologischen Fehlern. Lisle's Ausführungen beruhen auf einer mangelhaften Kenntnis der allgemeinen Lage des Theaters. Breitinger sucht die Geschichte der Einheiten nur in den Poetiken. Allen diesen Vorgängern gegenüber dürfte meine Darstellung den Vorzug haben, dass sie sich thunlichst nicht so fast an Worte als an Thatsachen hält.

**) Tirso de Molina und Sidney haben die Ortseinheit schon, (Breitinger, *Les Unités d'Aristote* S. 27 und 35), woher, dürfte kaum zu entscheiden sein. Ein Einfluss dieser beiden Männer auf die Theorien der französischen Dramatiker kann nicht angenommen werden.

de la Taille finden, ist schwer, ja unmöglich, festzustellen, wäre auch ganz überflüssig für unsere Zwecke. Verführte hier schon die Dreizahl, das Streben, die dramatischen Gesetze in ein System zu bringen und letzteres dann mit einem Schlagworte zu bezeichnen? Aber von einem Einflusse Jean de Taille's auf die litterarischen Kreise im Jahre 1628 kann keine Rede sein, nicht einmal auf diejenigen, welchen die dramatischen Theorien Selbstzweck zu sein schienen. Letztere fussten samt und sonders auf den Lehren der Alten. Einem Ogier konnte der Gedanke doch nicht kommen, dass Raum und Zeit in innigstem Zusammenhange stehen. Welch köstlicher Stoff wäre das für ihn gewesen, für seine Feder, welche gegen die Regeln stach zu einer Zeit, wo sie noch nicht zum Angriffsobjekt gediehen waren. Aber Ogier kannte die Ortseinheit noch nicht. Ganz genau wie ihm erging es jenem Blaustrumpf, welchen Balzac mit seiner Satire verfolgte. Jene Dame war eine glühende Verehrerin des Altertums. Hätte sie in theoretischen Dingen weiter sehen sollen als ein Aristoteles oder Horaz? Sie kennt deshalb nur die Zeiteinheit, ihr und Aristoteles ist die Ortseinheit vollständig fremd. Auch jene vor 1630 erschienenen dramatischen Werke, bei denen man eine, wenn auch unbewusste Beobachtung der Zeiteinheit konstatieren kann, scheinen die Ortseinheit noch nicht zu kennen. Für denjenigen aber, welcher die szenische und technische Beschaffenheit der damaligen Bühne sich etwas genauer angesehen, liegt die Sache wesentlich anders. Die Bühne war damals noch schwerfällig, noch war man über das Dekorationswesen des Mittelalters nicht hinausgekommen. Von einer einheitlichen Szene war noch keine Rede — alle im Stücke vorkommenden Szenen waren von vornherein schon hergerichtet, eine friedlich neben der andern gelagert. Man brauchte zur szenischen Veränderung deshalb nicht den Maschinisten, sondern ein Schritt des Schauspielers genügte, um die Veränderung des Schauplatzes anzudeuten. Je müheloser diese szenische Verschiebung vor sich ging, um so weniger Mühe mochte man sich geben, sie der Zahl nach einzuschränken. Und man gab sich sehr gern zufrieden, wenn man die für den ersten Akt arrangierte szenische Gesamtübersicht — die „Face" des Theaters — nicht bei jedem neuem Akte neu zu arrangieren hatte. Wo aber eine solche Veränderung der szenischen Gesamtübersicht überhaupt nicht nötig war, konnte man mit Fug und Recht behaupten, der Dichter habe die Ortseinheit beobachtet. Letztere scheint — mathematisch lässt sich das allerdings nicht erweisen — *unité de scène* genannt worden zu sein im Gegensatz zu der späteren *unité du lieu.* Von diesem Standpunkt aus betrachtet, mag es uns erklär-

lich, ja natürlich vorkommen, wenn die Ortseinheit als dramatisches Gesetz vorerst noch keine praktische Bedeutung hatte und weder formuliert noch begriffen wurde. Nicht anders war es noch zur Zeit, als Mairet seine *Silvanire* schrieb. Zwar zog er die Konsequenz aus der Zeiteinheit und liess in der *Silvanire* seine Personen nicht weiter wandern als es innerhalb der den Vorgängen gesetzten zeitlichen Schranke thunlich war, doch dabei liess er es bewenden.*) Er beobachtete, beobachtete mit Bewusstsein die Einheit der Szene, wenn auch nicht die des Ortes.[34]) Rigal, der beste, vielleicht sogar einzige Kenner der äusseren Theaterverhältnisse jener Zeit, hebt diese von Otto nicht bemerkte Thatsache hervor (S. 200). Was findet man aber, wenn man sich die Theaterdekoration der *Silvanire* heute wieder im Geiste vorstellt? Eine widerspruchvolle und nur durch Zwang zur Einheit verbundene szenische Gesamtübersicht. Letztere war also erstrebt nicht nur, sondern gleichsam ertrotzt. Diese Thatsache gibt zu denken. Ein Tag die Zeit, eine Szene der Schauplatz der Vorgänge. Das ist in der *Silvanire* mit Bewusstsein durchgeführt, wenn auch nicht in der Vorrede klipp und klar ausgesprochen. Drängte sich Mairet das mit der Gewalt der logischen Schlussfolgerung auf oder mit der einer unbewussten Analogie der Ideen? Ich glaube letzteres, denn sonst hätte er es in der Vorrede klarer ausgesprochen. Die von uns erwähnte fatale Dreizahl der dramatischen Gesetze tritt bei ihm aber in ganz eigentümlicher Form auf. Er spricht im *Discours*, wohl im Anklang an seine theoretische Quelle, von drei Grundgesetzen des Dramas, ohne dass man weiss, worin diese bestehen, da ja die Einheit des Orts nicht erwähnt wird.**) Es ist hier jener fatalistische Zug zu konstatieren, der die Theorie zum System treibt, wie das Bächlein zum Fluss hineilt. Wo hätte Mairet, der sich doch immer von der Bühnenpraxis leiten liess, das Verbot des Szenenwechsels finden können? Auch aus der Zeiteinheit konnte er sich nicht das Prinzip herleiten, dem Zuschauer die Augenweide des Szenenwechsels zu missgönnen. Ich sage, nichts konnte Mairet dazu veranlassen, als ein gewisses etwas, das man im körperlichen Leben Instinkt nennt. Aber genug, der Schritt war gethan. Je schwieriger es aber war, in der *Silvanire* die Einheit der szenischen Kombination zu erreichen, um so eifriger musste man bestrebt sein, letztere zu vereinfachen, indem man den Schauplatz der Handlung möglichst selten veränderte. Mairet's

*) Otto S. LXIV meint, die Ortseinheit sei in der *Silvanire* nicht beobachtet. Das ist ein Irrtum.

**) *La troisiesme (condition) et la plus rigoureuse est l'ordre du temps, que les premiers Logiques reduisoient au cours d'une iournée* — — —.

szenische Einheit machte lange nicht den Eindruck wie seine Beobachtung der Zeiteinheit. Natürlich — letztere allein stand im dramatischen Programm der Alten, letztere allein war von Mairet in ganz besonders auffälliger Weise durch die ganze *Silvanire* hindurch betont und entwickelt worden. Als der junge Godeau sich über die Frage der Einheiten bei Chapelain Rat holte, schien, wie wenigstens aus Chapelain's Antwort hervorgeht, nur die Zeiteinheit für ihn zu existieren. Chapelain selbst ging es nicht besser. Er, der sich die Regeln nicht von den Alten, sondern von seinem gesunden Menschenverstande wenigstens anscheinend verschrieben hatte, besass nicht so viel Scharfblick, um die Notwendigkeit der Ortseinheit einzusehen, welch' letztere deshalb in seinem Briefe an Godeau gar nicht erwähnt ist. Dazu haben wir noch Corneille's Zeugnis. Der *Clitandre* kennt nur die Zeiteinheit und im Jahre 1660 schrieb Corneille im Examen zu diesem Stücke, damals (1630) sei nur die Zeiteinheit bekannt gewesen.[9]) Treffen diese drei Zeugnisse auch zusammen, so beweist doch die That mehr als Worte, die *Silvanire* mehr als alle möglichen Äusserungen. Sprach man auch noch nicht von der szenischen Einheit, so war letztere doch, wenn auch ziemlich unauffällig, in die Bahn ihrer Entwicklung eingetreten, die sie als Ortseinheit zur Herrschaft führte. Der Einfluss Mairet's in dieser Beziehung lässt sich wenn auch nicht bei dem Kritiker Chapelain, so doch bei dem Gelehrten Isnard und dem Dichter Gombaud nachweisen, um so eher als der *Discours* ja noch besonders auf die in der *Silvanire* befolgte Szeneneinheit aufmerksam gemacht hatte. Dabei bestätigte sich, was wir früher von der theoretischen Spitzfindigkeit und Kurzsichtigkeit Isnard's zugleich sagten. Zweimal redet Isnard von der *unité du lieu*, eine merkwürdige Thatsache, weil sie mit der Bühnenpraxis im Widerspruch steht.[38]) Nur von einem Jean de la Taille kann Isnard diesen Begriff überkommen haben, seine Zeit wusste noch nichts davon. Wie definiert er die Ortseinheit?[39]) Wenn die Katastrophe in Konstantinopel vor sich geht, so müssen alle anderen Ereignisse auch dort vor sich gehen, sagt er. Nichts berechtigte ihn zu dieser Auffassung, nichts uns, Wert darauf zu legen. Ich glaube, wir würden sonst dem redseligen Arzte viel mehr Ehre erweisen, als es seine Zeit gethan und die Geschichte des Theaters. Wie wenig Boden war damals noch da zur Aufnahme der Ortseinheit in der Bühnenpraxis. Der freimütige Gombaud drückt das wider Willen aus.[39]) Eine Insel, eine ganze Provinz konnte man noch als Schauplatz der Handlung wählen; denn eine solche Strecke Landes konnte noch recht wohl zur szenischen Einheit kombiniert werden, und grösser durfte der Raum

ja schon mit Rücksicht auf die Zeiteinheit nicht bemessen werden. Von da bis zu der von Isnard angedeuteten Ortseinheit war es indessen noch ein ziemlich weiter Schritt. Mit einigem Befremden finde ich die Ortseinheit auch in Scudéry's Vorrede zu *Ligdamon* erwähnt.[22]) Mit Isnard's Äusserung zusammengehalten, beweist Scudéry's Angabe nur, dass diejenigen, welche wie Scudéry oder Isnard, sich auf ihr theoretisches Wissen besonders etwas zu gute thaten, die Ortseinheit in den leeren Kreis ihrer Begriffe aufgenommen hatten; Scudéry sogar mit der ausgesprochenen Absicht, diese seine Kenntnis der Ortseinheit zum Kampfe gegen dieselbe zu verwenden. Der Szenenwechsel auf der Bühne soll mit dem Wechsel des Schauplatzes der Handlung zusammenfallen, verlangt Scudéry. Damit wäre sogar die szenische Gesamtübersicht verurteilt. Ich hüte mich aber wohl, auf diese bühnentechnische Frage näher einzugehen; denn die Geschichte der Ortseinheit würde uns um nichts klarer werden. Das Jahr 1633 bringt uns dafür auch keine Überraschungen. Von Mairet's *Virginie* gilt das über die *Silvanire* Gesagte — wir haben es hier höchstens mit der szenischen Einheit zu thun — die kombinierte Dekoration verlegt hier noch den Weg zur Ortseinheit. Wie innig letztere mit der Zeiteinheit zusammenhängt, beweist das Beispiel Corneille's. Wie er sich seine Einheiten selbst machte, die der Zeit ganz genau im nämlichen Massstabe wie die des Orts, erhellt aus der *Veuve* und der *Gallerie du Palais*. Von einer szenischen Einheit, wie in der *Virginie*, scheint Corneille in der *Veuve* nicht viel gehalten zu haben; es genügt ihm, wenn innerhalb des Aktes ein Szenenwechsel nicht stattfindet. Und doch bedeutet das Jahr 1633 eine Krisis für die Ortseinheit. In diesem Jahre scheint ein Umschwung in den Anforderungen eingetreten zu sein, welche man bisher an die Bühnentechnik hinsichtlich der Markierung der Örtlichkeit gestellt hatte. Die kombinierte Dekoration scheint wenigstens in den Kreisen, welche den Massstab der Wahrscheinlichkeit auch ins Theater mitbrachten, allmählich Anstoss erregt zu haben. Im nämlichen Jahre, wo die Zeiteinheit siegte, machte die szenische Einheit einen so grossen Schritt gegen die Ortseinheit, dass sie nur wenig mehr davon entfernt war. Es war dies 1634, das Jahr der *Sophonisbe*.*) Ein innerer Zusammen-

*) Mairet hat sich die grösste Mühe gegeben, die Einheit des Ortes nicht nur möglichst streng zu wahren, sondern diesen Umstand auch scharf hervortreten zu lassen. Die ganze Handlung spielt sich in zwei Sälen ab, die nahe bei einander liegen. Massinissa fragt von Scipio: *Ou l'avez-vous laissé?* Ariston: *Dans la salle prochaine.* (IV,1.) Auch die Leiche der Sophonisbe ist nicht weit von dem Orte, wo sich die ersten Szenen des V. Aktes abspielen. Caliodore sagt zu Massinissa: *La porte de sa chambre est à deux pas d'ici.* (Vorletzte Szene.)

hang zwischen diesen beiden Thatsachen besteht. Weder die szenische, noch die Ortseinheit, wie sie in der *Sophonisbe* durchgeführt ist, konnte in jener Zeit und kann heute noch nicht als blosse, logische Konsequenz aus der Zeiteinheit hingestellt werden. Auch als Lehre der Alten konnte sie nicht gelten, als Erfordernis der Wahrscheinlichkeit kaum mit dem nötigen Nachdruck verlangt werden. Die Freude an der szenischen Gesamtübersicht scheint damals verloren gewesen zu sein. Einen Szenenwechsel hatte Mairet schon 1631 verpönt. Sobald diese seine Ansicht zum Siege kam, musste infolge der bedeutend eingeschränkten Kombinationsmöglichkeit der Szenen der Schauplatz der Handlung durch das ganze Drama hindurch möglichst der gleiche bleiben, wodurch wir der Ortseinheit ganz nahe kommen. Der nämliche Mann führte Zeit- und Ortseinheit zugleich ein (1634), die nämliche Zeit nahm beides an, die Ortseinheit, wie wir heute sagen, nicht einmal mit der nämlichen historischen Berechtigung wie die Zeiteinheit. Über den inneren Zusammenhang kann ich dem oben Gesagten den auch bei der *Silvanire* konstatierten Hang zum System beifügen. Mairet stand nicht allein unter dem Banne dieser Äusserung der Ideenverbindung — Chapelain sowohl als Corneille waren im gleichen Falle.

Chapelain hatte im Jahre 1630 noch nichts von der Ortseinheit gewusst. In seinem Entwurf einer Poetik, welchen ich aus dem unten angeführten Grunde dem Jahre 1634 zuweisen möchte,*) wird die Ortseinheit erwähnt, ja als im antiken Drama praktisch durchgeführt hingestellt.[42] Was Chapelain unter *unité du lieu* verstand, wissen wir allerdings nicht. Um die Ortseinheit bei den Alten aber als Regel entdecken zu können, dazu gehört eine Finderwut, welche finden muss, weil sie in der Verblendung der Systemsucht stets, auch wenn es nicht der Fall ist, das Gefundene für das Gesuchte hinnimmt. Und Corneille?**) In der *Suivante* (1634) trieb er die Zeiteinheit auf die Spitze,[43] im nämlichen Stücke gab er der Handlung einen Ort, der nicht grösser sein soll als das Theater. Und damit glaubte er den

*) In diesem Jahre mag ihm die Mitarbeiterschaft der *Comédie des Tuileries* die Ideen zur Abfassung des Entwurfs einer dramatischen Poetik gegeben haben. Auch Arnaud, *l. c.* S. 140, Anmerkung, hebt das Auftreten der Ortseinheit in diesem Entwurfe hervor.

**) Wie wenig offen war Corneille! Dem Vorworte zur *Veuve* zufolge (Otto XC) hätte er im *Clitandre* die Ortseinheit beobachtet, dem viel später geschriebenen *Examen de Clitandre* zufolge hätte er damals nur die Zeiteinheit gekannt. Letzteres ist richtig. Nur stellte sich 1634, wo die Ortseinheit schon bekannt war, Corneille, als habe er sie bereits zwei Jahre früher gekannt, während 26 Jahre später er in seinem *Examen* aufrichtiger sein konnte.

Gipfel der Wahrscheinlichkeit erklommen zu haben. Warum? Wäre die Handlung der *Suivante* weniger wahrscheinlich gewesen, wenn sie Corneille an eine Örtlichkeit geknüpft hätte, die man thatsächlich in der von der Handlung beanspruchten Zeit durchmessen kann? Die Zeiteinheit wäre durch die Autorität der Alten jeder Begründung überhoben gewesen. Und doch suchte man ihre logische Berechtigung zu beweisen. Die Ortseinheit, welche von den Alten niemals als Gesetz anerkannt worden, schlich sich in die Poetik der Franzosen ein, ohne jegliche nennenswerte Begründung oder Berechtigung und setzte sich dort *per nefas* fest, als ob sie zur Familie der Einheiten immer gehört habe und noch gehörte. Niemals wird man darüber Licht bekommen können, wieso die szenische Einheit zur Ortseinheit in der *Sophonisbe* wurde, noch weniger indessen wird sich nachweisen lassen, woher Mairet die szenische Einheit nahm. Die Ortseinheit, ebenso streng wie in der *Sophonisbe* durchgeführt, war indessen ein Schlag gegen die Schaulust des Publikums, ein grösserer Schlag als die Zeiteinheit. Letztere mochten die Schauspieler dulden, über erstere mussten sie murren, weil das Publikum über den Mangel an szenischer Ausstattung murren musste. Nahm die Ortseinheit diese beiden Hindernisse, dann legte sie den Beweis ihrer Lebenskraft und infolge dessen Lebensberechtigung ab.

Schwerer, viel schwerer drang die Ortseinheit durch als die Zeiteinheit. Immer noch hatte sie bald mehr bald weniger von der Szeneneinheit an sich, wenngleich letztere im Jahre 1635 schon bedeutend an ihrer Kombinationsfähigkeit eingebüsst hatte. Von keinem Drama des Jahres 1635, von keiner Tragödie, nicht einmal von Mairet's und Corneille's Tragödien des Jahres 1635 lässt sich eine so strenge Beobachtung der Zeiteinheit nachweisen, wie sie in der *Sophonisbe* durchgeführt ist. Wir haben gesehen, mit welcher Gewalt im Jahre 1636 bei Scudéry das dichterische Freiheitsgefühl wieder zum Durchbruch kam. Hier wie immer ging die Fehde gegen die Zeiteinheit mit der gegen die Ortseinheit Hand in Hand. Aber welche Kraft und welchen Mut der Überzeugung trägt Scudéry zur Schau, wenn auch vielleicht nicht in der uneigennützigsten Absicht. Wie mannhaft stellt er sich im Vorworte zu seinem *Prince déguisé* auf die Seite des schaulustigen Publikums.*) Da finden wir keine Spur mehr von der Einheit des Ortes, selbst nicht von der szenischen Einheit. Scudéry ist stolz auf die herrliche Ausstattung, stolz auf die sogar mitten im Akte vollständig veränderte Szene. Nur eins scheint er mit den bühnentechnischen Bestrebungen der Regelmässigen zu teilen — die Abneigung gegen die

szenische Gesamtübersicht. Selbst in der Tragödie *Didon*[32]) konnte Scudéry seine Vorliebe für szenische Effekte nicht verleugnen, auch hier begnügt er sich nicht mit einer durch die kombinirte Szene allzu teuer erkauften szenischen Einheit, sondern will dem Publikum durch den Wechsel der Dekoration Vergnügen bereiten.[44]) Dieses energische Vorgehen Scudéry's steht, was die Ortseinheit betrifft, in der Geschichte des Jahres 1636 einzig da. Aber er schwamm doch nur gegen den Strom. In diesem Jahre hatte die Theorie bereits ihre Schlussfolgerungen aus der in der *Sophonisbe* durchgeführten szenischen Praxis gezogen. Wie immer jedoch hatte sie auch hier über das Ziel hinausgeschossen, den in der *Sophonisbe* noch in einem schwachen Rest vorhandenen Szenenwechsel ausser Betracht gelassen und die Ortseinheit als Gesetz proklamirt, nicht mehr wie Mairet 1631 in Gestalt der szenischen Gesamtübersicht, sondern zugleich mit einer authentischen Interpretation, die wir aus Durval's *Argument* zu *Agarite* (*Achevé d' imprimer* vom 2. Juni 1636) ziemlich sicher herauslesen können.[45]) Wir haben im vorigen Kapitel schon von Durval's *Agarite* und seiner Abneigung gegen die Regeln gesprochen. Die von uns hier angezogene Stelle legt wiederum Zeugnis davon ab, wie wenig Mut der freien künstlerischen Überzeugung Durval in seinem Kampfe gegen die Regeln einsetzt, dass seine Gereiztheit nicht ein Zeichen von Kraft sondern von Impotenz ist. Was ist der Sinn unserer ganzen Stelle? „Es würde mich sehr freuen, wenn die Herren Kritiker sagen würden, ich hätte in *Agarite* die Ortseinheit beobachtet. Alsdann dürfen sie ihre Anforderungen nicht zu hoch stellen und müssen statt einer einzigen sehr beschränkten Örtlichkeit, die sie sonst verlangen, eine ganze Gegend in Kauf nehmen". Hier ist, was wir suchten. Hier steht es geschrieben, von einem Manne geschrieben, bei dem der Wunsch nicht Vater des Gedanken sein konnte — eine strengere, wenn nicht schon die strengste Auffassung der Ortseinheit hatte sich bereits Bahn gebrochen und Anhänger erworben. Nicht mehr eine Gegend sollte es sein, sondern ein Ort, — die szenische Gesamtübersicht war damit gestürzt, ebenso wie die szenische Einheit. Damit war das System geschlossen und seine Macht erhöht. Zum Dogma der Dichter war allerdings jene strengste Auffassung der Ortseinheit noch lange nicht geworden. Dahin war es noch sehr weit. Corneille war in den 1636 erschienenen Stücken *l'Illusion Comique* und *Cid* in der Beobachtung der Ortseinheit nicht mehr und nicht weniger gewissenhaft als die andern Dichter, die sich zu den Regelmässigen zählten.

Wenn sich aber auch vorerst die Dichter noch nicht um

die strengste Auffassung der Einheit des Ortes kümmerten, so hatte sich dieselbe doch 1637 schon in der Theorie unverkennbar festgesetzt. Allerdings wenn man Desmaret's *Visionnaires* liest, könnte man vielleicht anderer Meinung werden. Die Regeln sind hier in ein Schlagwort zusammengefasst, die Ortseinheit mit *unité de scène* bezeichnet.[31]) Auch was Desmarets nachher noch über dieselbe sagt, ist nicht klarer und es bestehen immerhin Gründe für den Zweifel, ob Desmarets nicht die szenische Einheit im Sinne der *Silvanire* gemeint habe. Die Persönlichkeit Desmarets fällt indessen ins Gewicht. Er, der sonst auch als Vorkämpfer der Einheiten auftritt, wird hier wohl die Ortseinheit gemeint haben.

Viel bestimmter drückt sich der Verfasser des schon oft genannten *Traité de la disposition du poème dramatique* aus.[46]) Nach seinen Worten zu schliessen gab es Leute, welche auf der Szene nur einen Ort dargestellt, das heisst Szenenwechsel vermieden wissen wollten. Diese Vorschrift solle man weder billigen noch einführen, sagte er, das heisst er verwahrt sich dagegen vom Standpunkte der Theorie und der Bühnenpraxis. Schade, dass der Verfasser dieses Schriftchens sich durch seine radikale Opposition gegen die Zeiteinheit jedes Einflusses auf die Regelmässigen begeben hatte. Als im Jahre 1637—38 Mairet seinen *Roland* schrieb, sah er wohl die Unmöglichkeit ein, die Zeiteinheit zu beobachten.[47]) Was that er aber, um seinen Ruf als Regelmässiger nicht zu schädigen? Er beobachtete die Ortseinheit in, wie mir scheint, noch etwas strengerer Auffassung als in der *Sophonisbe.* Die für die Aufführung des *Roland* gedachte Szene ist sehr unbestimmt, ein Wald. Auch in der Theorie findet sich die Regel von der Einheit des Ortes im Jahre 1638. Die Vorrede zu Chapoton's *Coriolan* nennt wieder in einer allerdings sehr auffallenden Form die Ortseinheit neben der Zeiteinheit.[48]) Im nämlichen Jahre erschienen die *Sentimens de l'Académie sur le Cid.* Nach den kritischen Bemerkungen des „Observateurs" Scudéry zu schliessen, wäre der Cidstreit beinahe an der Ortseinheit spurlos vorübergegangen. Denn im Jahre 1637 hatte Scudéry seine dichterische Freiheit noch nicht soweit veräussert, dass er sich berufen fühlte, für die strengste Durchführung der Ortseinheit in die Schranken zu treten. Anders die Akademie 1638. Sie erwähnt tadelnd, dieselbe Bühne stelle verschiedene Örtlichkeiten im *Cid* dar.[49]) Es ist für uns gleichgiltig zu wissen, ob dieser Tadel der Akademie die kombinirte Dekoration oder den Szenenwechsel trifft.

Die Forderung, welche die Akademie stellte, war klar — nur eine einzige Örtlichkeit war erlaubt, womit die szenische

Gesamtübersicht, wenn sie in der Praxis noch bestand, ebensogut zu Fall kam, wie der Szenenwechsel. Diese Forderung stellte die Akademie im Bewusstsein ihrer Kraft, im Bewusstsein, mit der bis jetzt beliebten Bühnenpraxis in Konflikt zu geraten dadurch, dass sie die strengste Auffassung der Ortseinheit vorschrieb, trotzdem sie sich doch selbst sagen musste, dass die höchste Ausbildung der Ortseinheit als Theorie weniger den praktischen Bühnendichtern als den Theoretikern zu verdanken war. So rächte es sich am *Cid*, was die *Suivante* gegen die Freiheit des Orts gesündigt. Die Antworten auf dieses Dekret der Akademie blieben nicht aus. Scudéry gab ihr in der Praxis Recht, indem er seinen *Amour Tirannique* verfasste, in dem er sich rühmen konnte, die Örtlichkeit auf die Spitze einer Bastion beschränkt zu haben.[redacted])[50] Auch Sarrazin schien unsere Auffassung geteilt zu haben. In seinem vor Scudéry's Stück gedruckten *Discours sur la Tragédie* machte er die Gedanken der Akademie sogar auffälliger Weise zu den seinigen, indem er den Dichtern die Ortseinheit ans Herz legte. Sehr dunkel ist dabei nur der der Akademie nachgeahmte Ausfall gegen die damals geübte Bühnenpraxis betreffs der Einheiten. Soll damit gemeint sein, dass die Dichter, um die Ortseinheit zu umgehen, die Örtlichkeit in der Dekoration allzuwenig bestimmen liessen? Sollte das auch die Meinung der Akademie gewesen sein? Dann, muss ich gestehen, reicht mein Wissen nicht aus, um damit die Thatsache in Einklang zu bringen, dass die Örtlichkeit in den Dramen jener Zeit, wie sie uns im Druck vorliegen, sehr oft wechselt. Nur eine noch nicht existirende Geschichte der Theaterdekorationen jener Zeit könnte darüber Licht verbreiten. Wenn sich die Dichter in der Bestimmung der Örtlichkeit wirklich zu Unwahrscheinlichkeiten verleiten liessen, dann kann das doch nur von der Perhorrescierung des Szenenwechsels gekommen sein. Ging die Meinung der Theoretiker dahin, dass 1) der Szenenwechsel verpönt war und 2) die szenische Gesamtübersicht nur das umfassen dürfe, was in Wirklichkeit nur einige Schritte von einander entfernt lag, so feierte sie einen grossen Triumph in der 1639 verfassten Poetik La Mesnardière's.[redacted])[51] Doch für uns schlug die strengste Auffassung der Ortseinheit nur in der Theorie durch. In der Praxis hat sie vorerst nur die Kombinationsfähigkeit der verschiedenen Szenerien vermindert, noch nicht aufgehoben.*) Ich fasse meine Resultate zusammen:

*) Man war mit der Ortseinheit noch nicht weiter gekommen, als d'Aubignac seine *Pratique* schrieb.

1) Die Ortseinheit tritt 1631 in Gestalt des Verbots eines Szenenwechsels, also der szenischen Einheit auf, nicht als bewusste Konsequenz aus der Zeiteinheit, sondern als unbewusste Analogie an dieselbe, so wie sie 1630 auch praktisch in der *Silvanire* durchgeführt worden.*)

2) In der unbefangenen Theorie erscheint sie, allerdings in unbestimmter Form, erst gegen 1633—1634.

3) In der Praxis erscheint sie in der strengeren — wir sagten immer strengsten — Auffassung 1634. Die szenische Kombinationsfähigkeit ist eingeschränkt.

4) Diese Auffassung in der Theorie wird im Jahre 1636 beglaubigt, 1638 mit Gesetzeskraft ausgestattet, 1639 von La Mesnardière wissenschaftlich ausführlich begründet.

5) Ein durchschlagender Erfolg der Ortseinheit in der Praxis, so wie ihn die Zeiteinheit gewonnen zu haben scheint, kann für das Jahr 1639 noch nicht konstatiert werden, welche Auffassung man auch für die Einheit des Ortes gelten lassen möge.

6) Eine Klarlegung der damaligen Dekorationsverhältnisse ist die unerlässliche Vorbedingung für die Lösung der von uns wenn auch nur angedeuteten Probleme.

7) Auch hier können wir den Einfluss der praktischen Bühnendichter dem der Kritik vollständig gleichstellen.

III. Die Geschichte der Einheiten in der Tradition.

Auf der Höhe der Vollendung kommt die Sage zum Menschen und zeigt ihm den zurückgelegten Weg. Und der Mensch sieht ihn dann nicht mehr voll von Gestrüpp und Mühseligkeiten, in seiner ganzen Länge, sondern in der Vogelperspektive verkürzt, verschönert im Lichte einer alles verklärenden Selbstzufriedenheit. So ging es auch dem französischen Drama. Im goldenen Zeitalter Ludwigs XIV., auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung, besann sich die französische Tragödie darauf, wie sie es so herrlich weit gebracht. Und sie meinte, nur auf dem künstlichen Wege der Regeln sei sie hoch gestiegen. Da sie ihn aber mit dem Auge der Geschichte nicht mehr sah, suchte sie ihn mit dem Auge der Tradition und fand ihn auch. Das war nur zu natürlich, allerdings nur für den, welcher die Vorgeschichte dieser Tradition kennt. Man folge mir in das Jahr 1657. Damals erschien

*) Corneille berührte im *Discours des trois unités* die Frage und meinte, die Ortseinheit sei eine logische Konsequenz aus der Zeiteinheit. Wie so? Darnach dürften ja die dargestellten Örtlichkeiten eine Ausdehnung haben, wie man sie an einem Tage einmal oder mehrere Male durchmessen könnte. Die betreffende Stelle findet sich bei Lemaître, *Corneille et la Poétique d'Aristote* p. 66 angeführt.

d'Aubignac's *Pratique du théâtre,* jenes, ich will nicht sagen Bollwerk, sondern Instruktionszimmer des französischen Klassizismus, bei dessen blosser Erwähnung jeder überzeugungstreue Lessingianer und Romantiker ein leichtes Gruseln verspüren soll. Ein moderner Forscher hat diesem Werke eine eingehende, wenn auch nicht immer zuverlässige Studie gewidmet. Kein Zweifel. D'Aubignac war ein für seine Zeit sehr gründlicher Mann, nicht weniger als 16 Jahre hat er an seiner *Pratique* gearbeitet. Wenn auch seine Versuche, sich als dramatischer Dichter einen Ruf zu erwerben, nicht ganz nach Wunsch ausfielen, so hatte er doch als Theoretiker Beachtung gefunden und getreulich mitgeholfen, die französische Tragödie in den Schnürleib des Systems zu stecken. Seine dabei geleistete stille Arbeit können wir heutzutage nicht mehr kontrollieren. Sollen wir ihm aber vertrauensvoll nachbeten, wenn er uns in seiner *Pratique* Nachstehendes als Thatsachen aufzutischen sucht?*)

1) Er habe mit Hilfe anderer Gelehrten die Beobachtung der Regeln befürwortet und schliesslich auch durchgesetzt. 2) Die Schauspieler und kleineren Dichter hätten dabei die grössten Schwierigkeiten bereitet. Vergleichen wir diese Äusserungen mit den uns zu Gebote stehenden Thatsachen. In den dreissiger Jahren des XVII. Jahrhunderts war nicht d'Aubignac die in kritischen Dingen leitende Persönlichkeit, sondern Chapelain. Das glauben wir so lange, bis man uns das Gegenteil beweist durch Äusserungen, welche weniger im Verdacht der Selbstvergötterung stehen als die Aubignac's. Ich selbst habe mich in der Theatergeschichte jener Tage gründlich umgesehen und hatte, bevor ich die *Pratique du Théâtre* in die Hand bekam, niemals Gelegenheit gefunden, an d'Aubignac zu denken. Kein Brief aus jener Zeit lässt ihn als führende Persönlichkeit erscheinen, nicht einmal in der Geschichte der Akademie tritt er damals auf. Kein Dichter hatte ihm damals noch durch seine Freundschaft ein Teil der eigenen Unsterblichkeit gegeben und der Cidstreit verhallt, ohne dass dabei sein Name auch nur genannt worden wäre. Und an diesen Mann sollte sich die Geschichte der Regeln

---

*) Ich brauche die Stelle nicht wörtlich anzuführen. cf. Otto LXXXVII und *Pratique du Théâtre,* Amsterdam 1715, S. 18. Ähnliches berichtet d'Aubignac S. 106. Auch Arnaud *l. c.* S. 177 zweifelt an der Wahrheit von d'Aubignac's Aufstellung; allerdings auf die alte Datierung der *Silvanire* fussend. Auch nach ihrer neuen Datierung scheint schon d'Aubignac's Biographie (Arnaud S. 15) uns Recht zu geben. Warum glaubte Otto d'Aubignac mehr als es Arnaud that. Mit Chapelain wurde d'Aubignac erst gegen 1637 bekannt (Brief Chapelain's an ihn vom 28. Juni 1640, Arnaud S. 37.)

geknüpft haben? Hören wir weiter. D'Aubignac muss auch vor seine Tugend den Schweiss setzen, muss die Schwierigkeiten aufzählen, die man ihm bei seiner Bühnenreform in den Weg gelegt. Nur schade, dass er sich auch hier bedenklich vergreift. Die Schauspieler fragten nach den Regeln ebensowenig wie das Publikum, sondern nur nach dem Erfolge. Und wenn sie nach den Regeln gefragt hätten? Der erste Schauspieler jener Zeit, Mondory, stand in Beziehung zu Mairet und dessen Gönner Bélin, ja Chapelain, dessen Name für die Geschichte der Regeln deren ganzes Programm bedeutet, suchte Mondory's Truppe über Wasser zu halten. Woher da die Feindschaft gegen die Regeln? Das wusste d'Aubignac jedenfalls selber nicht, sonst hätte er dafür keine so kindische Erklärung geben können. Die Schauspieler, sagt er, hätten gefürchtet, die Beobachtung der Regeln würde die dramatische Produktion so einschränken, dass sie aus Mangel an Stücken ihr Theater schliessen müssten. Holen wir Lucas Theaterstatistik, die noch einer Ergänzung fähig ist. Aus den Jahren 1634—37 sind uns heute noch 67 Stücke, aus den Jahren 1859—62 nur 68 Stücke bekannt. Wir brauchen nicht mehr zu sagen. Namentlich die Dichter zweiten Ranges hätten ihn angegriffen, fährt d'Aubignac fort. Das können wir ja recht wohl glauben. Aber was hatte das für die Entwickelung der Einheiten zn bedeuten? Demnach wären alle grösseren Dichter, ein Corneille, Rotrou, Duryer, Scudéry, mit seinen dramatischen Theorien vollständig einverstanden gewesen? Haben diese Dichter den Einheiten etwa nichts in den Weg gelegt? Diese hochwichtige Thatsache hat d'Aubignac verschwiegen. Sein Bericht ist eine zum Zwecke der Selbstverherrlichung zusammengebraute Erfindung. Beinahe unerklärlich wird sie aber durch die Mitteilung, Corneille habe es mehrmals öffentlich ausgesprochen, wie sehr er sich über seine vor 10—12 Jahren aufgeführten Stücke heute — also ungefähr in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre — schäme. Ich zweifle, ob jeder, der Corneille's *Examens* kennt, diese Äusserung Corneille's als beglaubigt anerkennen würde. Hier stehen wir schon mitten in der Sage, deren Verhältnis zur Geschichte oft das nämliche ist wie das des Schattens zur körperlichen Person — so gross oder klein letztere auch sei, sie wird übertrieben und wächst wie der Schatten in der Abendstunde, im Dämmerlicht der Phantasie.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. brachte die Tragödie zur höchsten Blüte. Aber ihre Vorgeschichte, die mit ihr unzertrennbar verbundene Geschichte der Einheiten ward — man sieht es auch an andern Äusserungen — jenem Dichtergeschlecht immer dunkeler. Nur mehr wenige Werke aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts

konnten noch einiges Interesse beanspruchen — unter anderen Mairet's *Sophonisbe.* Das Leben der Dichter war vergessen, und wer da meint, die Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts hätten ein kompetentes Urteil über die Epoche des *Cid* gehabt, der befindet sich in einem schweren Irrtum. Die Akademie allerdings hatte das dahin geschiedene Dichtergeschlecht überlebt und einer ihrer würdigsten Vertreter, Chapelain, hatte einen ziemlich bedeutenden Teil seines Ruhmes in die neue Zeit hinübergerettet. Da mochte denn die gelehrte Körperschaft mit Stolz darauf zurückgeblickt haben, dass sie ihren redlichen Anteil an der Entwickelung der Tragödie, des Stolzes der französischen Nation, gehabt, indem sie die Einführung der Regeln förderte. In jener Zeit, wo das französische Theater unter dem Zeichen der Tragödie stand, musste ein solcher Rückblick sich an die *Sophonisbe* knüpfen. Man sah nur mehr die Vollendung, welche man in Mairet's Meisterwerk verkörpert wähnte, nicht die Vorbereitung, die mit der *Silvanire* begonnen hatte. Man betrachtete die Akademie als den Urquell der Regeln und stellte ihre Geschichte dar, als wäre sie in Chapelain verkörpert. Chapelain war auch nicht gewöhnt, sein Licht unter dem Scheffel zu stellen und liess sich deshalb gewiss nicht zum Widerspruch verleiten, wenn seine Herren Kollegen von der Akademie ihn als geistigen Vater der Regeln hinstellten. Nur so konnte d'Olivet zu jener Anekdote gekommen sein, die schon Ebert S. 212 wörtlich wiedergibt und als „von sehr zweifelhafter äusserer Wahrheit" hinstellt. Die Gründe für dieses sein vernichtendes Urteil hat uns Ebert zwar vorenthalten, aber sein Urteil besteht nichts desto weniger zu Rechte. Stellen wir uns einmal auf den Boden der Thatsachen. Wann sollte sich der von d'Olivet erzählte Vorgang zugetragen haben? Jedenfalls vor der Entstehung der *Amaranthe*, *Sophonisbe*, *Visionnaires.**) Also ungefähr spätestens 1628. Nun wissen wir aber folgendes über das Verhältnis Chapelain's zu Richelieu. Am 1. Mai 1633 war Chapelain dem Kardinal noch so wenig nahe getreten, dass er jeden Hintergedanken an eine Pension von sich abweist. Er wünscht einfach die Ehre für sich, beim Kardinal eingeführt zu werden.**) In einem Briefe vom 29. Dezember 1633 lesen wir

*) ... *et de fait, Gombaud dans Amaranthe, Mairet dans Sophonisbe, Des marets dans les Visionnaires furent les premiers à la remettre en honneur.*

**) *Permette que je ne dise partout arreste par luy pour son service. En ce cas j'essayerois de me paroistre pas du tout indigne de cette grâce que néantmoins je luy demande simple sans luy vouloir estre à charge ny de pention ny d'apointement et demeurant dans les simples termes de passer dans le monde pour estre à luy.* (Brief Chapelain's an Boisrobert vom 1. Mai 1633, Larroque S. 34.)

zum ersten Male etwas von einer Belohnung des Kardinals an Chapelain. Im Juni 1634 (Larroque S. 69) dankte Chapelain dem Kardinale wieder für eine „gratification“. Erst am 3. Dezember 1636, wie aus einem Briefe Chapelain's an Boisrobert hervorgeht, wird eine Pension von 1000 Livre erwähnt, ohne dass ersichtlich, warum sie Chapelain von Richelieu erhielt. Ich will nur rasch andeuten, dass ungefähr um dieselbe Zeit der *Cid* seinen Triumphzug angetreten hatte. Die oben erwähnte Zeitbestimmung D'Olivet's (spätestens 1628) ist also unbedingt falsch. Damit fällt der grösste Teil der Behauptungen D'Olivets in sich selbst zusammen. Am 3. Dezember 1636 sollen die Regeln noch für einen Dichter oder für den Kardinal neu gewesen sein? Dieser Unsinn braucht gewiss nicht widerlegt zu werden. Und erst der folgende Satz! Der Kardinal habe Chapelain volle Autorität über die Dichter gegeben. Chapelain zum Oberdrillmeister der Dichter, zur Kreatur Richelieu's erniedrigt, zum Kritiker von Richelieu's Gnaden. So kann sich die Sache nicht verhalten haben, wenngleich der Einfluss der Kritik Chapelain's und der politischen Stellung Richelieu's hier nicht verkannt werden soll. Chapelain hatte 1634 den Plan zur *Comédie des Tuileries* entworfen, war eine Art Hofdramaturg bei Richelieu — das ist der historische Hintergrund unserer Sage. Der Cidstreit legt ein glänzendes Zeugnis für die relative Unabhängigkeit von Chapelains Kritik ab. Diese hatten aber die Dichter schon vor dem 3. Dezember 1636 gefürchtet. Von Hindernissen, welche die Regeln damals noch zu nehmen gehabt hätten, kennt d'Olivet nichts mehr — dafür war kein Raum in seinem Traumgesichte von der poetischen Diktatur Richelieu's. Noch etwas zum Beweise, wie nebelichte Ansichten d'Olivet über die Theatergeschichte unserer Zeit hatte. *Amaranthe*, *Sophonisbe*, *Visionnaires* waren nach ihm die ersten regelmässigen Stücke. Ob dies in Einklang mit den von uns gewonnenen Resultaten stehe oder nicht, das überlasse ich dem Leser zur Entscheidung.

Halten wir einmal diese Auslassungen d'Olivets mit denen d'Aubignac's zusammen. Hier hat d'Aubignac seine eigene Persönlichkeit und nur diese dem kulturhistorischen Bilde als Zentrum gegeben, dort ist Richelieu in den Vordergrund geschoben. Hier herrscht noch die mit wissenschaftlichen Gründen nur Propaganda machende gelehrte Theorie, dort bereits die Faust des Diktators. So spiegelt sich der Geist der Zeit selbst in der Sage wieder. Hier wie dort fehlt in dem Bilde die Hauptsache, der schaffende Dichter, welcher die Theorie durch die poetische That entweder stützt oder widerlegt und dessen unwiderlegliche Beweisgründe das Klatschen des Theaterpublikums ist. Noch etwas haben

sie gemeinsam. Ihnen zufolge haben an der Entdeckung der Einheiten nicht die Dichter sondern nur die Gelehrten Anteil. So entsprang d'Olivet's Erzählung dem nämlichen beschränkten Standpunkte, dem d'Aubignac's Selbstverherrlichung entsprang. Der eine schreibt ihre Entdeckung, der andere den Sieg der Regeln der Gelehrsamkeit zu — keiner von beiden hat eine Ahnung von jenem Triebe nach Vereinfachung der Handlung, der zu den Einheiten führte und der heutzutage in Gestalt eines Henric Ibsen so mächtig reformierend wirkt. D'Olivet wird kaum von d'Aubignac abhängig sein. Lassen wir d'Aubignac und Chapelain mit einander darüber streiten, wessen Gelehrsamkeit die Regeln am meisten gefördert — *duobus litigantibus tertius gaudet*, der Dichter hat den Vorteil davon. Er entscheidet, dass ihm, dem praktischen Bühnendichter der Kampfpreis gehöre.

Lassen wir uns nun von der *Segraisiana* etwas erzählen „Auf Veranlassung Chapelain's, heisst es dort, beobachtete man die Einheiten in den Theaterstücken. Aber dazu mussten zuerst die Schauspieler ihre Zustimmung geben, welche damals den Schriftstellern die Gesetze vorschrieben. Da Chapelain nun wusste, dass der ungemein geistreiche Graf Fiesque bei ihnen in Ansehen stand, bat er ihn, mit ihnen darüber zu sprechen, was er auch that. Er teilte die Sache Herrn Mairet mit, welcher die *Sophonisbe* verfasste, die das erste Stück ist, wo diese Regel beobachtet wird. Herr Desmarets machte dann seine *Visionnaires* über die nämliche Regel, obwohl er einen Schauspieler anführt, welcher sich dem damals sich vollziehenden Umschwunge widersetzt." An einer anderen Stelle berichtet die *Segraisiana* Desmarets habe die *Visionnaires* auf Befehl Richelieu's geschrieben. Wir brauchen uns keine besondere Mühe zu geben, um zu beweisen, dass die von Segrais berichteten Vorgänge keineswegs als Thatsachen ernst zu nehmen sind. Chapelain als geistiger Urheber der *Sophonisbe* klingt wie eine Parodie auf die Litteraturgeschichte. Nicht die *Sophonisbe* sondern die *Silvanire* ist das erste regelmässige Stück Mairet's, an dessen Entstehung Chapelain nicht den geringsten Anteil hatte, woraus wieder folgt, dass Chapelain nicht den ersten Anstoss zur Beobachtung der Einheiten gab. Die Schriftsteller waren damals nicht in der Hand der Schauspieler, sondern es war umgekehrt der Fall, wenigstens was die Dichter von Ruf anbelangt. Und wenn z. B. Mairet's *Solyman* lange nicht zur Aufführung kommen konnte, so müssen dabei andere Umstände mit im Spiel gewesen sein, vielleicht ist das auch nur auf die dramatische Überproduktion zurückzuführen. Was speziell die *Sophonisbe* anbelangt, liegen die Sachen ganz klar. Mondory musste froh um sie sein, da er nur auf diese Weise seine in ihrer Existenz bedrohte Truppe noch hätte zusammenhalten können. Damit fällt auch die Rolle der Mittelsperson für uns weg, welche Segrais

den Grafen Fiesque spielen lässt. Auch sonst steht diese Behauptung der *Segraisiana* im Gegensatz zu den Thatsachen. Chapelain lässt in seinen Briefen an den Grafen Fiesque nichts davon verlauten, und letzterer scheint überdies in der kritischen Zeit in Rom gewesen zu sein (1634). Ob die *Visionnaires* wirklich einem Auftrage Richelieu's ihre Entstehung verdanken, lässt sich vom Standpunkte der heutigen Forschung weder beweisen noch widerlegen. Ich wäre hier mit meinen Ausführungen zu Ende, wenn die Angaben der *Segraisiana* als blosse Erfindungen, nicht als eine litterarische Sage zu betrachten wären. Letztere folgt dem Gang der Geschichte in dem sie immer grössere Kreise zieht, immer mehr Personen und Vorgänge zu einem Gesamtbilde zu vereinigen sucht. Schon auf Grund dieser Erfahrung müssten wir die Überlieferung Segrais als die letzte der hier in Frage kommenden Traditionen betrachten. Diese fasst so ziemlich alles zusammen, was jene enthielten. — Die Gelehrsamkeit Chapelain's, die Autorität Richelieu's, der vermeintliche Widerstand der Schauspieler — alle diese anekdotenhaften Vorgänge mussten wir in diesem Abschnitte schon berühren. So wird Segrais Bericht zu einer Mosaikarbeit, welche, bewusst oder unbewusst, die schon vorhandenen Sagenteilchen zusammensetzt. Diese genügten ihm aber noch nicht zur Zusammensetzung des Märchens, das dem Historiker auf der Schwelle des Tempels der französischen Tragödie grüssend begegnen sollte. Hören wir, was er noch von seinem Eigenen hinzuthat: „Chapelain wirkte durch die Macht des Kardinals, während er selbst dessen ästhetische Autorität war"; glaubte Ebert aus dem Berichte d'Olivet's schliessen zu können. Diese Bureaukratie in der Litteraturgeschichte kam der Sage nicht sympathisch genug vor. Wohl war sie sich dessen bewusst, dass die Dichter und die poetische That in der Litteraturgeschichte die Hauptsache sind. Dieses mächtige Agens konnte sie nicht ausser Acht lassen. Aber da nun einmal das Grundmotiv der Sage gegeben war, wonach Chapelain die ganze Bewegung für die Einheiten hervorgerufen und geleitet, konnten die Dichter dabei nur die Rolle von Marionetten spielen, die von der Hand eines Höheren geleitet werden, hier von Chapelain dort von Richelieu. Segrais nennt — ein Anklang an d'Olivet's Bericht, der nur noch die *Amaranthe* hinzufügt, — als dramatische Werke, welche am meisten für die Regeln gewirkt, die *Sophonisbe* und die *Visionnaires*. Die Sage ist fertig und heisst: Chapelain hat seinen Anteil an der Entstehungsgeschichte der *Sophonisbe*, Richelieu hat die *Visionnaires* direkt veranlasst. Immer höher und höher hat demnach die Sage den Einfluss der Gelehrsamkeit auf die Regeln gehoben. Ihre stille Propaganda bei d'Aubignac wird bei d'Olivet zum energischen Appell an die Autorität. Nicht zufrieden damit, dass sie durch Theorie und Macht gewirkt,

will sie sich bei Segrais auch noch den Lorbeerkranz der poetischen That aufs Haupt setzen. Die Sage wird menschlicher, indem sie Chapelain jetzt nicht mehr bloss durch die Macht des Kardinals sondern durch das Genie des Dichters wirken lässt, sie wird schöner, aber darum doch nicht wahrer. Wie sie nur Glauben finden konnte, wird man fragen? Jenem Geschlechte erschien die *Sophonisbe* immer noch als Meisterwerk in seiner ganzen historischen Bedeutung, aber der Dichter war vergessen. Ja, man traute es ihm damals gar nicht zu, ein Werk von der Bedeutung der *Sophonisbe* aus eigener Kraft hervorgebracht zu haben. Man mochte wohl auch dem verdächtigen Desbarreaux geglaubt haben, der — ich erinnere mich im Augenblicke nicht genau wo*) — ausstreute, die *Sophonisbe* sei ein Werk Théophile de Viaud's. So war der Boden vorbereitet für die Annahme, die *Sophonisbe* sei eine Art Eingebung Chapelain's. Die thatsächliche Bedeutung der *Visionnaires* für die Geschichte der Einheiten wird dadurch ausgedrückt, dass man sie als im Auftrage Richelieu's geschrieben hinstellt. Aber nicht als Musterdrama sind hier die *Visionnaires* wichtig, sondern wegen der darin enthaltenen theoretischen Erörterungen über die Regeln, was aus Segrais Andeutungen darüber nicht scharf genug hervortritt. Warum glaubten selbst modernere Litterarhistoriker das Märchen von der Entstehungsgeschichte der *Sophonisbe?* Diese Frage kann kurz beantwortet werden mit dem Hinweise darauf, dass Chapelain, wie früher erwähnt, als Mitarbeiter an zwei Dramen jener Zeit bekannt ist.

D'Aubignac hatte vom Widerstand der Schauspieler gesprochen, Segrais weiss schon mehr, er weiss schon, wie Chapelain dieses Widerstandes Herr wurde — der Graf von Fiesque soll als Unterhändler dabei gedient haben — Segrais führt damit einen Herrn der vornehmen Gesellschaft in die Geschichte der Regeln ein, so dass sich alle dabei in Betracht kommenden Persönlichkeiten, Kritiker, Schauspieler, Höflinge und Minister in Segrais Werken zur Durchführung der Regeln friedlich zusammenfinden. Das wäre ja allgemein gesprochen, ganz richtig, aber Segrais Bericht knüpft wie jede Sage, an bestimmte Thatsachen und Vorgänge, was die Geschichte nur allgemeinen Tendenzen zuschreiben kann.

Unbestreitbar ist nun Folgendes: Chapelain schrieb 1633 und 1634 einige Briefe an den Grafen Fiesque. Lange war Rotrou's *Diane* das einzige regelmässige Stück dieses Dichters. Gerade die *Diane* ist aber dem Grafen Fiesque gewidmet.**) Ich glaube auch,

*) Ménage berichtet das in: *Anti-Baillet* § 90, *La Haye* 1690 S. 367.

***) *Vous scavez par quels et combien d'esprits elle (Diane) fut considérée chez ce grand Homme à qui vous avez justement donné tant de louanges et voué tant d'amitié.* (Vorrede Rotrou's zu *Diane* an den Grafen Fiesque.)

die *Diane* ist jenes Drama Rotrou's, zu dem Chapelain den Plan entworfen und Chapelain, nicht Mairet, ist der grosse Mann, von dem Rotrou in der Widmung spricht. Diese Thatsachen konnten zu der Ansicht führen, wenn vielleicht auch nicht berechtigen, dass Fiesque der Vertreter der Regelmässigen in der vornehmen Welt gewesen sei. D'Aubignac, der überall Regelfeinde witterte, stellte Fiesque dann so hin als habe er es bereut, sich seine naive Freude am Drama durch die Kenntnis der Regeln verdorben zu haben, aber letztere natürlicher Weise bei Chapelain geholt. Und diesen Mann, der den Zwiespalt in der eigenen Seele nicht lösen konnte, bestimmte dann Segrais dazu, die Rolle des Parlamentärs im Interesse der Einheiten zu spielen!*)

Wir sind am Ziele. Lässt sich auch für jeden der von uns besprochenen Berichte ein historischer Hintergrund sehr wohl nachweisen, so trägt ihre Darstellungsweise doch den Charakter der Sage, von der sich die Wissenschaft nicht verblenden lassen darf.

Um die von mir angestellten Forschungen über die Geschichte des französischen Theaters zusammenzufassen und abzuschliessen, gebe ich nachfolgend eine kleine Liste. Dieselbe kann sehr leicht in einen inneren Zusammenhang mit der Geschichte der Regeln gebracht werden, wenn man bedenkt, dass diese nur auf Grund einer zuverlässigen Chronologie der einschlägigen Dramen mit Gründlichkeit behandelt werden kann. Bei der Abfassung dieser Liste war es mir darum zu thun, das für die Geschichte des Theaters doch wichtigste Jahr der ersten Aufführung zu bestimmen. Wo solches anging — leider sind es verhältnismässig wenige Fälle — setze ich vor die betreffende Zahl *A*. Wo das nicht möglich war, beschränkte ich mich darauf, die Zeit der Abfassung festzustellen, die ich einfach durch eine Ziffer ausdrücke. Die in Klammern gesetzte Jahreszahl ist diejenige Parfaict's nach Lucas' Tabelle. Ein hinter der ersten Jahreszahl stehendes Fragezeichen bedeutet, dass diese wohl wahrscheinlich, aber nicht unbedingt richtig ist. Die Nummer der einzelnen Dramen ist gleichlautend mit derjenigen der dazu gehörigen Anmerkungen. Ein Sternchen vor der Nummer des Dramas bedeutet, dass letzteres in der Geschichte der Einheiten eine Rolle spielt.

---

*) *D'Aubignac raconte (Dissertations contre Corneille) que le comte de Fiesque, instruit par Chapelain des Règles dramatiques et ne trouvant plus aucun plaisir au théâtre ou il les voyait toutes violées, vint un jour dire à son maître: „Rendez-moi mon ignorance.“* (Arnaud, *l. c* S. 220.) D'Aubignac stand jedenfalls mit Fiesque auf sehr gutem Fusse. Letzterer soll nach Arnaud S. 292 d'Aubignac's *Zénobie* den Ehrennamen „*Femme de Cinna*“ gegeben haben.

I.	*Les Bergeries de Racan*	A. 1623	(1618)	
II.	*Silvanire d'Urfé*	1624 (?)	von Lucas vergessen.	
III.	*Chriséide et Arimand de Mairet*	A. 1625	(1620)	
*IV.	*Folies de Cardénio de Pichou*	1625 (?)	(1629)	
V.	*Sylvie de Mairet.*	A. 1626	(1621)	
VI.	*Pirame et Thisbé de Théophile*	A. 1626	(1617)	
VII.	*Philinte de La Morelle*	A. 1627 (?)	(1630)	
VIII.	*Fillis de Scire d. Du Cros*	1628 (?)	(1629)	
*IX.	**Amaranthe de Gombaud*	1628 (?)	(1624)	
* X.	*Silvanire de Mairet.*	A. 1629	(1625)	
*XI.	*Melite de Corneille*	A. 1629 (?) nach No. X.	(1629)	
XII.	*Les Travaux d'Ulysse de Duval*	1630 (?)	(1631)	
XIII.	*Duc d'Ossonne de Mairet*	A. 1632	(1627)	
*XIII.	*Diane de Rotrou*	1632 (?)	(1630)	
*XIV.	*Virginie de Mairet*	A. 1633	(1628)	
XV.	*Comédie des Comédiens de Scudéry*	A. 1633	(1634)	
XVI.	*Sophonisbe de Mairet*	A. 1634	(1629)	
XVII.	*Agarite de Durval*	1634 (?)	(1635)	
XVIII.	*Le jaloux sans sujet de Beys*	1634 (?)	(1635)	
XIX.	*Iphis et Janthe de Bensseradde*	1634	(1636)	
XX.	*L'innocente Infidélité de Rotrou*	1634	(1635)	
XXI.	*Orante* } *Scudéry*	} 1634	} (1635)	
XXII.	*Fils supposé* } *Scudéry*			
*XXIII.	*Prince déguisé* } *Scudéry*			
XXIV.	*Comédie des Tuileries* von den *cinq auteurs*	A. 4/3/1635	von Lucas vergessen.	
XXV.	*Le Torrismond du Tasse d'Alibray*	1635 (?)	(1636)	
*XXVI.	*Panthée de Durval*	1635 (?)	(1638)	
XXVII.	*Médée de Corneille*	1635	(1635)	Diese Reihenfolge der Stücke ist die wahrscheinlichste
*XXVIII.	*La Mort de César de Scudéry*	A. 1635 (1. Viertel)	(1636)	
XXIX.	*Marc Antoine de Mairet*	A. 1635	(1630)	
XXX.	*La Cléopâtre de Bensseradde*	A. 1635	(1635)	
*XXXI.	*Didon de Scudéry*	A. 1635	(1636)	
XXXII.	*Soliman de Mairet*	1635	(1630)	
XXXIII.	*Le Railleur de Maréchal*	1635 (?)	(1636)	
XXXIV.	*Le Fanfaron de Maréchal*	1636	(1637)	In dieser Reihenfolge
XXXV.	*L'Illusion comique de Corneille*	1636	(1636)	
*XXXVI.	*Le Cid*	A. 1636	(1636)	
XXXVII.	*Les deux Sosies de Rotrou*	A. 1636	(1636)	
*XXXVIII.	*Les Visionnaires des Desmarets*	1637 1. Hälfte	1637) (2. Hälfte	
XXXIX.	*Roland Furieux de Mairet*	1637—38	(1635)	
XL.	*Les Académistes de St. Evremond*	A. 1638	verschiedene Angaben, die alle auf eine spätere Zeit deuten.	
XLI.	*Europe de Desmarets*	1639	(1643)	
XLII.	*Athénais de Mairet.*	1639	(1635)	
XLIII.	*Alinde de La Mesnardière*	1639	(1642)	
XLIV.	*Didon de Boisrobert*	1639	(1642)	
XLV.	*Palène de Boisrobert*	A. 1639 Ende	(1640)	

XLVI.	*Horace de Corneille*	A. 1640 Anfangs	(1639 Anfang)
XLVII.	*Sidonie de Mairet*	1640—41	(1637)
XLVIII.	*Axiane de Scudéry*	1642	(1643)
XLIX.	*Arminius de Scudéry*	1642	(1642)
L.	*Zenobie de d'Aubignac*	A. 1640	(1645)
LI.	*Danaides de Gombaud*	1640—44	(1646)
LII.	*La mort de Brute de Bouscal*	1636	(1637)
LIII.	*Edouard de La Calprenède*	1638	(Ende 1639)
LIV.	*Scipion de Desmarets*	Ende 1638	(1639)

Anmerkungen zu No.:

I.: Vergl. meine *Studien zu Jean de Mairet's Leben und Wirken*, Ludwigshafen 1888, Kap. III.

II.: Das Privileg ist vom 2. April 1625. Wir bemerken hier, dass ein Schluss vom Jahre des Privilegs auf das Abfassungsjahr nichts Gewagtes an sich haben kann. Das Privileg wurde jedenfalls erst nach der Vollendung des Stückes ausgestellt und bei Theaterstücken jedenfalls nach der ersten Aufführung. Da die Schauspieler indessen sich dem Drucke eines Stückes widersetzten, bis dasselbe einige Monate lang gespielt war, werden zwischen dem Privileg und der ersten Aufführung immer einige Wochen liegen.

III.: cf. meine Abhandlung in den *Romanischen Forschungen* V, S. 59.

IV.: Das Privileg ist vom 20. August 1625, *Achevé d'imprimer* vom 12. September 1629.

V.: cf. *Rom. Forsch.* ib.

VI.: cf. meine *Studien* Kap. II.

VII.: In der Vorrede dazu erwähnt La Morelle, dass Malherbe diesem Stücke Beifall gezollt. Malherbe starb 1628.

VIII.: Da Pichou's *Fillis de Scire* eine Nachahmung des Du Cros'-schen sein soll (*Parf.* IV, 448), erstere aber schon vor 1629 geplant war (Vorrede Isnard's zu Pichou's Werk), dürfte Ducros' Stück kaum nach 1627, spätestens 1628, verfasst sein.

IX.: Aus inneren Gründen möchte ich das Stück als zu der erst nach 1627 aufgetretenen italianisierenden Richtung gehörig bezeichnen. (cf. darüber meinen Aufsatz in: *Ztschr. f. nfr. Spr. u. Litt.* XI, Heft 3 S. 84.)

X.: *Rom. Forsch.* l. c.

XI.: Ib. S. 43.

XII.: Das Privileg ist vom 20. April 1631.

XIII.: *Rom. Forsch.* l. c.

XIV.: *Diane* ist meines Erachtens die Komödie, an der Chapelain mitgearbeitet. Jedenfalls weist die demonstrative Beobachtung der Zeiteinheit darauf hin, dass das Stück erst nach 1631 verfasst wurde. Da am 17. Februar 1633 (cf. Belegstelle No. 25) das Stück noch nicht gedruckt werden konnte, müssen wir für die erste Aufführung frühestens Ende 1632 festsetzen.

XIV.: *Rom. Forsch.* l. c.

XV.: Dazu zwingt uns schon die Thatsache, dass die unserem Stücke folgenden Werke in das Jahr 1634 gehören. Auch scheint der sechsigste Brief Chapelains in Larroque's Ausgabe darauf hinzudeuten.

XVI.: *Rom. Forsch.* l. c.

XVII.: Aus der Vorrede zu *Agarite* und der zu *Panthée* (Beleg-

stelle No. 35 und 29 geht hervor, dass Durval seine dramatische Thätigkeit gegen 1636 schon einstellte. Da *Panthée* deshalb spätestens lässt entstand, haben wir für *Agarite* 1634 angesetzt.

XVIII.: *L'Hospital des Fous* ist vom Anfang des Jahres 1635, also wird *Le Jaloux* dem Jahre 1634 spätestens entstammen. Bei den meisten Dichtern jener Zeit — Corneille vielleicht ausgenommen — 1635 sich der Zeitraum zwischen der Abfassung und Drucklegung eines Stückes auf mindestens ein Jahr schätzen.

XIX.: *Rom. Forsch.* S. 53.

XX.: In *La Pinelières Parnasse*, der im ersten Viertel des Jahres 1635 erschienen sein muss, wird das Stück als schon vollendet erwähnt: „... *que Médée est presque achevée, que l'Innocente Infidélite est la plus belle pièce de Rotrou*" ...

XXI., XXII., XXIII. Diese Stücke müssen schon mit Rücksicht auf die Chronologie von No. XXVIII in dieses Jahr gesetzt werden.

XXIV.: Dieses Datum wurde niemals bestritten.

XXV.: Das Privileg ist schon vom 12. März 1636.

XXVI.: cf. Anmerkung zu No. XVII.

XXVIII.: *Rom. Forsch.* S. 53 und folgende dort nicht wörtlich wiedergegebene Stelle, welche beweist, dass am 20. April *Didon* schon begonnen war. — *Je ne tasche (Lecteur) de t'amener dans mon sens par ce raisonnement, qu'afin que, si la suite des temps te met en main apres ma Comedie, Ligdamon, Le Trompeur Puny, Le Vassal Genereux, Orante, Le Fils Supposé, Le Prince Desguisé, La Mort de Caesar, ou celle de Didon que ie traitte* ... (Vorwort zur *Comédie des Comédiens de Scudéry*, Priv. vom 20. April 1635.)

XXIX. und XXX.: *Rom. Forsch.* S. 53 f.

XXXI.: cf. No. XXVIII.

XXXII.: *Rom. Forsch.* S. 56.

XXXIII.: Da Maréchal's *Fanfaron* dem Anfange des Jahres 1636 entstammt, kann der *Railleur* spätestens 1635 verfasst worden sein.

XXXIV: Aus nachstehender Stelle, an deren Richtigkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, geht hervor, dass Maréchal's *Fanfaron* Corneille's *Illusion comique* vorhergeht.

Im Vorwort zu *Le Railleur* spielt er auf den bald im Drucke erscheinenden *Fanfaron* an:

... *c'est le premier Capitan en vers qui a paru dans la Scene Françoise ... il a precedé (au moins du tẽps), deux autres qui ... sont sortis de deux plumes si fameuses & comiques dans l'Illusion et dans les Visionnaires.*

Ist also das 1635 verfasste, 1639 aufgeführte und 1641 gedruckte *Mausolée* älter? Wenn nicht, müsste auch der *Fanfaron* dem Jahre 1635 entstammen. In der Vorrede zu *Mauzolée* heisst es: „ ... *cette Pièce qui n'a pris son éclat par la Troupe Royale en son Hostel que quatre ans après sa naissance ... c'est la même longueur ou paresse qui te la donne encore imprimée près de deux ans qu'elle est sur le théâtre.*"

XXXVII. und XXXVI.: Beide Stücke wurden um dieselbe Zeit, in den letzten Tagen des Jahres 1636 oder den ersten des Jahres 1637 zur Aufführung gebracht. „*Au reste, depuis quinze jours, le public a esté diverti du Cid et des deux Sosies*", schreibt Chapelain an Bélin am 22. Januar 1637. Larroque's Ausgabe, S. 134.

XXXVIII.: Aus dem Briefe Chapelain's vom 15. Februar 1635 geht hervor, dass die *Visionnaires* schon vollendet waren.

XXXIX.: cf. *Rom. Forsch.* S. 59.

XL.: Folgende Briefstellen beweisen, dass in der ersten Hälfte des Jahres 1638 St. Evremond's Satire schon aufgeführt wurde: *„Le peuple se réjouit aux despens de l'Académie et s'entretient d'une mauvaise comédie manuscrite où nous sommes la pluspart introduits personnages, à ce qu'on dit peu agréablement* (Chapelain an Mainard, am 28. April 1638, Larroque S. 230) und, *„Qualche scioperato s'est avisé de faire rire les chrocheteurs aux despens de notre Sénat littéraire ...“* (Brief Chapelain's an Balzac vom 20. Juni 1638. Larroque, S. 257.)

Als ich am British Museum weilte, hatte ich das Glück, ein Manuskript zu entdecken (Manuscr. Sl. 4470), welches einen Teil unseres Stückes enthält, kaum aber von St. Evremond eigener Hand herrührt. Der Titel heisst: *Petite Comédie en trois Actes sur l'Académie huit ou dix ans après son établissement.* Eine Randbemerkung des unbekannten Schreibers besagt, die Komödie sei von 1642. Beide hier gegebenen Zeitbestimmungen sind falsch. Es ist indessen leicht ersichtlich, woher sie kommen. Der dritte Vers unserer Komödie heisst: *„Passer huit ou dix Ans a réformer six Mots!“* Das sei die ganze Arbeit der Académie gewesen. Ob nun diese Zeitangabe einer späteren Überarbeitung des Stückes zuzuschreiben ist, das 1680 zum ersten Mal in authentischer Fassung erschien, können wir heute nicht mehr entscheiden. Auf Chapelain's Zeitangabe müssen wir Gewicht legen, um so mehr, als folgende Verse der *Académistes* selbst darauf hinweisen: *„Que des Amis Rivaux Boisrobert ayant honte, Revint à son Talent de faire bien un Conte.“* Die *Rivaux Amis* sind vom Anfang des Jahres 1638, *Palène* das nächste, ja vielleicht erst das zweitnächste Stück Boisrobert's vom Jahre 1639. In der Zwischenzeit wären dann die *Académistes* entstanden, welche nach dem Misserfolg der *Rivaux* Boisrobert den Wink gaben, seine dramatische Thätigkeit einzustellen. Da *Palène* nicht mehr Glück hatte, als die *Amis Rivaux,* so kann nur die Abfassungszeit der *Académistes* die Erklärung dazu geben, warum St. Evremond's Kritik sich gerade an die *Amis Rivaux* hielt, was wieder vortrefflich zu unsern beiden Briefstellen passt.

XLI.: Chapelain schreibt an Godeau am 24. Dezember 1638 (Larroque S. 341): *„Je ne voy point de nos amis qui aye sur le mestier aucun ouvrage si ce n'est Mr. Desmarets qui doit donner à nostre théâtre une pièce allegorique de la grande querelle qui agite l'Europe et dont l'ambition espagnole fait le principal sujet. Je souhaitte qu'elle réussisse et peut-estre qu'elle réussira encore que je voye assés de lieu d'en douter.“* Diese Stelle weist darauf hin, dass *l'Europe* beinahe oder ganz vollendet war.

XLII.: cf. *Rom. Forsch.* S. 59.

XLIII.: La Mesnardière zitiert in seiner Ende 1639 erschienenen Poetik schon *Alinde.*

XLIV.: Corneille sagt in der Vorrede zur *Sophonisbe* (Laveaux, VI, S. 463): *Le grand éclat que M. de Scudéry a donné à sa Didon, n'a point empesché que M. de Boisrobert n'en ait fait voir une autre trois ou quatre ans après sur une disposition qui lui en avait été donnée à ce qu'il disoit, par l'abbé d'Aubignac.*

XLV.: Chapelain schreibt an Balzac am 25. September 1639 (Larroque S. 501): *„Palène dont on vous a escrit est si je ne me trompe, une comédie desseignée par l'abbé d'Aubignac et exécutée par celui de Chastillon. Je ne l'ay point vue. Gombaud m'a dit que l'exécuteur n'avait pas réussi“* und am 20. Januar 1640 (Larroque S. 559): *„J'ay veu représenter Palène raccomodée.“*

XLVI.: Chapelain an Balzac am 19. Februar 1640 (Larroque S. 575): *„Corneille a fait une nouvelle pièce du combat des Horaces“* und

am 29. Mai 1640: *„et pour les Horaces les comédiens qui ne les ont encore représentés que trois fois au peuple et qui en sont les maistres parce qu'ils les ont payés, ne souffriront pas qu'on les imprime sitost.“* Lotheissen II S. 226 zitiert hier ungenau.

XLVII.: *Rom. Forsch.* S. 59.

XLVIII. und XLIX.: *Axiane* geht *Arminius* voraus, was aus folgender Stelle zu schliessen ist. *Arminius ou les Frères Ennemis* hat eine Vorrede, in der Sc. folgende Stücke nach chronologischer Reihenfolge, wie er sie verfasste, aufzählt: *Lygdamon, Trompeur Puny, Vassal Genereux, Comédie des Comédiens, Orante, Fils supposé, Prince Desguisé, Mort de César, Didon* (zweite und letzte Tragödie). *Amant-Libéral, L'Amour Tyrannique Eudoxe, Andromire, Illustre Bassa, Axiane (pas encore représentée* sagt er selbst), *Arminius* (das soll sein letztes Theaterstück sein. Er will keines mehr schreiben). Priv. 30. Januar 1643; *Achev.* 15. September 1643.

L.: Chapelain an Mainard vom 6. April 1640 (Larroque S. 598), *Monsieur j'ai veu vostre lettre en allant à Zénobie.*

LI.: War Ende 1640 schon begonnen. Chapelain schreibt an Balzac am 20. Oktober 1640: *„M. Gombaut fait une tragédie de matière ancienne . . . C'est les Danaïdes.* Am 27. November 1644 war sie schon vollendet. Balzac schreibt unter diesem Datum an Chapelain: *M. de la Thibaudière me parla dernièrement des Danaïdes, et m'en dit mesme quelques vers.*

LII.: Das *Achevé d'imprimer* ist schon vom 20. Februar 1637.

LIII.: Das Privileg ist vom 23. Februar 1639.

LIV.: cf. No. XLI.: Der *Scipion* geht *Europe* voraus, welch' letzteres Stück Ende 1638 schon begonnen war. Er wurde also 1638 vollendet, wenn vielleicht auch noch nicht aufgeführt; obgleich folgende Briefstelle zur genauen Zeitbestimmung seiner ersten Aufführung kaum zu verwenden ist: *„Le Scipion de Desmarets a eu le succès à Paris comme en vos quartiers* (Chapelain an Balzac am 7. Mai 1639, Larroque S. 421).

Belegstellen:

1) L'inuention donc de ce Poeme est dûë à la galantise Italienne qui nous en donna le premier modelle; ses principaux, & plus célebres Auteurs sont Tasse, Guarini, & d'autres sublimes esprits qui ont choisi les vers de dix à onze. (Otto, *l. c.* XLIII.)

2) J'approuve fort une grande douceur au vers, une liaison sans jours, un choix de rares conceptions, exprimées en bons termes et sans force telles qu'on les admire dans le chef-d'œuvre du sieur Malherbe; mais de vouloir restreindre une Tragédie dans les bornes d'une Ode ou d'une Elegie, cela ne se peut ny ne se doit (Hardy. Théâtre t. III, Au Lecteur.)

3) Malherbe et Maynard étoient d'avis de couper le sens des vers de suite de quatre vers en quatre vers; mais moy, qui me suis toujours opposé tant que j'ay pu aux gesnes où l'on vouloit mettre notre poésie, je n'y ay jamais su consentir, et me sembloit que ce seroit faire des stances, et non des vers de suite. (Brief Racan's au Chapelain 25. Oktober 1654 Latour I, S. 52.)

Vous proposâtes aussi, à M. Chapelain si l'on estoit obligé, aux vers de théâtre comme aux vers de suite, de fermer le sens avec la ryme. M. de Malherbe m'ordonnoit de le fermer de quatre en quatre, même en ma pastorale. Cette grande justesse me sembloit ridicule quand j'estois obligé de décrire des passions violentes et désordonnées. (Brief Racan's an Ménage vom 17. Oktober 1654, Latour I, S. 356.)

4) D'ailleurs aussi la magnificence n'est pas en sa place dans les cabanes et les bergers ne doivent pas danser au son des trompettes. Je vous ay donc choisi un sujet véritablement illustre et digne du courage et de la grandeur de vostre style. Il est dans toute la justesse des règles et a desjà esté employé avec succès par les ouvriers de l'antiquité. A Balzac, le III septembre MDCXXXIII. (Brief Balzac's an Racan, Folioausgabe der Werke Balzac's, Paris 1665, t. I., S. 108. Cf. meine *Studien zu Jean de Mairet,* S. 83 f.)

5) Les premiers qui *sont les doctes,* à la censure des quels nous deferons infiniment, disent que nostre Tragicomedie n'est pas composée selon les loix que les anciens ont *prescrittes pour le Theatre,* sur lequel ils n'ont rien voulu representer que les seuls euenemens qui peuuent arriver dans le cours d'une iournée. Et cependant tant en la premiere qu'en la seconde partie de nostre piece, il se trouue des choses qui ne peuuent estre comprises dans un seul iour . . .

Nos Censeurs veulent qu'on obserue la mesme *reigle aux Comédies* qu'aux *Tragedies* pour le regard de la difficulté que nous traittons (Einheit der Zeit). Ausführlicher noch bei Otto, *l. c.* I. (*Ancien Théâtre Français,* t. VIII, S. 10.)

6) Elle (*sc.* der Blaustrumpf) veut qu'en deux vers il y ait pour le moins quatre pointes. Elle a dessein de remettre sur point les Strophes et les Antistrophes. Elle règle la Poésie Epique et la Dramatique et dit quelle n'a point assez de patience pour souffrir une comédie qui n'est pas dans la loi des 24 heures qu'elle s'en va faire *publier par toute la France.* (Balzac à Mme. Desloges, Folioausgabe I, S. 313 vom 30. September 1628.)

7) Il y a longtemps qu'il (*Filli de Scire* von Ducros) fut mis en vers francois, & cette copie eut à Paris dans les Cabinets & dans les Ruelles une partie de l'honneur que son original avait reçu sur les Théatres d'Italie. L'on donna même sur le nôtre beaucoup d'applaudissement à une imitation qui en fut faite alors. Ce qui obligea l'Auteur de revoir sa Traduction pour l'ajuster aux regles et à la bienséance de notre Scene. (Aus der Vorrede zu Du Cros' *Filli de Scire,* Parfaict IV 448, Otto LV.)

8) L'Esprit Fort, Comedie de Claveret, Paris, Turga 1637. En effet tu pourras voir qu'il ne faut guere plus de temps pour representer cette intrigue qu'il en a falu pour en faire naistre tous les incidens . . .

9) Un voyage que je fis à Paris pour voir le succès de Mélite (also 1630) m'apprit qu'elle n'étoit pas dans les vingt et quatre heures: c'étoit l'unique règle que l'on connût en ce temps-là. (Marty-Laveaux, *Œuvres de Corneille* I, 262.)

10) Vous estes, au reste, Monsieur, un fort commode créancier lorsque pour tout payement de tant de peines que vous vous donnés à mon occasion, vous voulés bien vous contenter de la lettre que j'escrivis autresfois à Mr. l'Evesque de Vence sur l'unité du jour requise dans les pièces de théâtre. Je la chercheray et vous tiendray preste pour en avoir vostre jugement, car la raison que j'allègue pour la necessité de cette règle là doit estre d'autant plus sousmise à vostre censure qu'elle est toute mienne et qu'elle ne se soustient point sur l'authorité des maistres anciens ni nouveaux.

Chapelain's Brief an Carrel de Sainte-Garde vom 15. Dezember 1663, Larroque, t. II, S. 341.

11) A moins que d'auoir quelque grand dessein pour honorer le Théatre François, vous ne pouués me presser comme vous faittes sur l'esclaircissement du doute ou vous estes de la nécessité des vingt-quatre heures pour les poèmes dramatiques. (Arnaud *l. c.* S. 336.)

12) Auant toutes choses, je mets en fait que l'honneur ou le blasme

de la règle de vingt quatre heures ne se doit point donner aux Modernes, et qu'il ne nous est demeuré aucune Pièce Dramatique de l'Antiquité qui ne soit dans cette obseruance, ce qui m'a fait estonner lors que je vous ay veu poser pour chose certaine que c'estoit une inuention nouuelle.. (Arnaud, *l. c.* S. 340.)

13) Je iuge mesme qu'il faut que vostre proiet, comme vous l'aués disposé, ne souffre pas cette restriction à l'estendüe d'un iour naturel, et que, pour le reste, vous riant extremement, il vous ait suggeré toutes ces oppositions délicates, afin de nous faire trouuer bon qu'il demeure en l'estat qu'il est. Autrement de gayeté de cœur et par diuertissement tout pur, vous ne vous seriés pas arresté sur cette matière trois grandes pages . . . (Arnaud, *l. c.* S. 336.)

14) . . ., bien que je n'aye. que la pratique des anciens suiuie d'un consentement uniuersel par tous les Italiens, et qu'il ne me souuienne point si Aristote l'a traittée . . ., j'essayerai . . . de fournir, de mon chef les motifs qui doiuent auoir obligé tous les bons poëtes dramatiques à cette obseruation, . . . (Arnaud, *l, c.* S. 337.)

15) . . . mon auis seroit que vous (y) obseruassiés cette règle des vingt-quatre heures aussi bien que toutes les autres, et que vous l'estimassiés nécessaire (dans ce genre de composition,) sinon absolument, au moins de cette sorte de bienséance qui approche fort de la nécessité absolue . . . (Arnaud, *l. c.* S. 337.)

16) Ce n'est pas que je vueille condamner ou que je n'estime beaucoup quantité de belles pieces de Theatre dequi les sujets ne se treuuent pas dans les bornes de cette regle: A cela près leurs Autheurs et moy ne serons iamais que tres-bien ensemble: il es vray qu'elles me plairont encore dauantage auec cette circonstance parce qu'elles en seroient à mon auis, plus accomplies . . . *(Discours poëtique.)*

17) Je ne desire point icy rendre cõpte à personne des veilles que i'ay soigneusement employées à d'autres estudes qu'à celles de ma profession de peur qu'on ne m'estimast meilleur Humaniste que Medecin. (Otto CXII.)

18) Ce n'est pas que ie ne sçache qu'il y a des esprits delicats, qui feront difficulté de receuoir cette rare piece pour un exemplaire Tragicomique à cause de l'austerité des regles ausquelles elle se treuue assuiettie (Otto ib.).

19) Il me resteroit de satisfaire au desir de quelques uns de *mes amis* que ie puis mettre au nombre de ceux qui entẽdent le mieux *les regles du Theatre*, & qui le frequentent le moins. Pour y trouuer du goust il leur nuit d'en auoir *la science* . . . Mais ie ne suis pas capable de donner *aux autres* les loix que i'ay tant de *peine* à obseruer *moy-mesme* . . . C'est la verité que tous ceux qui ont *merité quelque estime* en ce genre d'escrire, n'ont représenté dans leurs ouurages que ce qui pouuoit arriuer *du matin au* soir, ou *du soir au* matin . . .

20) Je me sousmets donc, sans disputer dauantage, aux maximes, qui pour auoir esté receuës par tant de siecles, & de *peuples* differens, deuroient bien desormais passer pour uniuerselles. En quoy pour tant il ne pretends pas d'estre si seuere, que ie ne m'accomode autant qu'il m'est possible à l'humeur de ma natiõ. Je n'ay point de longs Messages. ny de longues Epissodes.

21) Quelques-uns exceptent de cette loi la tragédie et la tragicomédie, mais ils désirent qu'elle soit gardée en la pastorale et principalement en la comédie. Je ne sais quelle différence ils font entre ces quatre sœurs (Traité de la disposition du poème dramatique. S. 23. Rigal, S. 538).

22) A qui lit: Je ne suis pa si peu versé dans les regles des anciens

Poetes Grecs & Latins & dans celles des modernes Espagnols & Italiens, que ie ne sçache bien qu'elles obligent celuy qui compose un Poeme Epique à la reduire au terme d'un an, & le Dramatique en un iour naturel de vintg (sic!) -quatre heures, & dans l'unité d'action et de lieu, mais i'ay voulu me dispenser de ces bornes trop estroites, faisant changer aussi souvent de face à mon Théatre que les Acteurs y changent de lieux; chose qui selon mon sentiment a plus d'esclat que la vieille Comedie.

23) Je ne m'amuseray point à te parler de la nature de ce poëme, ny de la rigueur de ses reigles, *les Prefaces de quel-ques-uns de nos escrivains* sont assez amples pour t'en instruire sans que ie t'en parle et me suffit que je les aye suiui exactement et que je fasse voir que nostre Theatre peut estre aussi agreable en observant les regles où cette sorte de poeme nous engage que dans la liberté que nous auons prise. Je ne blasme personne, et disant mon aduis hardiment ie croy que l'une et l'autre façon d'écrire doit estre souferte sans blasme. La premiere parce que tous *les anciens se sont* attachez à ceste rigueur et qu'il est presque impossible en la suivant de faire paroistre aucune action *contre le sens commun ou* contre le jugement. Et l'autre parce que la plus grande part de ceux qui portent le teston à l'Hôtel de Bourgongne veulent que l'on contente leurs yeux par la diuersité et changement de la Face du Theatre et que le grand nombre des accidents et aduentures extraordinaires leur ostent la cognoissance du sujet, ainsi ceux qui veulent faire le profit et l'aduantage des messieurs qui recitent leurs vers sont obligez d'escrire sans obseruer aucune regle. (Au Lecteur zu Rayssiguier's Aminte, Priv. 15. Aug. 1631, Achevé 30. Jan. 1632.)

24) . . . que le grand Maistre de la Nature me veut voir, qu'il (sc. Valéran) doit représenter devant luy plusieurs pieces nouvelles et dans la severité des reigles des anciens de feu M. Hardy et quelques-unes de Théophile. (Testament de Feu Gaultier Guargille, Paris 1633 gedruckt in: Les Chansons de Garguille, Ed. Fournier, Paris 1858, t. I, S. 150.)

25) La comédie dont je vous ay parlé dans mes précédentes n'est mienne que de l'invention et de la disposition. Le vers en est de Rotrou, ce qui est cause qu'on n'en peut avoir de copie, pour ce que le poëte en gaigne son pain. J'en ay bien gardé le plan sur lequel elle a esté executée, mais il seroit malaisé qu'il vous divertist plaisamment . . . A. Balzac, 17. Februar 1633. Larroque, S. 27.

26) Ils ne manquent pas d'apporter quelques sujets de l'Astrée qu'ils ont traictez, & qu'ils ont mis (disent-ils) dans toutes les regles.

27) L'Hospital des Fous, Paris, Quinet, 1636. Pr. 21. Nov. 1635 Achevé 30. Nov. 1635.

Je n'ay pas lié cette Piece, comme celle du Jaloux sans sujet, que j'ay fait imprimer en mesme temps. C'est une vaine curiosité que j'ay imitée: i'ay fait le sujet pour les regles, & non pas les regles pour le sujet; j'ay basty en l'air . . .

28) J'ay tasché par un effort de l'Art de doner un essay de la parfaite comédie, en sorte que la sévérité des règles n'y ruinast point l'agréement . . . et je l'ay fait pour servir Monseigneur et ensuitte pour faire voir aux Italiens, qui pensent seuls posséder les sciences et les arts en leur pureté et qui nous traittent de barbares, qu'encore y a-t-il quelqu'un en France qui peut ce qu'ils peuvent . . .

(Lettres de Chapelain, p. p. Tamizey de Larroque, S. 89. A. Boisrobert, 24. Januar 1635.)

29) Quand je me suis retiré de la scene, je n'ay pu m'abstenir de faire deux ou trois pieces à son usage, dont voir la derniere; c'est tout ce que j'ay planté de cette nature sur nostre Parnasse; aussi bien, depuisque

les *réguliers* en ont, sous prétexte de réforme, usurpé la possession pour y fonder leur secte, je ne puis, sans passer pour scandaleux m'affranchir de la severité de leur statut qui leur fait dépenser en une journée de 24 heures toute leur provision sans avoir souci du lendemain. A cette regle n'ayant pas trouvé bon d'adjuster mes œuvres ni principalement celle-ci non qu'il ne m'eust été facile de l'observer; il m'est plus séant de faire place aux maîtres qui l'enseignent que de les choquer; à la verité, s'ils n'estoient en jouissance de plus de 3 ans ... (Durval, Vorrede zu Pantheé, Achevé 22 fevr. 1639.)

30) Sans partir de Paris ils pretendent vous faire passer pour des habitants de Lyon ... ils disentque je suis un certain monsieur de Blandimare bien que ie m'appelle veritablement Mondory & voyez qu'ils ont le sens bien esgaré ... mais ce n'est point encore tout; leur folie va bien plus auant; car la piece qu'ils representent, ne scauroit durer qu'une heure et demie, mais ces insensez asseurent qu'elle en dure vingt et quatre: & ces esprits dereglez appellent cela suivre les regles, mais s'ils estoient veritables, vous deuriez enuoyer querir a disner, à souper, & des licts ...

Amidor: Dites, approuvez-vous ces règles des critiques
Dont ils ont pour garands tous les auteurs antiques,
Cette unité de jour, de scène, d'action. — — — — —

31) Sestiane: Toutes fois ces esprits critiques et sevères
Ont leurs raisons à part qui ne sont pas légères,
Qui'il faut poser le jour, le lieu qu'on veut choisir:
Ce qui vous interrompt oste tout le plaisir.
— — — — — — — — — — — — — —
Si l'on void qu'un sujet se passe en plus d'un jour,
L'Autheur, dit-on alors, m'a fait un mauvais tour;
Il m'a fait sans dormir passer des nuits entières,
Excusez le pauvre homme, il a trop de matières...
— — — — — — — — — — — — — — —
Ils désirent aussi que d'une haleine égale
On traite sans détour l'action principale,
En meslant deux sujets l'un pour l'autre nous fuit,
Comme on void s'échapper deux lièvres que l'on suit.

Amidor: L'esprit avec ces lois n'embrasse rien de grand
La diversité plaist c'est ce qui nous surprend ...

(Desmarets, *Visionnaires* II, 4; Fournier, *Le théâtre français au XVIe et au XVIIe siècle* t. II, p. 380.)

32) Apres cela, il ne me reste plus qu'à vous confesser ingenuement, que cette piece est un peu hors de la seuerité des Regles, bien que ie ne les ignore pas: mais souuenez vous (ie vous prié) qu'ayant satisfaict tes sçauans par elles, il faut parfois contenter le peuple, par la diuersité des spectacles, & par les differentes faces du Theatre, Adieu. (Advertissement, vor Scudéry's *Didon,* Priv. vom 14. Juni 1636, *Achevé* 23. Mai 1637)

33) Vorrede zu *Mort de César:* „Je scay bien que cette Tragedie est dans les Regles; qu'elle n'a qu'une principalle action, où toutes les autres aboutissent ...

34) L'action qui se représente ne doit ni exceder ni estre moindre que ce temps (sc. l'espace entre deux soleils). (Scudéry, *Observations sur le Cid* S. 20.)

35) Je lis et relis les sentimens de l'Académie, & me semble que ce traité ne peut partir d'autre que de vous. Depuis un mois *ie n'ay sur ma table* que ce beau discours.

36) C'est pourquoi ie ne laisse point aller sans passe-port cette premiere Tragi-Comedie, que ie te prie de ne pas prendre pour un modelle adiusté de tout point aux règles qui serviront un iour de Preface à d'autres, si tu la reçeois ainsi, ie te puis assurer d'un volume de quatre pieces plus iustes et plus nombreuses, chacune desquelles tenant sa partie te fera voir comme alors que ie me suis diuerty à cette belle science, l'ay separément traité, la Tragedie, la Tragi-Comedie, la Pastoralle, Et la Comedie, les unes dans la pretendue Regle de vingt-quatre heures, comme Poemes simples et les autres hors de la mesme regle, comme Poemes composés.

37) Il (sc. Voiture) s'est trouvé réduit à dire que le bon sens estoit meilleur juge de la Comédie que les règles, comme si le bon sens n'estoit pas le père des règles.

(Chapelain an Balzac, 12. März 1639, Larroque S. 403) und:

C'est là à peu près le sujet de la dispute que j'ay avec Mr. de Voiture sur les Supposés de l'Arioste, ou plustost sur la question duquel des deux on peut se servir plus seurement et plus utilement pour juger des ouvrages de l'art, comme Comédies, tableaux, bastiment, ou des règles, ou du bon sens particulier.

(Chapelain an Balzac, 20. März 1639, Larroque S. 403.)

38) Il (sc. l'abbé d'Aubignac) compose maintenant un traité qu'il nomme la Pratique du théatre que le sr. de la Mesnardière attend impatiemment afin de faire contre de quoy je me resjouis pour ce que cela sera délectable et peut estre utile aussi.

(Chapelain an Balzac, 8. März 1640, Larroque I, S. 582) und:

La Comédie françoise manquoit de Docteur et le bon Apollon nous a envoyé cettui-cy . . .

(Chapelain an Balzac, 22. April 1640, Larroque, t. I S. 607.)

39) Et dans quelques heures apres, le mariage d'elle (Sylvanire) et d'Aglante et de Fossinde auec Tirinte s'acheue d'autant plus aisément qu'on ne change iamais de Scene et que toutes choses y sont disposées (Discours poétique).

40) . . . il en (sc. regles) observa trois principales, à scauoir celle du lieu, de l'action et du temps . . . si l'on veut representer une effusion de sang dans Constantinople, qu'on ne doit rien executer de cette entreprise ailleurs . . . les regles de l'unité du lieu, de l'action et des vingt-quatre heures du temps . . .

41) La tromperie seroit bien grossière qui voudroit faire passer l'espace de deux ou trois heures, non pour un iour ou pour une nuit, mais pour plusieurs *années* & la Scene non *pour une Isle*, ou pour une *Prouince*, mais pour tous les climats de l'Uniuers.

(Vorrede zu *Amaranthe.*)

42) Sur le fondement de la vraysemblance si requise, les Anciens ont compris l'Action scénique dans le jour naturel pour sa plus grande estendüe. Pour ceste mesme raison, ils ons désiré l'unité du lieu . . .

(Chapelain, Entwurf einer Poetik, ohne Datum, Arnaud, *l. c.* S. 348.)

43) ;Les Règles des anciens sont assez religieusement observées. Il n'y a qu'une action principale à qui toutes les autres aboutissent, son lieu n'a point plus d'étendue que celle du théâtre et le temps n'en est point plus long que celuy de la représentation si vous exceptez l'heure du Disner qui se passe entre le premier et le second Acte.

(Corneille, Vorrede zu *Suivante.*)

44) Le superbe appareil de la Scene, la face du Theatre qui change cinq ou six fois entierement, a la Representation de ce Poeme . . .

45) Am Schlusse des Argument: Je diray seulement contre l'opinion

de ceux qui veulent que la Scene soit en un seul lieu qu'une partie des aduentures de ce Poeme se passe aux champs, & l'autre à la ville, s'ils ne veulent prendre pour un seul lieu toute une contrée.

46) Il ne faut pas introduire ni approuver la règle qui ne représente qu'un lieu dans la scène. (Traité de la disposition du poème dramatique. Rigal S. 174.)

47) Au reste la nature de ce Poeme estant absolument rebelle à la regle du temps ie l'ay pour le moins assujettie à celle de la Scene, que vous trouuerez uniforme et fort agreable si ie ne me trompe; aux Fables de mon inuention ie suis assez religieux obseruateur de l'une et de l'autre. (Widmungsbrief zu *Roland furieux.)*

48) . . . tu me pourrois blasmer de m'estre esloigné en quelques part des Regles necessaires à la perfection du Poeme Dragmatique, comme entre autres sont celles des vingt-quatre heures & l'unité *des lieux*. (Otto S. CXVII.)

49) Quant au théâtre il n'y personne à qui il ne soit évident, il est mal entendu dans ce Poeme (sc. Cid) et qu'une même Scene y représente plusieurs lieux. Il est vray que c'est un défaut que l'on trouve en la plupart de nos poemes dramatiques et auquel il semble que la négligence des Auteurs a accoutumé les Spectateurs. Mais l'autheur de celuy-ci s'estant mis si à l'étroit, pour y faire rencontrer l'unité du jour, devoit bien s'efforcer d'y faire rencontrer celle du lieu qui est bien autant nécessaire que l'autre et faute d'estre observée avec soin, produit dans l'Esprit des Spectateurs autant ou plus de confusion . . . ! (Sentimens sur le Cid, S. 92).

50) Il merite sans doute beaucoup de louanges pour cette unité (sc. celle du temps), mais nous ne luy en devons pas moins pour celle de la Scene . . .; pour ce grand nombre d'avantures qui s'y représentent, il ne faut poin t de lieu que celuy de la pointe d'un bastion de la ville d'Amasie . . . Hardy ne pouvoit pas tenir sa Scène dans un même lieu . . . Maintenant en est demeuré encore quelque reste; leur scene (sc. des poètes) est bien en une seule ville, mais non pas en un seul lieu; le Théâtre est comme une salle du commun qui n'est affecté à personne et ou chacun pourtant peut faire ceque bon luy semble (Sarrazin, *Discours sur la Tragédie.*)

51) Si l'Auanture s'est passée moitié dans le Palais d'un Roy en plusieurs appartemens, & moitié hors de sa Maison en beaucoup d'endroits différens; il faut que le grand du Théâtre, le σκήνιον des Grecs, ie veux dire cette largeur qui limite le parterre, serue pour tous les dehors où ces choses ont été faites; & que les Renfondremens soient diuisez en plusieurs Chambres, par les diuers Frontispices, Portaux, Colonnes ou Arcades. (La Mesnardière, Poétique. S. 412.)

La chronologie de la *Nouvelle Héloïse.*

Les aventures que Jean-Jacques Rousseau a racontées dans la *Nouvelle Héloïse* se déroulent sur une période de douze ans environ, et ce roman contient beaucoup d'allusions aux évènements de l'époque. En cherchant à dresser le tableau chronologique qu'une lecture attentive permet d'établir, on est bientôt conduit à penser que Jean-Jacques a voulu que Saint-Preux fût parfaitement son contemporain.

La préface du livre fixe nettement la date de la mort de Julie. Rousseau y dit en effet: „Je passai à Clarens, revenant d'Italie, l'année même de l'évènement funeste.“ A ce moment de sa vie (septembre 1744) Rousseau venait d'avoir trente-deux ans. Cela concorde parfaitement avec ce que nous lisons çà et là de l'âge de Saint-Preux:

Julie à Saint-Preux: „A vingt et un ans, vous m'écriviez du Valais des descriptions graves et judicieuses; à vingt-cinq, vous m'envoyez de Paris des colifichets de lettres . . . (seconde partie, lettre 27e.)

Saint-Preux à milord Edouard: Vous savez qu'après mon exil du Valais, je revins, il y a dix ans, à Meillerie, attendre la permission de mon retour. (IV, 17.)

Milord Edouard à Saint-Preux: Sors de l'enfance, ami, réveille-toi: Ne livre point ta vie entière au long sommeil de la raison. L'âge s'écoule; il ne t'en reste plus que pour être sage. A trente ans passés, il est temps de songer à soi, commence donc à rentrer en toi-même, et sois homme une fois avant la mort. (V, 1.)

Saint-Preux à Claire d'Orbe: Nous ne rentrâmes à Villeneuve qu'à la nuit . . . En entrant dans la chambre qui m'était destinée, je la reconnus pour la même que j'avais occupée autrefois en allant à Sion. A cet aspect, je sentis une impression que j'aurais peine à vous rendre. J'en fus si vivement frappé que je crus redevenir à l'instant tout ce que j'étais alors; dix années s'effacèrent de ma vie, et tous mes malheurs furent oubliés. (V. 9.)

On voit que Saint-Preux avait vingt-et-un ans dans son premier voyage en Valais, et son séjour à Meillerie. — Dix ans après, revenu à Clarens, il y passe huit mois (VI, 7) et part ensuite pour l'Italie, où il apprend la mort de Julie. Saint-Preux avait donc, comme Jean-Jacques, trente-deux ans à ce moment.

Mais voici d'autres données, qui ne concordent pas du tout avec les précédentes.

Saint-Preux prend part à l'expédition de l'amiral Anson, qui partit de la rade de Spithead en août 1740, et y revint aborder en juin 1744. Nous ne pouvons pas loger dans la fin de cette année 1744 les huit mois de Clarens, y compris tout un hiver: (VI, 8). Nous voyons d'ailleurs des allusions très claires à la bataille de Fontenoy (11 mai 1745). Milord Edouard semble la prédire:

J'augure que nous paierons cher nos premiers succès et que la bataille gagnée à Dettingue nous en fera perdre une en Flandre. Nous avons en tête un grand capitaine; ce n'est pas tout, il a la confiance de ses troupes, et le soldat français qui compte sur son général est invincible. (V, 5.)

Claire d'Orbe parle aussi de la victoire de Fontenoy:

Mon père a été si charmé de me voir qu'il a quitté pour m'embrasser la relation d'une grande bataille que les Français viennent de gagner en Flandre. (VI, 1.)

Un autre passage vient à l'appui de cette manière de voir; il se place dans les premières semaines de ces huit mois de Clarens, avant les vendanges qui sont décrites dans les lettres qui suivent:

Madame de Wolmar brodait près de la fenêtre, vis-à-vis des enfants; nous étions, son mari et moi, encore autour de la table à thé, lisant la gazette, à laquelle elle prêtait assez peu d'attention. Mais à l'article de la maladie du roi de France, et de l'attachement singulier de son peuple, elle a fait quelques réflexions sur le bon naturel de cette nation douce et bienveillante, que toutes haïssent et qui n'en hait aucune; ajoutant qu'elle n'enviait du rang suprême que le plaisir de s'y faire aimer.

On sait que c'est au mois d'août 1744 que Louis XV tomba malade à Metz, ou moment où il allait se placer à la tête de son armée; la France s'enthousiasma pour lui, et c'est alors qu'il reçut le surnom de Bien-Aimé.

Tout cela nous amène, contrairement à ce que dit la préface du roman, à placer en 1745 la catastrophe qui le termine.

Ce n'est pas tout. En lisant les dernières lettres de la troisième partie, on voit que le mariage de Julie est presque aussitôt suivi du départ de Saint-Preux avec l'amiral Anson.

Nous n'avons donc guères que cinq ou six ans entre ce mariage et la bataille de Fontenoy, qui elle-même précède de bien peu la catastrophe: cela ne concorde pas avec un passage où Saint-Preux parle de M. et de madame de Wolmar:

> Depuis près de huit ans qu'ils sont unis, la seule madame d'Orbe est du secret. (V, 5).

Il est donc établi que les données du problème sont contradictoires, en sorte qu'on ne peut pas le résoudre. Mais Rousseau a mis son dernier mot dans sa préface: c'est là que nous avons vu que Saint-Preux était parfaitement son contemporain, et je crois que cette idée a été chez lui la première comme la dernière. Si, dans la rédaction de l'ouvrage et l'ajustement des divers épisodes, cette idée fondamentale a gauchi et a cédé, c'est que Jean-Jacques sans doute s'est rappelé les préceptes de Boileau, et son dédain pour les esprits craintifs,

> Qui chantant d'un héros les progrès éclatans,
> Maigres historiens, suivent l'ordre des temps.

La coïncidence des âges subsiste néanmoins dans les passages signalés plus haut, et la constatation que nous en avons faite s'accorde avec ce que Rousseau raconte (dans le livre IX des *Confessions)* de la genèse de son roman:

„Je me figurai l'amour, l'amitié, les deux idoles de mon coeur, sous les plus ravissantes images. J'imaginai deux amies; je donnai à l'une d'elles un amant dont l'autre fût la tendre amie, et même quelque chose de plus. Epris de mes deux charmants modèles, je m'identifiais avec l'amant et l'ami: je le fis aimable et jeune, lui donnant les vertus et les défauts que je me sentais."

Rousseau dit dans la préface de la *Nouvelle Héloïse* qu'en plusieurs endroits il a gravement altéré la topographie. On vient de voir que la chronologie n'a pas été mieux traitée. Et malgré cela, son roman a des descriptions dont les recherches de M. de Montet ont montré l'étonnante exactitude[1]; et de même, un lecteur attentif trouvera dans l'ouvrage de Rousseau des tableaux très fidèles de la France, de Paris, et des pays qui entourent le lac Léman, tels qu'ils étaient à l'époque où Jean-Jacques avait l'âge de Saint-Preux.

Eugène Ritter.

---

[1]) Albert de Montet, *Madame de Warens et le pays de Vaud,* Lausanne, 1891, pages 4 et suivantes, 12 et suivantes.

Der französische Unterricht nach den neuen Lehrplänen.

Wie die französische Akademie bei der Abfassung eines neuen Wörterbuches vorsichtig das Neue prüft und sichtet, so haben auch die neuen Lehrpläne vorsichtig die Vorschläge über die Neugestaltung des französischen Unterrichts geprüft und aus ihnen ausgewählt, ebenso wie jene dem Extrem fernbleibend. Freilich werden die neuen Lehrpläne darum auch mit dem Wörterbuch der Akademie das gleiche Schicksal haben, indem sie nicht alle, nicht die entschiedenen Neuerer befriedigen; aber bei unbefangener Prüfung wird man doch, auch wenn man manche der eingehenden Einzelvorschriften nicht unbedenklich findet, zugestehen müssen, dass sie einen Fortschritt auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts bedeuten nach Ziel und nach Methode. Vor allen Dingen wird der Wert der Übersetzungen aus dem Deutschen nicht mehr einseitig geschätzt, die Übersetzung aus der Fremdsprache höher gewertet, die Sprechübungen werden als ein wesentlicher Bestandteil des Unterrichts anerkannt. Freilich den Schein vermeiden die Lehrpläne nicht, als ob die Methode ferner in erhöhtem Masse schablonisiert werden solle, als ob ausserhalb der hier niedergelegten methodischen Anweisungen kein Heil gefunden werden könne, noch gesucht werden dürfe. Nun, so gut unter der Herrschaft der alten Lehrpläne der Baum der Reform die üppigsten Blüten trieb und manche tüchtige Frucht zeitigte, ebenso gut wird auch auf dem von den neuen Lehrplänen gelegten Grunde sich weiterbauen lassen. Unabänderliche Vorschriften kann kein Lehrplan geben, er darf nicht die freie Thätigkeit des Lehrers in enge Fesseln schlagen, er muss die grossen Grundzüge festlegen, die Praxis des Unterrichts muss die Ausführung des Einzelnen ergeben, abweichend je nach der Per-

sönlichkeit des Unterrichtenden und des Schülers. Die neuen Lehrpläne besonders müssen in den Bestimmungen über jedes einzelne Unterrichtsfach um so mehr Freiheit lassen, da ja überhaupt grössere Freiheit die Signatur derselben ist, wenngleich ja auch nach dieser Richtung lange nicht allen Wünschen entsprochen wurde.

Die Verminderung der dem Französischen gewidmeten Stundenzahl scheint für das Gymnasium nicht bedenklich. Was durch das Streichen der Quinta verloren geht, wird durch die Vermehrung der Stundenzahl in U III bis U II um je eine Stunde wieder eingebracht. Gerade der Abfall der Stundenzahl von fünf auf zwei von Quarta nach Untertertia war seither für den Erfolg des französischen Unterrichts am Gymnasium gefährlich, namentlich dadurch, dass zwei Stunden wöchentlich auf diesen Stufen nicht die notwendige Kontinuität des Unterrichts herbeiführen können. Für das Realgymnasium dürfte der Ausfall der Quinta grössere Bedenken haben, und die Oberrealschule wird erst recht grosse Mühe haben, die verlorenen neun Stunden durch methodische Besserungen einzubringen, denn gerade hier wird die Kürzung des grammatischen Stoffes eine weniger erhebliche sein dürfen. Allein die Abstriche müssen nun einmal ertragen werden, so gering auch der Trost ist, dass dieselben „lediglich durch die Notwendigkeit der Herabsetzung der Gesammtstundenzahl" bedingt ist. (L. S. 74.)

Umsomehr wird in Zukunft ein einheitliches Zusammenarbeiten aller Lehrer des Französischen an jeder Anstalt geboten sein, da die Ziele des Unterrichts durchaus nicht herabgesetzt sind. Gefährlich wäre es deshalb, wenn die Befürchtungen, welche die neuen Lehrpläne hinsichtlich des Fachlehrersystems aussprechen, dahin führen sollten, dass Lehrern der französische Unterricht anvertraut würde, die aus der Not eine Tugend machen und denen das Französische nicht Lebenselement ist, mögen sie nach einer neu zu schaffenden Prüfungsordnung für die Kandidaten des höheren Lehramts ein kleines Fakultätchen erworben haben oder nicht. Ohne vollkommen durchgebildete Lehrer des Französischen lassen sich die Ziele dieses Unterrichts an keiner Schule, auch am Gymnasium, nicht erreichen. Nicht zum mindesten werden die Ergebnisse in Frage gestellt, wenn die Schüler in den mittleren Klassen Nicht-Fachmännern in die Hand gegeben werden. „Ein Lehrer, welcher seinen Gegenstand in voller Sicherheit beherrscht, kann vorzugsweise das Interesse für denselben wecken und Erfolge des Unterrichts mit den mässigsten Ansprüchen an die Arbeitskraft der Schüler erreichen" sagen die Lehrpläne (S. 7) von 1882 mit vollem Recht.

Die grösste Änderung in den Lehrzielen findet für das Gymnasium statt, während für die Realanstalten nur zu den alten Zielen die Bestimmung hinzugekommen ist, dass der Schüler sich im mündlichen Gebrauch der Sprache geübt zu erweisen habe (P. O. S. 20), während früher nur sehr geringe Ansprüche nach dieser Seite gemacht wurden. Für das Gymnasium wird (P. O. S. 4) „sicheres Verständnis und geläufiges Übersetzen leichterer Schriftwerke, sowie einige Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache" gefordert. Es ist hier alles gestrichen, was an Grammatik anklingt. Die Grammatik muss nunmehr in Untersekunda abgethan werden. Und wie dies zu erreichen sei, darüber geben die Lehrpläne durch die ausführliche Stoffverteilung auf die einzelnen Klassen Auskunft. Es lässt sich nicht verkennen, dass wegen des erforderten Abschlusses nach Untersekunda eine strenge Verteilung des grammatischen Stoffes notwendig ist. Was die Lehrpläne bieten, betrachte ich als einen Vorschlag, der im ganzen wesentliche Vorzüge hat, von dem ich aber in Einzelheiten abweichen muss. Zunächst sei bemerkt, dass für das Gymnasium zwar die Grundzahlen Erwähnung gefunden haben, die selbstverständlich gemeinsam betrachtet und erlernt werden müssen. Die Einübung der Fürwörter ist beim Realgymnasium nach Untertertia verwiesen, am Gymnasium soll das Fürwort in Untersekunda wiederholt werden, soweit es auf der Unterstufe gelernt wurde. Da es keiner bestimmten Klasse zugewiesen ist, so müsste es wohl rein gelegentlich behandelt werden. Praktische Übung ist ja freilich die Hauptsache, und man wird schon bei der Erlernung der regelmässigen Konjugation Veranlassung haben den Akkusativ des Personalpronomens zu üben. Zur Einübung der Verbindung zweier Personalpronomina, sowie aller Formen der übrigen Pronomina, welche noch nicht durch häufige Wiederkehr zum Besitz der Schüler geworden sind, wird man in Untertertia unweigerlich genötigt sein. Freilich einer eingehenden Behandlung, wie sie seither wohl meist in Obersekunda üblich war, bedarf es im Gymnasium wenigstens nicht; an Realgymnasien wird man auf der Oberstufe auf einige besondere Bestimmungen eingehen. Für die Oberrealschule soll nach der ersten Durchnahme in Quinta eine Behandlung der Syntax des Pronomens in Obertertia und Untersekunda stattfinden. Vor dem Zuviel kann hier nur gewarnt werden, obwohl wegen des Aufbaues eines grammatischen Systems, wie es für die lateinlose Schule erforderlich ist, die Syntax dieser Wortart nicht übergangen werden darf.

Für wenig empfehlenswert halte ich die von den Lehrplänen vorgeschlagene Verteilung der unregelmässigen Verben auf Untertertia und Obertertia des Gymnasiums und des Real-

gymnasiums, namentlich wenn im zweiten Jahre auch noch eine Ergänzung der unregelmässigen Verben stattfinden soll, wie die Lehrpläne andeuten, indem sie für Untertertia „die allernotwendigsten“ derselben fordern, für Obertertia „die minder wichtigen“ ausscheiden wollen. Die Einübung der unregelmässigen Verben muss (vergl. *Ztschr.* XII [1] S. 156) sich an das zufällige Vorkommen bei der Lektüre anschliessen. Wir haben keine Möglichkeit, dabei einen Unterschied bezüglich der Wichtigkeit zu machen, ausser dem, der in der mehr und minder häufigen Wiederkehr selbst liegt; was im Laufe des Untertertiajahres vorkommt, muss geübt werden, es wird eine Ergänzung unnötig sein. Eine logische Gruppierung der unregelmässigen Verben empfiehlt es sich dann in den letzten Wochen dieses Jahres vorzunehmen. Freilich eine allgemein befriedigende Art dieser Gruppierung bietet seither wohl kaum ein Lehrbuch. Einen zu grossen Umfang erreicht dadurch, dass die sämtlichen unregelmässigen Verben der Untertertia überwiesen werden, das grammatische Pensum dieser Klasse nicht, während die Obertertia die so eintretende kleine Entlastung recht gut gebrauchen kann. Die Reste der Formenlehre, Tempora, Modi, Wortstellung, das ist ein recht umfangreiches grammatisches Gebiet für diese Klasse. Für das Realgymnasium wird die Wortstellung nicht erwähnt; man wird sie füglich in den Grundzügen auch hier in der Obertertia nehmen, um sie in den Oberklassen zu vertiefen. Im übrigen kann ich der vorgeschlagenen Verteilung an allen Anstalten im wesentlichen nur zustimmen.

Nun zunächst einige Worte über die schriftlichen Übungen. Für die Quarta und Untertertia des Gymnasiums, für die Realanstalten bis zur Untersekunda ist nur von schriftlichen Übersetzungen ohne weiteren Zusatz die Rede, während für Obertertia und Untersekunda des Gymnasiums, sowie für die Oberklassen der Realanstalten schriftliche Übersetzungen ins Französische gefordert werden; (dasselbe gilt für mündliche Übersetzungen). Soll wirklich dadurch den Lehrern Freiheit gelassen werden, so ist das mit Freuden zu begrüssen, wobei dadurch ein Korrektiv gegen die Ausschliessung von Übersetzungen ins Französische an Realanstalten gegeben wird, dass in der „Abschlussprüfung“ eine solche Übersetzung verlangt wird, so dass die Schüler Übung in denselben vorher in ausreichendem Masse haben müssen. Soll aber in den angegebenen Klassen ein angemessener Wechsel zwischen Hin- und Herübersetzungen ermöglicht werden, so fragt man billig, warum das in der Obertertia und Untersekunda des Gymnasiums anders sein soll.

Sehr erfreut bin ich über die Aufnahme der früher von mir

(*l. c.* S. 169) empfohlenen „nachahmenden Wiedergaben“, von denen am Gymnasium in Obertertia und Untersekunda, an den Realanstalten erst in den Oberklassen, als unmittelbare Vorübung für den Aufsatz die Rede ist. Eine Ausdehnung auf frühere Klassen, besonders der Realanstalten, scheint mir unerlässlich. Nach meiner Erfahrung kann man schon im zweiten Jahre des französischen Unterrichts hierin recht hübsche Erfolge erzielen. Wenn die Lehrpläne (S. 38) als Zweck der schriftlichen Übungen hinstellen: „Die vielseitige Verarbeitung des in dem Elementar- und Lesebuch bezw. in der Grammatik, der Lektüre und dem angeeigneten Wortschatz dargebotenen Stoffes“, so halte ich das für eine glückliche Verschmelzung der beiden den schriftlichen Übungen zuzusprechenden Zwecke, der Übung und der Prüfung, namentlich wird der Zweck derselben erreicht werden, wenn die weitere Bestimmung (S. 66) allgemein zur Ausführung kommt, dass die Übersetzungen in die Fremdsprache nur nach Diktaten des Lehrers und im Anschluss an die Lektüre anzufertigen sind. Auch volle Rückübersetzungen kann man mit in den Kauf nehmen, vorausgesetzt, dass das Stück des Schriftstellers mit sehr grosser Vorsicht ausgesucht und in sehr gutes Deutsch übertragen ist, was gleichzeitig erheischt, dass das Original ziemlich einfach ist, da sonst die Übung für den Schüler zu schwer sein dürfte und namentlich den von den Lehrplänen (S. 38) ihnen insbesondere beigelegten Wert, den Übergang zu freien Arbeiten zu bilden nicht haben würde. Ich halte sie übrigens auch nicht für notwendig für diesen Zweck, den die erwähnten „nachahmenden Wiedergaben“ bei richtiger Anleitung in viel besserer Weise erfüllen, ebenso wie ich mich auch noch immer nicht von den Vorzügen des Diktats überzeugen konnte, das auch die neuen Lehrpläne fordern und von dem sie, wie die alten, die Gewöhnung des Ohrs an die Sprache erwarten. Dieselbe Wirkung erwarte ich in höherem Grade von den Sprechübungen. Namentlich aber scheint mir die Fortsetzung jener Übung bis in die oberen Klassen unnötig, namentlich in Gymnasien, wo bei den meisten der unten zu besprechenden schriftlichen Übungen zunächst französischer Text diktirt werden muss, sodass besondere Übungen in der Rechtschreibung sicherlich fortfallen können.

Als Zielleistung kennt das Gymnasium fernerhin eine Übersetzung aus dem Französischen. Einen besonderen Vorteil sehe ich darin an sich gegen früher nicht, doch dürfte immerhin die so gesteigerte Anforderung einen heilsamen Einfluss auf die Wertschätzung des Fachs namentlich seitens der Schüler der oberen Klassen ausüben. Es ist natürlich, dass die schriftliche Übersetzung ins Deutsche in den oberen Klassen ausreichend ge-

übt werden muss, aber erstens bedaure ich, dass diese Art der schriftlichen Arbeiten, wenn wir von den erwähnten Diktaten absehen, fernerhin in den Oberklassen die einzige sein soll, dass namentlich Nachbildungen ausgeschlossen sein sollen, zweitens aber halte ich es geradezu für verfehlt alle 14 Tage solche Übersetzungen zu machen. Als das Normale wird anzusehen sein, dass der Lehrer den französischen Text diktiert, da das von den Schülern zur Lektüre benutzte Buch meist nicht geeignet sein wird, weil es nicht in sich abgeschlossene Abschnitte von entsprechendem Umfang enthält; man wird auch die Mehrzahl der Arbeiten nicht zu Hause, sondern in der Schule schreiben lassen müssen, damit nicht eine Überbürdung mit häuslicher Arbeit eintritt. Dadurch gehen für die mündliche Übersetzung, wenn man auch die notwendige Besprechung bei der Rückgabe der Arbeit in Betracht zieht, so viele Stunden verloren, dass die Gewandtheit im Übersetzen Schaden leiden muss. Auch darf daran erinnert werden, dass die vom Lehrer zu leistende Korrekturarbeit ganz ausserordentlich gesteigert wird, da die Korrektur weit schwieriger und zeitraubender ist, als die einer Übersetzung in die Fremdsprache. In den meisten Fällen wird am Gymnasium derselbe Lehrer den französischen Unterricht in allen drei Oberklassen erteilen, und in jeder dieser drei Klassen alle 14 Tage eine solche Arbeit gewissenhaft korrigieren ist eine sehr dornige Aufgabe. Man bedenke, dass für das Griechische eine gleichartige Arbeit nur alle 4 Wochen gefordert wird, und das Griechische hat wöchentlich 6 Stunden, also hier in jeder 24., dort in jeder 4. Stunde.

Auch früher war wohl von Sprechübungen die Rede, aber doch selbst für Realanstalten nur so zaghaft, dass die neusprachlichen Lehrer, welche nach dieser Richtung hin Ansprüche machten, sich durch die amtlichen Vorschriften nicht ganz gedeckt sahen. Es sollte freilich an Realanstalten bei der Prüfung den Schülern „Gelegenheit gegeben werden, ihre Geübtheit im mündlichen Gebrauch der Sprache zu zeigen“, aber als ein eigentliches Ziel des Unterrichts war es an keiner Lehranstalt hingestellt. In den Erläuterungen zu den Lehrplänen von 1882 (S. 34) wurde es geradezu abgewiesen, dass die Sprechübungen die Aufgabe hätten, Konversationsfähigkeit über Vorgänge des täglichen Lebens zu erzielen, und für die Oberrealschulen waren kleinere Vorträge vorgeschrieben. Das alles hat sich nun ganz wesentlich geändert. Als Massstab zur Erteilung des Zeugnisses der Reife wird an Realanstalten aufgestellt, dass der Schüler sich im mündlichen Gebrauch der Sprache geübt zu erweisen habe (P. O. S. 20) und der Gymnasialprüfling soll wenigstens auch einige Übung im mündlichen Gebrauch der Sprache haben. (P. O. S. 4.) Ausser-

dem wird jetzt ausdrücklich vorgeschrieben (L. S. 31), dass in allen Schulen von Obertertia an die von der ersten Stufe an zu betreibenden Sprechübungen nicht nur an das Gelesene angeschlossen werden sollen, sondern auch an Vorkommnisse des täglichen Lebens. Vorträge werden als solche nicht mehr erwähnt, mündliche Inhaltsangaben werden nicht geradezu verworfen, doch wird eine leise Warnung gegen sie gerichtet. (L. S. 39.) Es wird somit von jedem, der französisch unterrichten will oder soll, Konversationsfähigkeit verlangt, ohne diese kann er den Forderungen des Lehrplanes nicht genügen. Das wird für die Lehrer des Französischen Anlass sein in höherem Masse wie bisher sich diese Konversationsfähigkeit anzueignen, denn wenn auch die Erläuterungen zu den Lehrplänen (S. 74) mit Recht das rege Streben der Lehrer der neueren Sprachen anerkennen, „unter Benutzung aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel, teils in der Heimat, teils im Ausland für den praktischen Gebrauch der Fremdsprache sich zu befähigen“, so kann doch nicht geleugnet werden, dass viele Lehrer die notwendige Befähigung noch nicht, oder wenigstens nicht in dem wünschenswerten Masse besitzen. Freilich wundern darf man sich darüber nicht, denn an der Universität lernt man eben derartiges nicht und nicht jedem ist es möglich nun ausser der langen Studien- und Vorbereitungszeit auch noch aus eigener Tasche einen längeren Aufenthalt im Auslande zu bestreiten. Ohne diesen aber werden wohl nur sehr wenige zu einer befriedigenden Beherrschung der Umgangssprache kommen. Sehr erfreulich sind daher die Worte aus der den neuen Lehrplänen u. s. w. beigegebenen Denkschrift (S. 7) „die nächste Sorge wird darauf gerichtet sein müssen, die Vorbildung der Lehrer hiermit (mit den geforderten Zielen) in Übereinstimmung zu bringen und jene Vorbildung durch den Besuch des Auslandes seitens derselben thunlichst zu fördern.“ Mögen den schönen Worten nur auch bald schönere Thaten folgen.

Ist nun das Ziel, das diesen Sprachübungen gesteckt ist, erreichbar? Hätten wir nur mit den Buchstaben der Prüfungsordnung zu rechnen, so müsste die Frage, soweit es Realanstalten angeht, bei der verminderten Stundenzahl verneint werden, denn „sich im mündlichen Gebrauch der Sprache geübt zu erweisen“ (P. O. S. 20) das kann man von dem angehenden Lehrer der neueren Sprachen erwarten, aber nicht von dem Abiturienten eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule. Auf Grund dieser Bestimmung könnte man jeden Schüler in der Prüfung durchfallen lassen. Eine Erläuterung, welche uns aus der Not hilft, geben die „methodischen Bemerkungen zu Französisch und Englisch“ (L. S. 39), wonach die Sprechübungen eine grundlegende Vor-

bereitung auf die nur im Verkehr mit Franzosen und Engländern zu erwerbende volle Fertigkeit im mündlichen Gebrauch der beiden Fremdsprachen" bezwecken.

Wie die Sache in der Praxis zu machen ist, kann bezüglich der an die Lektüre anzuschliessenden Sprechübungen nicht zweifelhaft sein. Anders steht es mit denjenigen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Bei der sonstigen Stellung der neuen Lehrpläne gegenüber der Methode des neusprachlichen Unterrichts ist mir die Empfehlung von Vokabularien (L. S. 38) zu diesem Zwecke nicht begreiflich. Die früher wohl übliche Unsitte des Auswendiglernens von Vokabeln und Redensarten ist oft genug getadelt worden, ich brauche hier nicht darauf einzugehen. Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, dass jede Reform der Methode des Sprachunterrichts und auch die neuen Lehrpläne das Bestreben den grammatischen Lernstoff zu kürzen, nicht zum geringsten erreichen durch Streichung der in allen älteren Lehrbüchern einen breiten Raum einnehmenden Listen von Vokabeln und idiomatischen Redensarten. Soll denn dasselbe Geschäft jetzt unter veränderter Firma weiter getrieben werden? Ich halte dafür, dass Lesestoffe geschaffen werden müssen, welche in schlichter Weise Vorkommnisse des täglichen Lebens berichten und den nötigen Sprachstoff enthalten. Das Weitere wird sich dann ganz analog dem Verfahren bei den an die Lektüre angeschlossenen Sprechübungen gestalten.

Es wurde schon eingangs darauf hingewiesen, dass die neuen Lehrpläne sich im Gegensatz zu früheren auch eingehend mit der Methode des Unterrichts beschäftigen. Im ganzen werden für die Methode des französischen Unterrichts diejenigen Anschauungen als massgebend hingestellt, welche u. a. von mir in dem bereits erwähnten Aufsatz über den französischen Unterricht am Gymnasium (*Ztschr.* XII[1] 137) durchgeführt werden. Nochmals betonend, dass nach meiner Auffassung die methodischen Grundsätze der neuen Lehrpläne nicht starre Formeln sein dürfen, sondern eine feste Grundlage, auf der die Methode sich weiter zu bilden hat, will ich versuchen diese Grundsätze der Lehrpläne kurz darzulegen und zu besprechen.

Die Erlernung der Aussprache soll zunächst durch praktische Übungen in einem propädeutischen Kursus stattfinden; dass aber hierin kein Zwang geübt werden soll, geht daraus hervor, dass in den „methodischen Bemerkungen" (S. 38) gesagt wird: „Am zweckmässigsten erfolgt die erste Anleitung in einem kurzen Lautirkursus. Sehr kräftig wird betont, dass alle allgemeinen Ausspracheregeln, alle theoretischen Lautgesetze und die Lautschrift vermieden werden sollen. Ich meine, wo eine Regel über

Lautbildung die richtige Hervorbringung des Lautes fördert, sollten wir uns nicht ganz so abweisend verhalten. Dass der Lautirkursus keine Vorlesung über Phonetik sein darf, ist selbstverständlich. Die Lautschrift kann ich im ganzen entbehren, doch verkenne ich den Wert nicht, den dieselbe in bestimmten Fällen haben kann.

Allgemeine Anerkennung wird es finden, dass nunmehr amtlich gefordert wird, dass die Lektüre im Mittelpunkt des Unterrichts zu stehen habe. Es wird das für alle Klassen aller Schulen ausgesprochen und noch hinzugefügt, dass bis zur Untersekunda im allgemeinen eine Scheidung der Stunden nach den einzelnen Unterrichtszweigen nicht stattfindet. Erst in den oberen Klassen haben zusammenfassende grammatische Wiederholungen, an Realanstalten mit Erweiterung und tieferer Begründung der grammatischen Erscheinungen einzutreten. Freilich an lateinlosen Schulen soll das französische die sprachlich-logische Schulung vermitteln, es muss also auch schon in den mittleren Klassen die Grammatik systematisch betrieben werden. Auch für lateinlehrende Anstalten aber sollen die grammatischen Erscheinungen auf den mittleren Klassen nicht nur zusammenhanglos, wie sie die Lektüre zufällig darbietet, betrachtet werden, sondern auch hier sollen systematische Zusammenstellungen eintreten, ohne welche ein Verständnis für die Grammatik einer Sprache nicht zu erreichen ist. Es ist indessen der grammatische Stoff induktiv zu gewinnen, bevor er systematisch geordnet und soweit nötig gedächtnismässig angeeignet wird. Warum für die Tempus- und Moduslehre an Realanstalten eine Verbindung der induktiven und deduktiven Methode eintreten soll, (L. S. 31), sehe ich nicht recht ein. Soll nur angedeutet werden, dass man nicht glauben soll alle möglichen Fälle, die vorkommen sollen, aus der Lektüre zusammentragen zu müssen, bevor man an die Ableitung der Gesetze geht, so ist das zu billigen, brauchte aber nicht besonders zum Ausdruck gebracht zu werden, denn eine Ergänzung des aus der Lektüre gewonnenen grammatischen Stoffs wird auch sonst vielfach einzutreten haben. Diese Ergänzung muss aber dann aus eigens gebildeten Mustersätzen abgeleitet werden, wie sie bei der Tempus- und Moduslehre in der Obertertia des Gymnasiums erwähnt sind. Man kann ja freilich jede Übersetzung von Beispielen, nachdem die Regel erkannt ist, als Deduktion bezeichnen, und insofern wird immer eine Mischung induktiver und deduktiver Methode eintreten, aber erkannt werden muss das Sprachgesetz stets zunächst induktiv. Namentlich zu einem Verständnis der Tempuslehre wird der Schüler niemals kommen, wenn er nicht an zahllosen Beispielen im Zusammenhang der

Lektüre hat erklären müssen, warum an der gegebenen Stelle das Imparfait oder das Passé défini steht.

Bezüglich des Umfangs des grammatischen Stoffes bestimmen die Lehrpläne (S. 37), dass die grammatischen Gesetze sich auf das Regelmässige und allgemein Gebräuchliche zu beschränken haben, wobei Grundgesetze, abgeleitete Regeln und Einzelnes zu scheiden sind. Diese Vorschrift wird am leichtesten zu erfüllen sein, wenn das Lehrbuch in seiner Anordnung des Stoffes derselben entspricht. So kämen wir zu der bekanntlich von Münch empfohlenen Art von Schulgrammatik, in welcher durch verschiedenen Druck die verschiedenen oben genannten Kategorien geschieden sind. Auch diese Bestimmung der Lehrpläne macht ein strenges Ineinandergreifen der verschiedenen an einer Anstalt wirkenden Lehrkräfte für das Französische notwendig, damit nicht in einer Klasse als wichtig ein grammatisches Gesetz betont werde, das in der andern als unwesentlich kurz übergangen wird. Die Herstellung eines Normalexemplars der Grammatik wird sich jedenfalls empfehlen, doch bleibt der Buchstabe hier auch nur zu leicht tot.

Den Ergebnissen der geschichtlichen Sprachforschung wird zum ersten Male in einem amtlichen Lehrplan ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt. In bescheidenen Grenzen nur darf historische Grammatik herangezogen werden, das wird jeder vernünftig denkende Schulmann zugeben. Wo aber durch Hinweis auf die geschichtliche Entwicklung eine Spracherscheinung leichter verständlich gemacht werden kann, oder wo durch denselben in irgend einer Weise ein Vorteil für die praktische Spracherlernung erzielt werden kann, da soll er nicht unterdrückt werden. Auf lateinlosen Schulen hat natürlich ein Zurückgehen auf lateinische Grundlagen keinen Sinn, aber geschichtlich falsches darf darum doch nicht gelehrt werden. Auf die Anordnung des grammatischen Stoffes möchte ich der geschichtlichen Sprachentwickelung nur da Einfluss gestatten, wo didaktische Gründe nicht entgegenstehen.

Bei der Lektüre ist die erste wichtige Frage die der Auswahl. Die Frage, ob Schriftsteller oder Lesebuch zu Grunde gelegt werden soll, wird durch die Lehrpläne nicht entschieden, nur für die beiden ersten Jahre des französischen Unterrichts an Lateinschulen wird auch ausdrücklich das eigentlich selbstverständliche Lesebuch erwähnt. Es wird entsprechend an lateinlosen Schulen das Lesebuch mindestens bis zur Quarta zu dienen haben. Über den Inhalt dieses methodischen Lesebuchs sind keine Angaben gemacht, doch werden die Bestimmungen über die Auswahl der Lektüre in mittleren und oberen Klassen sinngemässe Anwendung zu finden haben.

Auf eine Anweisung über die Auswahl der Lektüre möchte ich in allererster Linie das Augenmerk richten. In den methodischen Bemerkungen zu Französisch und Englisch (L. S. 38) heisst es: „Hier gilt es, die Bekanntschaft mit dem Leben, den Sitten, Gebräuchen, den wichtigsten Geistesbestrebungen beider Nationen zu vermitteln und zu dem Zwecke besonders moderne Schriftwerke ins Auge zu fassen.“ Ganz klar, worauf sich das „hier“ beziehen soll, ist mir nicht, doch glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich es auf die Lektüre im allgemeinen und nicht etwa nur auf die in den oberen Klassen der Realanstalten beziehe, was rein formell betrachtet vielleicht näher läge. Diese Bestimmung werde also auch auf das Lesebuch angewendet, das dem Anfangsunterricht zu Grunde gelegt wird. Das Lesebuch enthalte neben geschichtlichen Stoffen und charakteristischen Anekdoten, auch einfache Erzählungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Das wird das beste Mittel sein, den Schülern den Vokabelschatz nahe zu bringen, dessen sie für die in dieser Richtung anzustellenden Sprechübungen benötigen. Das Lesebuch kann dann auch noch in den weiteren Klassen den Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens zu Grunde gelegt werden.

Das Lesebuch wird auch einige Gedichte enthalten müssen. welche für die unteren Klassen entschieden zu empfehlen, für Obertertia bis Untersekunda durch die Lehrpläne vorgeschrieben sind. Aus diesem Grunde wird zweckmässig vielleicht das Lesebuch gleich den nach dieser Richtung für die mittleren Klassen notwendigen Stoff enthalten. Auch für die Gedichte ist der oben angeführte Grundsatz nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er auch naturgemäss vielleicht nicht so scharf wird zur Geltung kommen können wie in der Prosalektüre.

Ein zweiter Gesichtspunkt, dessen Berücksichtigung die neuen Lehrpläne (S. 25) bei der Auswahl der Lektüre im Französischen wie in allen anderen Sprachen fordern, ist der der Verbindung der Lektüre mit der Geschichte. „Dadurch wird es ermöglicht, ohne Überladung des Geschichtsunterrichts für bedeutsame Abschnitte der Geschichte und hervorragende Persönlichkeiten einen durch individuelle Züge belebten Hintergrund zu gewinnen.“ Diese Worte der Lehrpläne halte ich für sehr beherzigenswert. Sie weisen es ab, dass die Lektüre in den neueren Sprachen die Aufgabe habe, bestimmte Perioden der französischen oder englischen Geschichte, welche im geschichtlichen Unterricht nur kurz berührt werden konnten, in eingehender Weise zu behandeln. Wäre dies die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts, so würde derselbe die Schüler mit Einzelheiten einer Periode be-

kannt machen, die für die allgemeine Entwicklung der Geschichte, sowie für die des fremden Volkes und unserer eigenen im besonderen gänzlich überflüssig oder doch unbedeutend erscheinen. Wir würden Kompendien der Geschichte lesen, die das Interesse der Schüler während eines ganzen Semesters oder wohl gar während eines ganzen Jahres zu fesseln nicht im stande wären.

Man lese vielmehr in erster Linie in ausführlicherer Darstellung die Geschichte einzelner grossen Ereignisse, welche auf den gesammten Gang der Weltgeschichte oder der Geschichte des betreffenden Volkes von bestimmendem Einfluss gewesen sind.

Bei der Erklärung der Schriftsteller werde stets der Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse im Auge behalten, man hüte sich dabei vor einem Eingehen auf Einzelheiten, namentlich biographische, wie sie von vielen Kommentatoren immer noch in verstimmender Weise geboten zu werden pflegen.

Wenn wir uns an den oben an erster Stelle betrachteten Grundsatz über die Auswahl der Lektüre erinnern, so wird es uns nicht zweifelhaft sein, dass wir es, wie ich schon früher (l. c. S. 174) ausführte, nicht für die Aufgabe der neusprachlichen Lektüre halten können, die Schüler mit der Geschichte des Altertums bekannt zu machen. An lateinlosen Schulen mag ausnahmsweise eine Abweichung von diesem Grundsatze sich rechtfertigen lassen, an Lateinschulen werden nunmehr Werke wie Montesquieu's *grandeur et décadence* unweigerlich in die Rumpelkammer zu verweisen sein, womit im übrigen dem Werte dieses Werkes an sich durchaus nicht zunahe getreten werden soll.

Für Obertertia und Untersekunda wird Lektüre leichter geschichtlicher oder erzählender Prosa vorgeschrieben, für die Oberklassen diejenige „ausgewählter vorzugsweise modern französischer Prosa, sowie geeigneter modernen Dichtungen, jedoch auch eines und des anderen klassischen Dramas, jedenfalls einer der grösseren Komödien Molière's“. In den methodischen Bemerkungen (S. 38) heisst es weiter, dass auf allen Stufen die prosaische Lektüre vor der dichterischen, die geschichtliche und beschreibende vor den übrigen zu bevorzugen ist, dass ausserdem in den oberen Klassen, zumal an Realanstalten auch die übrigen Gattungen zu berücksichtigen sind. Ich glaube nicht gegen dieses Programm zu verstossen, wenn ich auch hier wie früher die Novelle in den Kreis der Schullektüre zu ziehen empfehle. Ich selbst habe seitdem nur gute Erfahrungen mit derselben gemacht und glaube jetzt um so mehr sie vorschlagen zu dürfen, da die Einführung in die Sprache des täglichen Lebens durch die Novelle ebenso wie durch das moderne Lustspiel in höherem Masse möglich ist, als durch die in edlerem Stile geschriebenen Geschichtswerke.

Freilich die früher ausgeführten Beschränkungen (l. c. S. 175) halte ich dabei aufrecht. Ich benutze die Gelegenheit, um zur Aufnahme in den früher von mir vorgeschlagenen Kanon an novellistischen Lesestoff noch zu empfehlen: Daudet „ausgewählte Erzählungen“ und *Tartarin de Tarascon*, die in geeigneten Schulausgaben vorliegen. Beide Werke dürften am besten in Obersekunda gelesen werden. Ebendahin gehört auch Sarcey, *Siège de Paris*, das mir aber noch besser geeignet erscheint zu kursorischer Lektüre in der Prima. Ebenfalls für Prima trage ich noch nach Mignet, *Essai sur la formation territoriale et politique de la France* und Taine, *la France contemporaine*. Ich glaube, alle diese Werke bilden eine so schätzenswerte Bereicherung unseres Kanons, dass wir den Herausgebern nur dankbar dafür sein können, dass sie uns dieselben für den Schulunterricht zugänglich gemacht haben.

Neben dem wesentlichen Teile der grammatischen Belehrung hat sich auch alles aus der Stilistik, Synonymik und Metrik Notwendige aus der Lektüre zu ergeben. Das Bedürfnis muss hier zeigen, was notwendig ist. Für Gymnasien wird genügen dasjenige kennen zu lernen, was der Schüler zum richtigen Verständnis der Lektüre bedarf, für die Stilistik insbesondere wird an Realanstalten für die schriftlichen Arbeiten eine umfangreichere Kenntnis erforderlich sein, aber auch der Gymnasiast muss die grossen Grundzüge des französischen Stils kennen lernen, um die von dem Schriftsteller beabsichtigte Wirkung empfinden und würdigen zu können. Das dürfte im ganzen seither zu wenig berücksichtigt worden sein.

Wenn die Lehrpläne (S. 30) aussprechen, dass „auf Gedankeninhalt und gute Übersetzung besonderes Gewicht zu legen“ ist, so sagen sie auch damit nicht eigentlich etwas Neues, sie legen nur fest, was von vielen Seiten in den letzten Jahren ausdrücklich gefordert worden ist und wozu Münch (Kunst des Übersetzens Zeitschr. IX) und neuerdings Rühlemann (Progr. des Rg. Halle 1891) eingehende Anleitung gegeben haben.

Durch die Bemerkungen zur Methode des Unterrichts haben die neuen Lehrpläne zum ersten Male eine feste Grundlage geschaffen, auf der die Methode sich weiter entwickeln kann. Die grosse Mehrzahl der neusprachlichen Lehrer wird meines Erachtens mit dem in dieser Richtung Gebotenen zufrieden sein. Auch wer über die Lehrpläne in seinen Reformplänen hinausgegangen war, wird anerkennen müssen, dass in einem der wichtigsten grundlegenden Punkte ein ungeheurer Fortschritt zu verzeichnen ist, da als Hauptaufgabe des französischen Unterrichts die Erzielung der praktischen Beherrschung der Sprache in ent-

schiedenster Weise zum Ausdruck gebracht wird. Möge die methodische Forschung aus den neuen Lehrplänen neue Anregung schöpfen und in den neusprachlichen Lehrern das alte Streben bei den Versuchen die Methode des Sprachunterrichts zu vervollkommnen in erster Linie zu stehen auch unter ihrer Herrschaft erhalten bleiben.

F. TENDERING.

Beiträge zur Hugoforschung.

Die sechs Jahre, die seit Victor Hugo's Hingang verstrichen sind, haben aus seinem Nachlass eine reiche Nachlese teils sehr wertvoller Kornähren, teils völlig unnützer Spreu ans Licht gefördert. Doch scheint der buchhändlerische Erfolg der sieben verschiedenen Ausgaben seiner Werke noch auf alter Höhe sich zu behaupten, da seit 1886 über $7^1/_2$ Millionen Franken, also jährlich $1^1/_2$ Millionen, aus den Taschen der Bücherleser in diejenigen der Hugoverleger gewandert sind.[1]) Leider ist der Zeitpunkt zu einer übersichtlichen und von allerlei überlieferten Vorurteilen freien Biographie Hugo's noch ziemlich fern, da sein grosser Briefwechsel und namentlich derjenige seiner in Betracht kommenden Zeitgenossen noch lange auf sich warten lassen zu wollen scheint. So muss der Hugoforscher sich einstweilen begnügen, aus den Monographien und Untersuchungen der letzten Jahre die feststehenden Ergebnisse als einzelne Bausteine hervorzusuchen und sorgfältig zusammenzustellen.

Bei weitem das Bedeutendste hat E. Biré geleistet, ein Litteraturforscher von zäher Ausdauer, dessen Endurteil aber durch politische Voreingenommenheit stark beeinflusst wird.[2]) Er ist bis jetzt der einzige Hugoforscher, der mit unsäglichem Aufwand von Zeit und Geduld allen Angaben des Hugo'schen *Témoin* nachzuspüren und eine grosse Anzahl derselben als ungenau und sogar als wahrheitswidrig zu erweisen vermocht hat.

---

[1]) Somit ist Biré's Ausspruch sehr gewagt: *Légion hier, les hugolâtres ne sont plus qu'une pincée. La réaction s'est produite immédiate, brutale etc. (Portraits littéraires*, Paris 1888, pag. 139.)

[2]) 1. Edm. Biré, *Victor Hugo et la Restauration, étude historique et littéraire,* Paris 1869, Lecoffre. VIII und 478 S. — 2. Edm. Biré *Victor Hugo avant 1830,* 2. Auflage. Paris 1883, 533 S. — 3. Derselbe *Victor Hugo après 1830.* Paris 1891, Perrin & Co. 2 Bde., II, 296 und 255 Seiten.

I.

Schon in seinem Werke *V. Hugo avant 1830* hatte Biré dargethan, dass die adlige Genealogie der Hugos eine rein phantastische ist,[1]) die vielleicht aus dem Streben Victor Hugo's entsprang, dem hochadligen Châteaubriand ebenbürtig zu sein; ferner dass die Jugenderziehung Hugo's eine ganz andere war, als der *Témoin*, oder die Einleitung zu *Actes et paroles* zu erzählen weiss; dass die Bourbonen gegen General Hugo gar nicht undankbar waren; dass Hugo's Pate Lahorie kein Republikaner gewesen und die ganze dramatische Szene mit den vier Generälen chronologisch unmöglich ist. Selbst die Erzählung des ersten Dichtererfolges ist bei Hugo ungenau, die Angabe von Neufchateau's Plagiat (*Gil-Blas*-Studie) unwahr, ebenso die ausdrückliche Versicherung, dass die Sammlung *Littérature et philosophie mêlées* sämtliche Jugendarbeiten und diese ganz unverändert abdruckt.[2]) Dass Hugo übrigens auch sonst mit *tout* und *absolument* es nicht genau nimmt, soll u. a. bei der Studie über *Ruy Blas* genauer gezeigt werden. Besonders verdächtig sind die Angaben des *Témoin*, so oft es sich darum handelt, aus der Jugendzeit Anzeichen und Gründe für spätere Wandlungen zu verzeichnen. Es ist das erste wertvolle Ergebnis der Arbeit Biré's, die Unzuverlässigkeit dieses *Témoin* urkundlich dargethan zu haben. Seine hämische Schadenfreude darüber ist recht kleinlich, aber im Hinblick auf die aufgewandte Mühe zu begreifen. Wo indessen Biré eigene Kombinationen bringt, verdient er mitunter kaum mehr Glauben, als der ins Unrecht gesetzte *Témoin* Victor Hugo's.

Ein zweites Verdienst Biré's ist es unstreitig, die ersten Versuche zu einer Textkritik Hugo's gemacht zu haben, indem er die späteren Lesarten der *Edition définitive*[3]) mit der ursprünglichen Fassung einzelner Dichtuugen und Essays des jungen Hugo im *Conservateur littéraire*, in der *Muse française*, — beide Zeitschriften sind heute fast unauffindbar, — sowie in den ersten Auflagen der einzelnen Werke sorgfältig verglichen hat.

Ferner hat Biré auch für die äussere Geschichte jedes einzelnen Werkes Hugo's die Angaben des *Témoin* in nicht unwichtigen

---

[1]) Zum Überfluss kommt Biré noch in *V. Hugo après 1830* auf Hugo's Adelsprätentionen ausführlich zurück. Bd. I, S. 73 ff., 81 ff., 235 ff. Bd. II, 74 ff., 94 ff.

[2]) Vgl. *V. Hugo avant 1830*, S. 174—193. *V. Hugo après 1830*, I, S. 121 ff.

[3]) Die Varianten dieser von Hugo selbst überwachten Ausgabe sind sehr unvollständig und willkürlich gewählt. Eine textkritische Ausgabe der Oden wäre z. B. für das Erkennen von Hugos Entwicklung von grossem Belang. Einige Beispiele findet man bei Biré, *V. Hugo avant 1830*, S. 246 ff. und 365 ff.

Punkten ergänzt und berichtigt, vor allem bezüglich der Aufnahme jedes Dramas oder jeder Dichtung durch Kritik und Publikum. Mit Vorliebe registriert nämlich Hugo's Lebens-Zeuge die Feindseligkeit der Zeitungen und Zeitschriften, ohne zu ahnen, dass nach einem Menschenalter oder zwei irgend ein Bücherwurm alle alten Jahrgänge noch bestehender und bereits entschlummerter Zeitungen hervorzerren und durchstöbern würde, um diese Behauptungen auf richtigeres Mass zurückzubringen.

Aus diesen Resultaten und insbesondere aus dem längst bekannten Umstand, dass Hugo wie kaum ein anderer aus seinen Verlegern Geld zu pressen und den bei Ohnet, Zola u. a. hochentwickelten Schwindel mit der grossen Auflagenzahl bereits im Jahre 1826 ins Werk zu setzen verstand, glaubt nun Biré auf Hugo's Charakter als Mensch und Freund tiefe Schatten werfen zu dürfen. Hiergegen muss aufs entschiedenste Protest erhoben werden. Zunächst genügt es festzustellen, dass Biré namentlich in dem neuesten Werke unter dem Banne zweier fixen Ideen steht, die ihm für die Sichtung des Materials die einzige Richtschnur abgeben: 1) Hugo ist nirgends bahnbrechend, sondern bloss ein glücklicher Nachtreter;[1]) 2) alle seine Wandlungen gingen lediglich aus schnöder Selbstsucht hervor.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so hätte Biré in *Victor Hugo avant 1830* nicht dieser krampfhaften Anstrengungen bedurft, um nachzuweisen, dass vor Hugo Gegner der Todesstrafe aufgetreten sind (S. 49 ff.), dass vor ihm Napoleon dichterisch verherrlicht wurde (53 ff.), dass vor *Cromwell* englische Schauspieler an der Porte-Saint-Martin Erfolg hatten. Aber daraus die Folgerung durchblicken zu lassen, dass ohne das englische Gastspiel die grundstürzende *Préface de Cromwell* wohl ungeschrieben, dass ohne die Julirevolution Hugo gut royalistisch geblieben wäre, — das erinnert denn doch sehr an eine gewisse Methode der Geschichtsklitterung. Wie sich Herr Biré das Material auswählt und es zu seinem Endzweck zurechtlegt, zeigt in erster Linie sein Verfahren hinsichtlich der Napoleonsverehrung Hugo's. Er zählt (S. 53 ff., nach Muret, *L'histoire par le théâtre,* III, 1. Kapitel) alle Spektakelstücke auf, in denen die Pariser Bühnenleiter den

[1]) *Chose remarquable! ce novateur a toujours marché derrière le succès (V. Hugo avant 1830,* pag. 388, 437, 515 ff.). *Il n'est que le héraut et le serviteur des idées du moment* (*V. Hugo après 1830,* pag. 47). — Ähnlich spricht sich aus bekannten persönlichen Gründen D. Nisard aus *(Revue de Paris,* Jahrgang 1836, S. 303). — Direkte Anschuldigungen des Plagiats erhebt Biré mehrmals, z. B. *V. Hugo avant 1830,* S. 442 ff., 520 ff. Auch Lessing wird sich dies von einem Dr. Albrecht gefallen lassen müssen, und zwar in zehn dicken Bänden (1. Band, Hamburg 1890).

Mann mit dem kleinen Hut und dem grauen Überrock auf den Brettern erscheinen liessen. Da diese Melo- und sonstige Dramen Anklang fanden, so liess sich Hugo von der bonapartistischen Strömung fortreissen: *la foule adorait Napoléon, il suivait la foule.*

Als Beweismittel hierfür dienen Biré drei Gedichte aus der Zeit vom Oktober 1830 bis August 1832, während alle Äusserungen aus der Zeit vor 1830 entweder sorgsam verschwiegen, oder noch sorgsamer hinweginterpretiert werden. Abgesehen von den *Orientales (Bounaberdi, Lui)*, bieten die drei letzten Bücher der *Odes* sehr starke Gegenargumente. Im dritten Buche findet man in drei Oden (III, 5, 6 und 7) aus den Jahren 1825 und 1827 eine Anzahl napoleonsfreundlicher Verse neben royalistischen Lobpreisungen. Beides hat im Herzen des jungen Dichters Platz, wie ja auch in denjenigen der napoleonischen Marschälle, die unter den Bourbonen weiterdienten. Der napoleonischen Vendômesäule ruft Hugo zu, was sein Gemüt bewegt:

Au bronze de Henri mon orgueil te marie
J'aime à vous voir tous deux, honneurs de la patrie.

Noch unbequemer für Biré's Theorie ist die aus dem Jahre 1823 stammende *Ode à mon père* (II, 4). Schon sieben Jahre vor der Juliumwälzung heisst Napoléon *un chef prodigieux*, ein Held, dessen Name mit Schwertern in der Weltgeschichte eingegraben ist, unter dessen Tritten die Reiche schwanden, und der als gewaltiger Aar schliesslich dahin sinkt:

Qu'il dorme maintenant dans son lit de poussière!
On ne voit plus autour de sa couche guerrière
Vingt courtisans royaux épier son réveil.

Es scheint überhaupt, wie Referent vor Jahren gezeigt hat,[1]) dass der Schlüssel zum Gesinnungsumschwung des jungen Hugo in dem Verhältnis zu seinem Vater zu finden ist. Ins Jahr 1823 fällt die Annäherung zwischen Vater und Sohn (*Odes*, II, 4, V, 9), die bald zu herzlichen Beziehungen führen sollte, denn Victor Hugo war in Blois beim General Hugo und seiner zweiten Gattin zu Besuch, als er die Einladung zur Krönung Karls X erhielt.[2]) Anderseits muss Biré eingeräumt werden, dass der bekannte Ausspruch des Generals *l'homme sera de l'opinion de son père* sehr fraglich *(V. Hugo avant 1830*, S. 191 ff.), sowie in Hugo's Tage-

---

[1]) J. Sarrazin, *V. Hugo's Lyrik und ihr Entwickelungsgang*, Baden-Baden 1885, S. 14 ff.

[2]) Ein noch ungenügend aufgehellter Punkt in Hugo's Familiengeschichte ist das Verhältnis des Generals Hugo zu seiner Frau und seinen Kindern. Wie vollständig die Versöhnung zwischen Vater und Sohn war, geht aus verschiedenen Gedichten und aus der Widmung *Cromwell's* hervor.

buch der Satz: *En général nos pères sont bonapartistes, nos mères sont royalistes* wahrscheinlich ein Zusatz aus dem Jahre 1834 ist. Aber auch ohne diese beiden Mittel lässt sich der Nachweis führen, dass der Napoleonskult und der Liberalismus Hugo's nicht erst von den Julitagen von 1830 datieren, dass er überhaupt nicht bis 1830 unverbrüchlich royalistisch blieb. Warum hätte sonst die königliche Censur von dem bekannten Hernanimonolog sechzig Verse, d. h. über ein Drittel unterdrückt? Um sich die Antwort zu ersparen, eskamotiert Biré die Thatsache hinweg, — weil eben in diesen Versen die Gährung der Geister und der liberale Ideenschwung des jungen Geschlechts allzuklar sich wiederspiegelt. Es war also keine Charakterlosigkeit, wie Biré meint, wenn Hugo von einer *admirable et enivrante révolution* sprach und die Festkantate zur Totenfeier vom 27. Juli 1830 dichtete, nachdem er Jahre lang einen Dichtersold aus der königlichen Kasse erhalten hatte.

Über die seltsame Entwickelung von Hugo's politischen Ansichten kann hier nicht gesprochen werden. Doch wäre es keine allzu schwere Arbeit, aus den Stoffen, die er behandelte, und den politischen Ereignissen diese für Herrn Biré nicht verständlichen Wandlungen zu erklären, vorausgesetzt, dass man des Dichters grossartige Eigenart nicht aus den Augen lässt, und von ihm nicht eines Cavour oder eines Bismarck politischen Seherblick verlangt:

Tout souffle, tout rayon, ou propice ou fatal,
Fait reluire et vibrer mon âme de cristal,
Mon âme aux mille voix, que le Dieu que j'adore
Mit au centre de tout comme un écho sonore.

Wäre Hugo ein gesinnungsloser Nachbeter der Volksmeinung, dann wäre er nicht vom Boden seiner Heimat ferngeblieben, so lange *Napoléon le Petit* in den Tuilerien thronte. Wollte man nun Biré mit der gleichen Elle messen, die er Hugo gegenüber anwendet, so könnte man ihm folgende böse Anschuldigung zuschleudern: da selbst mit allen Verdrehungskünsten[1]) Hugo's Benehmen nach 1851 nicht in Biré's Schablone der Gewissenlosigkeit passt, so hat er sein Buch schlauer Weise mit Napoléon's Staatsstreich abgeschlossen.

[1]) Man lese z. B. in *V. Hugo avant 1830* die Auslegung der auf Napoleon bezüglichen Stellen der Oden (S. 404 ff.). — Allerdings war auch Hugo in Verdrehungskünsten wohlbewandert. Seine *Actes et Paroles* sind, wie Biré überzeugend nachweisst, vielfach unzuverlässig, und zwar mit Absicht. Indessen kann Referent die unglaublich niedrige Ansicht, die Biré (*V. Hugo après 1830*, Bd. II, S. 116 ff. u. ö.) von Hugo's Ehrgeiz und Streberei hegt, nicht teilen, ebensowenig, wie er überall nur schnöde Berechnung zu sehen vermag: Hugo war immer in politischer Hinsicht ein grosses Kind.

II.

Die Quellen Biré's sind ungemein zahlreich und mannigfaltig, aber willkürlich ausgewählt, wie es gerade zum Programm passt, bald Zeitungsnachrichten oder Advokatenplaidoyers[1]), bald seltene Druckschriften oder ungedruckte Briefe. Diese letzteren sind die wertvollsten und deshalb auch von Biré sehr ausgiebig herangezogen. Aus dem Nachlass von Victor Pavie sind ihm nämlich viele Briefe Hugo's und seiner Frau, Sainte-Beuve's und anderer, aus dem Nachlass von A. de St. Valry, sowie von Frau Menessier-Nodier eine Anzahl schätzbarer Schriftstücke zur Verfügung gestellt worden, die zum ersten Male vermittels seiner Bücher in die Öffentlichkeit dringen. Hier ist also der Leser zum blinden Glauben verurteilt. An einem besonders schlagenden Fall soll nun Biré's Glaubwürdigkeit untersucht werden.

Bis jetzt wurde allgemein angenommen, dass die Liebeslieder aus den *Chants du Crépuscule* an Hugo's Frau gerichtet seien, die auch in dem rührenden Gedicht *Date lilia* Verherrlichung fand. Seit Vinet (*Études sur la litt. frç. au 19e Siècle,* Bd. II, pag. 284) gilt diese fast selbstverständliche Ansicht als Axiom der Hugokritik. Biré hat dieser Annahme den Todesstoss versetzt, indem er aus Victor Pavie's Nachlass folgenden Brief Sainte-Beuve's hervorzog (d. d. 26. September 1835): „*Il y en a beaucoup* (nämlich *de vers*) *à cette belle Dalila. Il accommode tout comme il peut, et à la chinoise, avec l'amour conjugal des „Feuilles d'automne*“ etc.“ Wer die schöne Dalila war, zeigt uns Biré: sie hiess später Madame Drouet und starb 1883 als Hugo's greise Hausgenossin hochverehrt. Mit der Erstaufführung von *Lucrèce Borgia* begann dieses Verhältnis. Mme Drouet spielte damals als „Mademoiselle Juliette“ die kleine Rolle der Prinzessin Negroni ohne Erfolg und fiel dann als Jane in „Marie Tudor“ noch entschiedener durch. Eigentlich hiess sie Julienne Gauvain und war aus Fougères in der Bretagne. Dieses schon in Asseline's Buch *Victor Hugo intime* angedeutete Verhältnis soll nun nach Biré (S. 97) auf Victor Hugo entsittlichend und lähmend gewirkt haben. Hauptbeweisstück ist ein Brief des Bildhauers David d'Angers an Victor Pavie, worin es an recht scharfen Ausfällen gegen den seit Wochen verliebten Hugo nicht fehlt. Nun erschien fast gleichzeitig mit *Victor Hugo après 1830* ein Abdruck von aus-

[1]) Ausser ernsten Zeitungen wie *Moniteur, Débats* u. a. benutzte er z. B. das *Courrier des Théâtres, La Mode, Le Curieux, L'organisation du Travail* und, wo es auch in den Kram passte, — die Expektorationen Heine's gegen Victor Hugo. — Viel Material gegen den Dichter entnahm er aus der Rede des gegnerischen Anwalts im Prozess wegen des Verlagsrechts von Marion Delorme, Vgl. V. Hugo avant 1830, pag. 41 ff.

gewählten Briefen David's[1]). Leider hat der Herausgeber gerade dieses gravierende Schriftstück nicht aufnehmen zu sollen geglaubt, weshalb Biré's Text (S. 97) mit dem authentischen Abdruck des Briefes vom 6. Juli 1833 nicht verglichen werden kann. In anderen Fällen aber liegt dieser Wortlaut vor, und — siehe da! Biré's Auszüge stimmen nicht. Dieser gegen die geringsten Versehen des *Témoin* so rigorose Kritiker bietet z. B. Seite 117—118 einen Text des Briefes Davids über die *Étude sur Mirabeau* (18. Februar 1834) dar, welcher an vier Stellen unbedeutend abweicht[2]); in demjenigen über *Lucrèce Borgia* (20. Januar 1833) sind die Abweichungen von dem Jouin'schen Texte erheblicher.

Biré schreibt folgendermassen S. 78—79:

„Hugo va donner une nouvelle pièce, *elle a pour sujet* Lucrèce Borgia. *On dit qu'il* l'a faite en 15 jours; *on dit qu'il a encore* amplifié l'histoire, qui est déjà assez scandaleuse et abominable. Il *montre* Lucrèce *devenant* amoureuse *d'un* fils qu'elle a eu de Borgia. Cela m'a fait bien du mal à *apprendre*: comment *se fait-il que* ce génie colossal *accepte* ce que l'art doit repousser?"

Bei Jouin S. 69 lautet die Briefstelle anders:[3])

Hugo va donner une nouvelle pièce, *dans une huitaine de jours. Le sujet est Lucrèce Borgia*; *il l'a faite* en quinze jours. *Voilà ce que j'ai entendu dire. Il aurait* amplifié l'histoire, qui est déjà assez scandaleuse et abominable. Il *fait* Lucrèce *devenir* amoureuse *du* fils etc. . . Cela m'a fait bien du mal à *entendre*. Comment ce génie colossal *n'a-t-il pas le sens de ce* que l'art doit repousser!" Es folgen noch drei von Biré ausgelassene Sätze: „Ce n'est pourtant pas difficile. On peut interroger les masses. Elles ont un goût exquis."

Die Absicht der Biré'schen Textbearbeitungen wird offenbar, wenn man die zwei Briefe David's, in denen die berühmte in Arbeit befindliche Hugobüste erwähnt wird, bei Jouin nachschlägt.

---

[1]) *David d'Angers et ses relations littéraires, Correspondance du maître avec Victor Hugo, Lamartine etc.* p. p. H. Jouin, Paris, Plon, 1890. XXI und 365 S., gr. 8⁰. Der Herausgeber nahm ein *sélection sévère* vor, um den Umfang des Buches zu beschränken (Einl. pag. V). — Biré's obengenanntes Buch erschien zuerst im *Correspondant,* vom Juni 1890 ab.

[2]) 1) Hinter *impressionner fortement* beginnt bei Jouin ein neuer Satz mit *ce sont;* 2) statt *sobre de détails* hat J. *avare de détails;* 3) bei *mais les détails l'indiquent* fehlt *mais;* 4) statt *les masses traduisent et révèlent* hat Jouin nur *les m. expriment.*

[3]) Man könnte denken, dass Jouin die Briefe des grossen Bildhauers stilistisch etwas überarbeitet habe. Aber Zusätze wie *dans une huitaine de jours,* wie *voilà ce que j'ai entendu dire,* oder gar ganze Sätze wären doch allzu kühn, selbst für eine befreundete Hand.

zu werfen, findet sich schon frühe, gleichsam als habe er der horazischen *doctarum praemia frontium* gedacht und danach gestrebt, im vollen Sinne des römischen Wortes *doctus* zu scheinen. Recht aufdringlich ist diese erborgte Gelehrsamkeit in den Reisebriefen vom Rhein aus dem Jahr 1838.[1]) Obgleich jeder Brief ohne Bücherapparat, meist auf einem Wirtstische in Erwartung des Abendbrots geschrieben (*Le Rhin*, *Préface*, pag. 12) und später in der ursprünglichen Fassung abgedruckt sein soll, enthält der 25. in der buntesten Reihe etwa 460 Eigennamen und 62 historische Daten dritten und vierten Grades. Ist dieses Sendschreiben an die Pariser Freunde wirklich an einem rheinischen Wirtstische entstanden, so barg dieser Wundertisch eine ziemlich umfangreiche Bibliothek. Dass man auch im Punkte des unveränderten Abdrucks den Versicherungen Hugo's einiges Misstrauen entgegenbringen darf, hat der vorerwähnte Fall mit dem Text von *Littérature et philosophie mêlées* dargethan.

IV.

Nirgends tritt die Scheingelehrsamkeit Hugo's besser in den Vordergrund, als in den Vorreden und Noten zu den einzelnen Dramen, weil ihm kein Gebiet der Dichterthätigkeit erhabener schien. Die Schaubühne betrachtet er als einen Kunsttempel, in welchem der Dichter zur Volksmenge spricht. *Le poète a charge d'âmes.* Darum darf es nicht Wunder nehmen, dass er zweimal nahe daran war, Theaterdirektor zu werden: das erste Mal bei der infolge der Julirevolution eingetretenen und andauernden Theaterkrise, das zweite Mal nach Anknüpfung des Verhältnisses mit Mlle Juliette.[2]) Anfangs 1831 hatte Hugo mit Dumas sich assoziiert, um das Théâtre-Français ohne Zuschuss wieder flott zu machen, jedoch unter der Bedingung, dass ihnen für die einmal wöchentlich vorgeschriebene Klassikervorstellung jeweils 2000 Franken, also jährlich 104,000 gewährleistet würden. Warum dieser bis jetzt nur von Biré erwähnte Plan in's Wasser fiel, wäre noch zu untersuchen und einer Untersuchung wert.

Aus dieser hohen Meinung vom Theater erklärt sich zunächst Hugo's Bestreben, den übermässigen Umfang seines Erstlings *Cromwell* dadurch zu entschuldigen, dass nach Talma's Tod eine

[1]) Zwei Bände *Le Rhin* kamen 1842 heraus, im April 1845 ein dritter Band mit Beschreibungen des Oberrheins von Schaffhausen bis Mainz. Die Reise selbst fand aber 1838 statt.

[2]) David d'Angers an Pavie: „*On dit qu'il va prendre la direction du théâtre de l'Odéon.* (6. Juli 1833.) Davon riet ihm V. Pavie ebenso eindringlich ab, wie zwei Jahre vorher. — Man vergleiche *V. Hugo après 1830*, S. 25 ff. Daselbst sind die Quellen nachzusuchen.

Bühnendarstellung desselben unmöglich war und der Dichter seiner Laune die Zügel schiessen liess. Aus einem Briefe, den Hugo vor Talma's Tod an Saint-Valry schrieb, hat aber Biré die bedenklichen Worte ausgegraben: „*J'ai fait deux actes de 1500 vers chacun*" (11. Oktober 1826). Dies macht mit einem Male die ganze Talmageschichte ziemlich verdächtig (*Témoin*, II, pag. 158 ff; cf. Biré, *V. Hugo avant 1830*, 418 ff).

Noch verdächtiger sind bei genauer Prüfung die Zusicherungen unbedingter historischer Treue jedes Dramas und unbedingter Zuverlässigkeit auch der kleinsten Einzelheiten innerhalb jedes Bühnenstücks. Diese Schrulle Hugo's tritt bereits in *Cromwell* aufdringlich in den Vordergrund. In der 1828er Ausgabe lesen wir Seite 460 folgende Ankündigung:

„Il est peu de vers de cette pièce qui ne puissent donner lieu à des extraits d'histoire, à des étalages de science locale. *Avec quelque bonne volonté, l'auteur eût pu facilement élargir et dilater cet ouvrage jusqu'à trois tomes in 8°. Mais à quoi bon faire des quatre-vingts ou cent volumes qu'il a dû lire et pressurer dans celui-ci, les caudataires de ce livre?*"

Eine Fussnote hierzu führt einzelne Büchertitel an, darunter auch von angeblichen Inedita. Diese Angaben des jungen Dichters sind bis jetzt auf Treu und Glauben hingenommen worden. Ebenso ist das Verzeichnis der 36 teilweise schwer erreichbaren Quellen zur fünf Jahre nach *Cromwell* entstandenen *Marie Tudor* bis jetzt unkrontrolliert geblieben, weil Hugo im Anhang die feierliche Versicherung seiner Gewissenhaftigkeit in der Quellenforschung und Quellenbenutzung abgab:

„Afin que les lecteurs puissent se rendre compte, une fois pour toutes, *du plus ou moins de certitude historique* contenu dans les ouvrages de l'auteur, ainsi que de la quantité et de la qualité des recherches faites par lui *pour chacun de ses drames*, il croit devoir imprimer ici, comme spécimen, la listes des livres et des documents qu'il a consultés avant d'écrire *Marie Tudor. Il pourrait publier un catalogue semblable pour chacune de ses autres pièces.*" („Marie Tudor", Note I.)

Bedenken erregt in diesem unheimlichen Quellenverzeichnis eine Geschichte Heinrichs VII. von einem sonst unbekannten *Franc Baronum*, der eine verdächtige Verwandtschaft mit dem sonst sehr bekannten Francis Bacon zu haben scheint. Aber untersucht ist diese Liste noch nicht.

Fünf Jahre nach *Marie Tudor* glaubt Hugo keiner Quellennachweise mehr zu bedürfen. In einer Note zu *Ruy Blas* (1838) behauptet er rundweg: „Il n'y a pas dans *Ruy Blas* un détail

de vie privée ou publique, d'intérieur, d'ameublement, de blason, d'étiquette, de biographie, de chiffre ou de topographie qui ne soit scrupuleusemênt exact . . ." Hierauf folgt, ähnlich wie bei *Cromwell* die allgemeine Versicherung: „*Toutes ses pièces* pourraient être escortées d'un volume de notes dont il se dispense et dont il dispense le lecteur. Il l'a déjà dit ailleurs, et il espère qu'on s'en souvient peut-être, *à défaut de talent il a la conscience.* Et cette conscience, il veut la porter en tout, dans les petites choses comme dans les grandes, dans la citation d'un chiffre comme dans la peinture des cœurs et des âmes, dans le dessin d'un blason comme dans l'analyse des caractères et des passions."

Schwer fällt unter solchen Umständen gegen Hugo ins Gewicht, dass in den meisten Dramen die Hauptträger der Handlung geschichtlich unwahr gezeichnet werden. Lucrezia Borgia ist in Wahrheit nicht das entmenschte Scheusal der Überlieferung[1]), ebensowenig ist Maria Tudor eine Messaline, und Franz I. Hofnarr Triboulet hat weder Weib noch Tochter gehabt. Auch für *Angelo de Padoue* sind die historischen Prätentionen unberechtigt; nicht minder in dem urkundlich wahr sein sollenden Roman *Claude Gueux*[2]). Als Schiller und Gœthe ihre Dramen *Don Carlos* und *Egmont* schrieben, haben sie wenigstens keine Ansprüche auf historische Porträtähnlichkeit ihrer Helden erhoben.

Wie es mit Hugo's historischer Zuverlässigkeit im Allgemeinen steht, so steht es auch mit den Einzelangaben über Privatleben, „*intérieur, blason*" u. dergl. Für *Ruy Blas* hat einer der besten Kenner spanischen Lebens jede der angeblich unanfechtbaren Angaben des Dichters mit kritischer Schärfe untersucht und gar manche als unrichtig erwiesen. Die Gründlichkeit dieser Kritik Morel-Fatio's[3]) macht es wünschenswert, genauer auf dieselbe einzugehen. Zunächst weist er darauf hin, dass Karl II. von Spanien in den dreissiger Jahren die Pariser beschäftigte. Ende 1831 ging Latouche's unanständiges *La Reine d'Espagne* zum ersten und letzten Mal über die geduldigen Bretter des Hauses Molière's. (Vgl. hierüber Sainte-Beuve, *Causeries du Lundi*, III., 386 ff; einzelne Proben bei Morel-Fatio, *a. a. O.*, pag. 181 ff). Aus dem Jahre 1832 liegt ein vierbändiger Roman *Charles II et l'amant espagnol* von Régnier-Destourbet vor. Drei Jahre später,

---

1) Gregorovius' Forschungen konnte Hugo damals nicht vorausahnen, aber Roscoe's *Life of Leo X.* war schon 1808 von F. A. Henry französisch übersetzt worden.

2) Biré, *Victor Hugo après 1830*, Bd. II., pag. 124 ff, mit vielen Auszügen aus der *Gazette des Tribunaux* des betreffenden Jahrgangs.

3) Morel-Fatio, *Etudes sur l'Espagne,* Paris, 1888. Vieweg, pag. 177 ff.

1835, stellte A. Brune ein Gemälde *L'exorcisme de Charles II, roi d'Espagne* im „Salon" aus; bei Hugo's Belesenheit und allzeit regem Interesse für die Malerei ist kaum anzunehmen, dass diese Werke ihm unbekannt blieben, zumal er jedenfalls um diese Zeit den ersten Plan zum *Ruy Blas* gefasst hat. Der wohlbekannte *Témoin de sa vie* bezeugt nämlich, dass von allen Dramen dieses den Dichter am längsten beschäftigt habe, ehe er an die Abfassung herantrat, *(le sujet le préoccupait depuis longtemps*, II. 394), und dass diese dem ursprünglichen Plan Hugo's keineswegs entspricht. Folglich dürfte die Entstehung des Dramas ungefähr mit der Ausstellung des Brune'schen Gemäldes zusammenfallen.

Bezüglich der für *Ruy Blas* zu Rat gezogenen Quellen führt Morel-Fatio den überzeugenden Indizienbeweis, dass dieselben hier hauptsächlich auf zwei Druckwerke sich beschränken, nämlich:

1) *Mémoires de la Cour d'Espagne* (par Mme la Comtesse d'Aulnoy), Paris 1690, 2 Bde., und

2) *L'état présent de l'Espagne*, par l'abbé de Vayrac, Paris 1738, 3 Bde., — und von diesem sogar auf den dritten Band.

Der Hugogläubige müsste diese Entdeckung angesichts der positiven Versicherungen skeptisch aufnehmen, — zumal jene von der Gräfin d'Aulnoy überarbeiteten Memoiren mit dem Jahre 1682 schliessen, während die Handlung in *Ruy Blas* ins Jahr 1699 fällt (Akt III, Szene 2), zumal auch das Buch des Abbé Vayrac überhaupt nicht über Karls II. Regierungszeit handelt, — wenn Morel-Fatio einen Zweifel übrig gelassen hätte. Hugo hat eben die leidenschaftliche, herrschsüchtige Königin Maria-Anna von Neuburg an die Stelle der in den obigen Memoiren vorkommenden ersten Gattin Karls II. gesetzt und mit allen Eigenschaften dieser bella flor de lis ausgeschmückt, um die wertvolle Ausbeute an Einzelzügen dramatisch verwerten zu können. Wenn man z. B. die beiden ersten Auftritte des zweiten Akts von *Ruy Blas* mit den auf S. 318 des ersten und S. 5, 43 und 54 des zweiten Bandes bei d'Aulnoy berichteten Anekdötchen zusammenhält, so ist die Ähnlichkeit unverkennbar. Die Tyrannei der hochgeborenen camerera, das rührende Heimweh der am Fenster stickenden Königin, die Beseitigung der aus der Heimat mitgebrachten Papageien, das Billet-doux des ungenannten Verehrers aus niedrigem Stande, die Vorliebe des Königs für die Jagd, alles dies hat Hugo bei der Gräfin d'Aulnoy vorgefunden. Die Abhängigkeit geht sogar an einer Stelle — und diese dürfte bei Morel-Fatio das erste verräterische Indizium abgegeben haben — bis zur wörtlichen Entlehnung. Im dritten Auftritt des zweiten Akts er-

hält die bereits von mitleidsvoller Liebe zum unbekannten Schwärmer ergriffene und die Madonna um Hilfe flehende Königin aus Aranjuez einen Brief vom abwesenden Gatten. Beim Eintritt des Boten hatte sie wie von einem Alp befreit ausgerufen: „*Du roi! je suis sauvée*“ und dankend sich zum Bildnis des Königs gewandt:

Il a compris qu'en mon ennui
J'avais besoin d'un mot d'amour qui vînt de lui.“

Und siehe da, dieser erlösende Brief lautet wörtlich:

„*Madame, il fait grand vent et j'ai tué six loups.*“

Bis auf das zum Alexandriner unentbehrliche *et* findet sich der Satz Wort für Wort auf Seite 60 des Bandes II der obengenannten Memoiren.[1])

Weniger offenkundig ist die Benützung des Vayrac'schen Werkes. Hierfür muss Morel-Fatio selbst auf eine Quelle Vayrac's zurückgehen, auf das von Hugo zitierte *Solo Madrid es corte* des Alonzo Nuñez de Castro. Diesem Werke entnahm Hugo drei Namen seiner Granden, Marques de Priego, Marques del Basto und Marquez de Santa-Cruz, mit dem Beinamen Bazan. Aber die in der 5. Szene des 1. Akts gegebene falsche Genealogie des letztgenannten Hauses stammt aus Vayrac, wie die beiden Namen Finlas und Garofa darthun, die daselbst statt Fonelas und Garofe verschrieben oder verdruckt sind. Ebendaher stammt auch der fehlerhafte Name Teve statt Teba, der allerdings auf *pavé* nicht reimen könnte, ebendaher die meisten Eigennamen, die heraldischen (III, 5; VI, 8), sowie die auf Gold- und Silberprägung bezüglichen Angaben (IV, 3). Und dies nennt Hugo in seiner Note *scrupuleusement exact.*[2])

Es liesse sich beweisen, dass im *Ruy Blas* die Geschichte mehr als einmal dem Reim und der Silbenzählung zum Opfer fiel. Die Ausgaben für das Haus der Königin beliefen sich z. B. laut *Solo Madrid es corte* jährlich auf 574.866 Dukaten und nicht auf 664.066. Da die wirklich überlieferte Summe nicht in einen Alexandriner passte, liess Hugo zunächst *huit cent* weg

---

[1]) Gustave Planche, der planmässige Tadler Hugo's erklärt in seiner Kritik des Dramas diesen für Hugo's Scheinkönig so charakteristischen Brief für eine absurde Erfindung *(Revue d. d. M.*, 15. Nov. 1838). Der Dichter hätte am besten diesen Kritiker durch eine Verweisung auf seine Quelle widerlegen können. Aber dann hätte er sich in die Karten schauen lassen. Deshalb zog er vor, gelegentlich den bissigen Planche als *nain horrible* zu brandmarken. *(Quatre Vents de l'Esprit*, livre satirique, 27.)

[2]) Andere Einzelheiten vergleiche man bei Morel-Fatio, *a. a. O.*, pag. 219 ff, 229 ff, 237 ff.

und verkürzte zugleich *quatorze* zu *quatre*, um folgende Verse herauszubringen:

„*La maison de la reine, ordinaire et civile,*
Coûte par an six cent soixante-quatre mille
Soixante-six ducats . ."

Dies hatte er wohl vergessen, als er in der Anmerkung seine Quelle zitierte und versicherte, die Ausgaben hätten thatsächlich diese Höhe erreicht „ohne einen Maravedi mehr oder weniger."

Der Name *Ruy Blas* selbst ist ebenso wenig geschichtlich, wie die Thatsache vom Emporkommen eines derartigen Günstlings unter Karl II. Das Urbild zu dem durch Fürstinnengunst emporgetragenen Schwärmer im Drama Hugo's hat nach Morel-Fatio Don Fernando de Valenzuela, der Günstling der Witwe Philipps IV. abgegeben, während der Name selbst aus Hugo's Vorliebe für die Antithese entsprossen zu sein scheint. Den in Frankreich durch den *Cid* wohlbekannten adligen Vornamen *Ruy* (Rodrigo) mag Hugo zur Charakteristik des Doppelwesens in seinem Helden mit dem plebeischen Zunamen *Blas* zusammengekoppelt haben, welcher die Erinnerung an den unsterblichen Gil Blas wachrief.

Wenn es demnach mit der *exactitude scrupuleuse* in den meisten Dramen nicht viel auf sich hat, so darf man darum nicht annehmen, dass Hugo leichtfertig genial arbeitete. Es würde vielmehr aus einer genaueren Kenntnis jeder Einzelthatsache in Hugo's Leben die Entstehungsweise einzelner Teile seines riesengrossen Gesamtwerks sich ziemlich klar ergeben. Hier kann die Arbeit erst beginnen, wenn mehr Brief- und Memoirenmaterial vorliegt. Indessen sei hiermit auf einen Anlauf zur Zola'schen Methode der Sammlung von *documents humains* hingedeutet.

Am 17. Oktober 1828 schrieb Hugo — wie aus Jouin's Sammlung ersichtlich — an David d'Angers folgendes: J'ai, cher ami, une lettre de M. de Belleyme qui nous donne entrée à Bicêtre pour le 22, *jour de ferrement de la chaîne.*"

Das gleiche Schauspiel hatten beide Freunde etwa ein Jahr zuvor sich angesehen (Brief David's an V. Pavie, 19. Nov. 1827). Zu welchem Zwecke dies geschah, zeigen die Kapitel 13 ff des des anfangs 1829 erschienenen *Dernier jour d'un condamné* mit der lebensechten Wiedergabe des Abmarsches der Galeerensträflinge. Um aber das durch Autopsie gewonnene Material ausgiebig zu verwerten, kam der Dichter über dreissig Jahre später in den *Misérables* auf den Schub der Galeerensträflinge zurück. Er schildert im 4. Bande, und zwar im 8. Kapitel des III. Buches die grausame und langsame Fahrt des gräulichen Wagenzuges und lässt ihn an Jean Valjean und Cosette vorüberziehen.

V.

Eine systematische Untersuchung des Stils Hugo's fehlt noch. Vorarbeiten sind wenige vorhanden. Ein von Coppée bevorwortetes ***Dictionnaire des méthaphores de Victor Hugo*** hat G. Duval bei Piaget in Paris herausgegeben (1887); wir kennen dasselbe nicht aus eigener Anschauung. Im Jahre 1888 hat der jüngst verstorbene E. Hennequin in seiner *Études de critique scientifique* (Paris, Perrin) Hugo's schriftstellerische Methode in allgemeinen Strichen dargelegt und von den einzelnen Beobachtungen ausgehend gezeigt, dass die Aufhäufung, die Aufzählung, das unaufhörliche Selbstüberbieten kein äusserer Kunstgriff sei, sondern der innere Grundzug von Hugo's Dichtervermögen, dass demnach nicht der Gedanke dichterische Bilder erzeuge, sondern umgekehrt das Bild vor dem Gedanken im Geiste Hugo's fertig dasteht. Neu ist die Bemerkung nicht. Kein geringerer als Balzac hat vor 50 Jahren bei einer Kritik von *Les Rayons et les Ombres* ausgesprochen, dass die Aufzählung und Aufhäufung bei Hugo keine Redefigur sei, sondern *le moyen de manifester le pensée, qui engendre la composition même.*

An Hennequin's scharfsinniger Untersuchung ist nur das eine auszusetzen, dass zwischen den einzelnen Dichtungen nicht scharf genug unterschieden und auf die allmähliche Entwickelung der Eigenart und Unarten Hugo's zu wenig Rücksicht genommen ist. Wenn auch die Erstlingswerke manche Spuren von Antithesen, von weniger bekannten Namen, von Anhäufungen aufweisen, so ist doch das allmähliche Zunehmen dieser und anderer Stileigentümlichkeiten unschwer zu verfolgen. Es befinden sich andererseits in den Oden noch zahlreiche Apostrophen oder Ausrufe wie *Eh quoi!* und *Quoi,* — z. B. in derjenigen über die Geburt des Herzogs von Bordeaux etliche zwanzig, — so sehr sich auch der junge Dichter in der Vorrede gegen *l'abus de l'apostrophe* wendet. Später macht er sich hierin von den klassischen Lehrmeistern ganz frei.

Die Antithese ist in den geistvollen Aufsätzen des sehr jugendlichen Hugo im *Conservateur littéraire* (Jahrgang 1819) noch selten. Jedenfalls fehlen die gesuchten *mots de la fin,* mit denen Hugo alsbald seine Vorreden und seine Prosaschriften zu zieren liebt. Interessant ist hierfür ein Vergleich des ursprünglichen Textes mit demjenigen der Sammlung *Littérature et philosophie mêlées,* welche im Jahre 1834 angeblich alle diese Jugendarbeiten Hugo's wiederbrachte. Man ertappt da den Verfasser auf zahlreichen Änderungen — trotz der Versicherung, dass *absolument rien* geändert sei, — und namentlich auf effektvolle

Zusätze. Einige Beispiele hat Biré im I. Bande pag. 179 ff und 313 ff beigebracht. Seiner Kritik über Lemercier's Tragödie *Clovis* z. B. hing Hugo nach 14 Jahren folgende Worte an, die jeder Kenner seiner Schreibart sofort als Zusatz erkennt: „Le sujet de Racine est mieux choisi que celui de Voltaire. Pour le poète tragique, il y a une profonde et radicale différence entre l'empereur romain et le chamelier-prophète. *Néron peut être amoureux, Mahomet non. Néron, c'est un phallus; Mahomet, c'est un cerveau.*"

Ja noch mehr. Er spricht sich in jenen Jugendarbeiten nachdrücklich gegen *la vaine antithèse* aus und lobt z. B. bei einer Rezension Chéniers das Fehlen dieses Flittertands (*Conserv. littéraire*, I. 235). Treibt ihn aber die Begeisterung, so versteigt er sich auch zu einer Reihe von Antithesen, wie in dem schönen Aufsatz über Vigny's *Eloa*, (*Muse française* II, 279), der nebenbei gesagt beim Wiederabdruck in *Litt. et philos. mêlées* durch einige Federstriche in eine Lobpreisung von Milton's *Verlorenem Paradies* umgewandelt wurde.

Eine sehr ausgeprägte stilistische Eigentümlichkeit Hugo's ist das Nebeneinandersetzen zweier Substantive, von denen meist das letztere Adjektivrolle spielt. Diese in den späteren Werken zur Manier ausgeartete Schreibweise findet sich erst von den *Contemplations* ab, wo Wendungen wie *la fosse silence*, *la bouche tombeau* bereits häufig wiederkehren. Es lässt sich daraus vielleicht der Schluss ziehen, dass bei einem Gedichte der *Chansons des rues et des bois* das Datum 1827 nicht richtig sein kann, weil es am Schlusse heisst:

La royaute grue
Monte sur le roi soliveau

Es sei denn, dass man annähme, dieser Schluss sei erst später zugesetzt worden, wie die Pointen zu den Jugendaufsätzen.

Es kann hier überhaupt auf die Stileigenheiten Hugo's nur andeutungsweise eingegangen werden, wie sie sich nach und nach zur Manieriertheit und Selbstparodie zugespitzt haben. Eine chronologische und statistische Untersuchung des Vorkommens einzelner Redewendungen oder einzelner Worte wäre eine lockende, aber überaus zeitraubende Aufgabe. Zudem entbehren wir noch einer zuverlässigen Textgrundlage, so lange nicht die in der Nationalbibliothek niedergelegten Urhandschriften aller Hugo'schen Werke philologisch durchgearbeitet und auf alle nachträgliche Korrekturen von des Dichters Hand untersucht sind.

Einen Anlauf zu einer derartigen Hugotextkritik nimmt der durch sein Buch *Victor Hugo, l'homme et le poète* (Paris,

1886) vorteilhaft bekannte Ernest Dupuy in einem kleinen Aufsatze über die bei der Pariser Weltausstellung zugänglich gewesene Handschrift zur *Légende des Siècles*[1]). Nachdem aus den jeder einzelnen Dichtung der ersten Reihe *(Le Sacre de la femme* bis *Plein Ciel)* in der Handschrift beigegebenen Daten festgestellt ist, dass diese im Verlauf von etwa einem halben Jahre niedergeschrieben wurden (17. Oktober 1858 bis 9. April 1859), dass aber die letzten sieben Strophen von *Plein Ciel* bereits im Juni 1858 entstanden und nachweisbar einzelne Gedichte der *Légende* jedenfalls aus viel früherer Zeit stammen, verzeichnet Dupuy sorgfältig die Abänderungen, die Hugo vor endgiltiger Herausgabe anbrachte.

Die ursprüngliche Fassung der *Chanson des Aventuriers de la Mer* aus dem Jahre 1840 wurde nachträglich durch zwei effectvolle Antithesen zugespitzt, nämlich „L'amour ouvrit la parenthèse, le mariage la ferma“ und „Sur ce, l'ange se mit en garde et jeta le diable à l'eau“. Ähnlich wurden im *Aymerillot* die absonderlichen Wendungen wie „et pour toutes ribotes, nous avons dévoré beaucoup de vieilles bottes“, ferner „étant parti vautour, on revient poule“ und das echt philiströse „je désire un bonnet de nuit etc.“ erst 1858—59 zugesetzt. Dieses Bedürfnis nach rhetorischen Erweiterungen und Bilderanhäufungen hat auch sonst durchgreifende Korrekturen verursacht. Die vier prunkvollen Verse von *Il frappait du ciseau* bis *semblaient deux braises dans sa tête* sind hinter dem schlichten Verslein *Le démon se remit à battre dans sa forge* erst nachträglich eingeschoben. *(Puissance égale Bonté* I. 3*)*. In der langatmatigen Lobrede des Maurenfürsten an den *Cid* sind von den sechs Schlussversen die vier mittleren nicht im ersten Entwurf. Es hiess die erste Lesart:

Vous commandiez puissant, étincelant, prodigue,
Absolu, lance au poing, panache au front . .
(Bivar, IV, 4.)

Die Erweiterung ist wohl aus dem richtigen Gefühl entstanden, wie wenig jenes dem reichen Reim zulieb gewählte Epitheton *prodigue* entsprechend sei. Ähnlich folgte in *L'an neuf de l'Hégire* (III, 1) auf

Il priait longuement devant le saint pilier

unmittelbar der Vers:

Et jeûnait plus longtemps etc.,

ehe Hugo das Bedürfnis empfand, sechzehn Zeilen einzufügen; etwa zwei Seiten weiter that sich das gleiche Bedürfnis aber-

---

[1]) E. Dupuy, Observations sur le manuscrit de la *Légende des Siècles* im 15. Bande der *Revue pédagogique*, pag. 611—619.

mals kund und zwar um über die bösen Kritiker zu klagen: *Mais les hommes surtout ont fait saigner ma vie,* bis *derrière moi le monde.*

Die übermässig langen Reden erweisen sich zumeist als spätere Einschübe, z. B. im *Eviradnus* (V. 2), im *Petit Roi de Galice* (V. 1). Bei der höhnischen Rede Pacheco's an Roland hiess es ursprünglich:

Cela vous a la peau plus blanche qu'une femme!
Moi, le hâle et le vent, ces farouches tanneurs etc.

Für den Zusammenhang überflüssig sind in *Le Crapaud* (XIII, 2) die zwölf klangvollen Verse von *L'eau miroitait* bis *des astres dans les yeux.* Auch sie wurden vom Dichter nach der Hand zugesetzt, teils um in der Beschreibung zu schwelgen, teils um dem Leser die mystischen Träumereien ja nicht zu entziehen. Der eine Zusatz ebnete dann dem anderen den Weg. Die langatmige Beschreibung sämtlicher von der Kröte erlittenen Martern hinter „piquer d'une branche pointue" ist in der Handschrift am Rande beigefügt, also später entstanden.

Diese und andere Interpolationen sind ein deutlicher Beweis dafür, dass der Dichter es verschmähte, lediglich seiner ersten Eingebung zu folgen, dass er vielmehr nach Vollendung jedes Gedichts sein Werk mit der festen Absicht durchlas, den Effekt nach Kräften zu steigern und zuzuspitzen. Bild auf Bild, Gedanke auf Gedanke drängte sich ihm auf, und er besass nicht Selbstkritik genug, um seine übersprudelnde Dichterkraft gebührend einzudämmen.

Für Hugo's sorgfältige Arbeitsweise, für sein genaues Abwägen eines jeden Wortes sprechen die aus jenem Manuscript der *Légende des Siècles* ersichtlichen Korrekturen innerhalb einzelner Verse. Statt „ils *surgissaient* du sud et du septentrion" stand ursprünglich da „ils arrivaient" *(Eviradnus).* „Puis il *dressa le front*" ist besser als das zuerst geschriebene il leva la tête *(Puissance égale Bonté).* Ebenso ist die jetzige Lesart:

(Son casque . .) S'ouvre et montre sa bouche où l'écume apparaît,
Bave épaisse et sanglante! Ainsi dans la forêt
La sève en mai etc. etc. (Petit Roi de Galice)

entschieden wirksamer und passender als die des Entwurfs *Sanglante elle bouillonne!* Bisweilen ersetzt der Dichter bei der Überarbeitung das mot noble durch das mot propre. Wir lesen heute in *Booz endormi* (I, 6):

. . . Booz vit un chêne
Qui, sorti de son ventre, allait jusqu'au ciel bleu

während Hugo zuerst *ses flancs,* dann *son flanc* geschrieben hatte. Ebendaselbst lautete der biblisch anklingende Vers:

Et nous sommes encor tout mêlés l'un à l'autre

in der ersten Niederschrift etwas gewählter, aber schwächlicher:

Et nous formons encore un couple l'un et l'autre.

Das gleiche Bestreben geht aus der allmählichen Arbeit hervor, welcher folgender Vers des *Petit Roi de Galice* (V, 1) seine jetzige Form verdankt:

Cette collection de monstres se concerte.

Zuerst hiess es: *ce tas de demi-rois raisonne et* se concerte; dann: *ce ramassis d'infants presque rois*, hierauf: *ce ramassis d'infants discute* et se concerte. Im dritten Verse des „Sacre de la Femme“ stand zuerst in der Handschrift

une sainte lueur de paix et de bonté,

dann wurde nacheinander das Adjektiv durch *heureuse, auguste* und endgiltig durch *ardente* ersetzt. Ähnlich wird ebenda *l'éden céleste* durch das gesuchtere *l'éden pudique* ersetzt, „la figure *auguste* du bonheur“ durch „la figure *intègre*“ „ce jour *mystérieux* et doux durch ce jour *religieux* et doux.“

Umgekehrt tritt bisweilen eine klassische Amplifikation an Stelle eines schlichten mot propre: *une blême charté blanchit* les Pyrénées wird ausgestrichen und folgendermassen geändert:

une blême blancheur baigne les Pyrénées
(Le Jour des Rois IV, 5)

Statt *à l'heure de l'année où etc.* schreibt Hugo *Dans la saison livide* und statt *vêtu de probité sans tache* das klangvollere *vêtu de probité candide* (Booz endormi I, 6).

Diese wenigen Proben zeigen, wie fruchtbringend eine textkritische Bearbeitung der Dichtungen Hugo's wäre. Dieselbe könnte natürlich nur in Paris und nur nach jahrelanger geduldiger Arbeit in Angriff genommen werden. Sie würde manches aus der Eigenart Hugo's endgiltig klar stellen und manches Vorurteil zerstreuen helfen, welches das Bild dieses *enfant sublime* verdunkelt.

Einen ungemein interessanten Beitrag zur Erforschung der Arbeitsweise Hugo's hat Léopold Mabilleau in der *Revue d. d. M.* gegeben (15. Oktober 1890, Seite 834 ff), indem er gewissermassen das Dichterauge desselben zum Gegenstand einer genauen physiologischen Untersuchung machte und eingehend nachwies, wie die Eindrücke der Aussenwelt in Hugo's Geist sich wiederspiegelten und wie man die *déviations* zu messen habe, welche die Lichtstrahlen innerhalb seines Auges erleiden.

Aus dieser Untersuchung, deren Materialien streng chronologisch gesichtet sind, hat Mabilleau zunächst das Ergebnis gewonnen, dass Victor Hugo, der angebliche grosse Kolonist, eigentlich farbenblind gewesen ist und dass nur der von den Gegenständen ausgehende mehr oder minder intensive Glanz sein Sehorgan traf.

„Ce qu'il y a d'original, de purement sensoriel dans sa perception, c'est *une faculté exceptionnelle de s'éblouir aux jeux de la clarté rayonnante.* Les notations chromatiques qu'il met en œuvre dans ses descriptions n'ont pas d'autre utilité que de produire, par leur contraste, un effet de ce genre dans l'ordre imaginaire." Je älter Hugo wurde, desto entschiedener absorbierte die Lichtintensität jegliche genau umgrenzte Farbenempfindung bei ihm auf, so dass zuletzt weiss, schwarz und rot die drei einzigen Farben seines Spektrums abzugeben scheinen: weiss, d. i. das strahlende Licht, der Glanzschimmer alles Edlen und Schönen; schwarz, d. i. *l'abîme, l'ombre, le néant, l'infini, la gueule de la nuit;* und rot als blosse Reflexerscheinung „de la lumière s'infiltrant à travers le sang de l'œil jusqu'au cerveau, où elle va produire un effet de chaleur et de bourdonnement." Alle übrigen Farben der Natur lösen sich für dieses anormale Auge allmählich in dem alles überflutenden Lichtmeer auf.

Wendet man diese Formel gleichmässig auf alle Hugo'schen Dichtungen an, so wird man wahrnehmen, dass die unklaren metaphysischen Gedanken aus den glanzumwobenen und daher verschwommenen Bildern hervorsprossen, in denen die gesamte Welt vor seinem inneren Auge erschien. [1])

J. Sarrazin.

[1]) Während der Drucklegung dieses Aufsatzes wurde die Nachricht bekannt, dass in England Victor Hugo's *Journal de l'exil* unter einem Stosse Makulatur aufgefunden worden sei. Dieser Fund wäre von höchster Wichtigkeit.

Voltaire's Urteile über Jeanne Darc.

Wer im Sinne der Tradition und Legende die Thaten der wunderbaren Jungfrau aus Domremy gepriesen hat, konnte es sich nie versagen, einen glücklicherweise nicht zündenden Blitzstrahl nach dem Haupte des Mannes zu schleudern, der das glorreiche Heldenmädchen in einer frivolen Epopee dem Spotte preisgegeben habe. In der That muss der, welcher Voltaire's Auffassung Jeanne Darc's nur aus der *Pucelle d'Orléans* kennt, mit Entrüstung erfüllt werden, die nach der Grösse der wirklichen oder zur Schau getragenen Moralität steigt oder sinkt. Aber mit der satirischen Schilderung Jeanne's, durch die Voltaire teils den Lachkitzel seiner vornehmen Freunde und Freundinnen anregen, teils im bittersten, heiligsten Ernste ins Herz der verhassten „Infame" dringen wollte, sind die anderen Äusserungen in Voltaire's geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Werken nicht vereinbar. Kein Zweifel jedoch, dass sie gerade die wahre Meinung des Patriarchen darstellen.

Man muss freilich auch diesen Äusserungen einiges zu Gute halten. Das XVIII. Jahrhundert kannte weder die Pietät gegenüber den geschichtlichen Personen und Erscheinungen, noch wusste es die religiöse Begeisterung einer Jeanne Darc zu schätzen. Darin waren aber Pfaffen und Philosophen ziemlich dieselben. Auch Voltaire's grimmiger verbissener Gegner, der Exjesuit Nonotte, betrachtet die Persönlichkeit Jeanne's lediglich vom Standpunkte des kirchlichen Interesses; von einer warmen Begeisterung für den patriotischen Heldenmut dieses Mädchens und von einem wirklichen Verständnis für den Zeitgeist, der eine solche Erscheinung allein erklärlich macht, ist bei ihm keine Rede. Was dem Frommen aber gestattet wird, tendenziöse Ausbeutung einer geschichtlichen Überlieferung, die dem religiösen Subordinationsgefühle als unantastbar gelten musste, das wird man dem Ketzer so hoch nicht anrechnen wollen.

Wie selbstredend, hat Voltaire in seinem *Essai sur les moeurs* (Cap. 80) auch Johanna's Auftreten und Ende eingehender geschildert. Leider verführt hier eine falsche geschichtliche Voraussetzung auch einen der schärfsten aller Denker zu einer falschen, unhaltbaren Schlussfolgerung. Er meint, Karl VII. von Frankreich sei schon 1429 soweit in seiner Macht herabgedrückt gewesen, dass nur ein künstlich zubereitetes „Mirakel“ ihn habe retten können. Das ist ein Irrtum, den die damalige Geschichtskenntnis aber vollständig entschuldigt. In Wirklichkeit standen die Sachen bei dem Auftreten Jeanne's weit günstiger, als man glaubt. Der Herzog von Burgund, England's mächtiger Bundesgenosse, dessen Truppen fast alle Festungen Nord-Frankreichs, mit Ausnahme der Normandie, besetzt hielten, schwankte in seiner Treue. Die englischen Führer haderten miteinander, so dass Einer den Andern im entscheidenden Augenblicke sich selbst überliess, wie das bei Orleans' Befreiung und in der Schlacht von Patay geschah. Die Parteizwistigkeiten im britischen Reiche selbst lähmten die Energie der auswärtigen Politik und der Kriegführung. Zudem war das französische Nationalbewusstsein schon vor dem Auftreten Jeanne's erstarkt und erleichterte die militärischen Erfolge des Jahres 1429, die von der allzu gläubigen Tradition lediglich oder vorwiegend auf Johanna's Rechnung gesetzt werden. Die Tüchtigkeit der französischen Feldherrn, wie Dunois, Lahire, de Rais, längere Zeit durch die Parteiintriguen am französischen Hofe gehemmt, kam nun zur vollen Entfaltung. Die Kraft und patriotische Hingabe Südfrankreichs weihte sich dem Dienste des bedrängten Königtums, aus den Provinzen jenseits der Loire strömten Karl VII. die treugebliebenen Vasallen und deren Lehnsmannen zu. Auch Orleans war von den englischen Truppen umklammert, aber noch nicht verloren, denn, wie das „Journal über die Belagerung Orleans'“ ziffermässig angibt, kamen Lebenszufuhren und Entsatzmannschaften ungehindert in die Stadt. Von diesen Dingen wusste Voltaire nichts und darum erschienen ihm die Befreiung der Loirestadt und der Siegeszug bis Reims wenigstens als *apparences d'un miracle.* Baudricourt, meint er, habe in Jeanne Darc eine geeignete Person gefunden, welche die Rolle einer gottbegeisterten Kriegerin spielen konnte. In den Angaben über Johanna's persönliche Verhältnisse reiht sich bei Voltaire Irrtum an Irrtum. Sie sei Dienstmädchen in einer Gastwirtschaft gewesen, habe Pferde geritten und andre Dinge gethan, die junge Mädchen sonst nicht zu thun gewohnt seien. Diese nachweislich falschen Angaben schreibt Voltaire auf die Autorität des burgundischen Chronisten Monstrelet hin nach. Allerdings musste Monstrelet durch seine nüchterne, von Aber-

glauben freie Auffassung Johanna's sich einem Geschichtschreiber des Aufklärungszeitalters besonders empfehlen. Man habe, sagt dann Voltaire weiter, sie für eine „Schäferin“ von 18 Jahren gelten lassen, während sie selbst zugestanden habe, 27 Jahre gewesen zu sein. Für eine „Schäferin“ galt Johanna erst der legendenhaften Ausschmückung; nur die Vorstellung, dass sie die Viehherden ihres Vaters, der übrigens ein wohlhabender, in seinem Wohnorte Domremy angesehener Bauer war, gehütet habe, wurde nicht lange nach der Befreiung Orleans' in einem Briefe des französischen Kammerherrn Boulainvilliers ausgesprochen. Johanna selbst hat sich über ihre Hirtinnenthätigkeit widersprechend geäussert, und, was später ihre Landsleute in dem Rehabilitationsprozess darüber bemerkten, ist, wie alle diese Aussagen, von der verherrlichenden und ausschmückenden Legende beeinflusst. Über ihr Alter im Jahre 1429 hat Johanna selbst keine ganz bestimmte Aussage gemacht und die Angabe der Chroniken schwankt zwischen 16 und 27 Jahr. Eine urkundliche Beglaubigung fehlt für ihr Geburtsjahr, wie für ihren Geburtstag. Die Doktoren und Parlamentsräte in Poitiers sollen, nach Voltaire's Meinung, sie für eine „Inspirirte“ erklärt und vielleicht mit ihr gemeinsames Spiel gemacht haben, während sie in Wirklichkeit nur für die Frömmigkeit und Sittlichkeit Johanna's eintraten und dem Könige rieten, die weitere Entwirrung der rätselhaften Mission der Jungfrau abzuwarten. Auch die Befreiung Orleans' schildert Voltaire nach der herkömmlichen Überlieferung. Johanna habe dabei alles gethan, während sie doch nicht in alle Absichten der französischen Feldherrn eingeweiht war und das Meiste eigentlich gegen ihren Willen geschah. Merkwürdigerweise sagt Voltaire nichts von dem unglücklichen Sturme auf Paris, bei dem Johanna's Prophezeihung kläglich scheiterte und geht nach der Salbung in Reims sofort zu Jeanne's Gefangennahme vor Compiègne über. Nicht mit Unrecht sieht er aber in dem Rouener Prozesse einen politischen Schachzug des Herzogs Bedford, des englischen Regenten. Es handelte sich in diesem noch mehr politischen, als kirchlichen Tendenzprozesse darum, in der Person Johanna's auch den von ihr angeblich geretteten König Karl VII. blosszustellen. Aber nicht als „Zauberin“ klagte man Johanna an, sondern als Betrügerin, wenn schon, ganz im Sinne der abergläubischen Zeitrichtung, neben den *fictae revelationes et apparitiones* auch die *nonnulla sortilegia, demonum seu malignorum spirituum incantationes et allocutiones et alia quamplurimum fidei nostrae materiam concernentia* Gegenstand der Anschuldigung waren. Die Universität von Paris hat Johanna überhaupt nicht den Prozess gemacht, wie Voltaire angibt, sie behielt sich nur

eine Vorlegung der Prozessakten vor und übte dieses Superarbitrium in einer keineswegs für Johanna ungünstigen Weise. Ja, die Juristen dieser Universität haben sogar verlangt, dass Johanna, wenn sie sich der Kirche und den geistlichen Richtern nicht unterwürfe, vor ein weltliches Gericht gestellt würde. Vom Herzog Bedford war die Pariser Universität garnicht beeinflusst, denn in Paris herrschte seit dem 13. Oktober 1429 Herzog Philipp von Burgund, der zweideutige Bundesgenosse Englands, als Generallieutenant des britischen Königs. Damit fällt der Vorwurf der *lacheté détestable*, den Voltaire gegen diese Korporation, allerdings in hypothetischer Form, erhebt, hinweg. Ungenau ist es ferner, dass Johanna schon vor ihrer Verurteilung zum Feuertode, als *superstitieuse*, *devineresse du diable*, *blasphémeresse en Dieu et en ses saints et saintes*, *errant par moult de fois en la foi de Christ*, bezeichnet worden sei. Diese Worte finden sich erst auf der Tafel, die vor ihrem Scheiterhaufen stand, dagegen hatte man vor der endgültigen Entscheidung des Prozesses Johanna bekanntlich zum Widerruf genötigt und dann, gegen die ihr gegebenen Zusicherungen, sie in ihr Gefängnis zurückgeführt. Voltaire erwähnt diesen Widerruf überhaupt nicht und stellt dessen Folge, die Zurückführung in den Kerker, statt des Todes auf dem Scheiterhaufen, als eine gerichtliche Verurteilung hin. Bekanntlich durfte man Johanna nicht in einen kirchlichen Gewahrsam führen, wie man ihr versprochen hatte, da die Engländer für den Fall der Nicht-Verurteilung Jeanne's sich ausbedungen hatten, dass die Angeklagte wieder in ihre Hände überliefert werde. Von den Aussagen Johanna's im Prozesse kennt Voltaire nur eine ziemlich gleichgültige Äusserung, so wenig war er mit den Berichten der Chroniken vertraut. Sehr zweifelhaft, wenn schon unendlich oft wiederholt, ist auch Voltaire's Angabe, dass man Johanna durch Hinlegung eines Männergewandes zum Bruche ihres Versprechens, nur weibliche Tracht anlegen zu wollen, veranlasst habe. Im Interesse der englischen Politik und des England ergebenen Rouener Gerichtshofes lag nur der Widerruf Johanna's, durch welchen Karl VII. blossgestellt wurde, nicht die Verurteilung und Verbrennung der Jungfrau. Man hatte sich Mühe genug gegeben, um diesen Widerruf zu erzwingen. Verständigerweise wiederholt aber Voltaire hier nicht die anderen zweifelhaften Beschuldigungen der Zeugen des späteren Rehabilitationsprozesses, z. B. die Angabe, man habe Johanna die Weiberkleider weggenommen, um sie zur Wiederanlegung der verbotenen Männertracht zu zwingen, man habe ihr Gewalt anthun wollen und sie dadurch genötigt, das schützende männliche Gewand zu tragen. Am Schlusse seiner summarischen und im Einzelnen

wenig genauen Schilderung Johanna's gibt Voltaire seiner Begeisterung für Johanna's Heldenmut, dem man in den „heroischen Zeiten Altäre errichtet haben würde“ und seinem Abscheu gegen den „Fanatismus, der aus Aberglauben und Unwissenheit zusammengesetzt sei“, lebhaften Ausdruck. Johanna's Andenken, meint er, sei durch den Opfertod selbst „hinreichend geehrt“ worden. Für den heutigen Forscher liegt es auf der Hand, dass Voltaire die Jungfrau von Orleans teils zu tief, teils zu hoch stellt. Einmal sieht er in ihr ein blosses Werkzeug anderer, dann aber glaubt er, dass durch sie allein das noch keineswegs verlorene Frankreich gerettet sei. Als Opfer geistlicher Verfolgung und richterlicher Willkür hat sie seine offenbare Sympathie. Darum verschweigt er alles, was die Thaten und den Heldenmut Johanna's in weniger hehrem Lichte erscheinen lässt, wie das Missgeschick vor Paris und den Widerruf in Rouen, den er höchstens mit der Bemerkung, die Richter hätten Jeanne für eine *hérétique relapse* erklärt, andeutet. Da aber Johanna, deren religiöse Begeisterung er weniger zu verstehen wusste, als ihren kriegerischen Mut, für ihn doch nur eine geschickte Komödiantin blieb[1]), so trägt er kein Bedenken, ihre Person durch die Monstrelet nachgeschriebenen ungünstigen Bemerkungen etwas herabzusetzen. Er stand also Johanna ungefähr mit denselben geteilten Gefühlen gegenüber, wie den unglücklichen Angehörigen des vom Fanatismus hingeopferten Calas. Als Märtyrer des religiösen Verfolgungswahnes hatten sie seine wärmste Teilnahme, als gläubige Protestanten waren sie ihm wenig sympathisch. Eine Persönlichkeit, wie Jeanne Darc, die scheinbar Unglaubliches vollbracht hatte, wusste er zudem sich nur als geschickt gewähltes Werkzeug eines Mannes vorzustellen, der den Aberglauben der Zeit in wohlüberlegte Berechnung zog. Von den politischen und militärischen Verhältnissen im damaligen Frankreich, welche den angeblich durch Johanna herbeigeführten Umschwung der Dinge erklärlich machen, hatte er so wenig Kenntnis, wie von dem wirklichen Gange des Rouener Prozesses. Jedenfalls aber ist seine Auffassung Johanna's keine absichtlich verzerrte oder ungünstige.

Zu einem näheren Studium der Geschichte Johanna's wurde Voltaire erst durch den Angriff veranlasst, den sein *Essai sur les moeurs* von dem Jesuiten Nonotte erfahren hatte. In den *Eclaircissements historiques*, die Voltaire unter dem Namen seines Freundes Damilaville als Antwort auf Nonottes: *Erreurs de M. de Voltaire*, erscheinen liess (1763), beschäftigte er sich ein-

[1]) „*Elle eut assez d'esprit pour cette entreprise (sc. de jouer le rôle de guerrière et d'inspirée) qui devint héroïque*“ sagte er.

gehender mit den Berichten über Johanna's Schicksale. Aber man sieht sofort, dass es sehr abgeleitete, meist zweifelhafte Quellen sind, aus denen er schöpft. Die Chroniken des XV. Jahrhunderts kennt er, mit Ausnahme Monstrelet's und des wenig genau unterrichteten Philipp von Bergamo, garnicht, der Prozess in Rouen war ihm auch später nur durch die Angaben des parteiischen Juristen Pasquier, der erst im 16. Jahrhundert lebte, bekannt. Vertieftes, umfassendes Quellenstudium lag weder der Geschichtsrichtung des XVIII. Jahrhunderts, noch der Neigung Voltaire's nahe, war zudem auch damals mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Eine übersichtliche Sammlung der Chroniken-Berichte und der Prozessakten, wie sie heutzutage Jules Quicherat's Werk bietet, fehlte zu jener Zeit noch ganz, und eine kritische Würdigung beider Prozesse unternahm ein Jahrzehnt nach Voltaire's Tode zuerst Laverdy. Kein Wunder daher, dass Voltaire's Polemik gegen Nonotte eine wenig resultatvolle ist und eigentlich nur aus zusammengestoppelten Notizen besteht. Für ihn sind die *„particularités de son aventure“* (d. h. *de l'aventure de Jeanne Darc)* in der That *„très peu connues.“* Er beruft sich Nonotte gegenüber, der die Thaten Johanna's im Geiste der kirchlichen Legende beurteilen musste, darauf, dass eine Reihe späterer Geschichtschreiber Johanna nicht für eine Abgesandte Gottes erklärt hätten, z. B. Mézerai, der Verfasser der Geschichte Frankreich's, ein Zeitgenosse Richelieus. Doch habe dieser von ihrer Begegnung mit dem Erzengel Michael gesprochen, das thue ihm um Mézerais Willen leid und er bitte den Fürsten der himmlischen Heeresschar um Verzeihung. Voltaire spricht dann von der unerfüllten Prophezeihung der Jungfrau, dass sie die Engländer vom französischen Boden vertreiben würde, von Johanna's Briefe an den König von England und von ihren Heiligenerscheinungen. Mit treffendem, aber sehr oberflächlichem Spotte fertigt er alle diese Zeugnisse für Johanna's Mission ab. Die Engländer seien noch 5 Jahre nach dem Tode der Jungfrau in Frankreich gewesen, den Brief an König Heinrich hätten andere verfasst, da Johanna selbst weder schreiben, noch lesen konnte, die Heiligenerscheinungen seien auf die Rechnung des Wunderglaubens der Zeit zu setzen. Wie Dunois seine gottbegeisterte „Schäferin“ Johanna, so habe Santrailles einen gottbegeisterten Schäfer zur Seite gehabt.

Die „Schäferin“ sei bei Compiègne, der Schäfer von Talbot gefangen genommen worden, doch habe dieser englische Feldherr den Aberglauben verachtet und seinen Gefangenen nicht verbrennen lassen. Bei allen diesen Bemerkungen verrät aber doch Voltaire, dass er den wahren Sachverhalt wenig kannte.

Johanna hat anfangs nur die Befreiung Orleans' und die Salbung des Königs in Reims als Zusage ihrer Heiligen verkündet, erst später, als ihre patriotischen Hoffnungen höher stiegen, redete sie auch von der Erlösung des gesamten Frankreichs, ja von einem Zuge über den Kanal in's englische Land. Die Engländer räumten den französischen Boden erst 20 Jahre nach Johanna's Tode und blieben sogar noch in Calais. Neben diesen Irrtümern taucht auch die falsche Meinung auf, dass Johanna selbst ihr Alter um 10 Jahre höher, als die Tradition es that, angegeben habe, und dass sie Schenkmädchen in der Grafschaft Bar gewesen sei. Wie Talbot ferner über den Aberglauben seiner Zeit gedacht hat, wissen wir nicht. Auch die scheinbar mirakulöse Thatsache, dass Johanna kraft übernatürlicher Eingebung befohlen habe, ihr einen verrosteten Degen aus der Kirche Sainte-Catherine de Fierbois in Tours als Waffe zu holen, weiss Voltaire wohl zu verspotten, aber nicht zu erklären. Johanna hat, wie bekannt, später zugestanden, dass sie selbst vorher jene Kirche aufgesucht habe. Über den Prozess in Rouen, den Voltaire aus den „*actes de Rymer*" zu kennen behauptet, macht er wieder falsche Angaben. Bischof Cauchon habe sie als „Zauberin" reklamiert, weil sie an der Grenze seiner Diözese Beauvais gefangen genommen sei. Von einer Anklage als „Zauberin" war, wie wir schon erwähnten, keine Rede, dem Bischofe und den anderen geistlichen Richtern galt Johanna vielmehr als Betrügerin und Erfinderin von Offenbarungen und Heiligenerscheinungen. Mit Recht bestreitet Voltaire die richterliche Kompetenz des Bischofs und die Richtigkeit der Angabe, dass Johanna in der Diözese Beauvais gefangen genommen sei, macht aber die Jungfrau irrigerweise zu einer Unterthanin des Herzogs von Lothringen, während Domremy auf französischem Boden lag. Als Vertreter der Inquisition bei dem Prozesse lässt er einen „Bruder Martin" thätig sein, gemeint ist Jean Lemaître, der Vizeinquisitor von Nordfrankreich[1]). Wie gering überhaupt der Einfluss des Inquisitors auf den Gang des Prozesses war, weiss Voltaire nicht. Lemaître war nur bei einem Teile der Sitzungen zugegen und die anderen Dominikaner waren insofern der Jungfrau günstig, als sie eine Appellation an den Papst gegen Cauchons Willen befürworteten. Auch die Stellung der Pariser Universität zum Prozesse kennt Voltaire sehr ungenau. Er führt

[1]) Irrtümlich ist dabei die Berichtigung Molands, des Herausgebers der Werke Voltaire's (a. a. O. XXIV, 500. A. 1.), dass Lemaître Vizeinquisitor der Diözese Rouen gewesen sei. Er hatte dort so wenig Recht, dass er nur mit Erlaubnis des Rouener Kapitels am Prozesse teilnahm, nachdem der eigentliche Inquisitor Graverend seinerseits jede Beteiligung abgelehnt und seinen Stellvertreter hinbeordert hatte.

allerdings den Brief, in welchem jene Körperschaft Johann von Luxemburg und dessen Lehnsherrn Philipp von Burgund zur Auslieferung ihrer Gefangenen aufforderte, nach einer späteren französ. Übersetzung, an. Aber in Wirklichkeit schrieb die Universität zwei Briefe an Philipp, einen an dessen Lehnsmann (nur den letzteren hat Voltaire im Sinne), hatte jedoch dabei die Absicht, den Prozess vor ihr Forum zu ziehen. Noch am 21. November 1430 forderte sie den Bischof Cauchon auf, die Verhandlungen in der französischen Hauptstadt zu führen, und, als sie damit nicht durchdrang, deputierten sie ihr angesehenstes Mitglied, Thomas de Courcelles, nach Rouen als Beisitzer des Prozesses, liess sich auch später die Anklageschrift zur Prüfung einsenden. Von der Absicht, die Pläne der Inquisition zu fördern, die Voltaire annimmt, konnte bei der Pariser Universität gar keine Rede sein. In dieser Korporation herrschte der romfeindliche, nationale Selbstständigkeitssinn des erst kürzlich verstorbenen Kanzlers Gerson noch fort, während die Inquisition im Dienste Roms stand. Von den Einzelheiten des Rouener Prozesses teilt Voltaire nur ein paar Fragen des Magister Jean Baupère, der an Cauchon's Stelle zeitweilig Vorsitzender war, und Johanna's abweisende Antworten mit, kennt aber die wichtigsten Momente der Verhandlungen nicht. Johanna, die er früher zu einem Werkzeuge Baudricourts gemacht hatte, erscheint ihm nun als eine von dem Mönche Richard beauftragte Betrügerin, sie sei von diesem *fripon* ebenso, wie zwei andere Wunderthäterinnen „dirigiert“ worden. Leider wissen wir über die Person dieses Mönches und über sein Verhältnis zu Johanna nur ganz Dürftiges und Unsicheres. Auch die Kunstgriffe, welche Cauchon's Helfershelfer angewandt haben sollen, um Johanna vermittelst der Berichte Fallen zu stellen, sind nur aus den sehr zweifelhaften Eingeständnissen der Zeugen des Rehabilitationsprozesses, welche sich selbst wegen ihrer Teilnahme an Johanna's Verurteilung reinzuwaschen suchten, bekannt. Wenn Voltaire dem Beichtvater Johanna's, Nicolas Loiseleur, nur den Bruch des Beichtgeheimnisses zum Vorwurf macht, so ist das noch nicht die schlimmste der gegen die Rouener Richter nachträglich erhobenen Anschuldigungen und entsprach dem Herkommen eines von der Inquisition miteingefädelten Prozesses recht wohl. Aber bewiesen ist es ebensowenig, wie der hinterlistige Plan, Johanna durch Hinlegung des ihr verbotenen Männergewandes zum Bruche ihres Versprechens, nur weibliche Kleider zu tragen, zu veranlassen.

Das Schicksal Johanna's gibt Voltaire zu einer heftigen Verdammung des Fanatismus, einer brutalen, abergläubischen Zeit Anlass. *Tout cela déchire le coeur, et fait frémir le sens commun.*

On ne concoit pas comment nous osons après les horreurs sans nombre dont nous avons été coupables, appeler aucun peuple du nom de barbares, so ruft er aus. Aber bei aller warmen Teilnahme für ein Opfer der geistlichen Willkür ist seine Begeisterung für das Heldenmädchen jetzt doch geringer, als in dem *Essai sur les Moeurs.* Nonottes übertriebene Verherrlichung Johanna's und die Erinnerung an den höhnischen Spott, mit dem er selbst in der *Pucelle d'Orléans*, die jetzt mehrfach gedruckt und jedermann zugänglich vorlag, die Person der wunderthätigen Heldin überhäuft hatte, liessen es ihm ungeeignet erscheinen, sich allzusehr für Jeanne Darc zu ereifern. Er nennt sie eine *malheureuse idiote*, spricht zwar von ihrem Mute und den grossen Diensten, welche sie dem Könige und dem Vaterlande geleistet habe, aber „die Altäre, welche man in heroischen Zeiten ihr errichtet haben würde", sind jetzt in Vergessenheit geraten. Während er in dem *Essai* sogar den Widerruf Johanna's nur ganz leise andeutete, erwähnt er hier die echt menschliche Schwäche der Jungfrau im Anblicke des qualvollen Todes, freilich, um sie mit warmempfundenen Worten zu entschuldigen. Desto schärfer spottet er über die von Nonotte gepriesene *aventure miraculeuse de Jeanne Darc.* Es sei ein spasshaftes Wunder, absichtlich ein kleines Mädchen den Franzosen gegen die Engländer zu Hülfe zu senden, um es darauf verbrennen zu lassen.

Wenn er im *Essai* weitmehr den abergläubischen Fanatismus der Verfolger Johanna's, als den frommen Wunderglauben, dem sie selbst sich zu Diensten gab, bekämpft hatte, so trifft hier sein vernichtender Spott das Opfer ebenso, wie die Henker. Ähnlich ist auch der Ton in einem in der *Gazette littéraire* am 30. September 1764 veröffentlichten Artikel. Dieser richtet sich gegen die Verherrlichung Johanna's in Villarets *Histoire de France.* Voltaire streitet hier vor Allem gegen den Glauben an Johanna's Prophezeiungen und Heiligenerscheinungen, wendet sich gegen Mezerais Angabe, dass der Erzengel Michael der Jungfrau erschienen sei, gegen den schlauen Kunstgriff des Jesuiten Daniel, der Johanna's Prophezeiungen weder für göttliche Eingebung erklären, noch auch als blosse Erfindungen hinstellen mochte, und nennt das Verhalten Johanna's eine *fraude héroïque.* Eine Betrügerin bleibt also die Jungfrau für ihn, zu der Vorstellung, dass sie von religiös-patriotischen Visionen geleitet wurde, kann er sich nicht erheben. Seine irrige Ansicht, Johanna sei im Jahre 1429 schon 27 Jahre alt gewesen, sucht er auf die völlig unzutreffende Beweisführung eines englischen Geschichtsschreibers hin, glaubhaft zu machen. Johanna hatte vor ihrem Aufbruche nach Chinon einen Prozess mit einem französischen Bauern, der sie

bei dem bischöflichen Gerichte in Toul wegen Nichterfüllung eines ihm gemachten Eheversprechens verklagte. Voltaire stellt die Sache so hin, als ob der Prozess von Johanna ausgegangen sei und meint, derselbe sei mit der Annahme eines so jugendlichen Alters nicht vereinbar, möge es sich dabei um die Erfüllung eines Eheversprechens oder um die „Kassation" desselben gehandelt haben. Auch der Prozess in Rouen setzte nach Voltaire ein höheres Alter der Angeklagten voraus. Glücklicherweise entsagt er der falschen Annahme, dass Johanna selbst ihr Alter auf 29 Jahr (im Jahre 1431) angegeben habe. In seiner Auffassung der geschichtlichen Rolle Johanna's schliesst er sich nun an Humes rationalistische Deutung an. Wir erfahren jetzt, dass die „Altäre, welche die heroischen Zeiten Johanna errichtet haben würden", aus Voltaire's *Essai* in Humes *History of England*, die etwas später (1763) erschien, übergegangen sind.

Viel wärmer und hingebender, fast so wie in dem *Essai*, spricht Voltaire in dem 1773 verfassten *Discours de Mr. Belleguier* von Johanna. Freilich handelt es sich hier nur um die Herabsetzung der verhassten Sorbonne, in der Voltaire einmal die Haupturheberin der Verurteilung der Jungfrau sah. Dabei taucht die Angabe auf, Karl VII. habe nach seinem Siege über England zwei Doktoren der Sorbonne verbrennen lassen. Nicht Karl VII. jedoch, sondern dessen Sohn, Ludwig XI., rächte in ähnlicher Weise Johanna's Andenken.

Im „philosophischen Wörterbuch" spricht Voltaire nur gelegentlich in dem Artikel *Amazones* von Johanna, um sie unter zwei andere französische Heldinnen zu stellen, die der höfischen Pracht entsagt und als Kriegerinnen ihrem Vaterlande gedient hatten. Die Auseinandersetzung mit Nonotte fand noch einmal in den *Questions sur l'Encyclopédie* (1770, Th. II.) Aufnahme. Die hier zusammengestellten Urteile zeigen doch eins. Für Voltaire war Jeanne Darc zwar eine Betrügerin oder doch ein Werkzeug des Betruges, aber eine heroische, nicht eine lächerliche, den Spott erregende Person. Sittlich stand sie ihm so rein da, dass er anfänglich sogar ihre menschliche Schwäche in der letzten Stunde des Lebens verschwieg. Seiner vollen Sympathie war sie als Opfer des religiösen Fanatismus sicher. Wenn er nun in der *Pucelle d'Orléans* nichts von ihrem Heldenmute, ihrem patriotischem Ideale sagt, ihre Verbrennung garnicht erwähnt, ihre Sittlichkeit den peinlichsten und lächerlichsten Situationen preisgibt, ja, zuletzt in einem schmutzigen Abenteuer zu Grunde gehen lässt, wenn er sie nur als derbe, emanzipierte Bauerndirne uns hinstellt, so war das durch den Zweck des Gedichtes bedingt. Die vornehmen Empfänger und Empfängerinnen

desselben sollten sich auf Kosten des katholischen Aberglaubens und einer angeblichen Prophetin im Weiberrocke gründlichst auslachen. Das *le ridicule tue* sollte hier eine scharfe Waffe wider die „Infame“ werden. Da eine Veröffentlichung dieses Produktes seiner Mussestunden von Voltaire nicht beabsichtigt war, so konnte er seiner spöttischen Laune und scharfen Satire die Zügel schiessen lassen. Die sittlich leichtfertigen Leser und Leserinnen in der Hofwelt sahen ihrem Lieblinge schon manches nach. Als aber Voltaire durch die unbefugten Raubausgaben seines Gedichtes zu einer offiziellen Ausgabe sich gezwungen sah, hat er das Verletzendste und Frivolste nachträglich auszumerzen gesucht. Wie in Wahrheit Voltaire als Dichter über Jeanne Darc dachte, das zeigen die Lobsprüche, welche er ihr schon in der *Henriade* spendet. Sie stimmen zu dem geschichtlichen Urteile in dem *Essai* und in den anderen von uns besprochenen Schriften Voltaire's.

R. Mahrenholtz.

Handschriftliches aus Oxford.

Naetebus' verdienstliches Verzeichnis der altfranzösischen nicht-lyrischen Dichtungen, welche in Strophenformen abgefasst sind, veranlasste mich meine ehemaligen Notizen und Abschriften aus den französischen Handschriften der Oxforder Bibliotheken einer neuen Durchsicht zu unterziehen. Einige der bei diesem Anlass mir wieder unter die Augen gekommenen Nachweise und Texte mögen daher im Anschluss an meine Besprechung jener Schrift in der zweiten Hälfte dieses Bandes gleichfalls hier mitgeteilt werden.

A. Weitere Nachweise von Handschriften.

I. *Marques de Rome.* Zu den 10 Hss. dieses Romans, welche Alton in seiner Ausgabe des *Roman de Marques de Rome*, Tübingen 1889 (187. Publikation des Stuttgarter Litterarischen Vereins) aufführt, ist als elfte die Hs. 252 des Corpus Christi College hinzuzufügen. Sie besteht aus 104 Quartblättern und scheint im 14. Jahrhundert geschrieben zu sein. Der mir vorliegende Anfang und Schluss zeigt mehrere materielle Abweichungen von dem gedruckten Texte. Die leider kurzen Stellen lauten: Bl. 1: *A Rome out jadis vn empereour q'auoit a noun Dioclesien. Cil enfaunt fust dount nous auoms auaunt parlé. Luy emperers son piere fust veuz e acocha e morus . . .* — Bl. 104 v°: *Quant li emperers reuint el palais, si fist refaire la table as VII sages et reprist ses bones coustumes, come de seruir eaux a mangier du primer mes e de soi leuer encontre eaux, e tint Marques en grant cheretee e vesquirent ensi ensemble tote lor vie. Explicit Marques.*

II. **Jean d'Abundance**: *Les trois rois.* Le Petit de Julleville: *Les Mystères* II 619 giebt an, dass die Hs. dieses Mysters im Katalog Soleinne t. I No. 538 aufgeführt sei und zwar als ein Quartband von 72 Blättern. Er fügt dann hinzu: „*Nous ne savons dans quelle bibliothèque il se trouve aujourd'hui.*“ Wenn auch nicht damit identisch ist die Douce Hs. 230 der Bodley'schen Bibliothek, doch wenigstens eine moderne Abschrift (27 Blätter

in 8°). Der Titel lautet genau so, wie er bei Julleville angegeben ist.

III. Die Hs. *Rawlinson Miscellanea* No. 473. Da diese interessante Sammel-Handschrift noch nirgends beschrieben ist, teile ich hier die Inhaltsangabe, welche ich mir vor mehr als 22 Jahren angefertigt habe, mit. Die Hs. war ehedem im Besitz von Sir Thomas Tempest Baronet, besteht aus 136 Blättern mit je 4 Spalten und wurde im 14. Jh. geschrieben. Sie enthält:

a) Einen lateinischen Moral-Traktat Bl. 1—4b.

b) **Bozon's** *Proverbes des Sages* in Strophen Bl. 4c—10a.

Anfang: *Chers amis, receuez de moi | Un bon present que vous enuoi!* .|. . . . „*Li sage dist en son liuere, | Que le comencement de bien viuere | Sur tote rien est de doter | Dampne dieu et honurer.* | — Schluss: *Pur ceo voil issi lesser | De(s) plus de prouerbes translater; | Que ceus qui lirrunt cel escrit | En breues paroles vnt delit. | Explicit, expliceat ludere scriptor eat.* — Vgl. Naetebus' Verzeichnis XL, 11. Ausser unserer und den fünf dort angeführten Hss. findet sie sich noch in der Oxforder Hs. Bodley. 761 Bl. 180b—183d, einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts. Auch in ihr ist der lateinische Text, wie in den meisten anderen Hss., beigefügt.

c) Kurzes lateinisches Gedicht in Distichen. Bl. 10b.

d) *Plainte d'Amour* in Strophen. Bl. 11a—19b.

Anfang: *Amour, amour ou estes vous? | Certes, sire, en poi de lus; | Car jeo ne os. | Purquai ne osez estre veü, | Vous que estes ci bien conu | De bon los?* | — Schluss: *Le prodhomme que ceo liuere fyst | La mere Jhesu en aide eist | Et en consaille! Et qui escrit ceo dité | Soit benet de la bouche dee, | Amen, saunz faille!*

P. Meyer wäre geneigt unser Gedicht gleichfalls Bozon zuzuschreiben, *si par le style il ne s'élevait notablement au dessus des productions authentiques de cet auteur.* S. Naetebus LXIII, 3, wo vier weitere Hss. angeführt sind.

e) Moralisierendes Gedicht in Reimpaaren. Bl. 19b—25d.

Anfang: *Chekun deit estre amee | Par la mesure de sa bounté, | Chekun vaut taunt come yl ayme, | Si come seynt Paul nus enseigne.*

Schluss: *Priom dieux omnipotent | Que ciel et terre fist de neint, | Que sa joie nous otreie, | Qu'o lui en perdurable vie La nous meigne la douce Marie! | Amen, Amen chekun en die!*

Dies Gedicht ist mir anderweit bisher nicht begegnet.

f) Ein weiteres moralisierendes Gedicht in Reimpaaren. Bl. 25d—39b.

Anfang: *Si come jeo ai en liure apris, | Un seint euesque*

fut jadis | *Que pur sa sainte douce vie* | ..... | *Seint Julian fut apelé.*

Schluss: *Benoit soit que ceo liuere fyst,* | *Que bien le escoute et bien le list!* | *A ioye vengnent, a grant delit,* | *Et dieu nous doint sa benison!* | *Amen die chekun par noun!*

Auch dieses Gedicht habe ich bisher nirgends sonst gefunden.

g) **Euerard de Gatole,** *III miracles seinte Marie,* in Reimpaaren. Bl. 39b—48c.

Anfang: *Quanque est en liuere escrit* | *Que seinte eglise receit et list* | *Tot est fait verraiment* | ... | *Vous voil le latyn translater* | *Et en romance trestorner* | *Les miracles seinte Marie* | ... | *Euerard de Gatole ay noun,* | *Moyne fu de seint Eadmon.*

Das erste Mirakel beginnt Bl. 40a: *En une païs grant e lee,* | *Qui Europe est apelé* | *Estoit vn clerk moltz renomé* ... und schliesst Bl. 43b: *Et dampne dieux par sa pité* | *Et par sa grace et son pleiser* | *Il la nous grante oue lui partir! Amen.*

Das zweite Mirakel beginnt Bl. 43b: *Ceo fut ja en la cité* | *Qui Tulette est apelé,* | *Un erceuesque illoek estoit* | ..... | *Hildefons estoit nomé.* — und schliesst Bl. 47a: *Que nus pussoms deseruer* | *Par sa priere succurable* | *La joye qe est pardurable.* | *Amen.*

Es scheint hier eine Art Auszug aus dem bekannten Mirakel auf Saint Hildefonse (oder Sainte Leocade) von Gautier de Coincy (Ausgabe Poquet, Paris 1857, S. 75) vorzuliegen.

Das dritte und letzte Mirakel beginnt Bl. 47a: *Ici comence vn miracle* | *D'vn clerk qe estoit de Chartre,* | *Quele vie il menoit* | *Et coment la mere deux lui fesoit.* | *En douce France le regné* | *En Chartres la bele cité* | *Un riche clerk iadys auoit* ... — und schliesst Bl. 48c: *Et dieux nous doynt par sa merci* | *Tiele seruise faire a lui,* | *Que a nous soit profitable,* | *A lui pleisible et acceptable!* | *Amen.*

Weder der Dichter noch seine Mirakel sind bis jetzt anderweit bekannt.

h) Eine Sammlung von 38 anglonormannischen **Exempla** in Reimpaaren mit als Titel vorausgeschickter Moral, zum Teil aus den *Vitas patrum* und aus den Dialogen Gregor's entnommen.

1. Seürté n'est femme tocher
Que chastement se vodra garder.

Beg. Bl. 48c.:

Seint Grigore nous ad countee
D'un Jeu desbaptizé.

Endet Bl. 49d.:

Encontre lui durra sentence,
Que le deable dampné serra,
Quant Jhesus le roi iugera.

2. En pecché ne doit en nule manere
Femme a prestre consenter.

Beg. Bl. 49 d.:

Un counte ai oï conter
Que n'est mie a celer,
En nos jors auint en Engleterre.

Endet Bl. 50 c.:

Le quart fiz le escoler . . .
Le counte par tot ad counté,
Ses freres testimoigne l'ont porté,
Que ceo auynt a lour mere
Tost après la mort lour piere.

3. Doter ne doit nule rien
Enchantement bon crestïen.
Ceo moustra bien sein Ciprïen
Que fut nigromauncïen.

Beg. Bl. 50 c.:

En Antioche la cité
Une pucele estoit benuré,
Justine fut la pucele nomé.

Endet Bl. 51 a.:

Pus furrent ensemble martirizez
Pur l'amour dampnedee.

4. Que nul ne doit del sacrement
Del auter crere autrement
Fors verroi Jhesu char et saunc,
Mes que en furme de payn blanc.

Beg. Bl. 51 r.ºc. 1.:

Un counte de grant autorité,
En vn seint linere ai troué . . .
Que vitas patrum est apelé.
Jadis estoit vn voil hom.

Endet Bl. 52 c.:

Tand ad plus trespacé.
Chekun ceo sache de verité.

5. Que la messe poet moltz valer
A les mors deliuerer
De lour peyne ou il sunt,
Ceo vous proueroi par vn count.

Beg. Bl. 52 d.:

Seint Grigorie counte de vn hom
Que prestre fust, Felux out non.

End. Bl. 53 b.:

Eynz fet a ceux qe sunt en vie,
Doter de ceo ne deuez mye.

6. A les vifs poëz valer
Messes pur eux faire chanter
Et ceo treis bien confermerai
Par vn conte que vous conterai.

Beg. Bl. 53 b.:

Seint Grigorie nous counte de vn prodhom
Que tenu fut en cheitifeson.

End. Bl. 53 c.:

Par chekune amoigne que fretz
Vos amys aider moltz poëtz.

7. Amoygne faite en bon ententent
Deliuere souent de encombrement.

Beg. Bl. 53 c.:

[C]ar en la terre pardela
Un prison viure trauailla.

End. Bl. 54 a.:

Que sa femme pur lui nul amoigne fist
Pur ceo le jour tot mu sist.

8. Quant des pecchés vous confessez,
La veue au deable vous tolez.
Et ceo treis bien confermeray
Par un conte qe vous conteray.

Beg. Bl. 54a.:
Un saint homme jadis estoit
Que tiel entendement auoit.

End. Bl. 54d.:
La grande vertu de confesion conta,
De la reuelacion dieux loa.

9. A ceo conte un autre gist
Que un saint homme dist.

Beg. Bl. 54d.:
Car jadis estoit vn paen
Que en seruage tient vn crestïen.

End. Bl. 56b.:
Quant conte son pecché, le deable *enueg* list (?)
Que bien le poet ver, quant il le fist.

10. Que nulle fainte confession
Ne vaut vers diux vn boton.

Beg. Bl. 56b.:
Ore oyetz vn conte qe en sarmon
Oy conter de un prodhom,
Coment le deable se confessa.

End. Bl. 57c.:
Quant tener ne volent le couenant
Que tener promettent engenulant.

11. Confessez vous de ton ayn degré
Saunz force et necessité
E par ta bone volenté
Conter deuetz vostre pecché!

Beg. Bl. 57c.:
Ceo ne fist mye Achior lui cheitifs
Que après ceo, qu'il fust pris.

End. Bl. 58b.:
Car le plus de son cœr
A la maladie couynt doner.

12. Bien doit sauoir chekun hom,
Que propre doit estre confession,
Que autre ne deuetz encuser,
Quant vous vous deuetz confesser.

Beg. Bl. 58b.:
Ceo ne fist mye lui pharisen,
De lui nous conte le dampnedieux.

End. Bl. 58d.:
Tiele confession ne facetz,
Que, si vous festes, vous pecchetz.

13. Verroye soit ta confession,
Si de pecché requerretz pardón!

Beg. Bl. 58d.:
De ceo auoms autorité;
Car saint Luc nus ad countee.

End. Bl. 59b.:
Verroie facetz confesion,
A dieux paletz, ne mye a hom!

14. Celer ne doit bon crestïen
Que confesser se vodra bien
A escïent vn soul pecché!
Car pur vn poet estre dampné.

Beg. Bl. 59b.:
Une fole femme jadis estoit
Que vne chose fait auoit,
Pur honte ne se poet confesser.

End. Bl. 60a.:
Plus de confession ne dirroi . . .
Vers en latyn si mettrai,
Si come des mestres apris ai.

Le clerk que les vous lirra
De bouche espondre vous purra
Plus pleinement le pura dire
Que par rym ne pusse escrire.

(Folgen einige lateinische Verse.)

15. Après verroie confession
Doyt vener sainte oureson.

Beg. Bl. 60 a.:

Confession alme purifie,
Mes ourison la seintefie.

Bl. 61 b.:

Car jadis estoit un emperour
Que renea son creatour.

End. Bl. 64 a.:

Sur dieux poet en akune manere,
Come *prouains* eynz, sainte priere.

16. Ore nous voloms moustrer,
Que le deable ne poet rester,
Ne ses engines ne pöent valer,
Quant ourison est fait de cœr.

Beg. Bl. 64 a.:

Car un chiualer jadis estoit
Que jouste vne abbeye manoit.

End. Bl. 65 c.:

Que il de nous aient merci
Et nous gardent de l'euemi. Amen.

17. Ceo conte nous moustre apertement
Come [de]ux est pitous a la gent.

Beg. Bl. 65 c.:

Car en vn liuere ai troué
Que vitas patrum est apelé,
Que un moigne jadis estoit
Que en une wastaine manoit.

End. Bl. 66 d.:

Vous soiez, sire, regraciez
Qui si cherement nous amez.

18. Ceo conte nous dist et amoneste,
Que nous gardoms jour de feste.

Beg. Bl. 67 a.:

En Auuerne outre mer
Auynt ceo que voil conter.

End. Bl. 67 d.:

Motons mettent ou espeie pendent,
Blamés serront, si il ne se amendent.

19. En' jugement ne soit doné
Faus consail ne crüelté.

Beg. Bl. 67 d.:

Un conte vous conterai de gré
Par ount ceo ert confermé
Que en vn liuere ai troué
Que dialoge est apelé.
De Rome la haute cité
En temps saint Grigorie le benuré
Estoit vne morine si meruellous.

End. Bl. 68 d.:

Pieres dont vous ai contee
Pur ceo qu'il se delita en felonie ....
Que de son proesme n'ad pitee,
S'il ne se amende, ert dampné.

20. Grant peché est poures rober,
Par vn conte ceo pom ver.

Beg. Bl. 69 a.:

[D]eux chiualers jadis estoient
Que cherement se entreameient.

End. Bl. 69 d.:

Tant facent pur l'amour dee,
Que al jugement ne soient blamé.

21. Encountre la gent maluré
Que esposeilles ount debrusé
Un ensample ai troué
Que meruaille est et grant pité.

Beg. Bl. 70a.:
Outre mer en un païs
Que habité estoit jadis.

End. Bl. 70d.:
Pus qe un corps sunt certainement
Par la vertu del sacrement.

22. Que homme ne doit rien embler,
Un conte de gré vous voil conter
Que en vn liuere est troué
Que vitas patrum est appelé.

Beg. Bl. 71a.:
Pur ceo vous conterai d'un saint abbé
Que nous ad ensample doné.

End. Bl. 71b.:
Ceo est la fraude del maufee
De qui nous defende dampnedee.

23. 24. Que nul ne doit communer
Pur nul gain oue le vsurer,
Grant peché est, ceo nous moustrent
Le deus contes que ci suent.

Beg. Bl. 71b.:
De saint Furti lui homme dee,
Un conte encontre enz ai trouee
En vn liuere q'est appellez
La summe des vertues e des pechez.
Pur ceo qe tant out communé
Oue le usurer lui maluré,
Receiure ne doit ne rien doner
A esciant prodhome del usurer;
Car ceo est oue lui communer,
Ceo sauetz vous bien premer.
Jadis en une grant cité
A poine fust un usurer troué.

End. Bl. 72a.:
Requiem eternam par neutee
Ne lux perpetua par la clartee.

25. Prouer poum par ceo cunte,
Que qui se parjure ua a hunte.

Beg. Bl. 72a.:
Un riche homme et un pouere contekerent
Que entour une terre plederent.

End. Bl. 72b.:
A Lundres auynt pur verité
Ceo que vous ai ore conté.

26. Meuth vaut fol vou retrere,
Que après fol vou folie faire.
Et meuth vaut retrere fol serment,
Que pur tant faire malement.

Beg. Bl. 72b.:
Ceo pust estre confermé
Par le euangelie dampnedé
Que conte, que Heroudes iurra
A vne pucele que deuant lui tumba.

End. Bl. 73a.:
Vostre vou en meuth deuez changer,
Si vous volletz dieux bien paier.

27. Usurer doit doner pur dieux
Ces deners et ces chateux,

Si sa alme voet sauuer,
Come fesoit Piers Tholoner.

Beg. Bl. 73a.:

De lui par dieux vous conterai,
Si come en la vie jadis trouai
De saynt Johan le aumener.

End. Bl. 75b.:

Oue dieux lessom le Tholoner;
Car un autre conte volom conter.

28. Moltz est certes cil felon
Que pur terrien bien occis un hom.
Dieux lui rois omnipotent
Vengance prendra greuement.

Beg. Bl. 75b.:

Lire ay oy a mouster
Un conte que vous voil conter:
De sainte Betrix vne sainte dame
Que mort soeffri pur sauuer sa alme.

End. Bl. 75c.:

Ne homme ne doit autre anguser
Pur son terrien chatel auer.

29. Que poures oblient a lour manger
Moltz se deiuent repenter.
De ceo un conte vous voil conter
Que ne fait mie a vblier.

Beg. Bl. 75d.:

Jadis estoit un riches hom
Que uestu estoit en ciclaton.

End. Bl. 76c.:

Car auer purra plus grant mesteir,
Que quatre autres de amoigne auer.

30. Ore oyetz la manere,
Coment amoygne deuetz doner.

Beg. Bl. 76c.:

Seynt Johan lui bon aumoigner
Nous aprent amoigne doner.

End. Bl. 77a.:

Que ne uaut l'amoigne que lui est doné,
Après que lung temps anera crïé.

31. Un counte vous counterai de gré,
Coment ceo poet estre proué,
Que nul ne doit auer deshet
Après amoigne ou son bienfait.

Beg. Bl. 77a.:

Saint Johan que nomai auant
Lui patriak si vaillant
De south soi vn euesque auoit
Que Troillus nomé estoit.

End. Bl. 78a.:

E tristes ne soietz quaique auygne,
Quant large amoigne auez doné;
Car en ciel vous ert restoré.

32. Cil que vodra contreester
Les temptations de sa char
Combatre lui couynt forment
Et dieux lui aidera seurement.

Beg. Bl. 78a.:

Saint Grigorie nous ad contee,
Que saint Benet lui benuré.

End. Bl. 78b.:

Si nostre alme volom sauuer
Encontre le pecché de leccherie
Ou vaincre ne la purrom mye.

33. Que dieux het detraccion,
Par un counte le prouerom.

Beg. Bl. 78c.:
Un homme de religion
Costume out de felon.

End. Bl. 79a.:
Entendez de les detraccions
Dieux tant y ad des deux plusours.

34. Envie est trop grant pecché,
Le deable l'ad en monde semé.
Ceo pöetz sauer seurement
Par grant veniance que dieux prent.

Beg. Bl. 79a.:
Car saint Grigoire ad contee
Un conte de grant autoritee.

End. Bl. 79d.:
Pur si grant mesprision
Come fust de vn vrs le occision.

35. Que nulle femme doit esteer
Entre clers en chanceler.

Beg. Bl. 79d.:
En la vie de vn saint hom
Que saint Johan Cristome auoit nom.

End. Bl. 80b.:
Et ces pensers auxi dedens
Bien garder cel' houre est grant sen.

36. En eglise ne cimetere
Caroles ne luttes nul doit faire.

Beg. Bl. 80b.:
En le cimeterre saint Clement
Que fust de ci beel document.

End. Bl. 80d.:
Si issi ne soit amendé,
Et par confession ousté.

37. Que chose a sainte eglise baillé
Ne doit estre mis en secularité.

Beg. Bl. 80d.:
Un roi Baltazar estoit
Que son piere despoillé auoit.

End. Bl. 81b.:
Chaliz ou autre urnement
Usé en seculer seruice,
Faire ne le deuez en nule guise.

38. Encontre ceux qe trop beiuent
Ore vous conterai vn counte.

Beg. Bl. 81c.:
Un prestre estoit d'un mousteir,
Beiuour fust fort et leccher.

End. Bl. 81d.:
Poi vaut plus teil crestïen
Sauue le baptesme qe vn chen.

i) **Eadmond de Ponteneye,** *Speculum amicitie,* übertragen in anglonormannische Prosa Bl. 82a—95b. Ein Kapitelverzeichnis ist voraufgeschickt. Anfang: *En le noun nostre douce seignur Jhesu-Christ si comencent les matires que sunt tuchez en le sermoun que veynt après rudement endité.* — Schluss: *Nostre doucz seignur Jhesu-Christ nous doynt issi dieux honurer . . ., que nous pussoms pur nostre honur estre honurés, pur nostre amour estre amez et pur nostre humilité estre enhaucez a la ioye du ciel que nous est apparaillé. Amen par sa douce pité. Ci finist le*

sermon que saint Eadmund de Ponteneye fist et est apelé: speculum amicitie.

Vgl. P. Meyer im: *Bulletin de la Société des Anciens Textes fr.* 1880 S. 72, wo auch fünf weitere Handschriften der französischen Übertragung und eine englische Fassung nachgewiesen sind.

k) **Metodii** *episcopi liber de Hebreo et Greco in Latinum translatus* Bl. 95b—98b.

l) *Ici comence un tretitz, coment le deable maria ces IX files a gent du secle et de sainte eglise solom* Robert Groceteste in Reimpaaren mit einem Prolog Bl. 98c—104a.

Anfang: *De gestes ne voil chaunter | Ne des veilles estories counter | . . . . . | Saynt Robert le translata | En romanz, com orretz ja | . . . . . | Le deable se voleyt maryer | Mauueiisté prist a sa mulier.*

Schluss: *Que as toutz leals serra commune, | Amen, Amen dye chekune. | Atant finist le maryage | des IX files au deable | solom Robert Groceteste.* — Vgl. *Archiv* XXII 420—422, meine Beschreibung von Cod. Digby 86 S. 27 Anm. 1, *Romania* XIX, 308 und in *Hs. Rawlinson* C 504 Bl. 49b: *De novem filiis Diaboli et nuptiis earum nota brevis.* Unser Gedicht scheint auf dem lateinischen Traktat, welchen die Lambeth Hs. 412 Bl. 116 enthält, und welcher überschrieben ist: *De novem filiabus Diaboli et quibus eas elocaverit* zu beruhen. Die Hs. Fairfax 24 der Bodleiana in Oxford bietet auf Bl. 15—18 einen zweiten aber unvollständigen Text des französischen Gedichtes.

m) Prosa-Traktat über die in den vier Jahreszeiten erforderliche Diät; Bl. 104a—105c.

Anfang: *Quatre temps sunt de l'an que issinc sunt distinctez. Veyre que comence, quant le solail entre en le signe de motoun . . .*

Schluss: *et si poi des humurs seient en l'estomac, la chalur en serra conforté a digestion et le corps ert replenyz de moisture et de gresce.*

n) *La philosophie petite* in Reimpaaren Bl. 106a—129b.

Anfang: *Moultz volenters escriueroie | Et moultz des choses enditeroie | Dont moltz purroient bien aprendre | . . .* Bl. 107b: *Pur ceo face en ceste excripture | De tut le mond la porteure* (Vgl. *Romania* VIII 338, 49 ff.) — Schluss des Prologs Bl. 107c: *Noun doune a liuere que le adite | C'este la philosophie petite | L'estre com abbum fet muel. |* — Beginn des eigentlichen Gedichtes: *Que plus oier par requeste | Le front lui durrai et la teste | Qui voet del mond oier linage | Et sa faiture et son estage . . .* Bl. 122a: *Al grant bien que dieux lui dona, | Coment sera grant feu esteynt | Pur fort peccheour estre bon saint? | Oyl certes, s'il*

se restreint . . . Bl. 123c: *Ja leccherie en ciel me mettra piez* | *Pernez la vie, le chemyn, les degrez* | *Que a ciel meyne ou tut dys a plentez* | *Des tutes ioyes, des murs et des buntez. Amen.* | *Le jour que prime est apelé* | *Et des gentz ici nomé* | *Et des autres tut a deliuere,* | *Si com il est moustré en liuere* . . .

Schluss: *Jeo ne me voil plus trauailler. Ore fenist cest escrit* | *Que lui bon roi Salomon fit* | . . . | *Ore priom dieux lui creatour,* | *Qu'il otrait grant honur* | *A celui que en romance mist* | *Cest escrit que Salomon fist. Amen.* |

Vgl. die Notizen über und Auszüge aus diesem Gedicht, welche P. Meyer in *Romania* XIII, 336 ff. und im *Bulletin de la Soc. d. A. T. fr.* 1888, S. 52 ff. gegeben hat.

o) Gedicht über das Weltende in Reimpaaren Bl. 130a—136a.

Anfang: *Seignurs, vous qe en dieux creez* | *Qu'est roi de magestez* | *Que vint en le ventre verginal* | . . . | *Si vous plest a escoter,* | *Brefment vous voil counter,* | *Coment ceo secle finera* | (Sp. 2) . . . *Car tout soit le romaunce petit,* | *En Latyn est multz grant escrit,* | *Jeo ne sai guers romanz faire,* | *Ne de Latyn ma sermon traire;* | *Car ieo ne fu vnques a Paris,* | *Ne a l'abbaye de saint Denys.*

Schluss: *En altre manere seuent gayner* | *Les richesces du secle et le auer,* | *Bataille mouent et fere guere* | *De terre en terre pur moltz conquere* | *Les terres, les cités, les chasteus.*

B. Texte.

I. Ein bisher unbekannt gebliebenes altfranzösisches Lied.

Die Mischhandschrift der Bodley'schen Bibliothek in Oxford Ashmole 1285 enthält auf Bl. 235 v° folgendes Lied, das, soviel ich sehen kann, in G. Raynaud's *Bibliographie des Chansonniers français* überhaupt fehlt. Es ist wie Prosa geschrieben und mit Musikbegleitung versehen. Die Schriftzüge scheinen dem 13. Jahrhundert anzugehören. Schreibweise und Reime weisen auf anglonormannischen Ursprung (vgl. *er : ier* II a, *frai* 40). Der Text ist vielfach verderbt; einige Varianten, die aber keineswegs wirkliche Textbesserungen bilden, sind interlinear eingetragen. Das strophische Schema lautete: $a_8\,b'_6\;a_8\,b'_6\;a_8\,b'_6\;a_8 b'_6\;c_7\,c_7$. Zu beachten ist, dass in Strophe 3 auch der Reim *a* weiblich ist und dass die vorletzte Zeile jeder Strophe mit den Refrainworten *Trop s'esluine* anhebt. Meine Abschrift datiert aus dem Jahre 1869—70.

I.

De ma dame [vus] voill chanter
Ke tant est bele [e] bloie;
Se m'[en] peüsse asseürer,
Trestut [li] sen seroie;
[Car] d'el[e] lēaument amer
Quer e cors i metroie.
Ja autre n'aurai en penser,
Fors tant ke tut sen soie.
Trop s'esluine. Las purquei
[N]'aura (ele) ja merci de mei?

II.

Duce dame de mei greuer
Purquei estes (si) aprise,
Quant deu tout [sul] en uus amer
Ai m'ententiun*) mise,
E uus sul tant par esluiner
[Me] rendrez mun seruise?
Deus qui [me] pura reheiter,
Quant tele est sa*) deuise!
Trop s'esluine. Si s'en ueit,
Li deu d'amur tost (le) reueit.

III.

Deus, kar seüst ore la bloie
Ke trai pur (se) s'esluinance,
Je qui, ke de me.. uz auroie
Sa bone benuulance*)!
[E] kan en li, si deu me uoie,
Tut[e] est ma fiance,
De li me duinst uncore ioie
Cum ce[l qui] tuz auance!
Trop s'esluine mun cunfort
E ma ioie e mun deport.

IV.

Duze dame, desor(e) uus pri
Pur cil ke dit est sire,
Ke deu mal aiez [or] merci
Ke tant mun quer empire.
Men n'est il pas, tu l'as seisi
Si en seez le mire.
Deu tut ai ja . . . faili.
Trop ot od mei martire.
Trop s'esluinne de[u] (cest) païs.
Las que frai? Tant sui pensis.

V.

Au definer de ma chancun
Oëz me desestance;
Kar en uus est la garisun
Deu mal k(e)' au quer me lance.
Ne quer garir, se per vus nun,
Tant (n)ei au quer pesance.
Pur deu uus pri e sein Simun,
Ke me facez legance.
Trop s'esluinne tut (le) desir
Dunt ie quer au quer ioïr.

14 *Hs.* entente. — 18 *Hs.* ta. — 24 *Hs.* u*er*ulance.

Varianten: 12 Ne seez pa si aprise. — 15—16 Mes par uostre deboneirté Rendez men seruise. — 18 Q. ce nest. — 20 tost la r. — 21 ore ma ioie. — 22 sesualando (?).

II. Oroison a nostre dame bien belle et deuote.

(In Doppel-Schweifreimstrophen.)

Nach der Oxforder Hs. Douce 252 Bl. 24.[1])

1. J'ay vng cuer si lent (1)
Qui souuent mesprent
Et petit s'emaye.
Et le temps s'en vait,
Et ie n'ay Riens fait
Ou ie fiance aye.

[1]) Nach *Romania* XIII, 528 No. 37 und XVIII, 485 Anm. 2 noch in 11 weiteren Hss. enthalten. Gedruckt ist es von mir nach Hs. Digby 86 Bl. 110 in meiner Beschreibung dieser Hs. S. 30 ff. Die hier in ( ) beigefügten Zahlen geben die Strophenanordnung dieses Textes. P. Meyer versprach einen kritischen Text, der aber noch nicht erschienen ist.

Assez ay musé,
Et mon temps vsé
Dont i(e)' actens gref paye,
Se pour sa bonté
La flour de purté
Son filz ne m'apai(s)e.

2. Cil est folz a droit (3)
Qui assez acroit
Et petit veult rendre.
Mon cuer me decoit,
Tel present recoit
Qui me fait mesprendre.
Bien scet en muser,
En Rire, en ioër
Sa cure despendre;
Mais en bien plorer,
N(e)'en Dieu adorer
Ne veult mais entendre.

3. Mon cuer est trop vains (2)
Et vilz et vilains
Et gaiz et volages,
Il n'est mie sains,
Ains est faulz et fains,
Plain de grant oultrage.
Il est fors du sens,
De poure porpans,
De maluais vsage.
Chetif et dolent,
A mal trop entent,
Obscur et vmbrage.

4. Il veult pou veiller (4)
Et pou trauailler
Et doubte pourete,
Il veult pou prïer
Et veult grant loyer
Auoir sans desserte.
Il veult sans semner
Assez moissonner.
C'est folie aperte.
Nulz ne peut trouuer
Grant fruit sans semner
En terre deserte.

5. He dieu que feray? (5)
Commant fineray
Au iour de iustice,
Commant conteray
Au iuge tres vray
Au Roy de iustice?
Nulz conseil n'y voy,
Se ne me poruoy
Deuant celle assise.

Adonc pri(e) pour moy
La mere le roy
Pour sa grant franchise.

6. He dieu, ie commant, (6)
Pour quel hard(i)ement
Requerray (celle) [s'aïe],
Quant a essiant
Et hardïement
L'ay tant mal seruie?
Je me hasteray,
Et si lui diray:
„Tres doulce Marie,
Je m'amanderay
Et vous seruiray
Trestoute ma vie.

7. Ma Joye, m'amor, (7)
Ma vie, m'onor,
Ma pais ma lumiere
Qui de grans secours
Faire aux pechëu[rs]
Estes coutumiere,
Mon cuer maïgnié
Met en vostre pié,
Noble tresoriere.
Faictes la hitié,
Vous qui de pitié
Estes botellière!

8. Arbre de hault fru[it] (10)
Qui a nostre nuit
Aportastes ioie,
Moult ay grant de[duit]
Et seür conduit
Qui a vous se pr[oie].
Tresferme clarte[z]
Qui les esgarez
Ramenez en voye,
Ne me tresspassez!
J'auroye assez,
Se ie vous auoye.

9. Tres noble palmiers, (11)
Tres doulz oliuiers,
Plains de medecine,
Tres gentilz Rosier[s],
Soëz esglantiers
Qui n'a point d'esp[ine],
Delicieux ciprès
Qui loing giete et p[rès]
Odeur si tresfine,
Purgez m'arme adès
Et la tenez près
En vostre doctrine!

10. Pucelle Royaux, (8)
Reyne loyaulz,
Mere debonnaire,
Precïeux vaissaulz,
Esmerez cristaulz,
Plains de sanctuai[re],
Temples aornez,
Tres enluminez
De grant luminaire,
M'arme confortez,
Dame qui portez
Le doulz laictuair[e]!

11. Saphirs esmerez, (13)
[Ja]spiz alosez,
[E]smeraude pure,
[Ru]bitz alumez,
[D]yamans amez
[De] noble nature,
Chastel de refuy,
[A] vous droit m'en fuy
[C]omme a tour seüre;
[D]ame a vous m'apuy,
[De] tout a vous suy.
[O]r en prenez cure!

12. Donnez moy du pain (14)
[Q]ui fait le cuer sain,
[D]e leesse plaine,
[D]u pain sans leuain
Qui le filz Euain
A mis fors de poenne!
[Je] crie a vostre huis,
[T]ant comme ie puis,
[B]esoing m'y amene.
[G]rant y est ennuy,
[S]e planté n'y treuue
[A] si grant fontaine.

13. [Re]ndez moy l'amour (15)
[D]e mon grant seignor,
[A]uant que ie meure,
[Q]ue il toute errour
[P]our sa grant doulcour
[V]eille en moy destruire!
[G]ardez m(oy)' a la mort,
[Q]ue l'ennemy fort
[N]e me puisse nuyre!
[M]ais a seür port
[O]u i'aye confort
[M]e vueillés conduire!" Amen

III. Gebet des heiligen Franciscus.

Nach Hs. Digby 86 Bl. 26b—27a.

Vgl. meine Besprechung von Naetebus zu IIIa, 1. Ich habe mich beschränkt von den zahlreichen Entstellungen nur diejenigen zu beseitigen, durch welche die Silbenzahl und der Reim verletzt ist. Ausser Beseitigung einiger weiterer anglo-normannischer Formen des offenbar ursprünglich festländisch französischen Textes würden auch noch einige andere Unebenheiten zu glätten sein. Vorrede und Schluss sind 8-Silbner, Strophe 1—7 bestehen dagegen aus 14-Silbnern.

Cest oreisoun fist seint Franceis [l.: C. o. s. F. fist]
En l(e)' onour (de vn saluz de nostre) seignour Jhesu Crist.
Qui chescun iour les [re]dirra,
Jamès desconfès ne murra,
N(e)'en mortel pecché ne charra,
Ne mes(auenture)[aise] (cel iour) n(e l)'i auendra.

1. Aue Jhesu-Crist ki pour nous (peccheours) [jus] de cel decendistes
E de la virgine Marie [e] char e sanc preïtes
E vostre seinte deïté dedens son cors (co)m[e]ïtes
Qui deu esteiez e cre[ere](atour), veray houm(e) deuenites
E sauue sa uirginité de (la seinte) pucele nasquites
E par la porte close de soun beneyt ventre issites!

2. Aue Jhesu-Crist k(i vos)'enfer(me)tez pour (nos) peccheours receutes [1])
Fors soul pecché en nounsauer; kar tote ren seütes!
En vn berz cum vn autre enfaunz pour nous bendez geütes
[E chaud e] freid e feim e soif pour nous sire en (j)[e]ütes!
En meseise, en pouerté, douz sire, nori feustes.
Greinour ensaunple d(e)'hum(i)lité doner ne nous poeütes.
3. Aue Jhesu-Crist ki pour nous taunt grefs maus endurastes,
En veille, en ieune, en oreisoun, tout vostre cors penastes,
En trauail [et] en pouerté tout vostre tens vsates,
De mal lesser e de ben fere ensaunple nous donastes,
Qui cele haute charité [jusqu'] a la fin mostrates,
Ki de vostre saunc (27a) prescious de mort nous rechatastes!
4. Aue-Jhesu Crist qui pour nous futes pris e lïé,[2])
(E) Deuant les princes de la ley si vilement trainé,
Despoillés [i] futes souent, mal batu, (e) mout pené,
(E) Afublé du mauntel vermail, (e) d(es)'espines corouné
E vostre gloriouse face escoupé, (e) bufeté,
Entre [II] larrouns en la fin futes crucefïé!
5. Aue Jhesu-Crist, ki [pour nous] houme (peccheour) eütes si cher
Pur qui soffrites vostre cors si vilement treiter,
Vos seintes mains, (e) vos pez en croiz estendre e cloufìcher
E vostre cousté precious d(e)' vne launce percer
E. V. playes de [vostre] saunc pour nous feites seigner,
Defendez nous, sire Jhesu, de peché, (e) d(e)' encumbrer!
6. Aue Jhesu-Crist ki [pour nous] (taunt) amastes (humeine) creature,
Pour qui vous meites vostre cors en si forte presure,
Mout fu graunde la charité, parfite e douce e pure
Qui feites, pour nous peccheürs [de] souffrir mort si dure!
Cil qui ben i vod(e)roit penser, mettre i deit grant cure
De vous amer, seruir, loër sur tute (humeine) creature.
7. Aue Jhesu-Crist ki [pour moy] vos (douz) bras (pur moy) voliez estendre
En cele gloriouse croiz pur moy fere entendre,
[Douz] sire, donez moy la grace, qui ieo la sache aprendre,
Qui moun esperit a la fin ieo puise en vos meins rendre! Amen.
Qui ces saluz souent dirra,
Ja (ben) del secle ne li faudra,
(E) De ses pecchés pardoun au(e)ra,
(E) Après sa fin a deu irra;
Kar nostre seignour l'otria
Al seint houme qui li pria.

IV. Isolierter Abschnitt aus Garnier's de Pont Sainte Maxence: Vie Saint Thomas le Martyr

in Hs. Rawlison C 641 Bl. 10—13.

Der hier selbständig und anonym überlieferte Abschnitt betrifft die Gesetze Heinrich's II. Vgl. Naetebus' Verzeichnis: V, 1.

---

1) Da alle Strophen mit *Ave J.-C. ki pour nous* beginnen zu sollen scheinen, wird die Zeile schliessen müssen: *enfertez receütes.*

2) *Hs.: A. J.-C. q. p. n.* futes pris qui pour nous futes pris e lïé.

1. Se uus uulez les leis le rei Henri oïR [= ed. Hippeau S. 84.
Qu(e)'il uoleit en sun regne metre e establir [ed. Bekker S. 43.
E fere sainte iglise e garder e tenir,
Ci les poëz aprendre; kar io ne uuil mentir:
Quant seint Thumas les het, tuz les deiuent haïr.

2. Si plai sursist d'iglise en[tre] lais u letrez, [S. 85.
Entre les lais liquels doust i estre auuez,
Entre les clers liquels d'els [i] fust presentez.
En la curt le rei fust [li plaiz] fez e finez. —
Li dreiz de sainte iglise fust ilec ublïez.

3. Senz le cungié le rei ne doüst nuls duner
Iglise en tut sun fiu; bien poëz ueeir cleR: Bl. 10 v⁰.
Tut li regnes est suens, tut le deit guuerneR. —
Par cele lei poüst trestuz ensophimer
E tutes les iglises a sun dun aturner.

4. A la curt respundreient le rei clerc de tut ret,
En (la) curt de sainte iglise resereient puis tret,
La iustise le rei sereit iluec el plet,
Desordené sereient li ateint e desfet. —
A tort deit huem perir dous feiz (pur) [d']un sul mesfet.

5. Prelaz fors d'Engleterre ne personne n'alast
Senz le cungé le rei é dunc[ques] si iurast,
Ke al rei ne al regne nul mal ne purchacast. —
S(e)'einsi fust fiebles huem, dreit mès ne conquestast,
La poësté saint Piere li reis Henris gardast.

6. Ne dunassent pas guage li escumun[ï]é,
Qu'a seinte iglise fussent del mester ádrecié,
Ne mès a co qu'il fussent asols de grant pechié. —
Mult fussent a pechié li plusur deslïé,
Quant altrement ne fussent destreint par le clergïé.

7. Nuls huem ne clers ne lais lai en plèt ne mesist
Fors pardeuant l'euesque, n'iluec ne repundist,
Si leals testimoines cuntre luí n'í oïst,
Si que l'arcediacres le sen dreit n'i perdist. —
[Mès selunc cele lei nuls d'els rien n'i presist.]

8. Se cil fust tels, ke [nuls] ne l'osast encuser, [S. 86.
Dunc l'esteüst l'euesque al uescunte mustrer,
A duze hummes fereit lá uerité pruuer,
Cum a lur escïent le poreient jurer. —
Desore se deit deus á seint Piere clamer.

9. Nuls ki tenist del rei sá terre cheualment,
Ne nuls de ses ministres lur terres ensement,
Ne fust en deuïé n'en escumingement,
Se li reis ne fust mis en araisunement, Bl. 11 r⁰.
Se il fust el païs, ú él regne ensement.

10. S(e)' u*m* ne poïst le rei el païs dunc truueR,
Le p*re*laz esteüst á la iustise mustreR [1]),
Có q*u'a*l rei ápartint en la rei curt fineR,
Có q*ue* teinst al p*re*lat en sa curt termineR. —
Ki les pechiez iustise, bien en puet cunfesseR.

11, L(i)'archediacres dut les apeals ainz oïR,
D'iluec durent auant a l'*œ*uesq*ue* ueniR
E puis a l' arceuesq*ue*; s'il nes poeit furniR,
Li reis les deust fere puis [2]) en la curt deu feniR.
Ne deur(ei)ent de sa curt senz sun congié eissiR.

12. Dunc fu la curt le rei Henri m*u*lt halt ásise,
Quant súr la curt de Rume aueit la süe mise.
Dun fust tut' Englete*rr*e senz diuine iustise,
Ne de duze lignees ne fust [elle pas prise,
Se Moyses ne fust] suueraine iustise.

13. Se clerc de tenement uolsist lai quereleR,
Qu'il uolsist le lai fiu á almosne osteR,
V lais uolsist l'almosne à lai fiu aturneR,
Par duze le fereit la iustise pruueR,
Se d[e]üst a lai fíu u á almosne esteR.

14. Se d'un seign*ur* andui a tenir graentassent, [S. 87.
V clerc ú lai andui en sa curt en alassent,
Mes se dous seignurages a cel fiu áuuassent,
En la curt (le) rei Henri andui [si] en alassent:
Mes pur recunussance seisine ne lessasent.

15. Cel capitle ne deit ne clers ne lai suffriR,
De sainte iglise puet la dreiture periR
E as clers e as lais puet a perte ueniR. —
Li sermenz de duze humes puet bien [le] fíu toliR
Al seign*ur*, quant l'estued á sun hume guerpiR.

16. Sé nuls fust de castel, (u) de burc, ú de cité, Bl. 11 v⁰.
U de maneir le rei de sa demaineté,
S'a ses p*re*laz l'oüst nul de crimne encusé,
S'a lur dreites sumu*n*ses ne uenist de sun gré,
Al menistre le rei Henri fust dunc mustré.

17. E se cil ne[l] fesist de tut bien ádrecieR,
De la merci le rei l'estüest álegieR,
E li p*re*laz p[e]üst celui puis iustiseR;
Kar ainceis nel poüst nuls escumunïeR;
Mes c'um li poüst bien fere [3]) [l]'iglise uoideR.

18. Persones e prelaz tuz de la regiun
Ki tenissent del rei terre e possessiun,
Tut tennissent de lui en chief, cume barun,
A ses iugement fussent, cu*m* si altre druiun,
Tresq*ue* fust á mort d'u*m*ne ú a desfactiun.

---

[1]) L. mit den Ausgaben: *aler.*
[2]) L.: *puis fere.*
[3]) L.: *fere bien.*

19. Clerc ne deureit le lai, ne l(a)i lai clerc iugieR,
Fors á deu ne deit nuls d(e)' almosne cheuei[e]R.
E se li reis se puet a deu parifieR,
Dunc puet bien tuz les sainz del ciel lasus chacieR. —
Mes ne sai de quel part [il] uuldra deu lessieR.

20. Se deliurast el regne nuls lius, cu*m* eneskez, [S. 88.
Priorez, abeïe, ú nul arceueskiez,
Li reis en seisireit les rentes e les fiez;
Les espleiz en aureit e tendreit en ses giez,
Tant ke [li] lius sereit de pastur conseilliez.[1])

21. Qua*n*t li reis a l'iglise uuldra pastur duneR.
Kar á sa uolenté le cuuand(e)ra aleR,
Treis p*er*sones fera de l' iglise mandeR,
En cel[2]) capele cels q*u'il* uuldra apeleR
E baruns é p*er*sones i fera ensembleR.

22. Quant l'u*m* deura l'iglise sulu*n*c deu cunseilleR,
Scïence e gentelise en cuuient esluigneR; Bl. 12r⁰.
Kar [l]es[3]) baruns uuldreit li sens surueziëR,
Gentelise e ualur encuntr(e)' els rusteieR,
La poe(i)t le poi uaillant sýmonie eshalcieR.

23. Al rei fesist humage li eslit senz demuR, [S. 89.
Feelté e ligance, cum a lige seignuR,
De ses membres e de sa terrïene onuR.
La fesissent humage li serf al salneüR
Qui nul ne len fesissent sanz la croce a nul iuR.

24. Se nuls uossist lur dreiz as prelaz esforcieR,
Li reis de lui e d'altre lur fereit ádrecieR.
Se nuls par auent*ur*e poüst issi reidieR
Vers le rei, que sun dreit ne peüst p*ur*chacie[r],
Celui durent al rei li p*re*lat iustisieR.

25. Li rei deit sainte iglise e les clers mei*n*teniR,
Ne deiuent porter armes ne *gra*nt guerre furniR,
Deu deiuent q*ue*l qu'il seient e iur et nuit seruiR,
Ne deiuent pas al rei ses enemis gerniR,
Ne Franceis ne Gualeis p*ur* co de deu (de)partiR.

26. Se nuls fust el forfeit le [rei] Henri chaüz,
Ne fust en cimitere ses aueir retenuz,
N'en mustier, puis q*ue* la iustise i fust uenuz. —
Bien sai, si lerre ú fol i fust acureüz,
Mustier é cimiteres li doüst estre escuz.

27. Plet ki fussent de t*er*re, ú par fei u senz fei,
Tel plet deüssent estre tut en la curt le rei. —
De crime en laie curt par dreit pleider ne dei,

---

1) In den Ausgaben folgen hier drei weitere Strophen.
2) L. mit den Ausgaben: *sa*.
3) Hs.: *des*.

Clerc é de dette é d'él aurunt é curt e lei,
E tut cil ki d'almosne unt é uiure é cunrei.

28. Filz a uilain ne fust en nul liu ordene(ne)z
Senz l'assens sun seign*ur* de ki t*er*re il fu nez. —
E deus á sun seruise nus á tuz apelez, Bl. 12 v⁰.
Mielz ualt filz á uilain ki est pruz e senez,
Que ne fet gentilz hue*m* failliz e debutez.

29. Tel erent li capitle des leis le rei Henri. [S. 90.
Li bons pape Alisandre, Saint Thumas altresi
Les escumunïerent, tut p*ur* ueir le uu*s* dí,
[E tuz cels quils tendreient de cele hure a nul di;]
Nes deiuent pas tenir cil ki sunt deu ami.

30. As fols e als feluns i a peisible lei,
Cuntredire la deit kaschuns hue*m* ki á fei;
Kar partut despleiseit al celestiel rei.
Sun ca*m*piun en á mult eshalcé, có uei,
Ki emprist la bataille pur ueintre cel desrei.[1])

31. Si nuls pleidast de t*er*re en la curt sun seign*u*R, [S. 51 Str. 3.
Od sa gent [i] uendreit a sun p*re*merain iuR;
E se l'um li fesist de sun plai nul demuR,
A la iustise alast, si fesist sa clamuR,
Ariere reuenist od lui duí iureüR.

32. En la curt sun seignur iurast se tierce main,
Ke la curt li oüst esluigné sun dreit plain,
Par itel serement, v desleal v sain,
Alast cil á la curt al seignur plus p*ro*cein,
Tant qu'en la curt uénist al seign*ur* suuerain.[2])

33. A W[u]destoch fu la secunde ire esprise,
Pur quei li reis uers lui en grant ire s'atise;
Kar [en] Engleterre a une custume mise,
Ke laié al uescunte est par les cuntez mise,
Si est par dubleun sold par les hides asise.

34. Li barun del païs la soleient duner
A ces ki furent mis p*ur* les cuntez garder,
K'il deüssent lur t*er*res e lur hu*m*mes tenser,
Ne que nul [d'els] deüssent enpleider ne greuer.
Or les uoleit li reis á sa rente aturner. Bl. 13 r⁰.

35. „Sir[e]“ fait l'arceuesque „nes deuez [pas] saisir,
A rente ne poëz aturner n'establir;
Kar n*us* ne durru*m* pas, s'i u*us* uient á plaisir.
Mes tant u*us* pöent bien li uescunte seruir,
Ke n*us* de lur aïe ne lur deuu*m* faillir.“

---

[1]) Hier bricht die Hs. den Ausgaben gegenüber ab. Die zwei folgenden Strophen stehen auf S. 51 der Hippeauschen Ausgabe.

[2]) Die vier folgenden Strophen haben in beiden Ausgaben nichts entsprechendes.

36. „Par les oilz deu,“ fet il „tut ierent enrollé,
E uus en deuez bien faire ma uolenté;
Kar des uoz fera um, q*ua*nq*ue* nus uient á gré.“
„Par les oilz deu,“ fet il „que uus auez iuré,
Ja n(i)'aura un denier de ma terre duné.“

V. Fünf didaktische Gedichte der Hs. seld supra

Nummer 74 fol. 31—37.

1. Gebet.

Es besteht aus 12 Strophen nach der Form $a_6\,a_6\,b_6\ \ a_6\,a_6\,b_6$, und sollte bei Naetebus unter XXVI, 3 verzeichnet sein. Der anglonormannische Text ist vielfach verderbt; doch lassen sich die meisten Zeilen, welche zu kurz sind, leicht zu 6-Silbnern ergänzen.

1. [Veirs est], le seint esp(i)rit [Bl. 31 d.
A gent de queor p*ar*fit
Doune force et poër.
Trauail est [grant] delit
E tut semble petit
(A) Home de bon voler.

2. *C*il ke aime adreit
Al chemin ne recreit
[Unc] pur nul encumbrer;
Ke bien entent et veit,
Ke cel senter estreit
A joie fait entrer.

3. *J*acob suffri grant gref
Od Laban e meschef,
Quant ses berbitz garda.
Tut li sembla suëf
E le temps curt e bref
Pur Rachel q'il ama.

4. *P*ar mesme le semblant
Les bons eiment deu tant,
Ke trauail ne tristour,
Plus ke li a[ï]mant
Enpire cop pesant,
N'enpirent pur labour.

5. *K*i guerpist fe(e) *e* rente
E delit e juuente,
Ki dur est a guerpir,
E ki par bon' entente
Lest cosin e parente
E sert deu a pleisir,

6. *E* cil qe enlumine
Par sen e [par] doctrine
Ke li l*ivr*e meins set,
E ki par dicipline
Abeisse e tent encline
La char qe tut bens het,

7. *E* tient obedïence [Bl. 31 e
E ceo ke bien comence
Ne lest deske la fin,
Ne mesdit ne ne tence,
Mes par grant diligence
A tous sei fait véisin,

8. *C*il entrent al sentir
P*ar* unt couient passer
Ceux que deus a eslit,
Qui doutent enco*m*brer.
Amour fait tut leger
E tut a en despit.

9. *S*e um prutz e vaillantz,
Hardi e enp*ro*uantz
Et entrom al chemin!
Ki est bien co*m*mensant,
Deus li ert [bien] aidaunt
E bien mettra a fin.

10. *C*il qe plus [se] trauaille
Al chemin, [ja] sen faille
Plus au*e*ra merite;
[Car] fort est la bataille
E tost est la curaille
Honie e desconfite.

11. *N*'esteot escu ne launce,
Penun ne conisaunce
Porter en sel veage.
Amour e esp*er*aunce
E [bonne] en dieu fiaunce
Fait leg*er* la passage.

12. *C*il deu prie e apel
Ki le people Israel
Parmi la rouge mer
Passa suëf et bel,
San neef e san batel,
[Qu'il] nous doint bien passer!

2. Gedicht des Frère Simon de Kernerthin vom Augustinerorden über „Busse".

Das nur in unserer Hs. überlieferte Gedicht fehlt bei Naetebus, wo es unter IVa, 1 einzufügen ist, da es aus 45 einreimigen 5-Zeilen besteht. Man könnte es vielleicht *chemin de penitance* betiteln. Über den Verfasser gibt Strophe 44 Auskunft. Jedenfalls ist auch das nächste Gedicht von ihm verfasst. Sonst ist aber nichts über ihn bekannt.

1. *D*(e)' un chemin plus large assetz [Bl. 31 f.
Plus delitable e plus usetz
Vo*us* voil dire, si m(e)' entendetz,
Ou nul n'i ad ia destourbetz
P*ur* haut tertre ne p*ur* fossetz.

2. *M*ult est delitous cel chemin,
N'est san presse seir ne matin;
Burgeis, peisant, ho*m* de franc lin
Tant i passent, qe n'est ia fin.
Kant q'i entrent, vount en declin.

3. *P*ur ceo qe le chemin tient bas,
Ceux qe passent [i] sount meins las;
Mes al derein funt vn grant quas
En cel abisme ou Sathanas
Les fait chaunt*er*: alas alas.

4. *N*'est pas le chemin [trop] estreit,
Ne ennuious en nul endreit,
Li vns mangue e l'autre i beit
E se dedui(en)t od grant espleit,
Grant est la joie qe les attreit.

5. *C*[e]l chemin [ci vont] a senestre [1])
Ceux qe aiment am*ur* [2]) terestre
E ci sunt taunt seignur e meistre,
Nen(e) aiment deu ne clerk ne prestre,
Ne [querent en aultre vie] estre. [3])

6. Ne ne sent[ent] neif ne gele[e],
E ci vnt quantke lur agree.
P*ar* cel chemin funt lur jurne[e]
A cele maldite contre[e]
De sulphre e de feu enbrace[e].

7. *E* cil qe les deners amassent
E bletz [e] aiment e entassent
E pou*r*es rowent e enchacent
P*ar* cel chemin [tres]tut cil passent.
Après [il] beiuent ceo q'il bracent.

8. *M*es plusors entendunt e veient, [Bl. 32 a.
Ke il en cel chemin forueient,
Et de lour meffaiz sei recreient
Et ceo lessent q(e)' amer soleient
Et se*r*uent deu bien e obeient.

9. *A*près sunt il plus [bien] voillauntz
De faire trestous les co*m*mauntz
Ke dieu co*m*maunde a ses sergeauntz;
Kar bien part(i)ent as mendiauntz
E a dieu sunt tut entendauntz.

10. *L*a voie de joie fu plaine
Ou s(e)' aueia la Magdaleigne,
Ne senti greuaunce ne peine,

---

[1]) 5, 1 Hs.: *Cil ch. vait a s.*
[2]) 5, 2 über *amur* steht in der Hs. *honur* geschrieben.
[3]) 5, 5 Hs.: *Ne en a. v. ne querent e.*

Tut fist sa volunté demeine.
D(e)' aultre joie ne fu certeine.

11. *N*e puet perir qe deus auaunce.
Quant entendi sa meffesaunce,
De ses pecchez fist repentaunce;
De tut li fist deu delieueraunce.
Q*ua*nt vit s(a)' entente e sa creaunce.

12. *P*uis out en sei si grant amour,
Ke plus ama n*ost*re seignour.
Ke tute la greignour honour
Ke prince. Rei, emp*er*eour
Vrent al secle nut ne jour.

13. *C*eo lui monstra nostre saluere,
Quant out gusté la mort amere,
A lui vint plus tost q(e)'a sa mere
Od beau semblant, od simple chere.
Grant solaz en vt li pecchere.

14. *L*a demustra sa graunt docour,
Et cum il aime le pecchour
Ke de ses pecchez fait retour.
De repentir n(e)' eüm poür!
Al repentaunt tost [fait] socour.

15. [A] tel est honour et haltesse [Bl. 32 b.
Argent e or e grant richesse
E entre al chemin de destresse
Ke puis recreit par grant paresse
Et de furment se müe en vesse

16. *E*t (de) taunt deuent lasner e lent,
Ke de bien faire n'ad talent;
Einz se plie a chescun vent
Et de sun purpos (tost) se repent
Et tut vait par enpeirement.

17. *T*el chiet [bas] qe fust haut mountez
Et tiel mounte qe fust souz pietz.
Ne doit estre dit benuretz
Deuaunt la mort, bien le sachetz,
[Nul hom(e) qe soit de mere netz].¹)

18. *N*e tenetz ma parole a fable:
Tel ad robe furré de sable
Et vert de masre et de arable;
Quant se repent, plus est estable,
Ke tiel se fait lïer de cable.

19. *Q*uant li peccheres se dement
Et des oils plure(nt) tendrement,
La lerme fait a deu present
Ke plus fait tost acordement,
Ke de la face jus (ne) decent.

20. Li reis Daui qe deus eslut
Sei meismes adreit ne conut
Einz ke par pecché fu fundut.
E p*ur* ceo ja ne ce recruit;
Tost repenti, quant l[i]²), (ap)parut.

21. *C*il [de] Bersabé (la) femme Vrie,
Puis qe out fait sa lecherie,
Lu fist [tuer]³) par tricherie,
La femme out puis en sa baillie;
Mès osta tut [Deus] sa folie.

22. *N*e voult tantost pr*en*dre vengeance, [Bl. 32 c.
Einz atendi sa repentance;
Un prophete de grant sauance
Lui enuea saunz demorance
Ke li toli sa meffesaunce.

23. *A*l [r]ei⁴) Daui m*u*lt tost ala
Nathan, cum deu le comanda,
E la mescine od sei porta
P*ar* quei ses plaies tost sana.
Bien parut dunc, qe deus l'ama.

24. *L*i prophetes lui ad counté
De deux homes d'une cité:
„L'un fu riches e tint grant fé,
Berbitz e beofs out grant plenté,
De grant poër fu renomé.

25. *U*n aultre en la cité estoit
Si poure, qe nul bien n'auoit
Fors vn berbitz qe il peissoit;
Od lui mangea, od lui beuoit,
Ceo fu sa joie e tut soun heit.

¹) 17, 5 ist in der Hs. unten nachgetragen.
²) 20, 5 Hs.: *le*.
³) 21, 3 Hs.: *ocire*.
⁴) 23, 1 Hs.: *fei*.

26. Cil riches hom fist aturner
Pur vn soun hoste vn grant manger;
Taunt out berbitz, ne pout numbrer,
Mes vn(e) soul(e) ne fist [il] tuer,
Nel vout u nel pout endurer.

27. ***M***ult fist le chaitif qe malditz,
D(e) altri colte fist ses delitz,
V fust de grace v fust enuiz,
Al poure toli son berbitz
K'il taunt ama, cum vn son fitz.

28. ***S***ire rois, [bien] a vous appent
Faire dreitur*e* a tute gent.
Ke ert de cest(e) chaitif dolent
Ke al poure sanz jugement
Toli tut seon sustinement?"

29. ***L***i rois Daui se dedeigna, [Bl. 32d.
De respoundre tost ne targa:
„Celui qe le poure roba
Pur la berbitz quatre rendra
E puis de l[aide] mort murra."

30. ***L***i prophete ne fu pas lent
De dire al rei tut soun talent
Et dit: „Sire Reis, leaulment
Auetz rendu cel jugement;
E quant k(e)' ai dist, a vous apent.

31. ***V***ous estes roi de grant poër
Et auetz tut vostre voler;
Ami(e)s, femmes matin e seir.
D(e)' aultri tere e aultri auer
Vous ad fait deu seign*ur* e eir.

32. ***E***t dount vous vint si grant folie.
Ke vostre bon sergeant Urie
F(a)istes murdrer par tricherie
Et ainz li tollistes s(a)' amie
Et or(e la) tenetz en puterie?

33. ***E***le ert la berbitz qu'il ama
Od lui but [et] od lui mangea,
(Et) Vous estes cel(u) qe li robba.
Le jugement (a) vous auendra,
Cum vo(stre) bouche le deuisa.

34. ***V***ous estes cel(ui) dunt deus n'ad cure,
Tut plein de pecchetz e d(e)' ordure,
Ne vous faudra mesauenture
Matin ne seir ne nut oscure,
Vostre merite ert peine dure."

35. ***L***e reis Daui, quant l'entendi,
Mult humblement li respondi:
„Peccher[e] su, pas nel dedi.
Et grant peines ai deserui,
A deu pri manee e merci."

36. ***E***n si grant grace out esperaunce, [Bl. 33 a.
[Et] de [sun] queor (de bouche) fist repantence
Et de ses faiz prist grant vengeance,
Tant qe deus vit sa [grant] penaunce,
E l'en osta par sa pussaunce.

37. ***L***i prophete qe fu bon mire,
Cum le commaunda n*ost*re sire,
Li dist: „Deus ad veu ta martire,
Ne vous veot [il] trop descunfire,
P*ar*doné vous ad sa grant ire."

38. ***Q***uant Deus Daui q(e)' il out tant cher
Soffri de cheïr en peccher,
Ne deit nul [estre] en ses bens fier;
Ke le descendre est plus leger
A tute gent qe le mounter.

39. ***N***e nul ne deit deseperer
Ke si tost le veit redrescer.
Ensample deigna deu (de)-mustrer
As bons de sei humilïer
Et as malueis de (tost) releuer.

40. Deus seofre bien les bons chaïr,
K(e)' il ne pussent enorgoillir:
Ke cil qe seet dunt repentir
Plus au(e)ra uers deu son desir
Et plus puet p*ur* les mals suffrir.

41. ***K***i p*ar* pecché est al desuz,
Lors doit estre vaillant e pruz
E prïer deu qe salue touz,
Ke tost li doint pecer le[s] nuz
Dunt l(i)' out lïé cil malueis gluz,

---

¹) 35, 1 Hs.: *feis.*

42. *C*eo' (e)st li diable, li malfez
Ke par orguil fu engettez
De cel, tantost cum fu furmez,
E lancé a parfund fossez,
(E) En tenebres de grant clartez.

43. *D*e ceo a il mult grant enuie, [Bl. 33b.
Ke Jesu-Crist, le filtz Marie
Nous deigna auer (en) co*m*paignie
A cel[e] haute douce vie
K'il ad p*er*du p*ar* enticie.[1])

44. *F*rere Simun de Kernerthin,
Profès e*n* l'ordre de seint Augstin
Cil deu prïe de quer entrin
Ke as neoces Architeclin
De euue freide fist bon vin,

45. *K*e tut cil qe sunt encumbrez
Et gisent en mortel pecchez
P*ar* lui soient tost releuez,
E lour doint joie od ses priuez
Ou il est [sire][2]) et auoëz.

3. Eine Reimpredigt von Frere Simon

in 52 einreimigen 10-Silbnern.

Auch dies Gedicht ist sonst nirgends überliefert und bisher noch völlig unbekannt.

*P*ar la prïere de vn men compaignon
Ke mult aime deu e religion
De ceste secle ai fait un bref sermon,
Cu*m* il est faus e tut plain de traison.
Ne veolt mie, ke jeo dïe soun non,
Il entent bien dreiture e reson
Et ad guerpie tut le mund enuiron,
Amis, parents, rentes e garison.
Pur les chapons e pur la venison
Dont [a][3]) oüt assetz en la saison
Mangeue il or e cholet e carson,
E pur lampré [e] grant lus e samon
A grant gré prent, quant a, salé pesson.
N(e)' use mantel forré ne pelison
De escurel, de gris ne de buirun;
Sa coilte n'est mie de ciclatun,
Ne de samyt broudé d'or enuiron,
Mes d(e)' vn gr*is*enc plus poignant ke kerd[on][4])
E pur brael vs(e)'il vn dur lacun,
Desoutz les dras, nel set nul si deu non.
*I*l set rire sen dissolucion [Bl. 33c.
Od les riaunz par bon' entencion
E od (les) plurans estre en aficcion
P*ur* tous sauuer, ainz est [bons] co*m*paignon.
Al secle est en predicacion,
E quant repeire arere a sa maison,
Dunc sert il deu a grant deuocion,
Vnkes n'ama [ne] descord ne tensoun.
Il ad uers deu si grant dileccioun,
Ke tut le secle ne prise il un boton.
*K*i ceo chemin qe meine a hunison
Veolt guerpir e ceste secle felon
P*ar* unt passerent Herodes e Neron
Deskes enfer a lour p*er*dicion,
N'esteot quere nul aultre leccion
For de sa vie la conuersacion.
Bien me poet l'em tenir a [grant] bricon
D(e)' escrire a li ki est de tel renon,
[Je] ke ne su fors un simple clergeon
Enuers lui qe tut ad en [sa] bandon,
De sainz escrits le sen e la m[a]ison;
Mes de lui n'ai nule suspeccion;

[1]) 43, 5 *enticie* fehlt bei Godefroy.
[2]) 45, 5 Hs.: *seignour*.
[3]) 10 Hs.: *il*.
[4]) 18 Hs.: *kerde*.

Ke n'ad orgul en sei plus k'un asnun.
Plus est simple qe cheuril ne foün.
45. Si en cest(e) liure ai fait mesprision,
Il l'amendra par grant descrecion.
Or(e) pri(e) jeo deu, qe la sue oreison
48. Nous face auoir de nos pecchez par*don*.
Ceo [nos] doint deu qe suffri passion
Pur nous cheitifs en getter de pr*is*on!
51. E tot cil aient sa s*ai*nte beneson
Ke en memoire aient frere Simon!

4. Ein Lehrgedicht in Reimpaaren: *De courtoisie.*

Auch diesen anglonormannischen Text vermag ich nirgends wo sonst nachzuweisen. Die offenbar vielfach verderbten Verse habe ich absichtlich nicht gebessert, da es wenigstens zweifelhaft sein kann, ob alle Fehler der Überlieferung zur Last fallen. 3 statt 2 Zeilen reimen 101—103 mit einander, ohne dass sich eine beseitigen lässt oder Ausfall einer vierten Zeile zu Tage tritt.

Qui veolt oïr vne partie [Bl. 33 d.
De sens e de curteisie
3. Ore entende a ma parole!
Lessoun lui durai de bon' escole.
Il couent al p*ri*mor,
6. Qe vous soietz plein de docour
E de grant deboneretez.
Sur tute rien vous engardetz
9. De juëresce, ceo vous pri.
Quant hom(e) juré, sachetz de fi,
Ad nule male vice en cors,
12. Meintenaunt le launcera hors;
Et ceo ne quident (mie) les (fous) plusors.
Mes si (vous) voletz auer amours,
15. [A] verité pensetz tous jours
Et leal soietz en bon amurs,
Creez tous jours a franchise!
18. Jeo ne vous defend pas quointise,
Mes jamès a vostre voil
Ne vous lessetz veintre orgoil!
21. Cil q'est orgoillous,
Il quide tantost crestre tous,
Qe vnkes certes Rolland
24. Ne valut de la meité taund,
Cum il fait a soun quider,
E si ne vault mie Oliuer,
27. E plus quide estre curteis,
Ke Wawain li niez li reis
Ke vnke ne fist vilainie
30. Certes, ceo dit, en sa vie,
E plus quide estre beaus,
Qe ne fust Horn le juuenceaux
33. Ou Ypomodes esteit
Ke tute beauté aueit.
Lessetz cele vice ester,
36. Si apernetz de vous humilier!
Après estut, qe soietz sage. [Bl. 34 a.
Qe ja ne facetz outrage;
39. Mes de tute rien qe fere deuetz
Premerement vous purpensetz,
A quel chef vous p*ur*retz trere!
42. S'il est bon, bien est a fere,
S'il est mal, si le lessetz!
Si freez qe pruz et qe senetz.
45. Seietz tut jour bon crestïen,
Ametz deu sur tute rien
E vostre preome, come vous,
48. Tut soit il busoignous,
Et si ametz saint' Eglise
Leaument e le seruise!
51. Le meutz vous auendra tous jours,
E a femmes nomement;
54. Kar ceo est grant enseignement:
Dieu le prendra bien a gree
Et il nous ert bien alouué;
57. Kar de femmes vient les proesces,
Les honurs e les hautesces,
Les biens, les joies, tut a vn mot.
60. Dunc m'est auys, q(e)' il fest cum sot,
Ke de eles se fait haïr,
Ja ne verretz bien acheuir.
63. Ametz sen e leauté,

Eschiwetz folies e pecché,
E si ne parletz mie trop;
Ke jangleour tient hom a sot!
Mes quant vous vodret parler
Et vostre resoun demoustrer,
Gardetz, q(il)' i eit viue resoun
Sanz mesdit e sanz tensoun!
Issi en serretz plus duté
Plus amé e plus preisé;
Kar si tute jour jangletz, [Bl. 34 b.
Dunc s*er*retz plus auiletz.
Aquointez vous a bone gent
E p*ar*letz deboneirement,
Seruetz les petitz e les grantz
Et ap*er*netz les nounsachantz!
Et sur tute rien vous en pri,
Ke vous ne mesdïetz nulli.
Aletz partut entre la gent!
S(i)' orretz plusors enseignement;
Kar jamès, ceo bien vous affi,
Ne serretz d'une court bien nurry.
Seietz de beau contienement,
Si vous portetz mei[e]nement,
Ne trop haut ne trop bas,
Ke nul ne pusse fere ses gas!
P*er*netz garde de tute ren
Lessetz les mauls, (e) fetes le bien,
Ne seietz mie enuious,
Ne plein d(e)' ire ne coueitous,
E si nul hom(e) vous veut mesdire,
Ne sailletz mie pur ceo en ire,
Mes lessetz lui dire tut son pleisir;
Kar meutz ne li poëtz hunir!
Kant il auera tut tenté,
Il en serra pur sot clamé
Et vous pur sage tenu,
Duté, amé e cremu
Le home qe va tensaunt
E tute la gent enp*ar*launt,
De li ne vous chaut tant ne q*u*ant,
Mes celi qe se coure al queor,
De li fet il bon garder.
Ja ne verretz sage home haustif,
Ne sot, qe il ne soit mellif.
Ametz les chiens e les oisaus, [Bl. 34 c.
Et si vous les auetz bons e beaux,
Si les donetz ausi vilement,
Cum si eux ne vausissent nent!
Mes si tere deuetz doner,
Pensetz bien de l' empleer!
Si voil, qe vous ametz p*ar* amurs;
Ke vous en serrez le plus prus.
Plus ameretz les curtaisies
Et lerretz les villainies.
Plus ameretz les nectetetz,
Les ordures enchiueretz.
Mes gardez, q'en vostre vie
Ne vous auauncez de vostre a mie;
Kar si porretz vous saun faille
Perdre les eofs e la maille!
E tutes les gentils fe*m*mes del mond
A tous jours mès vous haïront,
Eschiueront vostre co*m*painie
Pur cele soule vilainie.
Ore mettez cest en vostre queor,
Si ap*er*netz de bien doner!
Vous durretz au comencement
Mangier e boire f*ra*nchement
A trestouz ceux del païs
E les beux chiuauls de pris
As chiualers vaillauntz,
E les maneres bien seauntz.
As dames durretz les fermauls,
Les ceintz de soie e les aneaux
E as beles damaiseles
Les gerlaundesches les brikes beles.
Puis si dorretz as esquiers
Gardes, Escheites e mestiers,
Eglises as clerks qe sunt sages
As sergeauns les mariages
De veue dame, quant il vous escherra, [Bl. 34 d.
Nul ne vous en blamera.
Puis si dorretz as menestreux
Beles robes e deniers,
Chapes, runcins, chauceüre
D'aultre chose ne vnt il cure.
E pur deu gardetz vous ent bien,
Ke vous ne promettez rien,
Si vous ne voilletz doner;
Kar ceo fet le fol conforter!
Et ore ne lerra, ke nel vous die,
Certes ceo est grant vileinie.
Pur deu ne vous acustumetz
D'echarner home qe vous veetz,
Tut soit il poure ou busoignous,
Ou il ne soit beaux cume vous,
Ne si pruz, ne si vaillaunt,
Ne si curtais. ne si bien chantant!
Ja pur ceo ne li escharnisetz,
Kar p*ar* escharnir, ceo sachetz,
Ne serretz alosetz ne enhausetz!
Ne li escharniour en blessetz!
Ainz vodra deu haïr

Ke trop aime escharnir.
168. E serra li escharnisour
Escharni al chief de tour.
E si vous auetz de rien bien fet,
171. Jamès par vous ne soit retret!
Ne de rien vous auauncez,
Mes proescez e taunt facez,
174. Ke tous li aultres del païs
Parougent bien de vous tut dis!
Treez vostre langue ensus,
177. Suffretz vos fetz parler p*ur* vous!
Jeo vous lou, manaces guerpir;
Kar tel manace qe n'ose ferir.
180. Si vous usetz or(e) manacé [Bl. 35a.
E vostre ire fu ja passé,
Si la parole fust siwie,
183. Hom la teudroit a vilainie.
Hunte serroit, si p*ar*ole
De prodhome fu tenu a fole.
186. Pur ceo vaut moult l'apensé;
Kar ceo ne set nul hom for de.
Quant vous aletz par le païs,
189. Le veu chemin tenetz dut dis;
Kar souent en la nouele veie
Auient pis qe venir ne deiue!
192. Ametz vostre viel compaignon!
Si fretz sens e reison,
Plus est mestrie de garder
195. Vn amy qe del purchacer.
Jammès a maueise gent
Ne vous co*m*paignetz a scïent;
198. Kar de malueis compaignon
Ne vendra ja si mal noun!
A prodes hommes vous treez!
201. Dunke quiderunt gent qe vous seetz
Sages, tut ne fusetz vous.
Tous jours ametz les beaux gens,
204. P*ar* quei estrif ne tenson
Ne pusse(tz) surdre; qe le bricun,
Qant il veit, qe il pert l'auer,
207. Tut iert ennui en son pens*er*!
Tost auera fet une folie,
Ou dit un mot par enuie,
210. Ke li aultres qe serront près
Nel mettront en obli jamès.
Le consail qe oï aueretz,
213. Pur rien qe soit. nel descoueretz!
Bien deuetz, si estes leaux,
Vostre ami garnir de ses maux.
216. Ceo qe prodhome vous dit [Bl. 35b.
Ne deuetz tenir en despit,
Ne vous ne deuetz pas tut discrere,
219. Ne après cescun dit fere,
Mes en les ditz q'om vous dit
Gardetz la reison s'il i gist!
222. E quant vous estes enresoné
Del plus jeofne ou del eigné,
Gardetz le en milu son vis!
225. E quant serront passetz ses dits,
Dunc responetz si sagement,
Ke vous ne blame nule gent!
228. Vos pietz, vos mains, taut ne quant,
Ja ne mouetz en parlaunt;
Mes de la lange soulement
231. Responetz e ceo breuement,
E quant vous vodretz beau parler,
Parletz saunz rire e saunz jurer!
234. Ne juretz mie p*ar* le corps de,
Ne p*ar* la buele, ne par le pe,
Ne par nul aultre tel serment;
237. Kar cil que jure faus souent
Il pecche en millu son frount.
E li plusors le mescrerunt!
240. E ceo vous di je bien pur moi,
Cum plus juretz, le meins vous crei.
La chose qe veü auetz
243. Ja a tort ne coueitetz!
Ki aultri chose emble enprent
Il desert, qe l'en li pent.
246. Mes de la chose qe vous auetz
E en celé vous bien paietz!
Seit ceo pouerte ou richesce,
249. Pernetz le tousjor en leesce
E mercïetz deu le tut pussant
Ke uous puet fere honur grant,
252. Le mal tolir a soun pleisir! [Bl. 35c.
A tiel seignur fet bien seruir.
Fuëtz tauernes e teles places
255. Ou surdunt mesfetz e manaces!
Kar teus sunt au matin sage
Qe al seir chaungent lur curage,
258. E ki trop beiuent entrent en rage
Parquei souent auient grant damage.

5. Li respit del curteis et del vilain.

Die Überschrift ergibt Strophe 44. Die Wendungen *Ceo dit li curteis*, *Ceo dit li vilains* sollten abwechselnd alle Strophen, nicht nur die beiden ersten schliessen. Unser Gedicht ist nicht identisch weder mit den *Proverbes del Vilain* (Naetebus LXVI, 1) noch mit den *Proverbes au conte de Bretaigne* (eb. XXXVIII, 1). Unser Text hat auch nichts mit den *Proverbes de Salomon et de Marcoul* (Vgl. Str. 46) zu thun, welche bei Naetebus unter XXV, 1 und LXVIII, 1 verzeichnet sind.

1. *C*il qe commence bien
Ne deit pur nule rien
A malueis point descendre;
Ki bien finist soun fait
A los e a pris trait
Ki reisoun set entendre.
Li beaus jours se preoue au seir, ceo dit le curtois.

2. *C*ustume est de felun:
S(i)' il ad franc compaignon,
Ke primes le losenge;
Ainz la fin ca ne la
Ja ne s'en (re)gardera,
Ke vers lui ne mesprenge.
Awe gelé en le seir se conchie, ceo dit le vilein.

3. *K*i los e pris ad cher
Ja n'eyme trop (soun) diner
Pur mustrer ne pur feindre!
Ki trop estreint ses mains
Le plus pert pur le meins;
Kar l'en puet trop destreindre.
Ki ne doune ceo k'il ayme, ne prent ceo k'il desire.

4. *L*os est e gentil pris
Et fu e ert tut dis,
Ke l'en soit debonere.
Ne deit trouer bounté
Ne grace auer ne gré
Ki bounté n'ose fere. [Bl. 35d.
A resoun pert le chïer qe soun cul estope.

5. *C*il qe franc home sert
Sun trauail ne depert,
Ainz est en bone espreoue.
A riche court par noun
Vient hom(me) a garisoun
Ke boneöur(e) i treoue.
Ki sert baroun mangue braün.

6. *S*eiez trestouz certain,
Nature est de vilein:
Ki li porte maneie
A lui fra deshonour
E *par* nun soun seignur
Haïra de mortel feie.
Gratez al vilein la coille, e il vous chïera en la palme.

7. *P*rodom en jescun eoure,
Ou il pert ou (il) receoure,
Si de s'onour prent cure,
Ne deit trop coueiter;
Kar mult fait a preiser
En tute rien mesure.
L'en puet rire et bele bouche faire.

8. *F*rancs hom se doit garder
Et haïr a moust[r]er
Vileine lecherie.
Pur rien a tort n'a dreit
Efforcer ne se deit
De fere vileinie.
Tel quide peire qe tut se conchie.

9. *P*rodom(me) en nule place
Ne crenge trop manace,
Ne orguillouse hatie!
Tel fu ja manascez,
Ke perdra pointz e piez
Ke or(e) ne se crei(e)nt mie.
Manaces ne sunt pas launces.

10. *L*'en puet bien manascer [Bl. 36a.
Pur cuard esmaier
Dunt l'en ad [grant] engaigne,

Mes ki muert pur [i]taunt
Ne vault enfin vn gaunt,
Ne n'est dreit, q'om li plaigne.
Ki p*ur* manace muert de vn estrunt soit vengiez!

11. ***P***oi vault cest jour enfin,
Qe hom soit de hault lin,
Ke ben n'ad manantise;
Kar jescun garde prent
A l'or e a l'argent,
N'i ad mot de franchise.
Meoltz vault aëouré nestre, qe des bons estre.

12. ***N***ous veom travailler
Maint filtz de chiualer
Ou failler a Richesce,
E [maint] filtz d'un vilein
A moult (?) entour le mein
Venir a grant richesce.
Plus gaigne l'un par peire, ke l'aultre par esternuer.

13. ***H***um qe trauaille moult
Et vait erraunt partout
Tut les jours de sa vie
E veit, a quei ke turt,
Ke poi de bien l'ensurt,
Moult chace graut folie.
Poure conquest praie de papillon.

14. ***N***ous veom unes genz
Ke errent hors e einz
Par Rües, (e) par chemins,
Semblant funt de trauail
Et ne vault mie vn ail,
Quant vient a la parfin.
De poi se chaufe q'en soun poing peit.

15. ***K***i busoing ad a faire [Bl. 36 b.
Ne doit purloignant traire,
Quant [vuet]*) estre a deliure;
Kar si targer purra,
Ke ja ne hitera
Mais jour k'il ait a viure.
Ki ne fait, quant il puet, ne fra, quant il vodra.

16. ***K***i praie vait trasaunt
Et lungement siwaunt,
Se aerdre puet al poing.
Vnk en respit nel mette!
Atente de une hurette
Toult meinte fietz busoing.
Taunt cume le chien chïe, curt li leure al b. . .

17. ***M***oult fait bon (di) retenir
Et de franc home oïr
Enduit de bone escole,
Ki treoue jangleour
Bien ne li ert n(e)' honour
D'auer a lui parole.
Ne al chien baier, ne a fol tencer!

18. ***K***i tence [a] bricun
Vnk nel met a reisun
D'estriuer jour q'il viue!
Hunte puet receueir
Et nul honour aueir
Ki a bricun estriue.
Ki a estrunt lute de tute pars merde enbrace.

19. ***M***oult fait riche bargaigne
Li hom qe s'acumpaigne
A leal cumpaignoun.
Cil fait male jurnee
Et tient mult fole estree
Ki se prent a felun.
Ki ad bon veisin, si ad bon matin.

20. ***L***a ou siet le medlifs [Bl. 36 c.
Et ad soun estal pris,
Ja ne faudretz d'estrif;
Kar tous jours vous plendretz
E hunt[e] receu(e)retz
De compaignon medlis.
Le cul cumpiere le visn[ag]e del cun.

21. ***M***alueisement se venge,
Aincès qe femme prenge,
Ke bien ne la purueit;
Kar puis k'i l'au(e)ra prise,
Hunir en nule guise
N'escharnir ne la deit.
Ki soun nes trenche sa face deshonure.

22. ***L***'en deit mult garde prendre
Et sagement entendre
A biel chastïement.

---

[1]) 15, 3 Hs.: *vie.*

Ki par batre chastie
Sa femme ou s(a)' amie
De lui fait sa jument.
Ki sa femme batte sa asnesse fut.

23. *K*i femme ad ou amie
Qe sonent plure e crie
Pur mounter en bajard,
S'il la lesse mounter
Pur cri de soun plurer,
Jeol(e) tieng a fol musard.
Lerme de femme afole sun bricun.

24. *Q*uant femme regner veolt
P*ar* semblent plure e doolt
Et degette les braz;
Mes ne vous soit a rien,
Lessetz la plure[r] bien!
Ja ne lui ert noalz.
Cum putein plus plure, mains pisse.

25. *D*efen[s]e qe l'en fait [Bl. 36d.
Corage a folour trait
Et tost le met en pis;
Defense met en rage
[Le][1]) queor e [le] corage
De faire soun auis.
Chose avëeie plus asauoure.

26. *E*straunge est l'auenture,
Ke femme ad tel nature:
S'ele aime folement,
Sur tute creature
La tire plus sa cure
Ou l'en plus la defend.
Plus tire cul qe corde.

27. *K*i falt a soun espeir
Et plure mein e seir
Enfauntil(le)ment se venge.
Ke tut n'ad soun desir
N'a talent n'a pleisir,
Ceo k'auer puet, si prenge!
Ki meolz ne puet od sa vieille s'en dort.

28. *F*emme est de tel corage,
Ke souent a damage
Broche e espurune;
Kar tel fault al gentil,
Quei ke soit del peril,
A vilain s'abaundoune.
Pur defaute de prodhome met l'en m*er*de en bank.

29. *K*i aime gentil chose
Eu doucur se repose,
Bien le sauetz de veir.
De bone cumpaignie
N'enpeirera l'en mie,
Ainz puet honour aueir.
Ki flur mange suëf en elt.

30. *H*om(e) k(i)' aime vilanie [Bl. 37a.
Et tient de sei preotenie (?)
Pur rien ne puet faillir,
K(e)' assetz ne creosse hunte.
Coment ke li plaiz munte,
N'en purra nient partir.
Ki en longaigne chiet conchietz s'en lieue.

31. *S*i chose auetz amé
Ke vous plaise e agree
Pour douns ou pur bealtez,
Se vous en suit p*ar* noun
En nul liu honeisoun,
Par temps vous delueretz!
Sur os (?) ne fait aporter ke beal s'en put deliuerer.

32. *S*i vous auetz sergaunt,
Culuert e deceuaunt
Ke vnc ne se chastie,
Ostetz le [tost] de vous!
Si ferretz a estrus
Manir sen qe folie.
Bone jurne[e] fait qi de merde se deliuere.

33. *S*un chier aueir par noun
Ne deit mettre abaundoun
Ki bien le veolt garder;
Kar tiel put venir sure,
Quant eise en iert e hure,
N'en purra consirer.
Aise fait larun.

34. *K*i aime netteté
Et fei e lealté
Et vers deu ad s'entente,

---

[1]) 25, 5 Hs.: *Et.*

Ja ne voit tastonant,
Ne trop asultiuaunt
Ne sorur ne parente!
Vit red ne porte fei.

35. *H*ome q'[ōent][1]) escritz [Bl. 37 b.
Prouerbes e beaux ditz
Bien a retenir funt.
Ki seit plus iert amé
Cheri e honuré,
Quant sage gent l'orrunt.
Beal prouerbe fait a retenir.

36. *H*om(e) qe olt vilainie
Et orde lecherie
Vnk(es) n'i mette sa cure!
Ne funt a retenir,
N'a franc home a oïr
Les paroles d(e)' ordure.
Cum l'en plus fule la merde,
plus pu[e].

37. *H*om(e) qe grant sens despent
En ceaux nomeement
Ke nel vunt entendant,
Quant tut aura bien dit
Et prouerbe e respit,
Cil s'en irrunt gabbaunt.
Pur nient porte l'en moneie ou
ele n'esconte.

38. *F*este[2]) fait a chaunter
E grant sens a moustrer
A ceux qe bien l'entendent
Et ne mie a estrus
A ceux vilains boistus
Qe pur sen estrunt (nus) rendent.
Soun allelue auile qi al cul du
beof le chaunte.

39. *Q*i pleiser veolt aultri
Rien ne face d'ennui
En oueraigne, n'en dit!
L'en puet taunt rioter
Une chose e cunter,
K'ele iert tut en despit.
Beau chaunter ennuie.

40. *C*eo vei souent venir: [Bl. 37 c.
Tel deduit a pleisir
Dun l'en plus n'[i] ad cure;
Kar jeu va enpeiraunt
Et a ennui turnaunt,
Ki ne garde mesure.
L'en puet taunt cul grater,
ke la pel s'en irra.

41. *H*um(e) qe vous fait bunté
Bien en deit auer gré
Et graces deuetz rendre.
Moult porte queor vilein
Et trop [a] estreit mein
Ke rien ne seet fors prendre.
Bounté aultre quert e colee
sa per.

42. *K*i mal sent en l'eschine,
En dos ou en peitrine,
En queor ou en pomun,
Bien deit suffrir vn jour
Haschee e fort estur
Pur auer garisoun.
Fort cuntre fort, ceo dit la
vielle, si chia countre le vent.

43. *N*ature mult ferm lie
Et moustre sa mestrie
La ou soun regne tient.
Ne blametz vilein mie,
S'il dit sa vileinie!
De nature li vient.
Frut preoue bien, de quel
arbre il est.

44. *L*i respit del curteis
E del vilain pusneis
En cet liu sunt fini.
Li curtais ke trait sus
Et vilain qe chiet jus
Mult se deseiurent ci.

45. *S*eignours n'esmerueilletz
N(e)' a mal ne me jugetz
Chose q)e)' auétz oïe!
Parler orretz tut dis
Solunc ceo q'ad apris
Vilain de vilainie.

46. *M*arcus e Salomun
Ceste desputeisoun
Jadis entre eux fesoient;
Mais tut [a] dit Marcus
Laiz respiz e hidus,
Ne purqant sens auoient.

---

1) 35, 1 Hs.: *qe olt en.*
2) 38, 1 Hs.: *Ceste.*

47. *T*ut soit respit suillé,
Sens (i) puet auer mucé.
L'en aprent par mesure
En meint gab(e) sens e biens,
Cum l'en treoue or(e) en fiens
Ki biens i met sa cure.

48. *V*ous seignurs escoimus (?)
De gros respitz cosous
Ne me sachetz malgré!
Cupes en vois bataunt,
Et dirron aïtaunt:
Tu autem domine!

VI. Ein anglonormannisches Lied über Freundschaftspflichten.

Das nachstehende bisher meines Wissens noch ungedruckte Lied nach der Form $\underset{8}{a}\,\underset{6}{b'}\;\underset{8}{a}\,\underset{6}{b'}\;\underset{8}{a}\,\underset{6}{b'}\;\underset{8}{a}\,\underset{6}{b'}$ findet sich in der Mischhandschrift des Oxforder Corpus Christi College No. 154. Die Schrift scheint noch dem 13. Jahrhundert anzugehören. Reim und Silbenzählung beweisen die anglonormannische Herkunft. Meine Abschrift rührt ebenfalls aus dem Jahre 1870 her.

I.

Cil qui voldra oïr mun chant [S. 400 Sp. 2
En sun quer se remire,
Se il en feiz ou en semblaunt
Bien tuche a la matire!
D'une chancun en [plain] romaunz
M(e)'orrés, [les moz] descrire,
La lescun as lēaus amaunz
Ws comence a lire.

II.

Maint hoem quide auer ami
Conquis en sa richesse
K'assez tost l'auera guerpi,
Si vient puis en destrece;
(E) Primes l'auera escharni
Pur sa grande largesce.
Si nul ws a de tel serui,
Ne creez sa pramesse!

III.

Si toen ami as esproué,
Ne li deis pas offendre;
Mes seez d'une volunté!
Grauns biens en (en) purrez prendre.
Ne seez pas de li greué,
Ke k(e)' hoem te face entendre!
Car meint hom(e) quide auer troué
Ke puis li estoet rendre.

IV.

S'il t'auient, ke hei[e]s mestier
De consail ou d(e)' aïe,
Nel deis pas a [tres]tuz mustrer,
Taunt a el siecle enuie.
A ton ami n'estot celer
Tun consail ne ta vie;
Car s'il te poet de rien valer,
[Jl] ne te faudra mie.

V.

Ou(e) vot*re* bon ami tenez! —
Ne deuez pas retraire —
E lealment li consailez,
Cum leaus amis deit fere!
E not*re* consail li mustrez! —
A li ne deuez teire —
Si lealment ws entreamez,
[Que] l'uns pot l'autre crere!

VI.

Si votre ami vot mesaler,
La mein li deuez tendre.
Ne li soeffrez [le] soen voler,
Si li poëz defendre!
Mes bel li deuez chastïer [S. 401 Sp. 1.

[1] 14 Hs.: *grant.*

E entre ws reprendre,
Com ws me[es]mes l'eez cher
E seez de li tendre.

VII.

Si ws öez de uotre ami
Parler par auenture,
Ne deuez mettre en ubli
De praiser sa porture.
Les biens li dïez detrés li,
Deuaunt li a mesure!
Car lossenger e leal ami
Diuersent par nature.

VIII.

Entre amis seit owelté
[E] senz e curtesie,
[E] amur e humilité
E tele *cum*panie,
Ke taunt me voilez de bunté
De solaz e d'aye,
Com voliez, ke feisse, si jé
Eüsse grant mestrie!

IX.

Uncor y a en fin amur
Mut tres bele paree
Par unt se passent li plusur
Dunt ja n'ert reguardee.
Si votre ami est en dolur
En plai ou en melee,
Nel guerpissez a deshonur
Pur coup ne pour colee!

X.

Votre ami [mult] cherisez,
Si [vus] m'en volez crere,
De nule rien ne li prïez
Ke bien ne puisse fere!
Car s'il ne fet, ws meserrez,
Quant s'en estoet retreire,
E s'il meffet, ws meserrez;
Car ceo fet pur ws plere.

XI.

Uncore j a en la lescun
Un petit plus a fere:
La priueté ton compaignun
Ne deis tu pas retraire,
Seon consail — c'est confessiun —
Assez en deis tu teire.
Si taunt li feïs traïsun,
Enviz ws poet hom crere.

XII.

Si votre ami est eu pecché, [Sp. 2.
Quei nus autre en die,
Tut sachez ws la uerité,
Nel descouerez mie!
Car maint hom fus plus auilé,
Si l'em seust sa folie,
E meint hom pecche en priueté
Ke puis prent bone vie.

XIII.

Or ai mustré vn petit pas
Ou amur est fundee.
En ce uers trouer [le] porras,
Si tu l'as bien gardee.
A ton ami ne di[es] pas,
Quant k(e)' a soen quer agree,
Mes ceo ke sen honur verras!
S(i)'en ert amur paee.

XIV.

Or pri a tuz e lais e clers,
Si ne m'en chaud ki l'oye,
Ke nul ne punge le trauers
De fin amur verrai[e];
Car leal quer n'est pas diuers,
Einz eime dreite voie.
Le *tu autem* est en ce uers.
Li respuns seit de joye!
Amen.

VII. Verse über das Jenseits.

In einem lateinischen Traktat *De vitiis et virtutibus,* welchen die Hs. 83 des Balliol College in Oxford (168 Folioblätter, Schrift des 14. Jahrhunderts) enthält, finden sich im 71. Kapitel auf Bl. 166 r° Sp. 2 nachstehende 14 anglonormannische Zeilen über das jenseitige Leben:

Chescun auera de autre bien
Si graunde ioie come del soen,
Mult y auera grande beauté
Des angels et del humanité.
Chescun taunt de joie auera,
Que ja plus ne coueytera;
Kar chescun auera verement
Dampnedieu a son talent.
Assez auera joie et ducur
L'alme que veit son creatour.
Et la joie touz auerunt,
De luy soul receyuerunt;
Mes qui pluys luy auera amé
Pluys clere verra sa deité.

Ebenso sind dem letzten Kapitel auf Bl. 167 ro. Sp. 1 noch 6 weitere Zeilen eingefügt:

Bien poet dieu per voler
Ou solement per poër
Les almes deliuere[r] del felon;
Mes pour nous doner acheson,
Ke nous le dussom le pluys amer
Voleit pour nous la mort suffrer.

E. Stengel.

Zur Geschichte der Entwicklung der Artursage.

Im Jahre 1888 veröffentlichte Pio Rajna in der *Romania XVII*, S. 161 ff. einen Aufsatz: *Gli eroi Brettoni nell' onomastica Italiana del secolo XII*, welcher einen interessanten Beitrag für die Erklärung der Verbreitung der Artursage lieferte. Er weist an der Hand von Urkunden nach, dass der Name „Artur“ schon im Jahre 1090 als Taufname in Pavia vorkam. Aus dem Heiligenkalender konnte der Name nicht genommen sein; Nennius, bei dem sich zum ersten Male — in seiner *historia Britonum* § 56 — ein *Arturus dux belli* erwähnt findet, dürfte wohl kaum um jene Zeit in Italien bekannt gewesen sein; wenn aber vielleicht doch, so wäre das Wenige, was dort über den Träger dieses Namens gemeldet wird, kaum genügend gewesen, den Namen von Mund zu Munde bis nach Italien zu tragen und ihn dort volkstümlich zu machen. Das Buch Gottfried's von Monmouth, die *historia regum Britanniae*, worin die ganze Geschichte vom Hofe des Königs Artur, von den an demselben versammelten Rittern, von ihren und des Königs Heldenthaten fertig ist, war damals noch nicht geschrieben — sie entstand erst um 1140 —, und die Quelle zu diesem Buche, von welcher Gottfried in seinem Buche (lib. I, 1) sagt: „*Obtulit Waltherus quendam Britannici sermonis librum vetustissimum, qui a Bruto primo rege Britonum usque ad Cadwaladrum filium Cadwallonis actus omnium continue et ex ordine perpulchris orationibus proponebat*“ ist nach eingehenden Untersuchungen G. Heeger's und H. Zimmer's eine Erfindung Gottfried's. Ersterer beweist in seiner Schrift: *Über die Trojanersage der Britten*, München 1886, S. 30 ff., dass von den Handschriften, welche Brutus oder Bruto zum Urenkel des Äneas machen, keine älter als das 12. Jahrhundert, der Superlativ *vetustissimus* also jedenfalls eine Übertreibung Gottfried's sei. Er geht noch weiter und nennt das Buch (*a. a. O.* S. 70) „eine dreiste Lüge.“ Zimmer

sagt in dieser *Zeitschrift*, XII, S. 256: „Dieser *liber Britannici sermonis vetustissmus*, von dem Gottfried's Werk eine Übersetzung sein will, ist natürlich eine Flunkerei Gottfried's.“ Es lässt sich also auch nicht annehmen, dass diese alte Quelle in Italien bekannt gewesen sei. Das Volk in Italien musste also schon auf irgend eine andre Weise Kenntnis von dem Heldenkönige Artur erhalten haben. P. Rajna spricht nun die Ansicht aus, dass französische Spielleute die Vermittler gewesen seien; schon die Form der Namen, wie sie in Italien vorkomme, deute nur auf Frankreich als Quelle hin. Er weist den Namen in neun Dokumenten aus den Jahren 1112 bis 1195 nach, und die Form ist jedesmal *Artuxius*, *Artuisus*, *Artusius*, *Artusus*. Diese Formen könnten nicht aus einer lateinischen Quelle überliefert sein, denn dann würden die Formen *Arturius* oder *Arturus* lauten; die in seinen Urkunden vorkommenden Formen müssten aus der französischen Form *Artus* mit *s* stammen. Da nun diese italischen Namen aus Urkunden aus Cremona, Ravenna und besonders Pavia stammten, welch letzteres an der grossen Heerstrasse von Frankreich nach Italien lag und Sammelplatz für fahrende Leute, Sänger und Pilger war, so sei es wohl sehr wahrscheinlich, dass auf diesem Wege der Name Artur nach Italien gelangt sei und wegen der herrlichen Thaten, die sich daran knüpften, rasch volkstümlich geworden sei.

Die Namen der übrigen Arturritter kann er erst aus späterer Zeit nachweisen. Aber es ist auch wohl erklärlich, dass der Name Artur, um den sich ja alle Heldenthaten drehten, zuerst und allein beim Volke beliebt wurde.

Die Idee P. Rajna's, aus dem Vorkommen der Arturnamen in den Urkunden Italiens auf die Heimat der Artursage und ihre Entwickelung und Verbreitung zu schliessen, habe ich auf die Bretagne, das kymrische England und die diesen zunächst liegenden französischen bezw. englischen Landstriche übertragen. Denn wenn der Name Artur in Italien schon um das Jahr 1090 nicht mehr fremd und als Personenname schon volkstümlich war, woraus sich schliessen lässt, dass sich um jene Zeit die Sage vom Könige Artur schon bis dorthin ausgedehnt hatte, um wie viel mehr muss dann der Name in jenem Lande in Gebrauch gewesen sein, woher er stammte? Denn es steht wohl ausser allem Zweifel, dass dasjenige Volk, dasjenige Land, welches den König Artur als seinen Nationalhelden feierte, welches ihn mit einem solchen Ruhmeskranze umwob, wie es mit seinem Namen geschehen ist, welches ihm die Krone der Unsterblichkeit verlieh, auch seinen und seiner Ritter Namen den Kindern mit Vorliebe beigelegt haben wird.

Ich schicke voraus, dass es nicht darauf ankommt, alle in irgend einem Arturromane vorkommenden Namen in den Urkunden zu sammeln, dabei ganz nebensächliche Personen, die nie berühmt und volkstümlich geworden sind; denn nur die berühmten Hauptpersonen haben für uns Beweiskraft. Die sichersten Belege für die Namen finden sich natürlich in Urkunden; und so habe ich denn auch zum grössten Teile solche Urkundensammlungen benutzt, und zunächst diejenigen durchsucht, welche mir aus den verschiedenen Teilen der Bretagne zugänglich waren. Ich beginne mit denen des Klosters von Redon in der Diözese Vannes. Dieselben sind gesammelt in der musterhaften Ausgabe des

1. *Cartulaire de l'abbaye de Redon en Bretagne, publié par M. A. de Courson, 1863, Paris.*

Von dem Kloster ist heute nur noch die Abteikirche erhalten in der Stadt Redon, die den Hauptort eines Arondissement im Departement Ille-et-Vilaine bildet. Sie liegt an der Mündung des Oust in die Vilaine und an dem Kanal von Brest nach Nantes. In jenem Kloster finden sich Urkunden aus den Jahren 866—877, in denen der Name Artur erwähnt ist. Dieser Urkunden gibt es fünf aus den Jahren 866, 868, 878, und die beiden andern aus 861 oder 867. Es war Herrn de Courson jedenfalls unmöglich zu unterscheiden, ob in den Originalen „1" oder „7" stand, nicht nur bei diesen zweien, sondern bei allen Zahlen, bei denen „1" oder „7" in Frage kam.

Die Urkunde aus dem Jahre 866 ist eine Schenkungsurkunde, wie denn die Mehrzahl derselben solche sind. Es ist ja eine bekannte Thatsache, dass man in jener Zeit glaubte, mit dem Jahre 1000 sei das Ende der Welt gekommen.

Um sich nun einen gnädigen Richter zu verschaffen und einen Sitz im Himmel zu sichern, schenkten viele ihr Hab und Gut oder Teile desselben dem Kloster. Der Anfang der meisten Urkunden lässt dies deutlich erkennen:

Mundi termino adpropinquante, ruinis crebrescentibus, jam certa signa manifestantur; idcirco ego, in Dei nomine Salomon, considerans gravitudinem peccatorum meorum et reminiscens bonitatem Dei dicentis: Date elemosinam et omnia munda fiant vobis; si aliquid de rebus nostris locis sanctorum, vel substantiae pauperum conferimus, hoc nobis procul dubio, in aeterna beatitudine retribuere confidimus; ego quidem Salomon, de tanta misericordia et pietate domini confisus, per hanc epistolam donationis donatumque in perpetuum esse volo in monasterio Sancti Salvatoris in Plebelan, ubi corpus Uuenbrit meae conjugis sepultum jacet et Conuuoioni abbati et monachis rotonensibus, ubi (sic) Deum colentibus

et regulam sancti Benedicti exercentibus, quod ita et feci, id est, donavi eis Macoer, que alio nomine vocatur Valium Medon, sitam in pago redonico etc. etc. Es folgt noch die Angabe alles dessen, was zu Macoer gehört. Die Urkunde endet mit der Aufzählung derer, welche dieselbe ausgestellt haben, und derer, welche bei der Abfassung zugegen gewesen sind: *Factum est hoc. II. Feria, II. idus augusti, in aula que vocatur Hegedobert, regnante Carolo rege, regnante supradicto Salomone Britanniam in anno nono sui principatus, coram multis nobilibus viris, qui ibi aderant, qui viderunt et audierunt. Signum Salomonis, qui dedit et firmare rogavit; X Bran; X Riuuallon; X Uuicon; X Urscant; X Arthur* [1]); *X Pirinis u. a. u. a.*

Dieses ist die Urkunde aus dem Jahre 866, um welche Zeit Karl der Kahle in Frankreich regierte (843—877). Auch die Angabe bezüglich des Königs *Salomon* ist richtig. Dieser trat die Regierung an im Jahre 857 und regierte bis 878. Das neunte Jahr seiner Regierung ist also 866, das Jahr, in welchem die Urkunde abgefasst wurde.

Hier ist also ausdrücklich der Name *Arthur* erwähnt. Es ist der Name eines *nobilis*, eines Ritters in der Umgebung des Königs *Salomon.* Dass der *Arthur* sich nicht nur zufällig bei dieser Gelegenheit in dem Palaste des Königs befand, sondern nebst den andern erwähnten Rittern die ständige Umgebung des Königs bildete, wird klar, wenn wir den Schluss der Urkunde des Jahres 868 betrachten. Diese letztere, welche berichtet, wie der Abt *Ritcandus* einen gewissen *Alfret* bei dem Könige *Salomon* anklagt, weil er . . . *monachiam Sancti Salvatoris injuste sub censu quasi per vim tenebat;* . . . schliesst mit den Worten: . . . . . . *ante Salomonem regem tocius Britanniae praesentibus, ejus nobilibus ducibus et optimatibus, qui hanc redditionem*

[1]) Was die Schreibung des Namens Arthur mit *h* betrifft, so findet derselbe sich in den bretonischen Urkunden immer in dieser Form. Ichwerde bei allen Namen dieselbe Form wiedergeben, welche sich in den betreffenden Urkunden findet. Herr Prof. Zimmer, dem ich eine Reihe der wertvollsten Mitteilungen über Celtica schulde. sagt über jene Schreibweise Folgendes: „In den breton.-kymrischen Schreibungen Arthur bezeichnet *th* einen aus *t* hinter Consonanten entstandenen Laut, wie ags. þ, heute tonloses engl. *th.* Wenn man bedenkt, dass die heutigen Iren — auch die anglisierten, die kein Irisch verstehen —, denen der Laut in ihrer Sprache fehlt, einfach *t* sprechen — *thirty* und *dirty* unterscheiden sich im irischen Munde im Anlaut nur als Tenuis und Media — wenn man bedenkt, dass die Iren im 9./10. Jahrhundert die nordischen und ags. þ einfach immer mit *t* geben, so ist klar, dass in dem Laut þ *(th)* der Charakter als Verschlusslaut vorklang und vorklingt. So ist also *Artur* bei Franzosen und Iren Wiedergabe des bretonischen resp. welschen *Arthur,* wie in bretonischen und welschen Quellen geschrieben ist.“

viderunt et audierunt, et inde testes fuerunt, quorum ista sunt nomina: Salomon, Alfret etc. Arthur testis, Bran testis etc. etc.

Die Annahme, dass der König beständig edle Ritter und Vornehme in seiner Umgebung hatte, welche seinen Rat bildeten, scheint also wohl gerechtfertigt. Sie wird zur Gewissheit, wenn wir Herrn de Roujoux glauben dürfen, der in seinem Buche: *L'histoire des rois et des ducs de Bretagne*[1]) I., 390 pag. sagt: Il (Salomon) se hâta d'appeler à son conseil pour le compléter, quelquesuns des officiers de sa maison et des gens d'église . . .

Der Arthur der Urkunde aus dem Jahre 866 und der aus der Urkunde von 878 sind wohl dieselbe Person; denn beide Male werden sie beim Könige *Salomon* gesehen, und im grossen und ganzen stimmen auch die anderen angeführten Zeugen in beiden Urkunden überein.

Im Rate des Königs konnten aber nur erfahrene Männer sitzen, und so können wir wohl dem Arthur ein Alter von 30 bis 40 Jahren zuweisen. Er hätte demnach in der Zeit zwischen 826—836 seinen Namen erhalten. Also um das Jahr 830 kannte man schon den Namen Arthur.

Die dritte Urkunde berichtet über eine Schenkung des Königs Salomon an das Kloster von Redon, nämlich das Landgut Granbudgen. Die Schenkung wurde vollzogen in dem Palaste Barrech und zwar wiederum in Gegenwart vieler Zeugen, unter denen auch Arthur erwähnt ist.

Die vierte Urkunde ist bei einer ähnlichen Gelegenheit abgefasst worden. Der König Salomon schenkt dem Kloster von Redon das Landgut Bronbudien, wieder in dem Palaste Barrech, wiederum in Gegenwart vieler Zeugen, unter denen sich Arthur befindet.

Die dritte Urkunde nun zeigt das Datum des 9. Juni 861 oder 867 und die vierte das des 8. Juni 861 oder 867.

Ist aber anzunehmen, dass der König an zwei aufeinanderfolgenden Tagen desselben Jahres solche Schenkungen vollzieht? Soll er den Abt und die Mönche, die auch unter den Zeugen erwähnt sind, am 8. Juni zu sich kommen lassen, um ihnen Granbudgen zu schenken, und am folgenden Tage sie nochmals berufen, um ihnen Bronbudien, das zweite Landgut, zu

---

[1]) Anmerkung: De Roujoux stützt sich in seinem Buche auf Gildas, Heinrich von Huntingdon, Dom Morice: *Hist. eccl. et civ. de Bretagne*, Le Baud: *Hist. de Bretagne*, *gesta regum Franciae*, *vie de S. Salomon*, Lobineau: *Histoire de Bretagne* u. s. w., die er selbst als Quellen angiebt. An dieser Stelle stimmt er mit Lobineau überein, *Hist. de Bretagne*, I., Paris 1707, S. 66.

überweisen, grade als wenn es ihm über Nacht eingefallen wäre, dass er am vorigen Tage seiner Freigebigkeit allzu enge Grenzen gesetzt hätte? Wir können in der Urkunde wohl mit ziemlicher Sicherheit also einmal 861 und einmal 867 voraussetzen, zumal De Courson ja auch zugiebt, dass man 1 und 7 aus der betreffenden Ziffer lesen könne.

Nehmen wir nun das Alter von 30—40 Jahren an für den Arthur, so hätte er zwischen 820 und 830 den Namen Arthur bekommen; eventuell war also 820 schon der Name Artur als Personenname im Gebrauch.

In diesen vier Urkunden war der Arthur dieselbe Person. Aber er ist nicht der einzige Träger dieses Namens in jener Zeit. Von einem andren Arthur ist in einer Urkunde aus dem Jahre 878 die Rede. Ein Fürst Alan, der von einer schweren Krankheit genesen ist, schenkt zum Danke für diese göttliche Gnade dem Kloster von Redon das Gut Rouuis. Bei dieser Gelegenheit ist unter andren Zeugen auch ein Arthur genannt.

Jener früher erwähnte Arthur ist es wohl nicht. Denn 874 wurde Salomon infolge einer Verschwörung ermordet. An der Spitze der Verschwörung standen Urfean und Pastenthane, zwei Verwandte. Als Salomon 874 zu gunsten seines Sohnes abdanken wollte, berief er jene Versammlung, von der oben schon einmal die Rede war, und hielt an die versammelten Ritter eine Ansprache. Von dieser sagt Roujoux in seinem Werke: *Cette allocution produisit peu d'effet sur l'assemblée: Après quelques protestations forcées du respect, de fidélité, de dévouement, elle se sépara sans avoir rien promis.*

Die Ritter zeigen sich also offenbar schon als Anhänger der Verschwörung. Es ist nun wahrscheinlich, dass auch Arthur, wie alle andern Ritter, sich nach Salomons Tode in das Lager eines der beiden Verschwörer, des Urfean (Urfean war sehr beliebt) oder des Pastenthane, begeben habe, und zwar wahrscheinlich in das des ersteren. Möglich wäre ja auch, dass er sich keinem der beiden angeschlossen hätte. Dies angenommen, würde er sich aber kaum in das Gefolge eines kleinern Fürsten begeben haben, da er ja selbst Fürst und Ratgeber des Königs war. Es bietet sich gar kein Anhaltspunkt für die Annahme, dass auf jener oben erwähnten Versammlung ein Ritter und zwar Arthur dem Könige Salomon eine bessere Gesinnung entgegengebracht habe, als die andern Ritter; im Gegenteil scheinen — nach obiger Stelle zu schliessen — alle gegen den König gewesen zu sein; und dann ist anzunehmen, dass Arthur sich dem Urfean oder Pastenthane, nicht aber einem kleinen Fürsten Alan angeschlossen habe.

Sehr wahrscheinlich haben wir also in der Urkunde des

Jahres 878 einen zweiten Arthur, der auch zwischen 830 und 840 seinen Namen erhalten haben dürfte.

Die letzte Urkunde, in der Arthur als Personenname gebraucht ist, trägt die Jahreszahl 851 oder 857. Sie erzählt von einer Versammlung, auf welcher der König Erispoe, der Vorgänger Salomons, dem Kloster von Redon das Recht, den Abt nur aus der Mitte der Brüder oder einen Fremden nur mit Stimmeneinheit zu erwählen, weiter bestätigte. Roujoux sagt in seinem Werke ausdrücklich, dass schon der Vater Erispoes dieses Recht dem Kloster einräumte. Wenn sich nun die Mönche bei Erispoe dieses Recht erneuern liessen, so werden sie das doch wohl im Anfange von dessen Regierung gethan haben und nicht erst nach 6 Jahren. Erispoe trat die Regierung 851 an und wurde 857 ermordet. Zudem erwähnt Roujoux auch diese Erneuerung des Privilegs unter dem Jahre 852. Wenn wir nun noch wissen, dass Erispoe von 853—857 gegen die norwegischen Piraten, die in sein Land eingefallen waren, fast ununterbrochen im Felde stand, sich also wenig mit den innern Angelegenheiten beschäftigen konnte, so können wir wohl mit Sicherheit behaupten, dass hier das Jahr 851 gemeint ist. Als die Mönche obiges Gesuch an Erispoe richteten, gab er nicht sofort seine Zustimmung, sondern liess, wie Roujoux berichtet, den Fall zuerst von einer hohen Versammlung von Bischöfen und Angesehenen des Landes prüfen. Auf dieser Versammlung wird auch ein Arthur erwähnt. Ob dieser der früher erwähnte war oder eine andre Person dieses Namens, möge dahingestellt sein, ich habe keine sicheren Gründe dafür oder dagegen. Nur das ist klar, dass, wenn wir dem Träger dieses Namens das Durchschnittsalter von 30—40 Jahren geben, wir den Namen Arthur also schon um das Jahr 815 haben.

Ausser dieser Form *Arthur* finden sich in den Urkunden dieses Klosters noch folgende:

Arthuiu, *Arthueu*, *Arthuuiu*, *Arthuueu*, *Arthuuius*, *Arthbiu*, *Arthuuolou* und *Arthuuuio*.

Nach Pio Rajna ist die lateinische Form von *Artur Arturus* oder *Arturius;* es ist nun auffällig, dass sich dieselbe in keiner von den Tausenden lateinischer Urkunden, die ich im Verlaufe meiner Arbeit durchgesehen habe, findet, ebensowenig wie die Form *Artusius*, die er in den Urkunden von Italien fand, und die aus dem französischen Nom. *Artus* gebildet ist. Während man nun die meisten Eigennamen in den Urkunden latinisierte, soll man da bei dem Namen *Artur* — von dem ja die lateinische Form *Arturus* auf der Hand lag und später auch gebraucht wurde, — nie eine Latinisierung versucht haben, die gerade wegen der römischen Namensform *Artorius* selbstverständlich gewesen wäre?

Arthunolon	Urk.	71	aus d. Jahre	853—864	genannt	*presbyter.*
	-	161	-	850—866	-	*testis.*
	-	188	-	838—848	-	-
Arthueu	-	3	-	834	-	*presbyter.*
	-	29	-	832—68	-	*fidejussor.*
	-	71	-	853—64	-	*Nobilis.*
	-	121	-	846	-	*testis.*
	-	156	-	834	-	-
	-	32	-	857—68	-	-
	-	284	-	1051—60	-	-
Arthuiu	-	7	-	833	-	*X. testis.*
	-	10	-	833	-	-
	-	12	-	834	-	-
	-	15	-	ca. 840	-	*donans.*
	-	19	-	860	-	*testis.*
	-	96	-	867	-	*fidejussor.*
	-	124	-	832—40	-	*scabinus.*
	-	162	-	854	-	*testis.*
	-	165	-	832—35	-	-
	-	183	-	845—60	-	*donans.*
Arthuuius	-	45	-	?	-	*donans.*
	-	53	-	846	-	*testis.*
	-	157	-	860	-	*donans.*
Arthuuiu	-	47	-	882—99	-	*testis.*
	-	58	-	838	-	*fidejussor.*
	-	155	-	830	-	-
	-	162	-	854	-	*Nobilis.*
	-	182	-	833	-	Pächter.
	-	199	-	826—34	-	-
	-	212	-	814—21	-	*testis.*
	-	215	-	860	-	-
	-	261	-	874—76	-	*(jurans.)*
Arthuueu	-	63	-	863	-	*Nobilis.*
	-	148	-	838—39	-	*fidejussor.*
Arthuuuio	-	181	-	834	-	*emptor.*
Arthbiu	-	192	-	826—840	-	*testificans.*
Artum	-	313	-	1100: *plebs quae vocatur Artum*		

Sollten diese Formen mit dem Namen Artur nichts zu thun haben? Herr Prof. Zimmer — dem ich herzlich für seine grosse Freundlichkeit danke, mit der er mir auf verschiedene Fragen Auskunft erteilte — antwortet auf diese Frage mit „nein“. Er erklärt dieselben als Composita aus *Arth* „Bär“ und — *biu* — *lon* u. s. w. Auch *Arthur* habe man auf dieses Wort *Arth* zurückgeführt. So findet sich *(Monum. Hist. Brit. 73 B, Cap. LXIII)* in der zweit-

ältesten Nennius-Handschrift (einem Ms. auf der Bibliothek zu Cambridge aus dem Ende des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrhunderts) folgende Erklärung: *Artur Latine translatum sonat ursum horribilem vel malleum ferreum, quo confringunter molae Leonum.* Gegen den ersten Teil des Namens lässt sich also nichts einwenden; „aber, sagt Zimmer, dann lässt sich *-ur* weder als zweites Compositum, noch als Ableitungsendung erklären“. Aus diesem Grunde fasst er *(Gött. Gel. Anz. 818 Anmerkung)* Artur als Fortsetzung eines römischen Namens auf, *(Artor, Artorius)* wie zahlreiche ältere britannische Namen, besonders der Sage z. B. *Constantinus, Paternus, Aeternus, Aurelius.*

Zu *Avalon:*

Den Namen Avalon, die Insel, auf welche nach der Sage der König Arthur durch die Fee Morgan entrückt wurde, um von seinen tötlichen Wunden geheilt zu werden, dürften wir wohl in dem Worte Avaellon wiederfinden. Dieser Name findet sich in Urkunde 70, die zwischen 851 und 856 abgefasst wurde. Dort heisst es: *Haec carta indicat atque conservat, qualiter dedit Erispoe illam plebem, que vocatur Chaer, cum massis et manentibus ei pertinentibus, id est Avaellon et Clides et Vilata cum vineis et pratis et insulam, quae vocatur Crialeis, id est Enec manac . . . . etc. etc.*

Zimmer sagt hierzu: *(Zeitschr. f. frz. Spr. und Litt XII, S. 349):* „Es führte also um die Mitte des IX. Jahrhunderts ein im heutigen Kanton Lokmariaker (Morbihan) am Ocean oder Golf von Morbihan gelegener Ort den Namen Avaellon. Mag man am geschriebenen Buchstaben festhalten, oder — was nach der Orthographie des Schreibers möglich ist *(Loth. Chrestomathie S. 109)* — ein Avellon darin sehen, in beiden Fällen steht nichts im Wege, in ihm die rein bretonische Form für das französierte Avalon zu suchen.

Nun ist hier zwar nicht von einer Insel Avaellon die Rede, sondern von einem Dorfe oder von einem Landstriche dieses Namens, welcher aber in Verbindung mit einer Insel Crialeis genannt wird, welcher also wohl nicht weit davon gelegen war. Aber ich weiss nicht, ob ich es für meine Person lieber gesehen hätte, wenn an dieser Stelle die Insel selbst den Namen Avaellon geführt hätte. Denn wenn ich von einem Dorfe oder von einem Landstriche Avaellon lese, verstehe ich gut, warum Gottfried v. Monmouth in seiner *historia lib. XI, 2, S. 157* sagt: *Sed et inclytus ille Arthurus rex letaliter vulneratus est, qui illinc ad sananda vulnera sua in insulam Avalonis advectus . . . . . etc.* Gottfried sagt also „auf die Insel *Avalonis*“. Aus diesem Genitiv schliesse ich, dass die Insel selbst den Namen Avalon nicht trug; denn in diesem Falle würde er doch wohl *in insulam Avalonem*

geschrieben haben. Dieser Genitiv ist mir nur erklärlich, wenn ich mir denke: „auf die Insel des Dorfes, oder des Landes Avalon." Der Ausdruck in jener Urkunde deckt sich also ganz genau mit dem bei Gottfried an der bezeichneten Stelle.

Neben dem Namen Arthur sind aber auch die Namen vieler Ritter, die an seinem Hofe erwähnt werden, um diese Zeit schon allgemein gebraucht, die einen mehr, die andren weniger, in derselben Form, in welcher sie uns in den spätern Romanen entgegentreten.

So findet sich in fünf Urkunden der Name

Caradoc *(. . . duc)* (zugleich Heiligenname).

Urkunde	291	aus dem Jahre	1081—1113	genannt	*monachus.*
-	297	- - -	1127	-	-
-	345	- - -	1084	-	-
-	350	- - -	1128	-	*prefectus abbatis.*
-	352	- - -	1104		

Eurac *(. . . roc).*

Urkunde 244 aus dem Jahre 871 genannt *frater Nobilis.*

Katoc *(Kadoc,* zugleich Heiligenname).

Urkunde 257 aus dem Jahre 872 genannt *plebs Katoc.* *(Katoc* ist also hier als Ortsname gebraucht.)

Urien.

Urkunde 242 aus dem Jahre 869 genannt *testis.*

Uurien.

Urkunde 169 aus dem Jahre 863 genannt *monachus.*

Urbien.[1]

Urkde.	99	aus d. Jahre	866	gen.	*filius donantis cuiusdam.*
-	109	- -	869	-	*testis.*
-	121	- -	846	-	*fidejussor.*
-	242	- -	869	-	*testis.*
-	261	- -	874—76	-	-

Uurmien.

Urkde.	199	aus d. Jahre	826—34	gen.	*testis.*
-	239	- -	888	-	-

---

[1]) In den *Gött. Gel. Anz. 20* S. 818 Anm. sagt Zimmer: „Die älteste Form für Urien ist Urbgen: Hussa regnavit annis septem, contra illum quattuor reges Urbgen et Riderchhen et Guallauc et Morcant dimicaverunt; Deodric, contra illum Urbgen cum filiis dimicabat fortiter. (Nennius § 63). Urbgen, woraus Urien wie späteres Duelas aus Dubglas (Nennius § 56) entstand, ist lat. Urbigenus." Eine andre ältere Form ist noch Urmien. Zimmer giebt folgende Erklärung: „Das *b* zwischen tönenden Vokalen wird ebenso wie *m* zur Labialspirans = U r v i e n, was bald Urbien (historisch), bald analogistisch Urmien geschrieben ist. Aus diesem Urvien wird Urien."

Cahai.

Urkunde 240	aus d. Jahre	868	genannt *testis.*

Brient (zugleich Heiligenname).

Urk. 263	a. d. Jah.	878	gen. *testis.*
- 318	-	1075	- *prepositus.*
- 31 des Appendix	-	851—57	- *Nobilis Britanniae.*

Brientus, Brientius oder *Briencius.*

Urk. 287	a. d. Jahre	1062—1070	gen. *possessor loci.*
- 288	-	1062—1080	- *vicarius de Castello Brientii.*
- 300	-	1092	- *abbas sancti Mevenni.*
- 302	-	1052	- *genere et potentia clarissimus.*
- 379	-	1061	- *filius Gaufred, testis.*

Anklang an den Namen *Ivain* oder *Yvain* haben folgende Formen:

Euen, Euuen, Euuin, Euuon, Evenus[1])
(zugleich Heiligenname).

Urkunde	373	aus dem Jahre	1073	genannt *Kaer Euen.*
-	5	- - -	833	- *X.*
-	6	- - -	833	- *X.*
-	68	- - -	867	- *testis.*
-	96	- - -	867	- -
-	107	- - -	839—844	- -
-	109	- - -	869	- *filius Roeantdreh.*
-	189	- - -	835—838	- *testis.*
-	190	- - -	863	- *filius Roeantdreh.*
-	194	- - -	840	- *testis.*
-	236	- - -	875	- -
-	266	- - -	895	- *pater Salomon.*
-	276	- - -	913	- *nepos regis Alanus.*
-	304	- - -	1038—1041	- *prepositus.*
-	308	- - -	1066—1075	- *monachus.*
-	315	- - -	1047	- *testis.*
-	263	- - -	878	- -
-	324	- - -	1091	- -

---

[1]) Über Yvain der französ. Romane = Owain im Kymrischen, latinis. Eventus, dem lat. Eugenius entsprechend, s. San Marte, Gottfried, S. 413 und jetzt H. Zimmer: *Gött. Gel.-Anz. 1890, S. 818, Anm.*

Herr Prof. Zimmer schreibt zu diesen Formen: Euen, Euuen, Euuin sind sicher Yvain. Die ganz vereinzelt auftretende Form Euuon ist eine Orthographie-Analogie des Schreibers des 11. Jahrhunderts; in seiner Zeit war das *o* = kymr. *ou* in unbetonter Silbe schon *e* geworden (Gradlon = Graelen, Caduualon = Cadoalen etc.), wurde aber historisch gewöhnlich *o* geschrieben. Dies verführte für altes *e* gelegentlich *o* zu schreiben.

Urkunde	325 aus dem Jahre	1084	gen.	*monachus (s. Phil.).*
-	335 - - -	1084	-	*sancti Philiberti.*
-	339 - - -	1086	-	*monachus.*
-	347 - - -	1127	-	*proconsul.*
-	373 - - -	1037	-	*testis.*
-	377 - - -	1108	-	-

Anklingend an den bei Christian von Troyes erwähnten *Brun* sind die folgenden Formen, welche aber dem im *Gral* vorkommenden *Bron* näher sind:

a) ***Bran.***

Urkunde	18 aus dem Jahre	859	genannt	*donator.*
-	21 - - -	868	-	*comes, testis.*
-	29 - - -	832—868	-	*princeps.*
-	30 - - -	859	-	*testis.*
-	49 - - -	866	-	-
-	52 - - -	866	-	-
-	77 - - -	861 oder 867	-	-
-	100 - - -	861 - 867	-	-
-	105 - - -	857 - 858	-	-
-	180 - - -	840—846	-	-
-	240 - - -	868	-	-
-	241 - - -	869	-	-
-	242 - - -	869	-	-

b) ***Broen, Broin.***[1])

Urkunde	9 aus dem Jahre	833—834	*Broin*	*donator.*
-	11 - - -	834	-	*testis.*
-	13 - - -	837	-	-
-	151 - - -	820	*Broen*	*testis.*
-	155 - - -	830	*Broin*	-
-	155 - - -	830	*Broen*	*venditor.*

P. Rajna weist in seinem Aufsatze den Namen *Galvanus* oder *Galganus*, dem *Gauvain* der Arturromane entsprechend, in Norditalien in der ersten Hälfte des 12. Jahrhundert nach. Denn es ist klar, dass man, nachdem der Name Artur volkstümlich geworden war, auch den Namen seines tapferen Neffen in Gebrauch nahm.

Das *Cartulaire* von Redon zeigt den Namen noch nicht. Nur findet sich an einer einzigen Stelle, in Urkunde XXIX aus

---

[1]) Herr Prof. Zimmer bemerkt mir zu diesem Namen: „Broin, Broen schwerlich Bron (im Gral), da altbretonisches oi, oe, im mittelbreton. oa ist. Eher ist Bran = Bron.

dem Jahre 832—868 eine Person mit Namen Galuiu erwähnt, der entfernt an Gauvain erinnert. Denn da schon eine so stattliche Zahl von Namen der Arturritter in den Urkunden des Klosters Redon aus so früher Zeit vorkommt, so wäre es doch höchst merkwürdig, dass der Name gerade des tapfersten derselben unbekannt wäre. Leider findet sich gerade dieser Name sehr wenig; aber wenn er auch in dieser Urkundensammlung nicht enthalten ist, so fand er sich doch, wie ich später zeigen werde, wenigstens mehrere Male in Urkunden einer andern Gegend.

Es erübrigt noch, einen Namen zu nennen, der in dem *Cartulaire* von Redon sehr häufig vorkommt und an die Fee Morgan, welche mit dem Namen Artur und Avalon so eng verknüpft ist, erinnert. Der Name findet sich in den Formen Morman, Morvanus, Morcant und Uorgen, ist aber ein Mannesname und nach H. Zimmer lautlich mit Morgan nicht zu vereinigen.

Wenn nun schon lange vor dem Erscheinen der Werke Gottfried's von Monmouth und Christian's von Troyes eine grössere Zahl von Namen der Artursage beim Volke als Eigennamen in Gebrauch war, so sollte man doch erwarten, dass nach dem Erscheinen der Gebrauch noch ein allgemeinerer geworden sei, und die Namen der Helden, die besonders durch den Dichter so verherrlicht wurden, in aller Munde gewesen seien. Eine solche Erscheinung zeigt sich nämlich bei den Namen Karl, Roland und Olivier. Während der Blütezeit der *Chansons de geste* und in der Zeit nachher gab der Vater seinen Kindern mit Vorliebe diese Namen. So erklärt es sich nur, dass fast in keiner Urkunde der Sammlung des Klosters Redon aus dieser Zeit jene Namen fehlen; in den meisten sind alle drei Namen zu finden.

Eine Durchsuchung der Urkunden von neun Klöstern bezw. Pfarreien der Diözese St.-Brieuc jedoch verrät keineswegs eine solche Begeisterung für die Namen der Artur-Helden. So findet sich der Name Artur gar nicht, gewiss eine auffallende Thatsache, wenn wir derselben das häufige Vorkommen des Namens in der Gegend von Redon gegenüberstellen. Wäre der Name dem Volke neu gewesen, so würde es ihn ganz gewiss nach dem Erscheinen der *historia regum Britanniae* im Jahre 1135 oder doch nach dem der Romane Christian's, also von 1160 an, als Eigen- oder wenigstens Beinamen angenommen haben. Es erklärt sich dies wohl daraus, dass offenbar diese nur für die vornehmen Kreise bestimmten litterarischen Produkte auf das Volk keinen Einfluss hatten, ganz anders als die gerade für das Volk verfassten kärlingischen Heldengedichte.

Die folgenden Listen, welche über Urkunden — selbst aus dem 14. Jahrhundert — aufgestellt sind, zeigen, dass die Namen der Haupthelden der Artur-Romane fast gar nicht oder doch nicht so auffallend häufig vorkommen, wie man es doch erwarten sollte. Dieser Umstand berechtigt wohl folgenden Schluss — wenigstens für die Bretagne, deren Urkunden ich behandle —: „Da das Volk keine auffallende Begeisterung für die Helden der Arturromane durch Annahme der Namen der Helden zeigt, so müssen deren Namen sowohl, als auch die Thaten selbst dem Volke gar nicht oder nur wenig bekannt sein."

Das ist der Grund, weshalb sich die Namen nicht häufiger finden. Doch ich will den Betrachtungen die Listen vorausschicken, um ein klares Bild zu ermöglichen:

2. Anciens évêchés de Bretagne par J. Geslin de Bourgogne et A. de Barthélemy. Diocèse de St.-Brieuc, tom III—IV.

Abbaye et Prieuré de St.-Magloire de Léhon.

Dieses Kloster wurde von sechs Einsiedlern unter der Regierung des Königs Nominoë gegründet, der ihnen die Erlaubnis erteilte und Land schenkte.

Evenus, Evanus.

Urkunde 7 aus dem Jahre 1184: *Evenus, testis.*
- 10 - - - 1198: *Evanus de Ploana.*

Jener an erster Stelle genannte *Evenus* hat, wenn wir ihm das normale Alter von 38—40 Jahren zuweisen, seinen Namen um das Jahr 1150 erhalten. Es ist wahrscheinlich, dass die Formen *Evenus* und *Evanus* mit der französisch-bretonischen Form *Yvain* des Christian identisch sind. In den 1686 Urkunden, die ich bis jetzt durchgesehen habe, findet sich weder in denen aus der Zeit vor 1160 noch in denen nach dieser Zeit, bis ins 14. Jahrhundert hinein, die Form *Ivain* oder *Yvain*. Wäre dieser Name den Bewohnern der Bretagne neu, für dieselben nicht identisch mit *Even* oder *Evin* gewesen, so würden sie ganz gewiss diesen Namen in einer — wenn nicht in derselben — ähnlichen Form übernommen haben. Aber es finden sich nur die erwähnten Formen, die also die ursprünglichen sind, und welche Christian lautgerecht zu seinem *Yvain*, *Ivain* gemacht hat.

Briens.

Urkunde 7 aus dem Jahre 1184 : *Alanus filius Brientii.*

Es werden in der Urkunde schon Kinder des Alanus erwähnt; derselbe ist also wohl 30 Jahre alt. Sein Vater Brient

war auch etwa 25 Jahre alt, als er heiratete, hatte also vor 25 Jahren seinen Namen bekommen: 1284 — 30 — 25=1129. Also war der Name Brient in dieser Gegend schon in diesem Jahre bekannt.

Chaio, Quay.

Urkunde 8 aus dem Jahre 1187 : *In capella de Chaio.*
- 37 - - - 1273 : *quelquesdroits à St. Quay.*

Dieser Name erinnert an den in den Arturromanen Kay oder Kex genannten Seneschall Arturs. In den Urkunden von Redon fand sich nur ein einziges Mal der Name Cahai. Es scheint nach den 2 Stellen ein Heiligenname zu sein. Allein ein Heiliger dieses Namens ist sonst nicht bekannt.

Abbaye de St. Aubin-de-Bois.

Die Abtei wurde, gemäss der Vorrede von Geslin de Bourgogne und de Barthélemy schon zwischen 1130 und 1138 gegründet, doch finden sich aus dieser ersten Zeit keine Urkunden; dieselben beginnen erst mit dem Jahre 1180.

Gaudin (zugleich Heiligenname).

Urkunde 16 aus dem Jahre ca. 1180 : *Ivon filius Gaudini.*
- 96 - - - 1234 : *Eudo Gaudin.*

Wenn wir dem Sohne ein Alter von 20 und dem Vater ein solches von 30—40 Jahren zuweisen, so war der Name Gaudin in dieser Gegend also schon um das Jahr 1125 in Gebrauch.

Briencius.

Urkde.	37	aus d. Jahre	1219	: *Brientius de Lamoiere.*
-	118	- -	1237	: *partem nostram de Spina Briencii.*
-	172	- -	1251	: *Briencius Legoz, miles.*
-	190	- -	1255	: *Briencius de Roncereia.*
-	219	- -	1260	: *Pierre Briencii.*
-	257	- -	1271	: *Robertus de Ponte Briencii.*

Evenus, Even.

Urkunde 240 aus dem Jahre 1264 : *Evenus faber.*
- 343 - - - 1308 : *Even Abbé de Bégar.*

Abbaye de Ste. Marie-de-Boquen.

Das Jahr der Gründung des Klosters kann nicht mit Sicherheit angegeben werden, da die betreffende Urkunde verloren ging. Nach dem *Chronicon Britannicum* wurde es von Alain, dem Herrn von Dinan im Jahre 1137 gegründet, die älteste erhaltene Urkunde rührt aus dem Jahre 1200 her.

Evennus.

Urkunde 6 aus dem Jahre 1200 ca. : *Evennus testis, burgensis.*

Brient, Briencius.

Urkunde 70 aus dem Jahre 1259 : *Briencius de Nemore Meran.*
- 6 des Anhanges der *pièces justificatives* a. d. Jahre 1202 : *Briencius, abbas de Boqueau.*

Zum Abte wurde nun natürlich kein junger Mönch gewählt; gewöhnlich waren es Greise, die die Würde eines Abtes erhielten. Wir können also dem Abte Briencius, ohne unbescheiden zu sein, ein Alter von 40—50 Jahren beilegen, so dass wir auch in dieser Gegend das Auftreten von Namen der Arturritter um das Jahr 1250—60 hätten, was durch die folgenden Namen noch weitere Bestätigung findet.

Abbaye de St. Rion.

Dieses Kloster wurde gegen Ende des 12. Jahrhunderts von dem Grafen Alain auf einer Insel C'haro-Enez *(île aux cerfs)*, die später Guirwinil genannt wurde, gegründet. Er berief in dieses Kloster Ordensleute aus dem Kloster St. Victor in Paris. Doch schon im Jahre 1202 wurde das Kloster auf das Festland verlegt nach Beauport. Nur 6 Urkunden sind aus dem Kloster vorhanden, in denen ich einmal den Namen Morvanus aus dem Jahre 1184—89 fand.

Abbaye de Notre Dame de Beauport.

Gaudinus.

Urkd.	141	aus d. Jahre	1241 :	*Kemarrec filius Gaudini de Brihat.*
-	193	- -	1250 :	*pater Gaudini.*
-	207	- -	1253 :	- -
-	287	- -	1265 :	*Gaudin, pater Ruallens.*

Evenus.

Urk.	102	a. d. J.	1233 :	*a filiis Evenou.*
-	107	-	1233 :	*Oliverius filius Evenoi Sacerdotis.*
-	191	-	1249 :	*juxta viam qua itur ad Portum Eveni.*
-	196	-	1251 :	*Eudo filius Eveno.*
-	251	-	1260 :	*de Portu Eveni.*
-	256	-	1260 :	*Guillelmus le Borne filius Eveni de Molendino.*
-	283	-	1264 :	*Evenus, patruus Oliverii.*
-	296	-	1266 :	*Evenus, rector ecclesiae de Ivias.*
-	316	-	1269 :	- - - - -

Briencius.

Urk.	30	aus d. Jahre	1207 :	*Briencius, clericus de Plohala.*
-	44	- -	1217 :	*Olivierius filius Wilhelmi filii Briencii.*
-	125	- -	1237 :	*Briencius filius Rollandi.*
-	129	- -	1238 :	*Hervé fils de Brient le Saus.*
-	158	- -	1245 :	*Johannes filius Briencii.*
-	266	- -	1261 :	*Briencius de Godeline militis.*
-	290	- -	1266 :	*pertinentia sita in Kaer Brient.*
-	375	- -	1284 :	*Elena uxor Briencii.*
-	397	- -	1450 ca. :	*Caro fils de Brien.*

Ider.

Urkunde 82 aus dem Jahre 1230 : *Ider de Plourovou.*

Dieses ist der einzige Fall, in welchem dieser Name, der auch bei Christian vorkommt, in einer der vielen Urkunden sich findet.

Urien.

Urkunde 87 aus dem Jahre 1231 : *Johannes, filius Urien de Trevenoc.*

Auch dieser Name, der in dem *Cartulaire de Redon* doch ziemlich häufig war, tritt hier nur einmal auf. Nach jenem *Cartulaire* reichte der Name bis in das Jahr 869 zurück. Wenn er sich trotzdem hier in der Gegend von Beauport — soweit die Urkunden dieses Klosters natürlich massgebend sind — nur einmal findet, so ist dieser Umstand ein Beweis dafür, dass in der einen Gegend dieser, und in der andern jener mehr vertreten ist, eine Erscheinung, die sich auch heute noch beobachten lässt.

Carados.

Urkunde	1	aus dem Jahre	1202 :	*ego Alanus dedi Deo locum, quem emi a filiis Carados.*
-	305	- - -	1267 :	*Karadou mulier, filia dicti Lae defuncti.*

Aus der ersten Stelle lässt sich mit Sicherheit schliessen, dass Carados seinen Namen mindestens im Anfange des 12. Jahrhunderts bekam, dass also dieser Name, der im *Cartulaire* von Redon im Jahre 1081 erschien, auch in dieser Gegend von Beauport um dieselbe Zeit ungefähr im Gebrauch war.

Sollte mit der Form *Lae*, die in der Urkunde des Jahres 1267 vorkommt, nicht ein Schreibfehler vorliegen, indem de Barthélemy *e* und *c* verwechselt hätte, wie dies im lateinischen Alphabet möglich ist?

Ke.

Dieser Name dürfte wohl der gleiche sein mit *Kay*, oder in der Form, wie sie in den Urkunden des Klosters von Léhon vorkam, mit *Chai* und *Quay*. Er kommt vor in

Urkunde 120 } aus dem Jahre 1237 { *Yves de Sancto Ke.*
" 121 } { *Yves recteur de Sancto Ke.*

In beiden Fällen ist der Name für einen Ort gebraucht. In der Urkunde 37 des Klosters von Léhon steht: *quelques droits à St. Quay;* die beiden Bezeichnungen beziehen sich wohl auf denselben Ort, so dass wir hier nur zwei verschiedene Schreibweisen für denselben Ort haben.

Lancelot.

Dieser Name findet sich in dem Nekrolog des Klosters von Beauport, der den Urkunden eingereiht ist: *X Kal. oct. Commemoracio Lanceloti du Vieuxchastel, primogeniti domus du Vieuxchastel in parrochia de Plouenez.* Leider führt der Nekrolog nicht bei jedem Tage an, in welchem Jahre der betreffende Wohlthäter gestorben ist. Er enthält Jahreszahlen von 1222 bis 1573, aber ein Schluss auf das Alter des Namens ist kaum möglich.

Prieuré de Notre Dame de Jugon.

Es ist uns nur eine Urkunde erhalten, eine grossartige Schenkungsurkunde, die sich wohl auf die Gründung bezieht, die eben durch die Schenkungen ermöglicht wurde. Sie trägt die Jahreszahl 1108 und enthält folgende Namen:

Briencius cognomine Vetulus.
Briencius Armarius.
Briencius Cato.
Evanus monachus, Evanus sacerdos, Evanus Tardif.

Abbaye Royale de St. Jacut.

Dieses Kloster soll von einem Heiligen, St. Jacut, gegründet worden sein, welcher im Anfange des 6. Jahrhunderts starb, „alt an Jahren und reich an Verdiensten“, wie es heisst. Es sind nur 52 Urkunden auf uns gekommen, von denen die älteste aus dem Jahre 1092 stammt.

Bran.

Urkunde 1 aus dem Jahre 1092: *Isachat, Filius Bran.*

Wenn über Isachat eine Urkunde ausgestellt wurde, oder wenn er als Zeuge auftrat, so war er jedenfalls selbständig, verfügte vielleicht über die vom Vater ererbten Güter und war also wohl sicher 30 Jahre alt.

Wollen wir nun nicht grade annehmen, dass sein Vater hochbetagt gestorben war, sondern dass er noch lebte, so ist doch wohl anzunehmen, dass derselbe 50 Jahre alt war; er hätte also um 1042 seinen Namen Bran bekommen.

Cadocus.

Urkunde 3 aus dem Jahre 1163: *ecclesia sancti Cadoci.*
- 52 nach 1570: - - -

Brientius.

Urkunde 4 aus dem Jahre 1165: *Brientius, Famulus de Sancta Trinitate.*
- 4 - - - - - *Mimon burgensis.*
- 12 - - - 1251 - *prepositus Trinitatis.*
- 13 - - - 1265 - *de castra Brientii.*

Evenus.

Urkunde 4 aus dem Jahre 1165: *Evenus, burgensis.*

Prieuré de St. Martin de Lamballe.

Die Gründung des Klosters, welches uns im ganzen 42 Urkunden erhalten hat, fällt in das Jahr 1083.

Evanus.

Urkunde 1 aus dem Jahre 1083: *Evans testis.*
- 3, 5 - - - 1080: *homo Sancti Martini.*

Karadocus.

Urkunde 1 aus dem Jahre 1083: *Karadocus testis.*

Briencius.

Urkunde 2 aus dem Jahre 1084: *Briencius videlicet comes Anglice terre.*

Prieuré de St. Malo de Dinan.

Karadochus.

Urkunde 1 aus dem Jahre 1050: *Karadochus testis.*

Evanus.

Urkunde 3 aus dem Jahre 1108: *Evanus monachus.*
- 6 - - - 1121: - *vicecomes.*
- 13 - - - 1129: - - *Famulus monachorum.*
- 18 - - - 1156: - *Frater Hugonis.*

Gaudinus.

Urkunde 13 aus dem Jahre 1129: *Gaudinus de Hospicio.*

Brient.

Urkunde 23 aus dem Jahre 1182: *Alanus Filius Brient.*

Bran.

Im Anhang aus dem Jahre ? : *Sanctus Bran.*

Die nun folgenden Listen sind aus den Urkunden des Klosters zum h. Georg in Rennes zusammengestellt. Dieselben wurden von Paul de la Bigne-Villeneuve gesammelt und veröffentlicht in

3. Bulletin de Mémoires de la Société archéologique du départ. Ille-et-Vilaine, tom IX.

Evenus, Ewannus, Even.

Urkunde	1	aus dem Jahre 1032 oder 36:	*Evenus testis.*
-	18	- - - 1040:	*Alanus, Filius Ewanni testis.*
-	19	- - - 1060:	*Evrn Rex.*
-	21	- - - 1070:	*Ewano, Filio Hurri.*
-	34	- - - 1085:	*Ewanus, Filius Rotaldi.*
-	43	- - - 1070:	*Evenus Filius Bernaldi.*
-	50	- - XII⁰ siècle:	*Porticus Ewein.*

Auch für diese Gegend steht also das Vorkommen des Namens *Iwain* schon im 10. Jahrhundert fest. Denn wenn wir ein Durchschnittsalter von 30—40 Jahren annehmen, dann hatte jener in Urkunde 1 genannte *Evenus* seinen Namen in der Zeit zwischen 990 und 1000 erhalten. Die Form *Ewannus* mit „*nn*" entspricht der Form *Evennus*, die in einer Urkunde des Klosters von St. Marie-de-Boquen vorkam; es spielt nur die Orthographie eine Rolle. Der in Urkunde 50 erwähnte *Porticus Ewein* ist unter den Abgaben erwähnt, die dem Kloster geleistet werden. Setzen wir nun für die Urkunde 1150 an, so kann *Ewein* selbst seinen Namen 1130—40 erhalten haben. In

Urkunde 17 aus dem Jahre 1034 findet sich der Name

Lancelin.

Der Träger des Namens ist mit noch drei andern Genossen angeführt. Sie greifen zusammen einen Teil des Klostergutes an unter dem Vorwande, es sei ihr Erbgut. Sollen nicht beide Formen *Lancelin* und *Lancelot* verwandt sein? Der Träger des Namens erhielt ihn um 990—1000. War der Name aber hier schon um diese Zeit bekannt, so kann auch in dem Nekrolog des Klosters von Beauport der erwähnte *Lancelot* aus der ersten Zeit des Klosters stammen.

Caradocus.

Urk.	16	aus dem Jahre	1060 ca.	: *Caradocus Redonensis.*
-	21	- - -	1034	: *Karadec.*
-	21	- - -	—	: *Karadocus testis.*
-	21	- - -	—	: *Hervaeus filius Caradochi, testis.*
-	46	- - -	1040	: *Caradouc testis.*

Der Zusammenhang der Urkunde 21 macht es sehr wahrscheinlich, dass der Karadocus der Vater des auch als testis angeführten Hervaeus ist. Wenn der Sohn aber mit andern angesehenen Männern schon als Zeuge waltet, dann können wir für den Vater wohl ein Alter von 50—60 Jahren ansetzen, so dass der Name in diesem Falle bis in die Jahre 970—980 zurückreicht.

Briencius.

Urkunde	21	aus dem Jahre	1034	: *Briencius, testis.*
-	22	- - -	1040	: - -
-	23	- - -	1073	: *Brient.*
-	24	- - -	1040	: *Briensius.*
-	36	- - -	1050	: *Brientius de Sancto Georgio.*
-	39	- - -	1068	: *Brientius testis.*
-	44	- - -	1068-74	: *Brient, nepos Fulvini.*
-	48	- - -	1060	: *Brientius.*
-	55	- - -	1040	: *Brientius testis.*

Gaudin.

Urk.	38	aus dem Jahre	1150 ca.	: *terra Riellonis Godin.*
-	53	- - -	—	: *Guillelmus Gaudini.*
-	62	- - -	1140 oder 1150	: *Gaudinus moriens.*

Die bisher erwähnten Namen stammen aus den Gegenden der Klöster, die an der Nordküste der Bretagne gegründet wurden — ausgenommen das Kloster von Redon. — Aber auch in den Kirchen und Klöstern der Süd- und Westküste, finden wir die Namen urkundlich belegt. Die betreffenden Urkunden *(instrumenta)* finden wir in dem Sammelwerk: *Gallia christiana tom. XIII.* Hier finden wir die erhaltenen Urkunden der einzelnen Kirchen und Klöster der Bretagne und eine aus diesen und andern Quellen zusammengesetzte Geschichte derselben.

4. Instrumenta Ecclesiae Corisopitensis: (Quimper).

Instr.	6	unt. d. Jahre	1262	: *Evenus humilis abbas.*
-	6	- -	1262	: *Brientius (prioratus de ponte Brientii.*
-	8	- -	1283	: *Evenus, electus Corisopitensis.*
-	9	- -	1286	: *Evenus, episcopus Corisopitensis.*
-	11	- -	1279	: *Brientius, testis.*

Ausserdem finden sich in der beigefügten Geschichte der Kirche erwähnt:

Evenus, abbas abbatiae S. Crucis Kemperlegiensis im Jahre 1186 (Seite 903) und

Evenus, abbas monasterii B. Mariae de Daoulas im Jahre 1200 (Seite 891).

5. Instrum. Ecclesiae Venetensis (Vannes).

Instrument. 4 unter dem Jahre 1040 : *Brientius.*

In der Geschichte der Kirche von Vannes finden wir auch den Namen Arthur wieder und zwar:

Seite 953 unter dem Jahre 1200 : *Arturus dux.*
- 936 - - - 1462 : *Arturus de Montauban.*
- 957 - - - 1600 : *Arturus episcopus d'Espinay.*

Ausserdem noch:

Seite 924 unter dem Jahre 1137 : *Evenus.*
- 965 - - - 1306 : *Evenus abbas.*
- 920 - - - 872 : *Cadoc (in agro Cadoc).*

Es könnte nun jemand behaupten: Dass hier zum ersten Male wieder der Name Artur auftritt und zwar um das Jahr 1200 erst, spricht dafür, dass der Name früher nicht in dieser Gegend bekannt war und erst nach dem Bekanntwerden der Werke Gottfrieds von Monmouth und Christians von Troyes eingeführt wurde. Doch dürften dieser Behauptung folgende Thatsachen widersprechen:

1) Wäre diese Behauptung richtig, so würden wir den Namen häufiger finden um diese Zeit 1200 und nachher. Denn es ist anzunehmen, dass das Volk den Namen eines Nationalhelden mit Begeisterung aufgenommen hätte, wenn er ihm neu, unbekannt gewesen wäre.

2) In der Gegend von Redon, welches so weit nicht von Vannes entfernt war, ist der Name schon für das VIII. Jahrhundert urkundlich belegt.

3) Die Namen der andern Arturritter finden sich schon verbreitet lange vor 1200. Der Umstand, dass der Name Artur sich nur vereinzelt findet, und dass auch die Namen der Ritter überhaupt nach 1150 nicht zahlreicher vertreten sind, kann nur *dafür* sprechen, dass die Namen dem Volke schon lange vorher geläufig waren, ehe die Artursage durch die Romane zu der höchsten Blüte gebracht wurde. Wären die Urkunden der Klöster so zahlreich wie in dem *Cartulaire de Redon*, reichten sie so weit zurück, wie in diesem, so würden wir sehr wahrscheinlich auch in den andern Gegenden, gerade wie in der von

Redon, den Namen des Königs Artur und die seiner Ritter häufig vertreten finden.

6. Instrum. Eccles. Nannetensis (Nantes).

Intrument.	7	unter dem Jahre	1160	: *Gaudinus.*
-	8	- - -	1163	: *Govenus de Paluel.*

Unter letzterem ist wohl kaum *Gauvenus, Gauvain*, sondern der Heiligenname *Go(l)venus* zu verstehen.

In der Geschichte ist unter dem Jahre 1185 ein Bischof *Arturus* erwähnt. Doch ist es zweifelhaft, ob der damals regierende Bischof der Kirche von Nantes wirklich diesen Namen trug, da an einer andern Stelle ein anderer Name angeführt ist.

7. Instrum. Ecclesiae Dolensis.

Instrument.	2	unter dem Jahre	1137	: *Brientius, monachus.*
-	2	- - -	—	: *Brientius, filius Buenvallet.*
-	2	- - -	—	: *Brientius, filius Josel.*

Ferner erwähnt die Geschichte noch:

Evenus episcopus	unter dem Jahre	1078,	Seite	1046.
Brons vel Breant	- - -	1461,	-	1072.

Die Urkunden der zuletzt erwähnten Kirchen sind augenscheinlich sehr dürftig, ein Umstand, der das geringe Vorkommen von Namen aus dem Arturkreise erklärt. Es dürfte wohl angebracht sein, auch die Urkunden von Angers, Le Mans und Tours zu berücksichtigen. Zwar gehören diese nicht mehr zur Bretagne; aber ich führe dieselben an, weil die Kirchen der Bretagne unter der Oberhoheit des Erzbischofs von Tours standen, und also ein reger, geistiger Verkehr zwischen den Kirchen im Osten und Westen (der Bretagne) stattfand. Dieser letztere Umstand erklärt, dass auch in dieser Gegend und zwar in ziemlich früher Zeit die Namen des Königs Artur und der übrigen Ritter vorkommen.

8. Instr. Ecclesiae Andegavensis (Angers).

Instr.	18	unt. d. Jahre	1199	: *Arturus, Dei gratia dux Britanniae, comes Andegaviae et Richemundi.*
-	18	- -	1199	: *Brientius le Bof.*

Die Urkunde, in welcher jener *dux Arturus* erwähnt ist, ist überschrieben: *Praeceptum Arturi ducis pro monachis Pontis Otranni.* Mit den Mönchen dieses Klosters scheint er enge Beziehungen gepflogen zu haben; denn unter dem Jahre 1199 findet sich in der Geschichte die Stelle: *Die 18. Aprilis 1199 Arturus dux Britanniae nec non Andegaviae comes, sacratum Christo*

patienti diem agebat apud monachos Pontis Ortranni. Von andern Namen finden sich in der Geschichte noch erwähnt:

Brientius, pater Ranialdi episcopi anno	1101,	Seite	564.
Gaudinus, homo Cenomanensis anno	1099,	-	612.
Lancelotus, pater abbatissae monasterii B. Mariae de Perreio anno	1612,	-	735.

9. Ecclesia Cennomanensis (Le Mans).

Brientius, presbyterus unter dem Jahre	1164.	Seite	386.
Hugo Gaudin, Culturensis abbas -	1309.	-	405.
Arturus, dux unter dem Jahre	1199.	-	501.

10. Instrum. Eccles. Turonensis (Tours).

Instrum. 7	unter dem Jahre 791:	*Gaudins diaconus.*
- 12	- - - 813:	*Ider, testis.*
- 59	- - - 1109:	*Evanus, sacrista testis.*
- 76	- - - 1453:	*Evenus de Gourmehon.*
- 76	- - - 1453:	*Arturus Richemunde, Connestabularius Franciae.*

In der Geschichte der Kirche sind erwähnt:

Arthurus, (rex)	unter dem Jahre	1198.	Seite	97.
- *dux Britanniae*	- - -	1201.	-	98.
Arturus nobilis	- - -	1527.	-	133.
-	- - -	1554.	-	134.
Lancelinus, Senonensis miles beraubt einen Pilgerzug des Bischofs nach Rom und tötet die Diener desselben		1073.	-	64.
Lancelinus, abbas	unter dem Jahre	1205.	-	98.

Evena. Hier findet sich offenbar eine an das Masc. angeglichene Form als Frauenname: Jemand erhält für ein Gut gewisse andre: *tradidit nobile praedium acceptis in commutationem locis quibusdam Evenae.* Diese Evena ist wohl die Witwe eines gewissen Evenus gewesen. Statt nun, wie wir schon häufiger fanden, zu sagen: . . . *relicta Eveni*, setzt der Verfasser der betreffenden Urkunde einfach

Evena	unter dem Jahre	844.	Seite	36.
Evenus Dolensis	- - -	1077.	-	65.
Gauvenus de Dalmeriaco (ist eher *Golvenus*, der Heiligenname)	unter dem Jahre	1138.	-	218.
Gaudinus, abbas	- - -	1114.	-	175.

Gaudinus (ad Waldinum sive Gaudinum de Malicorna) unter dem Jahre 1109. Seite 214.
Gaudinus de Poent, abbas Beatae Mariae de Nucariis unter dem Jahre 1113. - 291.

Aus den vorhergehenden Tabellen geht hervor, dass der eine oder andre Name des Artur-Sagenkreises in der ganzen Bretagne schon früh vertreten war. Leider waren die Urkunden nicht bei allen Klöstern und Pfarreien so zahlreich und reichten nicht soweit zurück wie bei dem Kloster von Redon. Aber es fanden sich bei mehreren Kirchen auch Urkunden, die weiter zurückgehen als die von Redon, z. B. die von Tours, Quimper. Jedoch fanden sich in den Jahren, die durch diese ältesten Urkunden behandelt sind, keine Namen aus der Artursage. Aus diesem Umstande lässt sich — soweit die behandelten vorhandenen Urkunden einen Schluss erlauben — schliessen, dass diese Namen in der Bretagne wohl nicht vor dem Jahre 780 in Gebrauch waren. Die folgende Tabelle, welche aus den vorhergehenden Urkunden zusammengestellt ist, möge dies veranschaulichen:

Gegend:	Namen der Artursage kommen schon vor im Jahre:
I. Redon	778—788
II. St.-Brieuc.	—
a) Abbaye de S. Magloire de Léhon	1129
b) Abbaye de S. Marie de Boquen	1200
c) Abbaye de S. Rion	1184
d) Abbaye de S. Beauport	1202
e) Abbaye de St. Jacut	1092
f) Prieuré de Jugon	1108
g) Prieuré de Lamballe	1083
h) Prieuré de St. Malo	1050
III. Rennes	1032
IV. Quimper	1186
V. Vannes	834
VI. Nantes	1160
VII. St. Dol	1078
VIII. Angers	1099
IX. Le Mans	1164
X. Tours	791

Aus der bisherigen Untersuchung ersieht man, dass die Namen Arturs und anderer Helden der Artursage schon seit dem Jahre 780 in der ganzen Bretagne und auch den angrenzenden französischen Ländern volkstümlich waren. Einige wenige sind gleichzeitig auch Heiligennamen und also durch die Kirche volkstümlich geworden. (Am Schlusse der Arbeit will ich auf diese zurückkommen.) Nun hat sich ferner gezeigt, dass jene Arturnamen sich nach dem Bekanntwerden der historia Gottfrieds von Monmouth durchaus nicht häufiger in Urkunden finden als wie vor dieser Zeit. Man kann also nicht behaupten, dass das Buch Gottfrieds erst die Artursage populär gemacht habe.

Zeigte P. Rajna, dass die in italischen Urkunden vorkommenden Namen nur auf Frankreich als Ausgangspunkt für die Verbreitung der Artursage hinwiesen, so findet diese Ansicht in den Ergebnissen der bisherigen Untersuchung eine wesentliche Stütze. Und doch hat man stets behauptet, die Sage vom Könige Artur und seinen Waffengefährten sei auf englischem Boden entstanden; der ganze Arturkultus sei von dort nach Frankreich verpflanzt worden. Angenommen, diese Behauptung wäre richtig: wie zahlreich müssen dann dort, besonders Wales, wohin sich das Volk, das diesen Artur seinen König genannt, das diese Helden der Umgebung Arturs erzeugt haben soll, vor den siegreichen Waffen der Sachsen zurückzog, die Namen all dieser Helden vertreten gewesen sein! Wir müssen doch annehmen, dass, wenn die Bewohner der Bretagne, die ja Namensbrüder der Bewohner von Wales waren, jene Namen als Eigennamen gebrauchten, die Britten von Wales dies noch mehr gethan haben werden. Oder soll die Liebe zu dem heldenhaften Könige und seinen tapferen Waffenbrüdern in der Bretagne grösser gewesen sein als in Wales, der eigentlichen Heimat? Soll man annehmen, dass der Nationalstolz sich in der Bretagne dadurch geäussert habe, dass man die Namen der Helden mit Vorliebe den Kindern beilegte, um stets wieder an den grossen König und den geschwundenen Glanz des Vaterlandes erinnert zu werden, und in Wales dadurch, dass man von den Heroen schwieg und ihre Namen nicht mehr oder nur selten gebrauchte? Das ist nicht denkbar. Es ist im Gegenteil anzunehmen, dass die Erinnerung an die Grösse des Vaterlandes in der Heimat, in Wales, lebendiger war, und dass man dieselbe durch häufigen Gebrauch der Heldennamen immer wieder auffrischte. Doch wir fühlen uns enttäuscht, wenn wir nur das erste Quellenwerk durchsehen, welches uns die vorige Annahme beweisen könnte und sollte. Jenes Werk führt den Titel: *Annales Cambriae (i. e. Wales) ed. by The. Rev. John Williams Ab. Ithel M. A. Publ. by the Au-*

thority of the Lord Commissioners of Her Majesty's Treasury under the direction of the Master of the Rolls, London 1860.

Über den Wert, den Inhalt und die Abfassung des Buches will ich nachher sprechen und schon jetzt sagen, was sich denn von all dem, was sich dem Titel gemäss von dem Buche erhoffen liess, in demselben findet.

Seite 4 u. d. J. 516: *Bellum Badonis, in quo Arthur portavit Crucem Domini Nostri Jesu Christi tribus diebus et tribus noctibus in humeros suos et Britones victores fuerunt.*

- 4 - - - 537: *Gueith Camlann, in qua Arthur et Medraut corruere; et mortalitas in Britannia et in Hibernia fuit.*

- 63 - - - 1202: *Arthurus dux Armoricanorum Britonum a rege Johanne (Angliae) in belli conflictu cum multis baronibus et militibus Philippo regi Francorum faventibus captus est et Alienor soror ejus cum ipso.*

- 63 - - - 1204: *Arthurus dux Armoricanorum Britonum in carcere regis Johannis obiit.*

- 17 - - - 935: *[Grifinus, filius Oweyn obiit]* fehlt in Red. *B.* und *C.*

- 19 - - - 954: *[Oweyn vastavit Goher]* fehlt in *C.*

- 20 - - - 975: *[Idwalan, filius Owein obiit]* fehlt in *C.* Von nun an kommt der Name sehr oft vor. Ich verzeichne nicht alle einzelnen Fälle.

- 23 - - - 1035: *Caradauc filius Rederch ab Anglis occisus est.*

- 27 - - - 1073: *Res et Rederch filii Caradauc destralem Britanniam habuerunt.* Von diesem Jahre an kommt *Caradauc* oft vor.

Dieses sind die einzigen Namen der Artursage, welche in den *Annales Cambriae* vorkommen. Freilich findet sich der Name Arthur schon unter dem Jahre 516 und 537 erwähnt. Der zweite Arthur des 13. Jahrhunderts ist eine historische Persönlichkeit, welche der Bretagne angehört, uns also hier nichts angeht. Diese so äusserst wichtige Angabe verdient es wohl, dass wir uns das Buch etwas näher ansehen.

Schon im Jahre 1857 wurden die *Annales Cambriae* bis zum Jahre 1066 herausgegeben; erst 1860 erschienen sie vollständig. Sie sollen die ältesten historischen Denkmäler dieser Gegend sein. Sie sind in drei Handschriften erhalten *A*, *B* und *C.*

A ist ein Manuskript in der *Harleian Collection* No. 3859 aus dem letzten Teile des 10. oder dem Anfange des 11. Jahrhunderts[1]) ohne Titel oder Einleitung eingereiht in den Text eines Nennius = Ms., wie der Herausgeber sagt. Gleich danach folgt ein Stammbaum eines gewissen Owain, des Sohnes Howel's des Guten († 948). Owain geriet mit Jeauv und Jago, den Beherrschern von Nord-Wales, die ihm sein Erbe Süd-Wales streitig machten, in Kampf. Bei Gelegenheit dieses Kampfes, meint der Herausgeber, sei der obenerwähnte Stammbaum entstanden, um die Rechtmässigkeit der Ansprüche Owain's zu beweisen. Da nun Stammbaum und Annalen dieselbe Hand verrieten, schliesst der Verfasser, so seien dieselben um dieselbe Zeit, etwa 950 entstanden. Er vermutet Geraint den Blaubart, den Bruder des Königs von Glamorgan, als Verfasser. Derselbe habe sich einer irischen Chronik bedient, da irische und schottische Ereignisse unverhältnismässig zahlreich verzeichnet seien, was wohl durch den engen Verkehr zwischen dem Klerus von Wales und dem von Irland gekommen sei. Die Cambrischen Geistlichen hätten jedenfalls in Irland Dokumente gefunden und benutzt. Aber auch einheimische Dokumente hätten dem Verfasser sicher zur Verfügung gestanden, gerade wie Nennius auch von *Veteres libri veterum Nostrorum* spreche. Solche Dokumente seien jedenfalls Erinnerungen aus der National-Überlieferung oder Familienverzeichnisse oder Stammbaum-Urkunden gewesen, welche jeder freigeborene Cymre habe führen müssen.

Mag nun der Herausgeber vermuten, was immer er will, meine Ansicht ist die, dass die vorliegenden Annalen nicht so alt sind, wie er annimmt. Diese Behauptung stützt sich auf folgende Gründe: Die zweite und dritte Abschrift der Annalen sollen später sein: *B*, *Annales ab orbe condito ad usque A. d. 1286* ist wahrscheinlich doch um diese Zeit geschrieben. Sie ist aufgebaut auf Isidor's *Origines V, cap. 39*, Beda's kurzer *Chronik* und Gottfried's von Monmouth *Geschichte Britanniens*. *C* reicht bis zum Jahre 1288 und stützt sich wie *B* auf jene drei Quellen. An einer Stelle heisst es ausdrücklich: *Beda presbyter moritur, qui hunc librum annuatim composuit.*

Es sind nun zwei Annahmen möglich:

1) Ms. *A* ist viel älter als *B* und *C*, so alt, wie der Herausgeber vermutet. Da *B* und *C* ihre Quellen angeben, so

[1]) Da wie im Folgenden gezeigt wird, schon gewichtige Bedenken gegen diese paläographische Bestimmung der Zeit erhoben werden müssen, so wäre eine neue Untersuchung und Bestimmung durch einen erprobten Fachmann sehr erwünscht.

würden sie in diesem Falle aber auch die schon lange vorhandene Hs. *A* als solche angegeben haben. Denn sie stimmen in fast allen Punkten, Jahr für Jahr, überein, nur dass sich in der einen oder andern hier und da kleinere Zusätze, genauere Ausdrücke und Bezeichnungen finden. Vielleicht möchte jemand behaupten, diese Annahme sei nicht nötig, sondern alle drei Hs. stützten sich auf dieselben Quellen und daher stamme ihre Übereinstimmung. Wäre es nun schon zu verwundern, dass ein Verfasser des 10. Jahrhunderts und zwei des 13. denselben Stoff mit denselben Worten wiedergäben, ohne einander zu kennen, so müssten wir uns doch auch erstaunt fragen: Ja, wie kommt es denn, dass auch der Verfasser von *A* Ereignisse aufgezeichnet hat, die sich weder bei Beda noch bei Isidor finden und die Ms. *B* und *C* nur von Gottfried haben können, den sie ja auch als Quelle angeben? ich meine hier gerade jene zwei Stellen, welche unter den Jahren 516 und 537 erwähnt sind, von der Schlacht Artur's bei Bado und seinem Tode bei Camlan.

Zweite Annahme: Alle drei Hs. sind ziemlich in derselben Zeit geschrieben. Wir brauchen ja gerade nicht anzunehmen, dass *A* noch jünger sei als *B* und *C*, aber sehr wahrscheinlich ist sie auch noch nach Gottfried's von Monmouth *historia* geschrieben, und zwar aus folgenden Gründen. Von den beiden Artur betreffenden Stellen in den *Annales Cambriae* unter den Jahren 516 und 537 findet sich die erstere auch bei Nennius § 56; jedoch fehlt in den älteren Hs. desselben der Zusatz, dass Artur das Kreuz Christi drei Tage und drei Nächte auf seinen Schultern getragen habe. Wenn nun die *Annales Cambriae*, Hs. *A*, schon vor Nennius existiert hätten, so würde letzterer sie doch sicherlich benützt und sowohl den Umstand mit der Kreuztragung Artur's, als auch die zweite Stelle, wo von seinem Tode im Kampfe gegen seinen Neffen Mordred im Jahre 537 die Rede ist, ausgenutzt haben. Oder soll vielleicht Nennius die Annalen nicht gekannt haben? Dem widerspricht sowohl die Wichtigkeit derselben für seinen Zweck, die *historia Britonum*, als auch der Umstand, dass damals die Menge der Bücher wahrlich keine so grosse war, dass ein Gelehrter wie Nennius ein so wichtiges Buch nicht gekannt hätte.

Dagegen finden sich die beiden Erzählungen über die zwei Schlachten von 516 und 537 genau in der *historia* Gottfrieds von Monmouth wieder. Aus diesem müssen sie also in die *Annales Cambriae* hineingekommen sein. Die beiden Handschriften *B* und *C* sind nach den Jahren 1286 und 1288 entstanden; *A* wird also wohl auch nach 1140 geschrieben worden sein.

Auffallend muss auch noch folgender Umstand sein: Die

Ereignisse der ersten Jahrhunderte sind ganz kurz als einfache Thatsachen erwähnt, und erst mit dem Jahre 1100 etwa werden die Ereignisse auch in ihrem Verlaufe geschildert, bis sich dann in den letzten Jahren ganz ausführliche, oft bis ins Kleinste gehende Erzählungen für die einzelnen Jahre finden. Letztere sind derart, dass sie nur von einem Zeitgenossen oder nach einer ausführlichen Quelle aufgezeichnet werden konnten.

Und trotzdem es sich in der That so verhält, wie ein Blick in die Annalen sofort zeigt, so findet sich doch im Anfange mitten zwischen den kurzen, knappen Notizen unter dem Jahre 516 diese Schlacht bei Bado erwähnt, mit der weiteren Erzählung, dass Artur dort das Zeichen des Kreuzes drei Tage und Nächte auf seiner Schulter getragen habe und infolgedessen Sieger in der folgenden Schlacht geblieben sei; man gewinnt den Eindruck, als habe der Verfasser gefürchtet, er erwecke mit einer kurzen Angabe, etwa: *Bellum Badonis in quo Artur victor fuit* ein ungläubiges Kopfschütteln. Darum fügt er noch eine Einzelheit an-die beweisen sollte, dass er von dieser Schlacht genau unter, richtet sei. Gesetzt aber auch, diese beiden Angaben für die Jahre 516 und 537 seien echt, originell: Müssen wir uns dann aber nicht verwundert fragen: Warum findet man aber keine Angaben über Arturs Vater, *Utherpendragon*, der doch auch berühmt war; warum nichts über Arturs Regierungsantritt, über seine Kämpfe in Norwegen, über seinen neunjährigen Siegeszug durch Gallien, über die berühmte Versammlung, die er zu Urbs Legionum[1]) abhielt, und zu welcher Abgesandte aus allen Himmelsrichtungen kamen, selbst aus den entferntesten Ländern; warum melden die Annalen nichts Näheres von seinem Tode, warum nichts von seinen Nachfolgern? Sollten wir etwa antworten, das sei ein Zeichen, dass der Verfasser die *Historia regum Britanniae*

[1]) Anmerkung: Nach San Marte *(Hist. regum Brit.* des Gottf. v. Monmouth, Seite 237) ist dieses Urbs Legionum das Kaer-Osc am Uskflusse in Wales, das Isca Silurum der Römer, einer der ersten Bischofssitze, wo auch der später zu erwähnende h. Dubricius lebte und studierte, und welches noch manche Reste aus der Römerzeit aufweist. Diese Stadt hätte den Namen nicht nach dem Standquartier der legio secunda augusta, sondern der Name Urbs Legionum sei wahrscheinlicher aus dem welschen Caer Lleon entstanden. Dieses Kaer Lleon sei in den franz. Romanen zu Carduel und Carlion, im deutschen Ywein zu Karidol geworden. Ausführliches über diesen Namen siehe W. Förster, der Löwenritter von Christian von Troyes, Halle 1887, Anm. 7, Seite 273. Herr Prof. Zimmer *(Zschr. f. frz. Spr. u. Litt. XIII.* 93) führt die Residenz Artur's, Carduel, auf das an der schottischen Grenze gelegene Carlisle zurück und sieht in diesem Namen eine Erinnerung des Wilhelm Rufus gegen den Dolphin von Carlisle, bei welcher Expedition sehr wahrscheinlich Bretonen beteiligt gewesen seien.

nicht gekannt und nichts daraus entlehnt habe? oder dürfen wir nicht mit grösserer Berechtigung antworten: Die Verfasser von *B* und *C* geben zu, dass ihnen auch Gottfrieds Werk als Quelle vorgelegen habe; und gleichwohl berichten sie über jenen Artur nicht mehr und nicht weniger als der von *A*, obschon sie ja in ihre Annalen vielmehr hätten aufnehmen können, wenn sie nur Gottfrieds *Historia* hätten ausbeuten wollen. Nun sind ihre Notizen ganz dieselben an jenen Stellen wie bei *A;* sie geben *A* nicht als Quelle oder als Vorlage an, wohingegen wohl die *Historia* Gottfrieds. Der Verfasser von *A* hätte also vor dem Erscheinen der *Historia* die Ereignisse mit jenen einfachen Worten dargestellt, wie die Verfasser von *B* und *C* nach dem „Bekanntsein" eines so bedeutenden Werkes. Und warum haben die Verfasser von *B* und *C* nicht mehr verzeichnet, wie der von *A?* Ich denke, sie thaten es einfach deshalb nicht, weil sie von der ganzen Erzählung, die Gottfried der Mitwelt über Artur auftischte, nichts für wahr hielten, weil sie nirgendwo wirkliche historische Belege für diese Kriegszüge und unglaublichen Thaten fanden. Wenn sie aber trotzdem eine Schlacht und den Tod meldeten, so geschah dies, um dem Volke gerecht zu werden, bei welchem es um jene Zeit fest stand, dass ein König Artur gelebt und in der Schlacht bei Camlan gefallen sei. Durch das Ansehen, welches Gottfried von Monmouth genoss, liessen sie sich beeinflussen und setzten jene 2 Daten in ihre Annalen hinein. Und in derselben Lage, wie die Verfasser von *B* und *C*, befand sich der von *A*, von dem die beiden anderen abgeschrieben haben. Der Schreiber von *A* hat jene Bedenken gegen die *Historia* gehegt und die von *B* und *C* haben diese Bedenken gebilligt und darum nicht mehr in ihre Hss. aufgenommen, als wie in *A* stand. Wäre *A* vor der *Historia* entstanden, so hätten die Verfasser von *B* und *C* ihre Hss. von *A* nach der *Historia* ergänzt — in Bezug auf Artur und sein Leben — und sie hätten auch *A* als Quelle neben den andern angeführt. Allem Anscheine nach sind die drei Hss. also nach der ***Historia*** verfasst worden.

Wir wollen noch einmal annehmen, die beiden Daten von 516 und 537 seien richtig und ähnlich durch Urkunden gestützt, wie das Werk des Nennius durch *Veteres libri Veterum nostrorum* — die natürlich nie ein Sterblicher zu Gesichte bekommen hat, ausser den Verfassern der beiden Werke; dann ist es doch sehr befremdend und wenig Vertrauen erweckend, dass ein solcher Heldenkönig unter seinen Namensbrüdern nie mehr einen solchen Schwärmer gefunden hat, der selbst den Namen des grossen Königs tragen wollte oder seinem Sohne beilegte. Jener Heldenkönig siegt in einer Schlacht, fällt in

einer andern, und keiner thut seiner mehr Erwähnung aus — Nationalstolz. Die *Annales Cambriae* weisen unter allen Namen diesen erst wieder unter dem Jahre 1201 auf. Ist es nun schon auffallend, dass der Name 700 Jahre fast nicht vorkommt, so trifft es sich noch merkwürdiger, dass nun da, wo er nach so langer Zeit zum ersten Male wieder erscheint, der Träger desselben nicht in Wales wohnt, sondern auf französischem Boden, wo er um diese Zeit schon lange verbreitet war. Der Schluss der ganzen Betrachtung ist der: Ein König Artur ist in Wales nie um 516—537 gewesen; findet er sich doch in dieser Zeit erwähnt und zwar in der Zeit der Kämpfe der Britten gegen die Sachsen, wie bei Gottfried, also in derselben Zeit und in derselben Darstellung wie bei ihm, so sind eben die beiden Notizen aus Gottfrieds Historia in die Annalen hineingekommen.

Und wie verhält es sich mit den übrigen Namen der Arturritter? Der Name Owein findet sich seit dem Jahre 935, vor dieser Zeit gar nicht, nachher sehr oft; Caradauc 1035 zum ersten Male und dann auch häufiger. Auffallend ist es, dass diese Namen vor den angegebenen Jahren gar nicht und nachher sehr häufig vorkommen. Nun ist nach den *Acta Sanctorum* der Bolandisten sowohl der Name Owein als auch Caredauc ein Heiligenname. Owinus war ein Mönch in England gegen Ende des 7. Jahrhunderts und Caradocus ein Eremit in Wales aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts. Heiligennamen kommen aber hier nicht in betracht. Das Endresultat der Untersuchung der *Annales Cambriae* geht dahin: Sie liefern den sicheren Beweis, dass die Britten in Wales nichts von einem Könige Artur, nichts von den Geschichten, die sich an seinen Namen geknüpft haben, gewusst haben, was offenbar nicht recht mit der Annahme stimmt, dass die ganze Artursage nicht ein Produkt der welschen Litteratur sei.

Eine zweite Quelle könnte für uns das Buch *Liber Llandavensis* sein. Es liegt mir vor die Ausgabe von *W. J. Rees, M. A., F. S. A. Publ. for the Welsh M. S. S. Society, Llandovery 1840.*

Dieses Buch, welches nach der Vorrede des Herausgebers fast von allen denen benutzt wurde, welche über die Geschichte von Wales geschrieben haben, könnte auch für die vorliegende Arbeit wichtig sein [1]). Es ist mir nicht bekannt, dass schon

[1]) Stephens sagt über dieses Buch (a. a. O. 253): „Es giebt einen genauen Bericht über das Leben und die Schicksale der Bischöfe von Llandaff beinahe 500 Jahre hindurch und endet um 1132. Wie zu erwarten, ist es voll von Klosterlegenden, von denen viele etwas kindisch, alle aber näher betrachtet, lehrreich sind.

jemand an der Echtheit dessen, was es sein will, gezweifelt hat; aber ich kann nicht umhin, diesem Buche grosses Misstrauen entgegenzubringen. Der Verfasser soll ein gewisser Gottfried gewesen sein, ein Bruder des Bischofs Urban von Llandaff; im Jahre 1132 soll jener es geschrieben haben. Es sind nun folgende Umstände zu berücksichtigen:

Die vorliegende Ausgabe konnte nicht nach dem Originale gemacht werden, da dasselbe 1660 verloren ging, als ein gewisser Mr. Vaughan es unternommen hatte, zwei Abschriften desselben anzufertigen. Eine dieser letzteren verblieb in der Familie Vaughan's; die andre erhielt die öffentliche Bibliothek zu Oxford, welcher das Original gehört hatte. Diese beiden Abschriften aber, obschon von derselben Hand und in derselben Zeit geschrieben, sollen manche Abweichungen von einander aufweisen, welche Rees herausfand. Letzterer spricht auch die Vermutung aus, dass Gottfried, weil er im Interesse seines Bruders schrieb, zu parteiisch geschrieben habe. Es galt ihm, auf jede mögliche Weise zu beweisen, dass sein Bruder im rechtmässigen Besitze der Güter des Bischofsitzes sei, welche ihm zum Teile streitig gemacht wurden vom Bischofe des benachbarten St. David. „Hierbei — sagt Rees — habe Gottfried Urkunden gesammelt, die seinem Zwecke gedient hätten, ohne eine peinliche Untersuchung über ihre Echtheit anzustellen; er habe jedenfalls mit grosser Parteilichkeit und Übertreibung zu gunsten seines Bruders geschrieben." Der Herausgeber beweist dies an vielen Beispielen (cf. Preface XLIII).

Ist es nun schon misslich, dass die beiden Abschriften, die ja für uns das Original bilden, von einander abweichen, und dass der Verfasser im Interesse seines Bruders manchmal übertriebene und offenbar unrichtige Berichte giebt, so müssen wir uns auch noch folgende Fragen vorlegen: War es überhaupt nötig, dass in einem Streite zwischen den beiden Bischöfen von Llandaff und St. David Urkunden veröffentlicht wurden? Der Streit war doch zunächst ein rein privater. Wenn nun der Bischof von Llandaff rechtskräftige, richtige Urkunden über die Güter seiner Kirche in Besitz gehabt hätte, so war es doch nur nötig, diese seinem Gegner vorzulegen, um diesen zum Rücktritt von seinen Ansprüchen zu bewegen. Doch jedenfalls hat er

---

Die Urkunde ist offenbar authentisch, da der Schreiber einige merkwürdige, das Zeitalter treffend, zeichnende Fakta erzählt." In einer Zuschrift H. D. Ward's sagt dieser mit bezug auf den lib. Lland. von Rees: „The original Ms. was missing, when the book was edited by Rees; and between the deficiencies of the copies used by him, and his own carelessness, *he made wild work of the old names.*"

gar keine oder doch nur wenige und unmassgebende gehabt, und deshalb wurde der Streit von dem Bischof von St. David zu einem öffentlichen gemacht. Und da konnte wohl ein solches Urkundenbuch, wie das vorliegende, entstehen, welches dem Volke beweisen sollte, dass der Bischof von Llandaff in seinem Rechte sei.

Eine weitere Frage wäre die: Woher nahm denn Gottfried die Urkunden, auf die er die Ansprüche seines Bruders begründete? Standen ihm überhaupt Urkunden zur Verfügung? Sind das, was er als Urkunden anführt, wirklich solche? Auffallend ist doch, dass er niemals eine Quelle für all die Urkunden angiebt; und im Besitze der Kirche von Llandaff können sie doch wohl nicht gewesen sein, wie ich vorher bemerkte. Muss es nicht mit Misstrauen erfüllen, dass bei keiner Urkunde ein Datum, nicht einmal eine Jahreszahl steht? Kann man ein Schriftstück ohne Jahreszahl, ohne Datum überhaupt als Urkunde betrachten? Der Verfasser führt nur die Gaben an, die den einzelnen Vorgängern seines Bruders geschenkt wurden, wobei er Jahreszahl und Datum fortlässt. Warum that er dies wohl? Vielleicht bestrafte man damals, grade so wie heute, denjenigen, der eine Urkunde als von einem andern ausgestellt, vorbrachte, die man ihm als selbstgeschrieben nachweisen konnte. Man konnte aber nicht denjenigen bestrafen, welcher einfach sagte und schrieb, sein Bruder, oder ein Bischof vor ihm habe von einem gewissen N. N. dieses oder jenes Stück Land bekommen.

Auch der Anfang der einzelnen Schenkungsakte ist ganz verschieden von dem allgemein üblichen Stil, wie er uns in den *Cartulaires* erschien. Der *Liber Llandavensis* lässt seine Urkunden mit Phrasen beginnen wie: *Sciendum est vobis, quod Peipiau rex, filius Erb, largitus est Mainaur garth benni usque ad paludem nigram etc.;* oder *Notum sit omnibus Christianis, quod Peipiau Rex dedit Lann Cerniou etc.* Dieser Stil lässt sich doch eher vom Standpunkte Gottfrieds, des Verfassers, als von dem des jedesmaligen Gebers auffassen; denn dieser hätte doch wohl — wie es ja in allen andern Urkunden üblich war und ist, — in der ersten Person geschrieben, etwa: *Sciendum est omnibus viventibus et posteris, quod ego Peipiau Rex largitus sum* oder *largior etc.*, selbst wenn der betreffende Geber nicht hätte schreiben können und ein anderer für ihn die Urkunde aufgesetzt hätte. Auch hätte der Name des Gebers wohl an erster Stelle unter den Unterzeichneten gestanden, während hier immer zuerst der Empfänger oder irgend ein geistlicher Zeuge unterzeichnet hat. Ein eigentliches Urkundenbuch ist der *Lib. Lland.* also wohl nicht.

Können wir anderseits annehmen, dass Gottfried gar keine Urkunden habe angeben wollen, sondern nur Inventar-Verzeichnisse der jeweiligen Bischöfe? Zugegeben, aber welchen Zweck hätten dann die angeführten Zeugen? welchen Zweck hätte dann das Buch überhaupt gehabt? Vor einem Gericht wäre ein solches Verzeichnis ohne Wert gewesen. Es lässt sich nicht leugnen, dass die Dokumente Urkunden sein sollten, aber die Art der Abfassung bringt nur einen sehr negativen Beweis ihrer Echtheit. Angenommen aber, sie wären echt; in welchem Verhältnisse steht dann der *Lib. Lland.* zu Gottfrieds von Monmouth *Historia* und zu den *Annales Cambriae?* Für die Geschichte der Britten war das Buch doch unstreitig wichtig, und es ist anzunehmen, dass Gottfried von Monmouth das Buch kannte, aus mehreren Gründen: 1) Llandaff war nicht weit von seiner Heimat entfernt; 2) als Bischof von Asaph war er doch auch wohl von dem Streite der Nachbarbischöfe unterrichtet; 3) die Zeit der Entstehung der beiden Bücher liegt nur einige Jahre auseinander. Wenn er das Buch aber nicht kannte, wie erklärt sich dann, dass er es nicht benutzt hat? Und das hat er sicher nicht gethan, da er in manchen wesentlichen Angaben gar nicht mit dem *Lib. Lland.* übereinstimmt. So macht z. B. letzteres den Dubricius zum Erzbischof von Llandaff, während die Geschichte Gottfrieds ihn Erzbischof von Urbs Legionum sein lässt. Und warum sollte Gottfried dieses Buch nicht benutzt haben? Es enthielt doch nichts, was dem Zwecke seines Werkes widersprach; konnte er den Dubricius nicht auch zum Erzbischof von Llandaff machen, ebensogut wie zu dem von Urbs Legionum?

Zwei verschiedene Personen mit dem Namen Dubricius sind, wie ich im folgenden zu zeigen versuchen will, nicht anzunehmen:

In H. Wharton's *Anglia Sacra, tom. II* finden wir eine *Vita S. Dubricii, Archiepiscopi Urbis Legionum, Autore Benedicto, monacho Claudiocestrensi.* A. a. O. Seite 656 schreibt dieser Mönch: *Destitutae siquidem fuerunt hac tempestate* (als die Kirche den Pelagianismus in Britannien bekämpfte) *duae Metropolitanae sedes Pastoribus suis, Eboraci videlicet atque Urbis Legionum, quae vulgo Caerligion nominatur. Quibus rex communi consilio rectores restituere gestiens, Eboracum Samsoni illustri viro sanctitateque famoso contulit; Urbis vero Legionum Archipraesulatum inclito Dubricio, quem divina providentia eidem sedi praeelegerat.* In demselben Werke Wharton's findet sich Seite 667 ff. *Historiola de primo statu Landavensis ecclesiae seu de fundatione et dotatione eiusdem ex antiquo Ecclesiae Landavensis registro, quod Teilo appellatur.* Hier findet sich

folgende Stelle: *Postquam praedicti Seniores (Germanus et Lupus) Pelagianam Haeresin exstirpaverant, Episcopos in pluribus locis Britanniae insulae consecraverunt. Super omnes autem Britannos dextralis partis Britanniae B. Dubricium summum Doctorem a Rege et ab omni parochia electum Archiepiscopum consecraverunt. Hac dignitate a Germano et Lupo data, constituerunt ei Episcopalem sedem concessu Mourici Regis, Principum Cleri et populi apud Podium Lantaf in honore S. Petri Apostoli fundatam.*

Diese beiden Stellen beweisen, dass die zwei hier erwähnten Dubricius ein und dieselbe Person sind.

Nun hat jener Benedictus wahrscheinlich das Buch des Gottfried von Llandaff benutzt. Wharton sagt nämlich an einer Stelle (a. a. O. Seite 655 Fussnote): *Exstat in eodem Codice M. S. Vita S. Dubricii contractior, Historiolae de primo statu Landavensis subjecta; quam a Galfrido Landavensi scriptam conjicio. Illam Benedictus prae oculis suis habuisse videtur et exinde praecipuam operis sui materiam desumpsisse. Iisdem enim plerunque verbis saepe et eisdem sententiis utitur.* Wenn dem nun so ist, was mag dann wohl den Benedictus bewogen haben, den Dubricius nur als Erzbischof von Urbs Legionum und nicht auch als Bischof von Llandaff zu erwähnen? Gottfried von Monmouth — diesen hat er nämlich offenbar benutzt, wie selbst die oberflächlichste Vergleichung der *Vita Dubricii* mit der *Historia* Gottfrieds beweist — muss ihm wohl ein zuverlässigerer Gewährsmann gewesen sein als Gottfried von Llandaff.

Des Letztern *Liber Llandavensis* ist Quelle für die eben erwähnte *Historiola Ecclesiae Landavensis* gewesen; denn es finden sich ganze Stellen seines Buches in dieser wieder, so auch die früher erwähnte, welche eine Schenkungsurkunde sein sollte, und in welcher Dubricius Erzbischof von Llandaff genannt wird (a. a. O. S. 668): *Sciendum est vobis quod Pepiau Rex, filius Erb largitus est Mainaur, Garthpenni usque ad paludem nigram inter silvam et campum et aquam et jaculum Constantini Regis soceri sui trans Gui amnem, Deo et Dubricio Archiepiscopo sedis Landaviae et Junapeio consobrino suo etc. etc.*

Benedictus berichtet wohl auch von Schenkungen, die Dubricius der Kirche von Llandaff gemacht habe (so a. a. O. Seite 658): *Beatus ergo Dubricius non modo Metropolitanam sedem Ecclesiae Urbis Legionum copiosis possessionibus amplificavit: Verum etiam Landavensem Ecclesiam in honore S. Petri Apostoli consecratam praediis et pluribus territoriis atque fertilibus agris, silvis utique et piscosis omnibus locupletavit.*

Aus dieser Stelle können wir die Vermutung Whartons, dass Benedictus den *Lib. Llandavensis* benutzt habe, uns auch erklären. Denn hier ist ja auch von vielen Schenkungen die Rede, welche noch aus der Zeit des Dubricius stammen sollen, nur besteht ein Unterschied darin, dass Gottfried von Llandaff den Dubricius zum Erzbischof von Llandaff macht und ihn die Gaben annehmen lässt, während Benedictus offenbar nichts davon wissen will, dass Dubricius Erzbischof von Llandaff gewesen sei und ihn dieser Kirche selbst etwas schenken lässt.

Lässt es sich nun aber erklären, dass Gottfried von Monmouth den *Liber Llandavensis* gekannt — und wenn er vor ihm geschrieben worden wäre, würde er ihn aus den früher angeführten Gründen sehr wahrscheinlich gekannt haben — und den Dubricius doch zum Erzbischof von Urbs Legionum gemacht haben, ohne auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, dass Gottfried von Llandaff anders berichtet habe? Wie wäre es aber, wenn der *Liber Llandavensis* nach der *Historia Britonum* entstanden wäre? Bei einer solchen Annahme liesse sich erklären, warum Dubricius zum Erzbischof von Llandaff gemacht ist: derselbe ist ein berühmter britischer Heiliger und seine Lebenszeit fällt nach Gottfrieds *Historia* vor die des Teilo. Je älter aber Gottfried von Llandaff die Schenkungen nachwies, desto unbestrittener musste der Besitz erscheinen. Wollte er nun aber Schenkungen vor Teilo nachweisen, so musste er eine historisch beglaubigte Person als Geber anführen und zu dieser eignete sich der heil. Dubricius sehr gut. So verleibt er diesen auch seiner Kirche ein, macht ihn zum ersten Bischof derselben, obschon als Stammvater derselben Teilo galt, nach welchem das Buch auch *Llyfr Teilo* statt *Liber Llandavensis* genannt wurde.

Nun hätte der Verfasser ja auch den König Artur mit Dubricius und der Kirche von Llandaff in Verbindung bringen können. Aber das thut er nicht; seine Landsleute kennen eben keinen König Artur und man hätte ihn der Unwahrheit überführt. Auf diesen Punkt muss ich nachher noch einmal zurückkommen.

Und wo ist nun der Beweis dafür, dass Gottfried von Llandaff vor Gottfried von Monmouth geschrieben hat? Der einzige Grund, den Rees für 1132 als Entstehungsjahr anführt, ist der Umstand, dass die Dokumente mit einem Ereignisse schliessen, welches ein Jahr vor dem Tode des Bischofs Urbanus eintrat. Gewiss, das ist ein Grund, aber derselbe ist doch allein nicht massgebend. Die Sache lässt sich auch so denken: So lange der Bischof lebte, konnte er selbst sich verteidigen und würde es doch auch wohl gethan haben, da ihm ja in seiner

Kirche die Urkunden, das Beweismaterial, zur Verfügung gestanden hätten. Er hat es aber nicht gethan. Das Buch ist von seinem Bruder. Ist es nun nicht wahrscheinlich, dass dieser dasselbe nach dem Tode seines Bruders Urbanus geschrieben hat, um diesen vor der Welt von dem Verdachte zu reinigen, als habe derselbe Kirchengüter in seinem Besitze gehabt, dessen Rechtmässigkeit er nicht durch Urkunden beweisen konnte? In diesem Falle musste er auch dann mit dem Tode des Bruders oder mit der letzten Schenkung vor dem Tode des Bruders schliessen. Nach dieser Erklärung konnten die Urkunden auch diese Form, das ganze Buch diesen Charakter erhalten, was beides wohl besser geworden wäre, wenn der Bischof selbst die Rechtfertigung, den *Lib. Lland.*, geschrieben hätte. Jedenfalls macht das Buch den Eindruck grosser Parteilichkeit, gleich als wenn der Verfasser, um seinem Bruder zum Rechte zu verhelfen, Erzählungen oder mündliche Überlieferungen zu Urkunden gemacht, wenn nicht geradezu Urkunden erfunden hätte. In diesem Falle standen ihm dann eine ganze Menge Urkunden zur Verfügung, die er als Vorlage benutzen, eine Unzahl von Namen, die er als Zeugen gebrauchen konnte.

Unter solchen Umständen müssen wir das grösste Misstrauen gegen das Buch hegen, und es ist sehr schwer, dasselbe als echte Quelle zu betrachten. Aber ich will doch nicht vorenthalten, was sich an Namen aus dem Artursagenkreise darin findet: der Name Artur kommt an zwei Stellen vor; zum ersten Male, Seite 73, handelt es sich um eine Schenkung von Land, welche Noe, *filius* Arthur, dem Bischof Dubricius macht. Letzterer soll 512 den Bischofssitz von Llandaff bekommen haben und 522 gestorben sein. Die Urkunde wäre also etwa aus dem Jahre 515. Jener Vater Arthur war sicher schon tot, als sein Sohn Noe das Land verschenkte. Nehmen wir nun für den Sohn ein Alter von 30 und für den Vater von 50 Jahren an, so hätte jener Arthur seinen Namen um 440—450 erhalten. Dass dieser Arthur nicht der von Gottfried von Monmouth erwähnte König Artur ist, liegt auf der Hand.

Zum zweiten Male findet sich ein Arthur in einer Erzählung aus der Zeit des Bischofs Oudoceus erwähnt, etwa unter dem Jahre 570: „... *terrae, quae a tempore Regis Nouy filii Arthur erant* ...“ Es ist hier also derselbe Arthur gemeint wie an der vorigen Stelle, nur dass sein Vater hier Nouy statt Noe heisst und König genannt wird — von dem die Geschichte nichts weiss. Von anderen Namen kommen noch vor:

Caratauc: Dieser Name ist erwähnt unter einem Bischofe Cerenhir. Der letztere soll der 10. Bischof von Llandaff ge-

wesen sein während der Regierungszeit der Könige Meurig und Hywel. Eine Jahreszahl ist unbekannt.

Catoc: Ein Träger dieses Namens findet Erwähnung unter dem Bischofe *Heruuald*, welcher 1056 zum Bischoff von Llandaff gemacht worden sein soll.

Owein: Eine Person dieses Namens ist unter dem Bischofe Marchluid erwähnt, der nach dem Bischof-Verzeichnis des *Lib. Lland.* 943 starb.

Brient ist der Name eines Zeugen im Jahre 1126 (S. 30).

Dies sind die einzigen Stellen, an denen Namen der Arturgeschichte vorkommen. Nur ein einziges Mal tritt ein Arthur auf und zwar als Vater des Königs Noe, so dass wir wohl annehmen müssen, dass er selbst auch König war. Der König Artur bei Gottfried von Monmouth regiert zwischen 510 und 537, der Arthur bei Gottfried von Llandaff muss um 460 bis 500 regiert haben. Da nun der erstere den *Lib. Lland.* gekannt hätte — wenn er vor seinem Buche geschrieben gewesen wäre —, so würde er doch wohl nicht in seinem Werke den König Artur zu einer andern Zeit haben regieren lassen. Verschieden sind die beiden Träger des Namens Artur aber auch unmöglich, da wir dann zwei Könige Artur hätten, von denen die Geschichte nichts gewusst hatte und weiss. Gottfried hätte die Ansicht, die in dem *Lib. Lland.* vertreten war und die ins Volk überging, doch nicht so ohne weiteres umstossen können, zumal es ihm nichts verschlagen hätte, wenn er die Regierungszeit Artur's auch um 2—3 Jahrzehnte früher angesetzt hätte. Gottfried von Llandaff aber konnte, wenn er nach Gottfried von Monmouth schrieb, ruhig die Regierungszeit Artur's verlegen, und zwar noch weiter zurück, in die dunklere Periode der Geschichte, über die keine Denkmäler dem Volke berichteten, denn man kannte in Llandaff wohl keinen König Artur, lernte ihn erst durch Gottfried's *Historia* kennen. Aber man glaubte demselben wohl nicht, wie man nie seiner Geschichte als solcher Glauben geschenkt hat. Darum durfte Gottfried von Llandaff es nicht wagen, den Gottfried von Monmouth abzuschreiben. Denn sein Werk musste den Schein von Wahrheit haben — der Sache seines Bruders wegen —; aber hätte er ihn treu nachgeschrieben, so hätte er das Gegenteil erreicht. Aus diesem Grunde setzte er den Artur in das vorhergehende Jahrhundert, und berichtet weiter nichts über ihn, um nicht an Gottfried's von Monmouth Werk zu erinnern.

Wie in den *Annales Cambriae* der Name Artur nur in den zwei Jahren 516 und 537 erwähnt wurde, so tritt auch in dem *Lib. Lland.* der Name Artur nur ein einziges Mal auf — denn

an den beiden früher angegebenen Stellen handelt es sich um dieselbe Person. — Und nachher kommt der Name nicht mehr vor. Ist das nicht sonderbar? Lässt dieser Umstand vermuten, dass der Name Artur in Wales sehr gebräuchlich gewesen sei? Sicherlich beweist er das Gegenteil; wäre es ein bekannter Name gewesen, so würde er ihn häufiger als Namen irgend eines Zeugen gebraucht haben. Die Zeit, in die er den Artur versetzt, ist so dunkel, die Uranfänge der Kirche von Llandaff so ganz jeder geschichtlichen Stütze entbehrend, dass man auf diese Zeit nicht als Quelle bauen kann. Die Geschichte der Kirche von Llandaff scheint auf Teilo zurückzugehen, von ihm her zu datieren. Wenn nun seit diesem alle Bischöfe bekannt waren, so konnte Gottfried von Llandaff, wenn er noch einen Bischof Dubricius kennen lernte, nicht umhin, diesen vor Teilo zu setzen. Auch der Umstand, dass der *Lib. Lland.* auch *Llyfr Teilo* genannt wurde, stützt die Annahme, dass die Kirche von Llandaff vom Bischofe Teilo und nicht von einem Dubricius, gestiftet worden sei.

Eine Bestätigung dieser Annahme finden wir in dem Werke: *Councils and ecclesiastical documents relating to Great Britain and Ireland*, by Mr. Arthur West Haddan *BD* and William Stubbs W. A. Oxford 1873. Dieses vergleichende Sammelwerk hat als Quellen angegeben: *Annales Cambriae*, *Brut y Tywysogion*, *Lib. Landavensis*, *Liber Menevensis*, *Beda*, *Wilhelm von Malmesbourgh* und mehrere andere. Obschon nun die Verfasser die Geschichte der Kirche von Llandaff nach dem *Lib. Llandav.* schon mit dem Jahre 512 hätten beginnen können, so fangen sie dieselbe doch erst mit 681 an. Es liegt hierin ein Beweis dafür, dass ihnen die Urkunden des *Lib. Lland.* für die erste Zeit der Wales'schen Kirche unglaubwürdig und nicht durch andere Quellen, wie etwa Beda's Geschichte, gestützt schienen. Der Name Dubricius ist an keiner Stelle erwähnt, dagegen Sanctus Teilo geradezu Patronus der Kirche von Llandaff genannt. Aus diesem Umstande dürfen wir wohl schliessen, dass Teilo als der erste Bischof von Llandaff bekannt war, und dass die Erwähnung eines Bischofs Dubricius auf dem Wege, den ich vorher gezeigt habe, in den *Lib. Lland.* hineingekommen ist, als man einen Bischof dieses Namens durch die Geschichte Gottfrieds von Monmouth kennen lernte, durch den ja auch der Name Artur populär wurde, den man bis dahin bei keinem Geschichtschreiber gefunden hatte.

Ist aber Dubricius fälschlich als erster Bischof von Llandaff in diesem Buche angeführt, ist er niemals Bischof dieser Kirche gewesen, dann sind die Schenkungen, welche durch die Urkunden ihm beigelegt werden, erdichtet.

Der Name Artur wäre also auch in unsere zweite Quelle, den *Lib. Lland.*, fälschlich hineingekommen. Es wäre doch auch merkwürdig, dass der Name Artur schon im Jahre 460 von einem Könige getragen worden wäre und später nicht mehr. Denn thatsächlich findet sich unter den Tausenden von Zeugen, die den Urkunden beigefügt sind, ausser an jener Stelle, kein Vertreter des Namens Artur mehr. Und da Gottfried von Llandaff allem Anscheine nach die Urkunden selbst gemacht hat, so liegt es auf der Hand, dass er keine Namen gebrauchen durfte, die in seiner Gegend in jener Zeit sowohl als früher gar nicht üblich waren. Deshalb hat er nur ein einziges Mal es gewagt, den Namen Artur zu gebrauchen, wobei er noch wohlweislich den Träger in jene dunkle Zeit versetzte, über welche das Volk nichts Bestimmtes wusste. Ähnliche Bildungen wie Arthur kommen häufig vor als Eigennamen, wie: *Arthmail, Arthfael, Arthal* und *Arthau*, aber *Artur* nie mehr. Und diese Bildungen haben nach Zimmer ja nichts mit dem Namen Artur zu thun.

Die Geschichte von Wales weist also mit Sicherheit kein einziges Mal den Namen Artur auf, ebensowenig wie die Namen der andern Helden der Artursage, ausser einigen wenigen, die aber wohl allgemein in Grossbritannien und in Nordfrankreich gebrauchte Eigennamen waren und auf die ich später noch einmal zurückkommen werde.

Bei der Untersuchung der französischen Urkunden zeigte es sich, dass die Namen der Artursage nicht nur in der Bretagne alt und früh verbreitet waren, sondern dass sie sich auch früh auf die angrenzenden Landesteile fortgepflanzt hatten. So wies namentlich die Geschichte der Kirche von Tours die geläufigsten Namen aus dem Arturkreise in ziemlicher Anzahl und sehr früh auf, was sich aus dem innigen Verkehr erklärte, der zwischen der Kirche von Tours und denen von der Bretagne bestand, die alle unter der Oberleitung des Erzbischofs dieser Stadt standen. Vielleicht trifft dieselbe Erscheinung in England zu, so dass es nicht überflüssig erscheinen dürfte, auch die Geschichte der Klöster aus verschiedenen Gegenden Englands zu durchsuchen, die doch unter einander und mit denen von Wales mehr oder weniger verkehrten, wenigstens insoweit, als die Klöster demselben Orden angehörten.

Um mit der Geschichte der Kirche von Cornwallis zu beginnen, so ist dieselbe in jenem oben erwähnten Werke von Haddan und Stubbs niedergelegt. Aber so zahlreich auch die Namen der den Urkunden beigefügten Zeugen sind, kein Vertreter des Namens Artur, keiner irgend eines andern Namens der Arturritter ist zu finden.

Wenden wir uns zum entgegengesetzten Teile der Halbinsel, so giebt uns die *Historia Monasterii Santi Augustini Cantuariensis* by Thom. of Elmham (ed. by Charles Hardwick, M. A. London 1858), reichliche Auskunft. Der Verfasser war Mönch und Schatzmeister des Klosters und beginnt seine Geschichte mit der Gründung desselben im Jahre 598 und führt sie durch bis 1291. Der Mönch behandelt nicht nur die Ereignisse, die sein Kloster betreffen, sondern giebt eine allgemeine Geschichte des Landes, wobei natürlich diejenigen am meisten hervorgehoben sind, in welche sein Kloster verwickelt war. Er stützt sich neben den Urkunden und schriftlichen Aufzeichnungen, die er in seinem Kloster fand, auf Beda, Gildas, Wilh. von Malmesbourgh, Heinr. von Huntingdon und Gottfried von Monmouth als Gewährsmänner; er führt sie selbst als solche an. Interessant ist eine Stelle, wo er über das Verhältnis der erstern zu Gottfried von Monmouth spricht. Er thut dies bei der Erwähnung der Abstammung des Königs Cadwallader: „Wilh. von Malmesboury nenne das Geschlecht, dem die Mutter des Königs angehörte; den Vater nenne er nicht, ebensowenig wie Beda und Heinr. von Huntingdon. Gottfried allein gebe die volle Abstammung, also auch das Geschlecht des Vaters, an. Dies sei aber garnicht zu verwundern, da Gottfried den andern Geschichtschreibern schweigen auferlege, sowohl was die Vorgänger, als auch was die Nachfolger Cadwalladers angehe, weil ihnen nicht die Bücher zur Verfügung gestanden hätten, die er benutzt habe". Diese Ausführungen liefern den Beweis für das unbeschränkte Vertrauen, welches man dem Romane Gottfrieds schenkte. Denn, während Thom. v. Elmham sich bewogen fühlt, die Quellen anzugeben, aus denen er geschöpft hatte, giebt er sich damit zufrieden, dass Gottfried die seinige einfach *vetustissimum librum Britannici sermonis* nennt, ein Buch, welches vor ihm wohl noch nie ein Mensch gesehen hatte und nach ihm keiner mehr erblicken sollte.

In dieser *Historia Monasterii Sancti Augustini* nun ist zweimal der Name Arturs erwähnt. Seite 261 ist so nebenbei bemerkt, dass ein gewisser Hoel aus der Bretagne (Hoel ist eine historische Persönlichkeit) dem Könige Artur mehrere Provinzen in Gallien erobert habe. Dies stimmt ganz genau mit Gottfrieds *Historia lib. X* und *XI*, *cap. 1*, überein, und ist jedenfalls aus diesem genommen. An der zweiten Stelle ist auch wieder gelegentlich erwähnt, dass im Jahre 1278 vom Könige Eduard I. das Grab des Königs Artur gefunden und geöffnet worden sei, und zwar im Kloster zu Glastonbury.

Diese Angabe stimmt nicht mit Gottfrieds Bericht, der Artur ja auf die Insel Avalon versetzt. Ausser an diesen zwei Stellen

findet sich in der ganzen Geschichte des Klosters nun nicht mehr der Name Arturs oder der eines andern Ritters aus seiner Umgebung. Es lässt sich also wohl nicht bestreiten, dass die Namen in diesem Teile Englands in einem Zeitraume von 600 Jahren, den die *Historia* ja umfasst, nicht bekannt gewesen sind.

Vielleicht könnte jemand einwerfen, die südlichsten Teile Britanniens könnten unmöglich die Namen so früh angenommen haben. Nun, die mittleren und nördlichen Teile der Insel sind auch nicht reicher an den gewünschten Namen. Durchforschen wir zunächst das *Chronicon Monasterii de Abingdon*, ed. by Joseph Stevenson, London 1858, welches von einem Mönche dieses Klosters verfasst wurde. Diese Chronik ist äusserst reich an Urkunden und Geschichten; aber in dem ganzen grossen Zeitraum, den sie umfasst, von 675—1189, tritt kein einziges Mal eine Person mit Namen Artur, oder der Träger des Namens irgend eines andern Helden aus dem Kreise der Tafelritter auf.

Als Quelle für den Norden möge das *Cartularium Monasterii de Rameseia* dienen (ed. by Will. Henry Hart and the Rev. Ponsonby a Lyons, London 1884). Dieses Kloster, in der Grafschaft Huntingdon gelegen, besitzt eine reiche Urkundensammlung, von denen leider keine über das Jahr 1055 hinausgeht. Es kommen in derselben alle möglichen Namen vor, sächsische, dänische, lateinische, griechische, hebräische, französische und walisische. Dieser Umstand würde sofort den Einwurf widerlegen, die Gegend um das Kloster sei sächsisch gewesen, und es wären darum aus Nationalstolz die Namen der walisischen Helden nicht gebraucht worden. Aber trotz der ungeheueren Zahl von Namen sind diejenigen Arturs und seiner Genossen ausser dem Namen Brient, der ein einziges Mal vorkommt, in Band II, 449 pg. unter dem Jahre 1123, nicht zu finden.

Zum Schlusse möge noch erwähnt werden: *Chartuleries of St. Mary's Abbey at Dublin.* Dieses *Cartularium* reicht zwar nur bis zum Jahre 1277 zurück. Aber nicht einmal um und nach dieser Zeit findet sich ein Name der Arturgeschichte, was man doch erwarten dürfte, da Irland und Wales in regem Verkehre mit einander standen. Sicherlich würde sich der eine oder andere Name, wenn er in Wales populär gewesen wäre, nach Irland verpflanzt haben. Aber das scheint, nach dem *Cartularium* zu urteilen, nicht der Fall gewesen zu sein. Wenn um diese Zeit noch kein einziges Mal der Name Artur sich unter den vielen andern findet, so ist das ein Beweis, dass nicht nur vor dem Erscheinen von Gottfrieds *Historia* der Name unbekannt war, sondern auch nach demselben noch länger dem Volke fremd blieb. Zum Schlusse führe ich noch einige Zeugnisse an, die

ich Herrn Prof. Zimmer verdanke. Derselbe schreibt darüber Folgendes: „In Schaffhausen am Bodensee befindet sich eine aus Reichenau stammende Handschrift der *Vita S. Columbae* von Adamnau. Diese wurde nach der ältesten Hs. herausgegeben von Reeves, *Life of Adamnau.* Ein Abdruck findet sich auch in den *Acta Sanctorum, mens. Iun. II,* 197 ff. Die Hs. ist nach der Schlussbemerkung des Schreibers von Dorbene, dem ersten Nachfolger Adamnau's († 704) in der Abtswürde von Jona geschrieben, was paläographisch sehr schön passt. Dorbene † 28. Oktober 713, so dass ein Terminus gegeben ist. Die also in einer vor 714 geschriebenen Hs. enthaltene *Vita S. Columbae* rührt her von dem 704 gestorbenen Abt des Klosters Hi (Jona) an der schottischen Küste, über den Beda (735) in der *Hist. eccl. gentis Anglorum V,* 16 ausführlich handelt. Adamnau († 704) war ein Nachfolger des Gründers von Jona und Piktenapostels Columba († 597) und kannte noch Mönche, welche mit Columba gelebt hatten. König des kleinen Irenstaates an der Westküste von Schottland, der ja im Osten an das Piktenreich, im Süden an den Brittenstaat von Alcluit (Dumbarton) grenzte (s. *Beiträge zur Namenforschung in den altfranzösischen Arturepen,* S. 95), war zu Columba's Zeit Aidan mac Gabrain 574 — 606: er war von Columba 574 gekrönt worden und verdankte es dem Einfluss des mächtigen Priesters, dass er und nicht sein Bruder *regulus* des schottischen Irenstaates wurde. Adamnau erzählt in der *Vita S. Columbae I,* Cap. IX von einem Gespräch Columba's mit Aidan über die eventuelle Nachfolgerschaft des letztern. Eine Einmischung Columba's in diese Angelegenheit ist ja durch den Anteil, den er an Aidan's Thronbesteigung hatte, natürlich. Anderseits wird dies Gespräch nicht so bald nach 574 stattgefunden haben.

Dieses Gespräch findet sich in den oben erwähnten *Acta Sanctorum* S. 202: *Alio in tempore ante supradictum bellum sanctus Aidamun regem interrogat de regni successore. Illo se respondente nescire quis esset de tribus filiis suis regnaturus, Arthurius an Eochodius Find, an Domangarthus, Sanctus consequenter hoc profatur modo; nullus ex his tribus erit regnator; nam in bellis cadent ab inimicis trucidandi . . . Sic omnia post suis temporibus plene adimpleta sunt. Nam Arthurius et Eochodius Find, non longo post temporis intervallo, Miatorum superius memorato in bello trucidati sunt. Domangarthus vero in Saxonia bellica strage interfectus est.*

„Wenn nun auch die Prophezeiung post eventum gemacht wurde," schreibt Z. weiter, „so haben wir hier ein Zeugnis Ende des 7. Jahrhunderts, dass der älteste Sohn des Aidan mac Gabrein Arthurius hiess und 596 fiel."

Ferner verdanke ich Z. noch folgendes Beispiel:

„Die irischen Annalen verzeichnen, dass um 620 der Ulster-regulus auf einem Kriegszuge in Cantire (Schottland) von Artur, Sohn des Bicuir, einem Britten (ab Arthur filio Bicuir Britoni) getötet wurde."

Wollte man allen diesen Zeugnissen gleiche Beweiskraft zuerteilen, dann liesse sich vielleicht sagen, der Beweis sei erbracht, dass die Artursage schon sehr früh in Nord-Britannien bestanden habe und noch im Anfange des 12. Jahrhunderts lebendig gewesen sei. Letzteres wird durch das Zeugnis der Kleriker bewiesen[1]); aber die beiden letztern Beispiele beweisen nur, dass der Name Artur ein britannischer Name ist, der schon gegen Ende des 6. Jahrhunderts gebräuchlich, für das Bestehen einer Artursage in dieser Zeit beweisen die Zeugnisse nichts. Dass um jene Zeit Arturgeschichten in Nord-Britannien in Umlauf sein konnten, ist ja a priori möglich.

Ich schliesse die Arbeit mit einer kurzen Zusammenfassung der Ergebnisse derselben. Die folgende Liste der Arturnamen und derjenigen derselben, welche gleichzeitig auch Heiligennamen sind, nebst der Angabe der Anzahl der vorkommenden Fälle, soll den Überblick über die Arbeit erleichtern. Es ist im voraus zu bemerken, dass das sporadische Vorkommen eines keltischen Namens in keltischen Ländern, selbst Namen wie Artur, gar nichts beweist, da ja die Namen doch auch vordem, weil einheimisch, bereits in Gebrauch gewesen sind. Anders ist es mit diesen Namen z. B. in Italien oder im romanischen Frankreich, denn hier sind diese Namen ganz fremd, also importiert, und geben Zeugnis ab für die Popularität schon bei ganz geringem Vorkommen, während ebendasselbe in einem keltischen Lande gar nichts beweist. Hier kann nur das massenhafte Vorkommen ein wirklich positiver Beweis sein.

Anderseits aber ist das Fehlen der Arturnamen in keltischen Ländern ein absolut sicherer negativer Beweis, dass nämlich die Artursage dort ganz unbekannt, wenigstens sicher nicht volkstümlich gewesen ist.

Die Heiligennamen sind aus folgendem Grunde angeführt: Es ist klar, dass, wenn in einer Sammlung z. B. nur Arturnamen vorkommen, die zugleich Heilige sind, aber keine, die bloss Arturnamen sind, dass dann auch die ersteren mit Artur nichts zu thun haben. Aufschluss über die Heiligennamen habe ich gesucht in den *Acta Sanctorum* der Bolandisten, der *Gallia Christiana* und dem *Trésor de Chronologie* von Mas Latrie.

---

[1]) Von denen Zimmer erzählt *Zs. f. frz. Spr. u. Litt. XIII.*

Arturnamen.	Zugleich Heiligennamen sind:	Kommen vor in			
		Bretagne.	Angrenzendes Frankreich.	Wales.	England.
Arthur	— — —	9 mal	6 mal	2 mal (unsicher)	2 mal
Arthueu, Arthuiu etc.	— — —	36 -	—	—	—
Caradoc	Caradocus Eremita ca. 1124.	15 -	—	sehr häufig	—
Euroc	— — —	1 -	—	—	—
Cadoc s. Katoc	Cadocus sive Sophias Ep. Beneventanus. Saecul. VI.	3 -	—	2 mal	—
Urien	— — —	10 -	—	—	—
Cahai	— — —	5 -	—	—	—
Brient	Briand, Briant, Brientius év. de Cluainfort en Irlande (Trésor).	50 -	3 mal	1 mal	—
Euen, Even, Euuen etc.	Owinus Monach. sub finem saec. VII.	65 -	4 -	sehr oft	—
Bran	— — —	18 -	—	—	—
Broin s. Broen	— — —	6 -	—	—	—
Gaudin	S. Gaudin év. de Soissons 11. Févr. (Trésor).	11 -	6 mal	—	—
Ider	— — —	1 -	1 -	—	—
Lancelin und Lancelot	— — —	2 -	—	—	—
Gauvenus	— — —	—	1 mal	—	—

In der Einleitung stellten wir die Behauptung auf, dasjenige Land, dasjenige Volk würde wohl die Erzählung über den König Artur in seiner Litteratur ausgebildet haben, in welchem die Namen Arturs und seiner Ritter am populärsten gewesen wären. Nun hat ja Zimmer zwei Zeugnisse beigebracht, in denen der Name Artur schon am Ende des 6. und im Anfange des 7. Jahrhunderts in Britannien vertreten ist. Diese beiden Fälle zeigen zwar, dass der Name Artur ein altbrittischer ist, aber nicht auch, dass er populär war, zumal, wenn wir daneben die zwei Thatsachen halten, erstens, dass sich in den zahlreichen Urkunden, die ich aus der spätern Zeit für das kymrische England und die angrenzenden Lande durchsuchte, der Name nicht mehr fand; zweitens, dass er sich dagegen in der ganzen Bretagne und selbst über deren Grenzen hinaus volkstümlich zeigte, und zwar nicht nur dieser Name, sondern auch die Namen der übrigen Arturritter. Es steht also wohl fest, dass der König Artur, der uns in den französischen Romanen entgegentritt, eine rein bretonische Schöpfung ist. Ob früher im kymrischen England Artur schon einmal Nationalheld war, ist a priori zwar möglich, aber es sprechen keine Thatsachen dafür; im Gegenteil, die Unpopularität des Namens spricht eher dagegen. Für die Bretagne bedeutet jedoch der volkstümliche Gebrauch der Arturnamen auch das frühe Vorhandensein einer Artursage. Als nun später (seit dem Jahre 1067 sicher)[1] die Bretonen vielfach nach England kamen, nahmen sie auch diese Heldensage mit hinüber. Ihre Stammesbrüder adoptierten den Helden, aber in ihrer eigenen Weise, indem sie ihn zu einem Nationalhelden der Kymren im allgemeinen machten. Darum versetzten sie ihn in das 6. Jahrhundert, in dessen Anfang sie noch mit den Bretonen auf englischem Boden lebten. Nur so kann ich mir z. B. auch erklären, dass sich auch Ereignisse aus der Vikinger- und Dänenzeit um diesen Helden gruppieren, worauf H. Zimmer aufmerksam macht (Gött. Gel. Anz. 1890. No. 20. S. 820).

Ist es aber schon auffällig, dass früh eine Artursage bestanden haben soll, die im Mutterlande ausstarb, in fremder Erde dagegen so herrliche Blüten zeitigte, so ist es mir auch unwahrscheinlich, dass dieser Held mit Ereignissen in Verbindung gebracht werden soll, die 300, 400, ja sogar 500 Jahre später fallen. Dieser Zug spricht doch nur dafür, dass man dieser Person durchaus keinen historischen Wert beilegte. Weiter spricht hierfür auch ein von Th. Stephens in seinem Buche *The litterature of the kymry, being a critical essay of the language and litterature of Wales*, übersetzt und ergänzt von San Marte, Halle 1864,

[1]) Mit Wilhelm dem Eroberer zogen viele Bretonen nach England.

S. 332, schon erwähnter Umstand, dass die Barden des 11. und 12. Jahrhunderts sich sträubten, Artur in ihre Dichtungen einzuführen.[1]) Es scheint so, als ob die Kymren in England sich zuerst nur den Helden Artur aneigneten und ihn mit den grossen Ereignissen des 8., 9. und 10. Jahrhunderts in Verbindung brachten, und dass seine Versetzung in das 6. Jahrhundert ihr letzter Schritt gewesen ist. Und um dieses wahrscheinlich zu machen, brachte man ihn in die *Annales Cambriae* hinein, deren älteste Hs. aus dem 12. Jahrhundert ist, die aber auf einer älteren des 10. beruhen soll *(Gött. Gel. Anz.* 1890, No. 20, S. 787 Anm. 1 und S. 823.).

Dieses angenommen, lässt es sich auch begreifen, warum die ersten Geschichtschreiber Englands nichts von einem Helden Artur zu erzählen wissen, was sie doch sicherlich nicht unterlassen haben würden, wenn ihnen auch nur etwas von einer solchen Person aus dem 6. und 7. Jahrhundert bekannt gewesen wäre. Man begreift dann auch recht wohl, warum Gottfried von Monmouth eine bretonische Quelle seines Werkes angiebt. Denn mit jenem *liber Britannici sermonis vetustissimus, quem Walterus ex Brittannia adrexit* kann Gottfried nur ein aus der Bretagne stammendes Buch gemeint haben. Wenn nun aber auch dieses Buch, wie Zimmer sagt, eine „Flunkerei“ ist, so hat er doch einen guten Grund gehabt, dasselbe als Quelle anzugeben. Zimmer drückt sich über diesen Punkt so aus: „Gottfried wusste, dass die romantische Artursage der Bretonen wesentlich von der zu seiner Zeit in Wales gepflegten Heldensage abwich. Er verwendete auch Mosaikstückchen daraus in seiner Darstellung *(Zs. f. frz. Spr. u. Litt. XII., 231).* Dies war wohl die Veranlassung, den Roman mit den unerhörten neuen Nachrichten aus einer bretonischen Quelle abzuleiten; denn dass es ihm sehr wesentlich um Artur zu thun war, geht aus dem ersten Kapitel hervor.“

Nun, ebenso gut, wie man sagen kann, Gottfried gab die bretonische Quelle an, weil er wusste, dass die Form der Artursage, die er vorbrachte, von der einheimischen abwich, kann man auch, da das einheimische Bestehen einer Artursage vor dem Jahre 1067 durch nichts bewiesen ist, annehmen, dass er das bretonische Buch als Quelle vorgab, weil seine Landsleute wussten, dass die Ge-

---

[1]) Es heisst dort: „Artur wird nur mit Widerstreben zugelassen, und selbst noch im 12. Jahrhundert zeigten die Barden eine weit grössere Parteinahme für Kadwaladr. In der That, so eigentümlich diese Behauptung erscheinen mag, so ist doch Grund zu glauben, dass die Barden die Arturgeschichte gradezu missachteten. Es muss sich daher stark die Vermutung aufdrängen, dass der Heldencharakter nicht dem Boden entsprossen ist, auf dem sein Wachstum nach seiner Verpflanzung dahin so vielen Schwierigkeiten unterlag.“

schichten vom Könige Artur überhaupt erst durch die Bretonen, die seit 1067 vielfach nach England kamen, in England bekannt geworden waren. So konnte er das Buch auch *vetustissimus liber* nennen. Mit dieser Auslegung erkläre ich mir denn auch den Umstand, dass Gottfried bei der Latinisierung der Eigennamen die französisch-bretonischen Formen zugrunde gelegt hat.

Zimmer sagt mit bezug hierauf (obige Zs. S. 256): „In einer Reihe von Fällen hat Gottfried der Latinisierung von Eigennamen die in England gehörten französisch-bretonischen Formen zugrunde gelegt (z. B. bei Walguainus, Caliburnus, Modredus, Kaerdubal etc.), wo gar kein Grund ersichtlich ist, wie schon gelegentlich bemerkt: die Persönlichkeiten und Gegenstände kommen in der welschen Sage ebenfalls vor, und tragen dort die entsprechenden Namen (Gualchmei, Caletvwlch, Medraut, Caer Liwelydd); in dem, was Gottfried von ihnen meldet, liegt auch keine Veranlassung; bei Modredus folgt er, soweit ein Urteil gestattet ist, gar eher welscher Sage, denn bretonischen Erzählungen. Warum geht also Gottfried, der doch selbst ein Kymre war, von Walwen (vergl. oben S. 251) Calibur, Modred, Carduel aus und nicht von Gwalchmei, Caletvwlch, Medraut, Caer Liwelydd? Wollte er damit vor seinen Lesern in England der fingierten bretonischen Quelle eine Stütze geben?“

Ich antwortete: Ja, das muss einzig und allein sein Zweck gewesen sein. Er tischte mit seinem Roman seinen Lesern so viel Neues, Unerhörtes auf, dass er sich nicht damit begnügen durfte, die Quelle hiervon *Liber Britannici sermonis vetustissimus* zu nennen; er musste diese Behauptung auch wahrscheinlich machen und das that er durch jene auffallende Latinisierung. Aus diesem Grunde auch schildert er den Tod Artur's in der Weise, wie er in der Bretagne dargestellt wurde: Artur wird bis auf den Tod verwundet und auf die Insel Avalon entrückt, von wo er dann geheilt wiederkehren sollte. Dass eine Insel Avalon in Britannien unbekannt war, in der Bretagne dagegen ein Ort Avaellon vorkommt, der sehr gut als das Avalon der Sage gedeutet werden kann, hat Zimmer ausführlich besprochen in der schon erwähnten Abhandlung in der *Zschr. f. frz. Spr. u. Litt. XII., S. 238 ff.* und es bedarf einer Erklärung meinerseits nicht mehr. Nur eines möchte ich aus diesem Punkte wieder folgern: Wenn man bis dahin in Britannien geglaubt hätte, dass Artur mit seinem Gegner Modred zugleich in der Schlacht bei Camlan gefallen sei, wie es bei Nennius und in den *Annales Cambriae* heisst, würde man dann Gottfried's Erklärung, Artur sei auf die Insel Avalon entrückt worden, um dort von seinen Wunden zu genesen, so ruhig hingenommen haben, wenn man den Helden Artur Jahrhunderte lang als Nationalhelden

verehrt hätte, als einen Toten, wenn man seinen rühmlichen Zweikampf und Tod Jahrhunderte lang besungen hätte? Würde Gottfried es überhaupt gewagt haben, eine Idee seines Volkes, eine für dasselbe geschichtliche Thatsache umzustossen und eine neue Erklärung für den Tod seines Helden aufzustellen? Ist es anzunehmen, dass man in Britannien Artur in der Schlacht fallen lässt, und dass die Stammesbrüder in der Bretagne ihn nicht fallen lassen, sondern ihn auf eine Insel versetzen, von wo sie auf seine Wiederkehr hoffen? Soll der Grund in dem dem Mittelalter eigenen Zuge liegen, die einheimische Litteratur durch neue Erzählungen zu bereichern, wenn dieselben den früher umlaufenden auch widersprechen? Ich glaube nicht! Es kann meiner Ansicht nach nur so sein, dass der König Artur eine rein französisch-bretonische Figur war, kein Nationalheld auch der Kymren. So konnte es den Kymren zu Gottfried's Zeit gleichgültig sein, ob man diesen Helden fortleben liess oder nicht. Sie nahmen diese neue Darstellung von ihren Stammesbrüdern ruhig an, weil sie die ganze Sage von diesen übernommen hatten; darum konnte Gottfried mit dieser neuen Darstellung vor seine Landsleute treten, ohne fürchten zu müssen, dieselben würden sich dagegen verwahren, dass man ihren Nationalhelden auf eine Insel der Bretagne versetzte, dass man überhaupt ihren Glauben von dem Tode ihres Helden, den sie Jahrhunderte lang aufrecht gehalten hätten, umstosse und ihn, entgegen ihrer Tradition, fortleben lasse in einem fernen Lande, wenn man auch zugeben musste, dass eine solche Darstellung viel romantischer war und die Phantasie eines Volkes mehr hätte ansprechen können.

Quelques notes sur la Bibliographie de Voltaire, par M. Bengesco, et sur la Correspondance de Voltaire, édition de M. Moland.

La Biographie de Voltaire, que feu Desnoiresterres a publiée en huit volumes, de 1867 à 1876; la Bibliographie de Voltaire, par M. Bengesco[1]); et la nouvelle édition de la Correspondance de Voltaire, publiée par la librairie Garnier[2]): ces trois ouvrages considérables constituent désormais la base de toutes les études qu'on voudra faire sur la vie et les ouvrages du philosophe de Ferney. Dans les pages qui suivent, j'ai réuni quelques notes sur la bibliographie de Voltaire et sa correspondance; elles complétent et rectifient, en quelques points de détail, les travaux des savants éminents dont le nom, comme celui de Beuchot, est désormais lié à celui de Voltaire.

Bengesco. I, 176. J'ai sous les yeux une brochure de douze pages: *La guerre civile de Geneve.* Nouvelle Edition. Paris, 1767. Un feuillet pour le titre; le Chant premier occupe les pages 1 à 8; sur le dernier feuillet est un Avertissement en ces termes: De tous les Chants dont est composé le Poëme de Mr. de Voltaire, intitulé, *la Guerre de Genève*, on

1) Paris, librairie Perrin. Quatre volumes in 8°, 1882, 1885, 1889, 1891.

2) En publiant les Oeuvres de Voltaire, la librairie Garnier a reproduit purement et simplement l'édition Beuchot pour les Oeuvres proprement dites. Mais pour la Correspondance de Voltaire, qui forme les tomes 33 à 50 (publiés de 1880 à 1882) de l'édition Garnier, M. Moland a été chargé de la compléter et de la mettre à jour; et il a réuni aux 7.473 lettres recueillies par Beuchot, trois mille lettres publiées depuis, et dispersées çà et là. Quelques-unes de ces lettres, tardivement indiquées à M. Moland, ont paru à la fin des tables de l'édition Garnier (tome 52).

ne connoit encore ici que le premier et le troisième. On diroit que celui-ci a été fait exprès pour décrier Jean Jacques Rousseau, tant il y est maltraité et hideusement dépeint. On s'étonne que le célèbre Auteur de cet Ouvrage, qui ne se pique pas moins d'humanité que de bel esprit, ait si peu ménagé un malheureux proscrit, etc.

Bengesco. I, 222. L'*épître à mademoiselle de Guise:*

Un prêtre, un oui, trois mots latins,
A jamais *changent* vos destins . . .

a été publiée dans le *Mercure suisse* de septembre 1734.

Bengesco. I, 271. Les vers à Linant:

Connaissez mieux l'oisiveté . . .

ont été publiés dans le *Mercure suisse* de janvier 1734.

Bengesco. II, 19. M. Bengesco ne cite pas une édition des *Lettres philosophiques*, que j'ai sous les yeux: **Lettres écrites de Londres sur les Anglois et autres sujets, par M. de Voltaire,** suivant la copie imprimée à Londres. A Francfort sur le Meyn, 1735, in 8° de 4 feuillets préliminaires, 172 pages, et 10 feuillets de table non chiffrés. La 26ᵉ Lettre est celle sur l'incendie d'Altena.

Bengesco. III, 313. Voltaire écrit à Gabriel Cramer: Vous savez, Caro, que votre f. . . . Consistoire a dénoncé la lettre de l'autre Quaker à votre Conseil. — Je vais donner quelques extraits des registres officiels qui se rapportent à cette affaire:

Registre du Consistoire de Genève, jeudi 8. décembre 1763. Il a été rapporté qu'il paraissait un livre écrit en français, intitulé l'Arétin, sans nom d'auteur ni d'imprimeur, . . . etc.

Qu'il parait aussi une feuille imprimée, contenant une Epître d'un Quaker de Pensylvanie, adressée à M. Pompignan, évêque de France, (de Puy en Velay) qui a fait imprimer un livre sur la religion, contre les incrédules. Cette feuille est pleine d'indécence et d'impiété, et contient des invectives atroces contre la religion en général, et en particulier contre le Vieux Testament, et est un tissu d'objections contre la religion; Qu'il était du bon ordre et du devoir de cette vénérable assemblée, d'informer le magnifique Conseil qu'il y a de tels écrits qui se répandent dans cette ville, et que ces écrits sont contraires à la religion et aux bonnes mœurs.

Dont opiné, l'avis a été de prier M. l'ancien Syndic Grenus d'informer le magnifique Conseil du rapport ci-dessus, concernant le dit livre et la feuille imprimée, afin qu'il prenne suivant sa prudence les mesures qu'il estimera les plus convenables pour que de tels livres ne s'impriment ni ne se débitent dans cette ville.

Registre du Conseil de Genève, samedi 10. décembre 1763. M. l'ancien Syndic Grenus, Ancien du Vénérable Consistoire, ayant rapporté que dans le dernier Consistoire, on fit plainte de ce que quelques libraires débitent des livres obscènes et dangereux comme

l'Arétin, et la Lettre d'un Quaker à l'évêque du Puy: Arrêté de charger M. M. de la Justice de faire la visite chez les dits libraires, et d'y saisir les dits livres, pour, ensuite de l'examen qui en sera fait, être ordonné ce qu'il appartiendra.

Registre du Conseil, mercredi 14. décembre 1763. Vu le verbal du sieur Auditeur Naville au sujet de la visite faite chez les sieurs marchands libraires, pour y saisir deux livres dénoncés comme obscènes et dangereux, savoir l'Arétin, et la Lettre d'un Quaker à M. l'évêque du Puy, duquel il résulte que l'on n'a trouvé aucun exemplaire de la dite lettre, et seulement chez le sieur Duvillard un exemplaire de l'Arétin, arrêté que le dit exemplaire de l'Arétin sera remis aux seigneurs Scholarques, pour l'examiner et en faire le rapport.

Registre du Consistoire, jeudi 15. décembre 1763. M. l'ancien syndic Grenus a rapporté qu'il avait informé le magnifique Conseil au sujet du livre de l'Arétin et de l'Epître d'un Quaker de Pensylvanie à un évêque de France, suivant la résolution de jeudi dernier; que le magnifique Conseil avait pris les précautions nécessaires pour empêcher que ce livre et cette épître ne s'impriment et ne se débitent dans cette ville; que par les recherches qu'il avait fait faire de ces deux écrits, il n'avait trouvé qu'un exemplaire de l'Arétin.

Sur le rapport des seigneurs Scholarques, le 11. janvier 1764, l'Arétin (2 volumes, avec cette devise: *Parve, nec invideo, sine me, liber, ibis in ignem.* A Rome, aux dépens de la Congrégation de l'Index, 1763) fut condamné à être lacéré et brûlé par le bourreau; et le jugement fut exécuté le surlendemain.

Bengesco III, 352. La lettre à M. Tissot, datée de Ferney, samedi à 10 heures du matin, ne peut pas être de septembre 1773, puisqu'elle dit: «madame la duchesse de Wurtemberg va dîner aujourd'hui aux Délices avec madame Denis.» M. Bengesco a rappelé lui-même quelques pages plus haut (III, 338, note 5) que Voltaire se défit des Délices au commencement de 1765.

Un prince de Wurtemberg et sa femme ont habité les environs de Lausanne dans les années 1763 à 1765; M. Streckeisen-Moultou a publié les lettres du prince à Jean-Jacques Rousseau.

Correspondance de Voltaire, édition Moland, No. 43. Lettre à Thiriot, datée: A Richelieu, ce samedi 25. . . . . 1720. Le 25 a été un samedi dans les mois de novembre 1719, mai 1720, et janvier 1721. Si le millésime est exact, la lettre est du samedi 25. mai 1720.

Moland, 161. Lettre à Thiriot, datée: Ce mardi, 1726. «On doit me conduire, demain ou après demain, de la Bastille à Calais.» Voltaire sortit de la Bastille le jeudi 2. mai 1726; la lettre est du mardi 30. avril 1726.

Moland, 172. Lettre à Swift, datée: Vendredi 16. Cette lettre est antérieure au mois d'août 1727, époque où M. de Morville abandonna le portefeuille des affaires étrangères. Beuchot dit dans une note: Je crois cette lettre du 16. avril.

Mais le 16. avril 1727 était dans l'ancien style un dimanche, et dans le nouveau un mercredi. La lettre est du vendredi 16. mai 1727 si elle est datée selon le nouveau style; du vendredi 16. juin 1727 si Voltaire a employé l'ancien style, ce qui est probable.

Moland, 179. Lettre adressée à M***, et datée de Wandsworth, 11./22. juillet 1728. Voltaire charge M*** de remercier la reine qui lui avait envoyé une médaille. Quelle reine? M. Moland dit: la reine Caroline, femme du roi d'Angleterre Georges II.

Je crois plutôt qu'il s'agit de la reine de Prusse, Sophie-Dorothée, mère du grand Frédéric, et soeur du roi d'Angleterre. Que vient faire la reine de Prusse dans cette lettre, si ce n'est pas elle qui a envoyé la médaille? Voltaire dit qu'il envoie sa lettre au résident de Prusse, à Londres, pour qu'elle parvienne à son adresse. Elle paraît donc adressée à quelque personnage de la cour du roi de Prusse. Ce serait un premier jalon dans les rapports de Voltaire avec la cour de Berlin.

Moland, 188. Billet adressé à Thiriot, et daté: *Die Jovis*, 29. mars 1729. Mais le 29. mars 1729 était un mardi.

Moland, 375. Les vers au comte de Sade:

Vous suivez donc les étendards
De Bellone et de l'Hyménée;
Vous vous enrôlez cette année
Avec Carman, avec Villars . . .

sont cités, avec la réponse du comte de Sade, dans le *Mercure suisse* de janvier 1734. M. Bengesco (III, 386, note) indique une source très postérieure.

Moland, 463 et 492. Lettre du cardinal Alberoni à Voltaire, et réponse de celui-ci. M. Bengesco, dans son Répertoire chronologique de la Correspondance de Voltaire, indique la source de ces lettres dans l'édition des Oeuvres publiée en 1745. — Elles avaient déjà été publiées dans le *Mercure suisse* d'octobre 1735.

Moland, 937. Cette lettre a été publiée en 1885, d'après l'original et dans son entier, par M. Stengel, dans la *Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur*, Bd. VII, en même temps que d'autres lettres de Voltaire à Frédéric, les unes déjà publiées en tout ou en partie (Moland, 1360, 1463, 1480 etc.) les autres inédites; et six lettres au landgrave de Hesse, toutes inédites. M. Bengesco n'a pas eu connaissance de ce travail inséré dans notre Revue, laquelle n'est pas connue en France autant qu'elle mériterait de l'être.

Moland, 3000. Lettre du 30. août 1755, adressée à Jean-Jacques Rousseau. M. Moland reproduit une note de Beuchot:

»cette lettre fut d'abord imprimée dans la première édition de *l'Orphelin de la Chine,* qui est de septembre 1755. Mais ce fut sur une copie différente . . . . que fut faite l'impression dans le *Mercure* du mois d'octobre 1755. . . . . Un texte différent est dans le *Portefeuille trouvé* etc.«

Dans l'ouvrage intitulé: *Jean-Jacques Rousseau, ses amis et ses ennemis.* Paris, lib. Lévy, 1865, tome premier, page 263, M. Streckeisen-Moultou a donné, (d'après l'autographe qui est conservé, avec les autres papiers de Rousseau, à la bibliothèque de Neuchâtel) le vrai texte de la lettre de Voltaire, telle qu'elle a été écrite aux Délices, et reçue par le philosophe de Genève.

Moland, 3108. Lettre du 1er février 1756, adressée à M. de Gauffecourt. «Je serais bien fâché, dit Voltaire, qu'on perdît du monde à Cassel pour la religion.« Ne faut il pas lire: qu'on pendît? — A quoi Voltaire fait-il allusion? C'est aux érudits de Cassel à nous le dire.

Moland, 3253. Dans cette lettre du 1er novembre 1756, Voltaire écrit au comte d'Argental: «Vous savez comment s'est terminée la pièce de Pirna, par des sifflets. Il a rendu enfin le livre de *Poésie*: (3) le voilà libre, sans armée et sans argent. On est désespéré à Vienne. Le diable de *Salomon* l'emporte et l'emportera. S'il est toujours heureux et plein de gloire, je serai justifié de mon ancien goût pour lui; s'il est battu, je serai vengé.» — L'éditeur met en note: (3) Voltaire, parlant des revers du roi de Prusse, dit qu'il a rendu enfin le livre de poésie, par allusion aux mauvais traitements que Freytag avait fait essuyer à Voltaire, sous prétexte de ravoir *l'oeuvre de poésie.*

Mais non: Voltaire ne parlait pas des revers du roi de Prusse; il parlait de ses succès. Frédéric II., vainqueur à Lowositz le 1er octobre, avait, quinze jours plus tard, fait mettre bas les armes aux Saxons, retranchés dans le camp de Pirna. L'armée autrichienne, qui était venue à leur secours, avait été forcée à la retraite. «Cette entreprise si mal exécutée, dit Frédéric II. dans son *Histoire de la guerre de sept ans*, donna lieu aux reproches les plus injurieux que se firent les généraux saxons et les généraux autrichiens.» Voilà les sifflets dont parle Voltaire. Celui qui avait rendu le livre de poésie, et qui était libre, mais sans armée et sans argent, c'était l'électeur de Saxe, roi de Pologne.

Moland, 6043. Dans cette lettre du 7. juin 1765, Voltaire parle de La Harpe: „Il va faire, dit-il, une tragédie tirée de l'histoire de France [*Pharamond*, tragédie qui fut jouée le 14. août 1765]; mais il est à craindre qu'il ne lui arrive la même chose qu'aux bûcherons qui prétendaient tous recevoir

une cognée d'or, parce que Mercure en avait donné une d'or à un de leurs compagnons, pour une de bois.» L'éditeur met ici une note: La Fontaine, livre V, fable 1.

Il eût fallu ajouter que *le Siège de Calais*, par De Belloy, tragédie tirée de l'histoire de France, et jouée pour la première fois le 13. février 1765, venait d'obtenir le plus grand succès.

Moland, 6137. La brochure dont Voltaire, au 3e paragraphe de cette lettre, cite la page 90, est la *Lettre à Monsieur * * * relative à J. J. Rousseau. Avec la réfutation de ce libelle;* par le professeur de Montmollin. S. L. 1765. 198 pages 8°.

Moland, 6148. Lettre du 7. novembre 1765, à Mme la marquise de Florian. „Nous sommes inondés, dit Voltaire; les ponts sont emportés, les coches de Lyon se noient dans la rivière d' Inn.» —Lisez: d'Ain.

Moland, 6252. Lettre du 1er février 1766, au roi de Prusse. „Puisque les aventures de Neuchâtel l'ont fait rire, écrit Voltaire à S. M., en voici d'autres que je souhaite qui l'amusent. Comme ce sont des affaires graves qui se passent dans ses Etats, il est juste qu'elles soient portées au tribunal de sa raison.» — L'éditeur met en note: „On venait de brûler l'Abrégé de l'histoire ecclésiastique de Fleury, dont l'Avant-propos est de Frédéric.»

Dans la lettre à laquelle répond Voltaire, le roi lui disait: „Votre lettre sur les miracles m'a fait pouffer de rire. Je ne m'attendais pas à m'y trouver, et je fus surpris de m'y voir placé entre les Autrichiens et les cochons.» Le roi venait donc de lire la 14e des *Lettres sur les miracles;* la 15e et la 16e roulent comme la 14e sur les affaires de Neuchâtel. Ce sont sans doute ces deux lettres que Voltaire envoyait au roi le 1er février 1766.

Moland, 7733. Lettre du 13. novembre 1769, à Moultou. L'éditeur dit dans une note sur le troisième paragraphe de cette lettre: „Il s'agit de Rousseau, et probablement de la première partie des *Confessions*.»

Mais non: il s'agit d'Abauzit. Dans les *Oeuvres de feu M. Abauzit*. A Genève, chez Cl. Philibert et Barth. Chirol, 1770, on cite à la première page un avis inséré dans une gazette, daté du 9. décembre 1769, signé: Moultou, et portant: «J'ai vu avec surprise l'annonce d'une édition des Oeuvres de feu M. Abauzit, qui doit se faire à Genève, et qu'on s'attache à déprimer une autre édition de cet ouvrage, qui s'exécute à Londres, et se débitera chez Harrevelt à Amsterdam. L'amour du vrai, et mon respect pour l'auteur, m'obligent à déclarer que la seule vraie édition est celle de Londres. J'ai vécu avec

M. Abauzit dans une parfaite intimité pendant les dix dernières années de sa vie. Les manuscrits m'ont été remis en qualité d'exécuteur testamentaire par ses héritiers mêmes, etc.»

On sait d'ailleurs que ce n'est qu'en 1778 que Rousseau remit à Moultou le manuscrit des *Confessions*.

Moland, 9943. Lettre à Mallet-du Pan. M. Bengesco, dans son Répertoire chronologique de la Correspondance de Voltaire, indique la source de cette lettre dans l'édition Dalibon, publiée en 1824. — Elle avait déjà été publiée dans les *Annales politiques* de Linguet (VII, page 385).

Moland, 10,211. Lettre du 7. avril 1778, à M. Dumoustier. Cette lettre a paru d'abord dans le *Journal Général de France*, et l'*Esprit des journaux* l'a reproduite dans son numéro de décembre 1779. Ici encore, M. Bengesco indique une source postérieure.

Moland, 10,255. Lettre à M. Fabri, datée: Aux Délices, 30 . . . . «Je vous avais bien dit que Silhouette ne resterait pas en place.» Le ministère de Silhouette prit fin le 21. novembre 1759, et cette lettre est par conséquent du 30. novembre 1759. — Le colonel Pretet, dont il y est parlé, est sans doute le colonel Pictet.

Moland, 10,256. Jalabert a été nommé syndic le 6. janvier 1765: ce qui détermine la date de ce billet.

Moland, 10,280. Lettre à Moultou, datée: Le 20 au soir: «J'ai été malade, mon cher philosophe, comme tout le monde l'a été dans votre ville; . . . mais je ne suis pas mort comme le conseiller Mallet.» Le conseiller Jean-Jacques Mallet est mort le 18. décembre 1767; le billet de Voltaire est par conséquent du 20. décembre 1767.

Beuchot disait facétieusement qu'on trouverait des lettres de Voltaire jusqu'à la fin du monde. Depuis la publication des appendices qui terminent le dernier volume de la Correspondance, et le dernier volume de la table des matières, dans l'édition Moland, on a continué en effet à retrouver des lettres de Voltaire, les unes complétement inédites, et d'autres déjà publiées dans des ouvrages peu connus où on ne s'était pas avisé de les rechercher: les Opere del conte Algarotti, Venezia, 1794, par exemple. Dans le troisième volume de sa Bibliographie, M. Bengesco a réimprimé un certain nombre de ces lettres ou billets de Voltaire, non recueillis. (Cp. tome IV, pages XVIII et suivantes.) Je n'ai que peu de chose à ajouter à cette liste que M. Bengesco a dressée:

à M. le pasteur Vernes: Quatre billets dans le livre de M. Dardier: *Esaïe Gasc, citoyen de Genève, sa politique et sa théologie.* Paris, 1876, pages 55 et suivantes.

à M***, qui avait envoyé à Voltaire, le 25. mars 1755, un livre de M. de Chateauvieux. Revue suisse, tome V, page 649.

Le Mémorial de la Société d'Histoire de Genève, 1889, pages 117, 118, 212, 231, 235, 236, mentionne la communication de quelques lettres inédites de Voltaire: au pasteur Elie Bertrand, à Augustin de Candolle, à Labat de Grandcour, à Louis Necker. Quelques-unes de ces lettres viennent de paraître dans le second fascicule du *Bulletin* de cette Société (1892).

Le *Mercure suisse* du mois d'août 1734 donnait un extrait d'une lettre de Paris du 10. août, contenant diverses particularités littéraires. On y remarque ce passage: «M. de V. . . . n'est point exilé, comme on l'avait cru; il est seulement fugitif, et l'on assure qu'il a bien fait de se mettre en lieu de sûreté. D'abord il s'était retiré à Plombières, et de là il s'est rendu au camp devant Philipsbourg, où il fut arrêté comme espion; mais ayant été reconnu par M. le prince de Conti, il fut relâché. Une pareille aventure a fort diverti ceux qui connaissent ce poète fameux.»

C'est à cette aventure que fait allusion Voltaire dans une lettre à Frédéric, du 25. avril 1739: «Un jour je fus pris pour un espion par les soldats du régiment de Conti; le prince leur colonel vint à passer, et me pria à souper au lieu de me faire pendre.» Cp. Desnoiresterres, II, 47.

On voit que le *Mercure suisse* était bien informé sur Voltaire. On a vu plus haut qu'il a publié le premier quelques-unes de ses poésies fugitives. C'est ce qui me fait croire que l'épigramme suivante, donnée par le *Mercure suisse* du mois de juillet 1736, est bien de Voltaire, quoiqu'elle n'ait pas été recueillie dans ses Oeuvres:

Epigramme à l'auteur du Vert Vert, [1] par Mr. de Voltaire. *(En note:* [1] Le P. Gresset, sorti depuis peu de la Société des Jésuites, qui est Auteur de diverses Pièces de Poësie fort estimées.)

Je viens de lire *la Chartreuse;*
J'admire la tournure heureuse
De ce Jésuite défroqué.
Mais dans ses vers j'ai remarqué
Certain penchant qui m'a choqué:
La moitié de sa Poëtique
Est médisante et colérique;
Il hait et rime fortement;
Et jamais des talents caustiques
Un Rimeur n'usa sobrement:
S'il arrive que de ce vice
Son Apollon soit infecté,
Rendons-le à la Société!

Il est juste que la Nourice,
Avant de le sevrer, guérisse
Le Nourisson qu'elle a gâté.

M. Gaston Paris rapporte que son père «disait qu'il y avait encore beaucoup à faire pour la critique des œuvres de Voltaire, qu'on lui en attribuait peut-être dont il n'était pas l'auteur, et qu'en revanche on n'avait pas reconnu sa paternité pour plus d'un opuscule qu'il s'était bien gardé de revendiquer.» [1])

Un ouvrage aussi complet que la Bibliographie à laquelle M. Bengesco a travaillé dix ans, est fait à la fois pour modérer cet espoir de vastes découvertes, que nourrissait M. Paulin Paris, et pour faciliter les recherches qu'il avait en vue: elles peuvent aboutir à quelques modestes résultats.

EUGÈNE RITTER.

---

[1]) Préface du Catalogue de la bibliothèque de M. Paulin Paris (dont la vente a eu lieu au mois de novembre 1881).

Die neuen Lehrpläne und die Phonetik.

Ein klärendes Wort aus der Praxis des Unterrichts.

Die neuen Lehrpläne, welche seit Ostern dieses Jahres dem Unterricht in den höheren Schulen Preussens zu Grunde gelegt sind, zeigen in ihren Zielen wie in dem Inhalt ihrer einzelnen Lehraufgaben das Gepräge einer Übergangszeit. Während auf der einen Seite der eigentliche Zweck des sprachlichen Unterrichts, das Wissen und Könnnn der Sprache, gebührend in den Vordergrund gestellt wird, ist anderseits die auf alten scholastischen Irrtum zurückgehende Forderung sprachlich-logischer Schulung beibehalten. Ausserdem ist den fremden Sprachen noch immer die Aufgabe zugewiesen worden, in ausgedehntem Masse die Ausbildung in der Muttersprache zu übernehmen, eine Aufgabe, die sie, nach unserer heutigen Kenntnis vom Wesen der Sprache und der Muttersprache insbesondere, nicht erfüllen können. Daher wird die unaufhaltsame geistige Entwickelung binnen kurzem eine Umgestaltung der Lehrpläne im Sinne unseres heutigen Wissens herbeiführen. Pflicht der Kritik aber ist es, dieser notwendigen Umgestaltung durch Aufdeckung und Besserung der vorhandenen Übelstände die Wege zu bahnen.

Es wird im folgenden keine ausführliche Besprechung der Vorschriften über den neusprachlichen Unterricht beabsichtigt. Nur nebenbei sei bemerkt, dass die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der neueren Sprachen schon in der äusseren Form des Textes zu wenig berücksichtigt worden sind. Man hätte doch vermeiden sollen, eine grammatische Terminologie anzuwenden, die für die französische Sprache längst als unzutreffend nachgewiesen ist. Ausdrücke wie: regelmässige und unregelmässige Konjugation, Teilartikel im Nominativ und

Akkusativ, Deklination des Hauptwortes,[1]) wirken auf den Fachmann wahrhaft befremdend und sollten in einem amtlichen Lehrplane nicht mehr vorkommen.

Die folgende Betrachtung greift aus der Menge des Besprechenswerten nur eine Frage heraus, deren entscheidende Beantwortung für die Entwickelung der Methodik von grosser Bedeutung ist: die Stellung der Phonetik im Unterricht. Eine Erörterung hierüber ist um so mehr geboten, als der bezügliche Text der Lehrpläne einer doppelten Auffassung Raum lässt und daher in hohem Grade geeignet ist, Verwirrung zu stiften.

Der amtliche Text lautet folgendermassen: „Erwerbung einer richtigen Aussprache durch praktische Übungen zunächst in einem kurzen propädeutischen Kursus unter Ausschluss von theoretischen Regeln über Lautbildung und Aussprache“ (Lehraufgaben für Quarta S. 28. Ebenso für das Englische S. 34.). „Auszugehen ist auf der Anfangsstufe für Französisch und Englisch von der Anleitung zu einer richtigen Aussprache unter Vermeidung von allgemeinen Ausspracheregeln und unter Fernhaltung aller theoretischen Lautgesetze und der Lautschrift. Am zweckmässigsten erfolgt die erste Anleitung in einem kurzen Lautirkursus. Vorsprechen des Lehrers, Nachsprechen des Schülers, Chorsprechen und Chorlesen sind die Mittel zur Erreichung einer richtigen Aussprache in der Schule. Ausbildung der Hör- und Sprechfähigkeit des Schülers ist stets im Auge zu behalten“ (Methodische Bemerkungen zu Französisch und Englisch S. 38.).

Diese Anweisungen sind dunkel und geben kein klares Bild von der Gestaltung des Ausspracheunterrichts in der Praxis. Sie sind zwiefach zu deuten und demgemäss zu beurteilen:

1. Sollen solche phonetischen Regeln ausgeschlossen sein, die dem Schüler nicht veranschaulicht werden können, soll ferner die Vorlegung phonetisch geschriebener Texte ausgeschlossen sein, so muss der Fachmann sich zustimmend äussern, für den ersten Fall unbedingt, für den zweiten Fall unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

2. Sollen solche phonetischen Belehrungen ausgeschlossen sein, die durch Anschauung leicht verständlich gemacht werden können, soll ferner die Anwendung besonderer, d. h. phonetischer, Zeichen zur Klarstellung des Unterschiedes zwischen Laut und Schrift verpönt sein, so setzen sich diese Anweisungen mit dem in den Lehrplänen selbst aufgestellten Ziele — Erwerbung einer richtigen Aussprache — in unauflösbaren Widerspruch. In

[1]) *Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen nebst Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen.* Berlin. W. Hertz. 1891. S. 29.

diesem Falle bedeuten sie eine schwere Gefahr, die die gedeihliche Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts in ihrer Blüte knickt, und jeder wissenschaftlich vorgebildete Lehrer der neueren Sprachen muss sich im Dienste seines Faches gegen sie verwahren. Diese Behauptung wird in den folgenden Zeilen erwiesen werden. Es ist in ihnen vorzugsweise auf den französischen Unterricht Bezug genommen, weil die Lehrpläne diesen ausführlicher als den englischen behandeln. Natürlich gilt die Beweisführung in allen ihren Punkten auch für das Englische.

I. Die Anwendung phonetischer Regeln.

Wenn die Lehrpläne die Aneignung einer richtigen Aussprache durch blosse Nachahmung ohne Unterstützung phonetischer Belehrung und ohne die Grundlage der elementaren phonetischen Regeln erreichen wollen, so befinden sie sich im Widerspruch mit einer wichtigen Thatsache der Physiologie und Psychologie. Diese Thatsache besteht darin, dass Gesichts- und Gehörapparat nicht lückenlos arbeiten, sondern erst dann klare Sinnesempfindungen hervorrufen, wenn die ergänzende Thätigkeit psychologischer Verarbeitung hinzutritt.[1]) Die Reizung der Gesichts- und Gehörnerven durch von aussen kommende Licht- und Schallwellen liefert dem erkennenden Subjekt zunächst nichts anders als dort eine Menge trüber Gesichtseindrücke und hier eine Menge verworrener Geräusche. Das liegt, um nur von letzteren zu sprechen, daran, dass das gehörte Wort und der gehörte Satz physiologisch keineswegs eine Verbindung von Lauten darstellen, die in ihrer phonetischen Eigenart scharf gegeneinander abgegrenzt wären. Vielmehr besteht jede Lautverbindung aus einer unzähligen Menge von Lautabstufungen, die sehr allmählich in einander übergehen. Erst das auf Erfahrung und Übung beruhende Urteil des Sprechenden erfasst gleichsam die Höhenpunkte dieses dauernd wechselnden Wellenganges und apperzipiert sie als Vokale und Konsonanten. Da aber jedes einzelne Wort wie jede Wortgruppe von dem Hörenden als Einheit aufgefasst und nicht in die lautlichen Elemente zerlegt wird, so geschieht diese Thätigkeit der Seele unbewusst. So unbewusst, dass kein Gebildeter, falls er nicht phonetische Kenntnisse besitzt, zu sagen vermag, welche Laute er in seiner Muttersprache spricht, und sich regelmässig durch das überlieferte Schriftbild irre leiten lässt. So lauten im Deutschen die Konsonanten, wenn sie am Wortende stehen, anders wie im Wortinnern, so tönt in dem Worte: Ungnade ein gutturaler, aber in dem Worte: unbillig ein labialer Nasal. So sprechen wir

[1]) Vergl. die Ausführungen bei Wundt, Logik II, 16.

in Wörtern wie legen, reden, schütteln in der zweiten Silbe kein e, und in leben ebenfalls kein e und als Schlusskonsonant kein n, sondern ein m.[1]) Das alles sind feststehende Thatsachen, und doch werden viele Gebildete sie bestreiten, selbst wenn man sie darauf aufmerksam gemacht hat. Die Unfähigkeit zu hören und das gehörte richtig zu erfassen, zeigt sich in erhöhtem Grade, sobald es sich um die Erwerbung einer fremden Aussprache handelt, da hier Laute und Lautverbindungen auftreten, die der Muttersprache abgehen, und die daher das an die heimischen Laute gewöhnte Ohr gar nicht in ihrer Eigentümlichkeit aufnimmt. Dieser theoretischen Begründung entsprechend lehrt die Erfahrung, dass der erwachsene Ausländer selbst bei jahrelanger Gewöhnung und Nachahmung ohne lautliches Studium das Charakteristische der fremden Aussprache, wie es in tadelloser Bildung der Einzellaute, in Satzrhythmik und Intonation zu Tage tritt, nur schwer zu erfassen vermag. Das ist beachtenswert zunächst für den Lehrer. Immer häufiger gehen Lehrer des Französischen mit Unterstützung der staatlichen und städtischen Behörden auf einige Monate nach Frankreich, um dort ihre Kenntnis der lebenden Sprache zu vervollkommnen; ja die Schulverwaltung beabsichtigt sogar, den Aufenthalt im Auslande den Kandidaten der neueren Sprachen als Probejahr anzurechnen. Das ist sehr schön und anerkennenswert, aber solche Bemühungen werden von geringen Erfolgen begleitet sein, wenn der in das Ausland gehende deutsche Lehrer nicht zugleich das Lautsystem der fremden Sprache wissenschaftlich zu beurteilen vermag, d. h. Phonetik studiert hat. Soll daher die in den Lehrplänen geforderte, richtige Aussprache im Unterricht wirklich angeeignet werden, so muss jeder Lehrer der neueren Sprachen phonetisch geschult sein. Das ist eine alte Forderung, sie muss aber so lange immer wieder und wieder erhoben werden, bis sie durch bestimmte Verordnung der Unterrichtsbehörden zur Wirklichkeit wird.

Was von den Lehrern gilt, trifft in weit höherem Grade die Schüler. Da bei ihnen der feste Wille und die scharfe Aufmerksamkeit, die der zur Sprachbeobachtung in das fremde Land gehende Philologe mitbringt, jedenfalls nicht in demselben Grade vorauszusetzen sind, so ist die Aufnahmefähigkeit bedeutend geringer. Bei den meisten unserer Schüler ist das Ohr für feinere Lautunterschiede ganz ungeschult, da im altsprachlichen Unterricht nur die gewöhnlichen Quantitätsunterschiede beachtet werden, und ein phonetischer Unterricht in der Muttersprache meines Wissens

---

[1]) Beispiele aus Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte.* 2. Aufl. S. 48.

noch nirgends besteht. Gewöhnlich muss erst der Lehrer der neueren Sprachen das Verständnis für das Wesen der Laute und für ihren Unterschied von den überlieferten Schriftzeichen mühsam erschliessen (vergl. oben S. 223). Schlechte Sprachgewohnheiten, wie mangelhafte und nachlässige Aussprache der Einzellaute, Stottern, die Unfähigkeit, lautlich fliessend zu sprechen, finden sich bei der Mehrzahl unserer Schüler und erschweren die Anerziehung besserer Gewohnheiten ungemein. Darin haben die Lehrpläne jedenfalls Recht, dass Vorsprechen des Lehrers, Nachsprechen des Schülers in immer von neuem wiederholten Übungen die unerlässliche Bedingung des Erfolges sind. Aber das thut es nicht allein. Denn die dadurch erzielten Leistungen bleiben durchaus roh und unvollkommen; sie können höchstens einen Lehrer befriedigen, der selbst nicht phonetisch gebildet ist und daher die unausbleiblichen Fehler gar nicht bemerkt. Sicherheit in der Aussprache und vor allem die Auffassung und praktische Befolgung der wichtigen Eigentümlichkeiten, die die fremde Sprache von der deutschen Artikulationsweise trennen, sind nur dann zu erreichen, wenn neben den notwendigen praktischen Übungen der Anschauung die Unterstützung gewährt wird, die die phonetische Methodik an die Hand gibt, und wenn zugleich die einfachsten phonetischen Grundbegriffe aus anschaulichen Beispielen abgeleitet und zum festen Besitz der Schüler gemacht werden.

Mag man die Anforderungen an eine „richtige Aussprache“ auch noch so niedrig stellen, so gestehe ich offen, gar nicht einzusehen, wie ein solcher Ausspracheunterricht in der Praxis möglich sein solle ohne phonetische Belehrung und ohne phonetische Regeln. Der Unterricht im Französischen soll in der Quarta nach der Anweisung der Lehrpläne mit einem „kurzen Lautirkursus“ beginnen. Es sind also nacheinander zu üben, wobei der Lehrer vorspricht und die Schüler nachsprechen, erst alle einzeln, dann im Chor:

1. die reinen Vokale, 2. die Nasalvokale, 3. die Konsonanten, 4. die Vokalverbindungen (Halbvokal + Vollvokal, Diphthonge), 5. die Konsonantenverbindungen *(ks, gz = X)*. Einzelnen Lauten, die der deutschen Sprachgewohnheit besonders widerstreben, wird natürlich besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein.

Der Unterricht beginnt, und die Schüler versuchen, erst einzeln und dann im Chor, nachzusprechen. Aber gleich der erste Versuch:

i—a—u
u—a—i

misslingt, die Laute haben keine französische Färbung. Auch erneutes Vorsprechen und erneutes Nachsprechen führen nicht

zum Ziele. Warum nicht? Weil die Schüler naturgemäss nach deutscher Weise artikulieren und gar nicht wissen, worauf es bei der Aussprache der französischen Laute ankommt. Gleich hier muss die erste phonetische Belehrung gegeben werden: Straffe Haltung der ganzen Mundpartie, Schärfe und Sauberkeit jeder Sprachbewegung, volle, stark hervortretende Bewegung der Lippen. Der Erfolg des ganzen Ausspracheunterrichts hängt von der Voraussetzung ab, dass den Schülern von Anfang an die verschiedene Lage und Haltung der Sprachorgane bei der französischen Aussprache zum Bewusstsein kommt. Man wird selbstverständlich im Anfangsunterricht jede ausführliche theoretische Erläuterung vermeiden müssen. Erst wann der Unterricht im Englischen beginnt, wird man mit Nutzen darauf hinweisen können, dass die Eigentümlichkeit der fremden Aussprache auf einer verschiedenen Haltung und Lage der Sprachorgane kurz vor Beginn des Sprechens beruht (indifferentia phonetica Techmer), und dass das Deutsche in dieser Beziehung zwischen Englisch und Französisch eine mittlere Stellung einnimmt.

Es folgt die Einübung der geschlossenen und der offenen Vokale:

i—é—a
u—ó—a

i—é—è—a
u—ó—ò—a

Auch hier ist auf energische Bewegung des Mundes und der Lippen streng zu halten und beides womöglich mit Hilfe eines Taschenspiegels zu veranschaulichen. Der Übung und Anschauung folgt sofort die Erklärung:

Ein Vokal heisst geschlossen, wenn er mit fast geschlossenen (wenig geöffneten) Lippen ausgesprochen wird.

Ein Vokal heisst offen, wenn er mit weit geöffneten Lippen ausgesprochen wird.

Die Mischvokale werden in Verbindung mit den reinen Vokalen geübt, weil beide in zahlreichen deutschen Dialekten vertauscht werden:

i—i—ü; ü—ü—i; i—ü—i; ü—i—ü.
é—é—ö́; ö́—ö́—é; é—ö́—é; é̈—é—é̈ u. s. w.

Sodann beginnt die Einübung der Nasalvokale. Hier führt bloses Nachsprechen, und werde es noch so eifrig geübt, erfahrungsmässig niemals zum Ziele. Die Schüler hören den Unterschied zwischen deutschen und französischen Nasalen gar nicht, und nur sehr wenige bringen mit grosser Mühe einen Nasal hervor, der dem französischen wenigstens ähnlich klingt. Hier

gibt nur die Phonetik das einfache mechanische Mittel, das die Schwierigkeit verhältnismässig schnell beseitigt. Der Lehrer befiehlt: Haltet die Nase fest zu und sprecht mit langanhaltender, singender Aussprache die ersten Silben von: Onk-el, äng-st-lich u. s. w. Was geschieht? Antwort: es geht nicht. — Richtig, der Laut kann nicht weiter ausgehalten werden, er erreicht sofort sein Ende. Dann wird ebenso mit zugehaltener Nase ausgesprochen: *šą (champ), fę̣ (fin), ǫ (on), ö̜ (un).* Können die Laute ohne Hindernis lang ausgehalten werden, so sind die französischen Nasale richtig gebildet. Nun könnte man es ja bei diesem Hilfsmittel bewenden lassen und mit dem erreichten Erfolg zufrieden sein. Aber solch eine leere Abrichtung ist nicht nur einer höheren Schule ganz unwürdig, sondern sie beeinträchtigt auch durch ihre rein mechanische Art den weiteren Erfolg des Unterrichts, der nur auf dem Boden geistigen Verständnisses recht gedeihen kann. Man wird also wohl den Grund für dieses Verhalten der Sprachorgane angeben müssen, und das kann durch eine leichte und völlig elementare Belehrung geschehen. Der Unterschied zwischen Vokalen und Konsonanten ist leicht zu veranschaulichen und muss den Schülern zum Bewusstsein gebracht werden, wenn der Unterricht in der Aussprache den rechten Erfolg haben soll:

Vokale sind Laute, bei denen der Atem ungehindert durch den Mund ausströmt.

Konsonanten sind Laute, bei denen die ausströmende Luft auf ihrem Wege einen Widerstand findet.

Bei den französischen Nasalen strömt die Luft ungehindert durch Nase und Mund, daher können sie forttönen, auch wenn der Nasenausgang verschlossen wird. Daher gehören die französischen Nasale zu welcher Art von Lauten —?

Bei den deutschen Nasalen legt sich das Zäpfchen (das ihr alle kennt und im Spiegel bei weitgeöffnetem Munde deutlich sehen könnt) dicht an die hintere Zunge und verschliesst so den Eingang zur Mundhöhle, daher dringt der Atem nur durch die Nase, und der Laut muss sein Ende erreichen, sobald die Nase zugehalten wird. Daher gehören die deutschen Nasale zu welcher Art von Lauten —?

Bei der Einübung der Konsonanten ist der wichtigste Punkt die Unterscheidung der stimmhaften von den stimmlosen Konsonanten, da auf ihr vorzugsweise das Charakteristische des französischen und des englischen Konsonantensystems gegenüber dem deutschen beruht. Blosse Nachahmung führt hier niemals zu befriedigenden Ergebnissen, denn im Deutschen ist diese Unterscheidung nicht so scharf ausgeprägt wie in den fremden

Sprachen und in zahlreichen Mundarten sogar völlig verwischt. Auch hier bedient sich der phonetisch geschulte Lehrer eines einfachen mechanischen Hilfsmittels, das erfahrungsmässig sehr schnell zum Ziele führt.

Haltet beide Ohren zu und lautiert lang anhaltend:

v—f
z—s
ž—š

Was empfindet ihr? Bei der einen Gruppe von Konsonanten wird der Kopf ähnlich dem Resonanzboden eines Klaviers erschüttert, bei den andern nicht. Woher kommt das? In dem einen Falle tönt der Stimmton bei der Bildung der Konsonanten mit und bringt den Kopf zur Erschütterung; in dem anderen Falle nicht, da die Bildung der Laute ohne Mitwirkung des Stimmtons von statten geht. Und auf die Einübung folgt sofort die zusammenfassende theoretische Erkenntnis:

Stimmhafte Konsonanten sind solche, bei deren Aussprache die Stimme mittönt; geschieht das nicht, so sind sie stimmlos.

Nach Beendigung des Lautierkursus beginnen die Übungen im Lesen und damit die Erörterung der Laute in ihrer Zusammensetzung. Gewiss ist auch hier unermüdliche, immer wiederholte Übung unbedingte Voraussetzung des Erfolges, und auf sie muss mit um so grösserer Strenge gehalten werden, als die Schüler weder vom deutschen noch vom altsprachlichen Unterricht her an jenen tadellos fliessenden Lesevortrag gewöhnt sind, der für das Französische durchaus gefordert werden muss. Aber auch hier kann erfahrungsmässig nichts genügendes erreicht werden ohne die Hilfe phonetischer Belehrung. Für deutsche Schüler besonders schwierig, weil ihrer Sprachgewohnheit völlig widersprechend, sind die folgenden wichtigen Eigentümlichkeiten der französischen Sprache: 1. die gleichmässige schwebende Betonung der einzelnen Silben einer zusammenhängenden Lautreihe und der mässige (nicht zu starke) Nachdruck auf der letzten Silbe des Wortes oder Sprachtaktes; 2. die Ineinsbildung der einzelnen Laute einer zusammenhängenden Lautreihe infolge des leisen Vokaleinsatzes (dem Fehlen des Glottisschlusslautes). Beide Eigentümlichkeiten sind so zarter Natur, dass der Schüler (und oft genug der nicht phonetisch vorgebildete Lehrer) sie selbst dann nur mit Mühe auffasst, wann man ihn wiederholt darauf aufmerksam gemacht hat. Und doch kann ohne ihre Befolgung eine richtige französische Aussprache niemals erreicht werden.

Die erste Forderung ist noch verhältnismässig leicht durchzusetzen, wenn mit unablässiger Übung sofort die theoretische Unterweisung verknüpft wird:

1. Der Ton oder Nachdruck liegt im einzelnen Worte auf der letzten vollen Silbe (Wortton).

2. Mehrere dem Sinne nach zusammengehörige Wörter werden wie ein einziges Wort gesprochen. Solche zusammengehörigen Wörter bilden zusammen einen Sprachtakt.

3. In dem Sprachtakte schwindet der Ton der einzelnen Wörter und die letzte volle Silbe des Sprachtaktes erhält den Ton (Satzton).

Weit schwieriger ist es, in dem zweiten Falle befriedigende Erfolge zu erzielen. Der Lehrer wird fast immer die Erfahrung machen, dass die Schüler trotz vielfachen Vorsprechens den Unterschied zwischen *géographe*, *aéré* und dem deutsch gefärbten *gé* | *ographe*, *a* | *éré* gar nicht hören. Hier hilft nur eine gründliche aber elementare Belehrung über den Grund dieses Unterschiedes. Kehlkopf und Stimmbänder werden kurz erläutert (wobei eine Abbildung, oder noch besser, eine Nachbildung des Kehlkopfes zur Stelle sein muss). Sodann wird erklärt: Bei der Aussprache der deutschen Vokale schliessen sich die Stimmbänder beim Beginn der Stimmbildung fest zusammen und werden durch einen plötzlichen Atemstoss gesprengt, um sich gleich darauf wieder zum Tönen zu verengen. Also deutsch: Abt = *'apt* (fester Vokaleinsatz).

Bei der Aussprache der französischen Vokale verengen sich die Stimmbänder zwar zum Tönen, schliessen sich aber nicht, daher setzt die Stimme leise und allmählich ein. Also französisch: *apte* = *apt* (leiser Vokalansatz).[1]) Ist diese Erklärung verstanden — und sie wird mit Hilfe der Anschauung leicht verstanden — so folgen immer wiederholte Übungen unter häufigem Vorsprechen des Lehrers. Diese Übung ist gar nicht zu umgehen, da erst durch diesen leisen Vokalansatz die sogenannte Bindung ermöglicht wird.

Vieles was zur Erwerbung einer richtigen Aussprache nötig ist, wurde in den vorstehenden Zeilen nicht erwähnt, und das, was erwähnt wurde, ist längst Gemeingut jedes wissenschaftlich, d. h. in diesem Falle phonetisch gebildeten Lehrers. Aber es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine vollständige phonetische Methodik für den Anfangsunterricht zu geben, trotzdem eine solche ein Bedürfnis ist, es ist auch nicht der Zweck, die Wissenden zu belehren, sondern es sollte nur an einigen Beispielen nachgewiesen werden, dass, wenn die Erwerbung einer richtigen Aussprache in den Lehrplänen als Zielleistung aufgestellt wird, die Hilfe der phonetischen Belehrung nicht zu entbehren ist. Die

[1]) Vergl. F. Beyer, *Französische Phonetik*, S. 29.

wichtigsten theoretischen Regeln über Lautbildung müssen den Schülern zum Bewusstsein gebracht werden, aber allerdings nur da, wo sie zur Erzielung einer richtigen Aussprache unumgänglich notwendig sind und dann nur mit Unterstützung der Anschauung. Und dasselbe gilt von den wichtigsten theoretischen Lautgesetzen (über Betonung, Verstummung und Vermittelung der Laute). Erst dann, wann der gesamte Unterricht gewissermassen von phonetischem Geiste durchtränkt ist, erst dann, wann der Schüler die Sprache als lautliche Leistung, nicht als eine Ansammlung papierner Vorschriften auffassen lernt, ist es möglich, die Spracherscheinungen mit dem Verstande zu erfassen. Unendlich viele sonst widerspruchsvoll erscheinende Eigentümlichkeiten, vor allem die ganze Formenlehre des Verbs, die Stellung der persönlichen Fürwörter beim Verb, die gesamte Lehre von der Wortstellung sind nur durch das Walten der die ganze Sprache beherrschenden Lautgesetze zu erklären. Der französische Unterricht steht hier vor dem unerbittlichen Entweder Oder: Ohne phonetische Belehrung keine richtige Aussprache, ohne Erkenntnis der Lautgesetze kein Verständnis für die Erscheinungen der Sprache.

II. Das Verhältnis von Laut und Schrift und die Anwendung phonetischer Zeichen.

So lange das Ideal einer Lautsprache für den praktischen Gebrauch nicht verwirklicht ist, muss der Unterricht zwischen den Spracherscheinungen und ihrer Darstellung in der überlieferten Schrift vermitteln. Das kann in doppelter Weise geschehen. Entweder man geht von den Schriftzeichen aus, oder man beginnt mit der gesprochenen Sprache, mit den Lauten, und stellt ihnen die Schriftzeichen gegenüber. In beiden Fällen ist der Unterricht zugle ch darauf angewiesen, die fremden Laute den Schülern in irgend einer Weise zu versinnlichen, mündlich durch Vorsprechen und Erklärung der Laute oder durch Beispiele, schriftlich durch irgend welche Darstellung im Lehrbuch und an der Wandtafel. So stehen sich zwei Standpunkte schroff gegenüber.

Die ältere Methode geht vom Buchstaben aus, sie gibt an, wie die verschiedenen Buchstabenverbindungen ausgesprochen werden; zur Erklärung der Aussprache verwendet sie Beispiele aus der Muttersprache und umschreibt die fremden Laute durch Zeichen, die zum grossen Teil den deutschen Buchstaben entlehnt sind.

Die neuere (wissenschaftliche) Methode geht vom Laute aus, sie gibt an, welche verschiedenen Schriftzeichen denselben Lauten

entsprechen; sie erklärt die Aussprache durch phonetische Anweisung und verwendet für die schriftliche Darstellung der fremden Laute besondere Zeichen.

Es liegt nun auf der Hand, dass zum Ausgangspunkt des Unterrichts der Lautstand der Sprache, nicht ihre unzureichende Versinnlichung durch Buchstaben gemacht werden muss, sobald die in den Lehrplänen selbst geforderten Ziele erreicht werden sollen. Denn so lange dem Sprachunterricht die Aufgabe zugeschrieben wurde, die sogenannte sprachlich-formale Bildung zu vermitteln, mochte man am Buchstaben kleben und die Regel in ihrer abstrakten grammatischen Fassung der lebensvollen Spracherscheinung vorziehen, wenn man aber eine „richtige Aussprache und Übung im praktischen mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache“[1]) erwerben will, so muss man auch die wirkliche gesprochene Sprache in den Vordergrund stellen: die Lauterscheinungen sind dann das erste und wesentliche, die schriftliche Darstellung das abgeleitete und nebensächliche.

So wird die Frage schon durch die aufgestellten Lehrziele endgültig entschieden. Aber auch in der Praxis des Unterrichts verdient die neuere Methode den Vorzug. Das sei hier nur an einem Beispiel ausgeführt. Die Buchstaben *c* und *g* in Verbindung mit der Cedille und den Hilfsbuchstaben *e* und *u* dienen bekanntlich zur Darstellung verschiedener Lautwerte. Die ältere Methode versucht diese rein orthographische Regel beispielsweise in folgender Weise klar zu machen:

§ 42.[2]) *c* bedeutet den stimmlosen Verschlusslaut *k* vor *a, o, u* vor Konsonanten und am Ende der Wörter.

§ 43. *c* bezeichnet vor *e, i* und *y* den stimmlosen Zischlaut *ss*.

Anmerkung: Der *k*-Laut wird vor *e* und *i* durch *qu* dargestellt . . .

Soll *c* vor *a, o, u* den Zischlaut bezeichnen, so erhält es die Cedille.

§ 44. *g* bezeichnet vor *a, o, u* den stimmhaften Kehllaut *g*.

Vor *e, i, y* bezeichnet es den stimmhaften palatalen Zischlaut wie *j*.

Wie der *k*-Laut durch *qu*, so wird der *g*-Laut vor *e* und *i* durch *gu* dargestellt.

Soll aber *g* vor *a, o, u* den Zischlaut bezeichnen, so schreibt man *ge*.

---

[1]) In Realanstalten: *Lehrpläne und Lehraufgaben,* S. 30. In den Gymnasien wird „einige Geübtheit“ verlangt, S. 28.

[2]) O. Ulbrich, *Schulgrammatik der französischen Sprache für höhere Lehranstalten.* Berlin-Gaertner, 1888. 8°.

Demgegenüber erklärt der Lehrer der neueren Methode:

e und *u* werden hinter *g* eingeschoben, um bestimmte Laute durch die Schrift auszudrücken.

Demselben Zweck dient die Cedille unter *c*. *q* ist meist mit *u* verbunden, und erläutert dann an der Wandtafel:

Es werden ausgedrückt:

	Laut:		Schrift:
1.	*ka, ko, ku*	durch	*ca, co, cu (qua, quo),*
	ke, ki	„	*que, qui,*
	ga, go, gü	„	*ga, go, gu (gua, guo),*
	ge, gi	„	*gue, gui.*
2.	*se, si*	„	*ce, ci,*
	sa, so, sü	„	*ça, ço, çu,*
	že, ži	„	*ge, gi,*
	ža, žo, žü	„	*gea, geo, geu.*[1])

Jeder psychologisch und fachwissenschaftlich gebildete Lehrer wird dem zweiten Verfahren den Vorzug geben müssen. Einmal aus psychologischen Gründen: Denn dort ist der einfache orthographische Vorgang in einer Reihe abstrakt gefasster Regeln dargestellt, deren Grund und inneren Zusammenhang der Schüler keineswegs mit Leichtigkeit auffasst; hier steht dem Schüler das wesentliche in gedrängter, anschaulicher Form vor Augen. Zweitens aus methodischen Gründen. Dort kommt dem Schüler der Unterschied zwischen Spracherscheinung und schriftlicher Darstellung gar nicht zum Bewusstsein, um so mehr, da der Wortlaut der Regeln in verwirrender Weise im allgemeinen zwar die Buchstaben, aber doch in zwei Fällen den Laut in den Vordergrund stellt; hier sind die Laute von ihrer schriftlichen Darstellung streng gesondert. Dieser letzte Umstand ist wesentlich, denn die strenge Unterscheidung zwischen Lauterscheinung und schriftlicher Darstellung ist die unumgängliche Voraussetzung für eine richtige Aussprache und für jedes über die blosse mechanische Aneignung hinausgehende Verständnis der Grammatik. Für den ganzen französischen (und englischen) Unterricht gilt daher der Grundsatz: Überall muss vom Laut ausgegangen werden; jede Spracherscheinung muss als das was sie ist, d. h. als lautlicher Vorgang erklärt und eingeübt werden, und erst, wenn das geschehen ist, darf die orthographische Begleiterscheinung folgen.

Dass den Schülern phonetisch geschriebene Texte vorgelegt werden, halte ich, wie schon oben (S. 222) erwähnt wurde, unter

---

[1]) Vergl. A. Ohlert, *Schulgrammatik der französischen Sprache.* Hannover-C. Meyer, 1892, S. 49.

den gegenwärtigen Verhältnissen für ausgeschlossen. Für den Lehrer sind phonetische Texte, wie wir sie z. B. in Passys *Le Français Parlé* und in Sweets Elementarbuch besitzen, wertvolle Fundgruben immer neuer Belehrung; ich glaube auch, dass ein geschickter Lehrer mit ihnen beim Unterricht einer kleinen Anzahl von Schülern überraschende Erfolge erzielen kann; wie sie aber im Massenunterricht mit Nutzen zu verwenden seien, darüber sind noch viel zu wenig Erfahrungen gesammelt. Jedenfalls kommen sie für den Unterricht in unseren heutigen Schulen nicht in Betracht. Ganz anders steht es mit der Anwendung einzelner phonetischer Zeichen zur Erklärung der Laute und Lauterscheinungen.

Dass überhaupt Zeichen für die Erklärung der Laute und für die Gegenüberstellung von Laut und Buchstabe im neusprachlichen Unterricht angewendet werden müssen, ist gar nicht zu umgehen, und bisher hat sie auch jede Grammatik angewendet. Denn der Lehrer braucht sie, um die Aussprache und ihr Verhältnis zur Schrift an der Wandtafel zu versinnlichen, und der Schüler braucht sie im grammatischen Lehrbuch, um das in der Schule durchgenommene wiederholen zu können. Es fragt sich nur, wie diese Zeichen beschaffen sein müssen, um ihren Zweck zu erfüllen. Nun betrachte man folgende Darstellung der französischen Laute:

Ploetz-Kares:[1])

' = stummes *e: acheta (a-ſch'tă),*
ĕ = dumpfes *e: (Müh-**le**, Bäu-**me**, Bor-**te**) le, me,*
e = mittleres geschlossenes *é (un-**e**-ben): parlé,*
eh = langes geschlossenes *é (Se**h**ne): musée,*
ä = kurzes offenes *è (fä-llen): bref,*
ä = mittleres offenes *è, ê (gä-be): aima, rêver,*
äh = langes offenes *è, ê (wäh-len): père, rêve,*
ĭ = kurzes *i* (beinahe wie *j): action (ă-kßĭ-on),*
ŏă und *ŏā* = *oi* nicht im Deutschen: *roi* (rŏa), *croire* (kroār),
n = französischer Nasenlaut (annähernd in ***An**-ker, **On**-kel, **En**-gel),*
j = französisches *j* (und *g* vor *e, i, y), (Journal, genieren),*
ß = scharfes *s*, ſ = weiches *s*,
j' = *l mouillée.* — nj' = *gn mouillé.*

[1]) *Schulgrammatik der französischen Sprache* von Dr. Karl Ploetz, für Mädchenschulen umgearbeitet von Dr. O. Kares und Dr. G. Ploetz. Berlin-Herbig, 1887, S. II.

Ulbrich:[1]) *acheter* (a꞊ſch'té), *empereur* (a̰꞊p'reur), *hanneton* (a꞊n'toṉ), *le poële* (spr. pu͡al), *oign* (gespr. ᵘanⁱ oder *ou͡agn*), *Joachim* (= ꞊ſchğ) u. s. w.

Was zeigen uns diese Aussprachebezeichnungen? Ein zufälliges Gemisch von deutschen und lateinischen Buchstaben in Verbindung mit einigen Hilfszeichen wie Apostroph, dem Zeichen für Länge und Kürze und dem Vereinigungszeichen ⁀. Eine solche Zeichenschrift ist für den Unterricht nicht nur wertlos, sondern sogar schädlich. Sie ist wertlos, weil sie kein klares Bild gibt dessen, was man symbolisch darstellen will, nämlich des fremden Lautsystems. Sie ist schädlich, weil sie der Einsicht, die man hervorrufen will, schnurstraks entgegenarbeitet. Die Beziehung auf deutsche Wortbeispiele (Ploetz-Kares) und die Anwendung deutscher Buchstaben zur Bezeichnung der Laute ist psychologisch falsch, weil der Schüler mit den deutschen Beispielen und deutschen Buchstaben naturgemäss die Laute seiner heimischen Mundart verbindet, was ja gerade vermieden werden soll. In dieser Beziehung zeigt namentlich die Aussprachebezeichnung von Ploetz-Kares ganz grobe Fehler. Es muss vielmehr im Interesse des neusprachlichen Unterrichts und der Ziele, die die neuen Lehrpläne selbst aufstellen, gefordert werden, dass solche mangelhaften Aussprachebezeichnungen aus den Lehrbüchern verschwinden und durch eine klare eindeutige Umschrift ersetzt werden. An eine solche für praktische Zwecke brauchbare Umschrift sind folgende Anforderuugen zu stellen:

1. Die phonetische Umschrift muss einen besonderen, von der gewöhnlichen Schrift verschiedenen Charakter an sich tragen, damit sie imstande sei, den Unterschied der Laute von den überlieferten Schriftzeichen durch sichtbare Gegenüberstellung zu veranschaulichen.

2. Sie muss einfach sein und sich auf wenige, leicht fassliche Hilfszeichen beschränken.

3. Sie muss dem Wesen der Laute möglichst entsprechen. Daher ist für den einfachen Laut auch ein einfaches Lautzeichen zu wählen (also nicht *sch*, *nj* u. s. w.), und der geringere lautliche Wert der Halbvokale gegenüber den vollen Vokalen durch kleineren Druck und Stellung über oder unter der Linie zu versinnlichen.

4. Jede Beziehung auf die überlieferten (deutschen oder französischen) Schriftgewohnheiten, die einer falschen Auffassung Vorschub leisten könnte, ist zu vermeiden.

Die von Kühn in seiner Grammatik angewendete und von

[1]) A. a. O.

mir für meine Lehrbücher mit geringen Abänderungen angenommene Lautschrift entspricht diesen Forderungen vollkommen. Sie legt die lateinischen Schriftzeichen zu Grunde und fügt nur zwei Zeichen hinzu, die den Schülern fremd sind: das Häkchen unter den Nasalvokalen *(ą, ǫ)* und ein besonderes Zeichen für die Reibelaute *ž* und *š*.

Sollen die von den Lehrplänen für den neusprachlichen Unterricht aufgestellten Ziele erreicht werden, soll namentlich die Erwerbung einer „richtigen Aussprache“ nicht bloss eine Forderung auf dem Papier bleiben, so müssen die im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Anweisungen über die Anwendung der Phonetik im Unterricht abgeändert werden. Es muss von der Umsicht unserer Unterrichtsverwaltung erwartet werden, dass sie diese Änderung möglichst bald, jedenfalls aber bei einer neuen Auflage der Lehrpläne und Lehraufgaben, eintreten lässt. An Stelle des dunklen und den klaren Anforderungen des Unterrichts wenig entsprechenden Wortlautes der erwähnten Anweisungen möchte ich folgende Fassung vorschlagen:

S. 28 (vergl. S. 34): Erwerbung einer richtigen Aussprache durch praktische Übungen zunächst in einem kurzen propädeutischen Kursus. Die Regeln über Lautbildung und Aussprache sind auf das notwendigste zu beschränken und stets auf unmittelbare Anschauung zu begründen. Die Lautschrift soll aus möglichst einfachen Zeichen bestehen und darf nur zur erklärenden Gegenüberstellung der Laute und der ihnen entsprechenden Schriftzeichen verwendet werden.

In demselben Sinne sind die methodischen Bemerkungen auf S. 38 umzuändern.

A. Ohlert.

Zur Aussprache des Französischen.

Beobachtungen über die Aussprache der Schauspieler der *Comédie-Française* und des *Odéon* zu Paris.

Während meines vorjährigen Aufenthaltes in Paris hatte ich es mir zur Aufgabe gestellt, gewisse Besonderheiten in der Aussprache der Schauspieler der beiden klassischen Bühnen, der Comédie-Française und des Odéon, zu studieren, indem ich den Aufführungen mit dem Texte in der Hand folgte und in demselben das notierte, was mir besonders bei der Deklamation auffiel, und zwar richtete ich meine Aufmerksamkeit auf folgende vier Punkte:

1) die Bindung,
2) die Aussprache gewisser Endkonsonanten,
3) den rhetorischen Akzent,
4) das sogenannte tonlose (oder stumme) e im Wortauslaut.

Die Stücke, an welchen ich diese Beobachtungen angestellt habe, sind die folgenden:

1) Corneille: *Horace* (Odéon).
2) Corneille: *Le Cid* (Odéon u. Théâtre Français).
3) Racine: *Athalie* (Od.)
4) Racine: *Britannicus* (Th. Fr.).
5) Molière: *Le Tartuffe* (Th. Fr.).
6) Molière: *Les Femmes savantes* (Th. Fr. u. Od.).
7) Molière: *Le Misanthrope* (Od.).
8) Molière: *L'Ecole des Femmes* (Th. Fr.).
9) Molière: *Les Précieuses ridicules* (Th. Fr.).
10) Victor Hugo: *Ruy Blas* (Th. Fr.).
11) Victor Hugo: *Hernani* (Th. Fr.).
12) Alfred Gassier: *Alceste, drame lyrique en 5 actes, en vers, d'après Euripide, représenté pour la première fois sur le Théâtre National de l'Odéon, le 28 mars 1891, avec la musique de scène de M. Alex. Georges.*
13) Beaumarchais: *Le Barbier de Séville* (Od.).

14) Henri de Bornier: *La Fille de Roland, drame en 4 actes, en vers* (Th. Fr.).

15) *Grisélidis, mystère en 3 actes, par Armand Silvestre et Eugène Morand, avec un prologue et un épilogue en vers libres. Représenté pour la première fois à Paris, sur la scène de la Comédie-Française, le 15 mai 1891.*

16) Ponsard: *Horace et Lydie* (Th. Fr.).

A. Bindung.

I. Bindung von *s*, *x*, *z*.

1) ***s*, *x*, *z*** wurden gebunden in folgenden Versen:

Par cent dehors fardés a l'art de l'éblouir. (Mol., *Tart.* I, sc. 2, v. 30.)
Mettez dans vos discours un peu de modestie. (*ib.* III, 2, 17.)
Au plus beau des portraits où lui-même il s'est peint. (*ib.* III, 3, 66.)
Des bassesses à qui vous devez la clarté. (Mol., *Femmes sav.* I, 1, 82.)
Meurs ou tue. (Corneille, *Cid* I, 5, 15.)
Il suffit qu'une fois il entre dans la lice. (*ib.* IV, 5, 93.)
Des bandits morts il reste un chef. (Don Carlos in *Hernani* III, sc. 6.)

2) ***s*, *x*, *z*** wurden auch häufig gebunden, selbst wenn das betreffende Wort mit dem folgenden grammatisch nicht so enge verknüpft war:

J'ai, Marianne en vous
Reconnu, de tout temps, | un esprit assez doux. (*Tart.* II, 1, 5—6.)
Mais j'attends, | en mes vœux, tout de votre bonté. (*ib.* III, 3, 77).
Avec qui, pour toujours, | on est sûr du secret. (*ib.* III, 3, 118.)
Et je ne suis rien moins, | hélas! que ce qu'on pense. (*ib.* III, 6, 26.)
Tous mes plaisirs sont morts, | ou ma gloire ternie. (*Cid*, I, 6, 23.)
J'obéis, | et me tais. (*ib.* II, 6, 25.)
Et je n'entreprends pas, | à force de parler,
Ni de vous adoucir, ni de vous consoler. (*ib.* III, 2, 3.)
Pleurez, pleurez, mes yeux, | et fondez-vous en eau. (*ib.* III, 3, 7.)
Les Mores | en fuyant ont emporté son crime. (*ib.* IV, 5, 77.)
Et dites quelquefois, | en déplorant mon sort:
„S'il ne m'avait aimée, il ne serait pas mort." (*ib.* V. 7, 27.)
Reine, sors, | a-t-il dit, de ce lieu redoutable. (Racine, *Ath.* II, 2, 26.)
Albe, mon cher pays, | et mon premier amour. (Corn., *Horace*, I, 1, 30.)
Je mets à faire pis, | en l'état où nous sommes. (*ib.* II, 3, 6.)
Tâchez, | ainsi que moi, de vous montrer sa fille. (*Femmes sav.* I, 1, 39.)

Verschieden war die Deklamation im Th. Fr. und im Od. bei folgendem Verse aus dem *Cid* (I, 4, 6):

Mon bras, qui tant de fois | a sauvé cet empire,

wo in dem einen Theater *s* von *fois* gebunden wurde, im andern dagegen eine Pause gemacht wurde.

3) *s*, am Ende eines Verses stehend, mit dem vokalischen Anfang des folgenden Verses gebunden:

Et je ne pensais pas que la philosophie
Fût si belle qu'elle est, d'instruire ainsi les gens
A porter constamment de pareils accidents.
(*Femmes sav.* V, 2, 90—93.
Pour témoigner à tous qu'à regret je permets
Un sanglant procédé qui ne me plut jamais. (*Cid* IV, 5, 114—115.)
Oh! fais des lendemains heureux
A ta lignée, avec le seul jour qui te reste. (*Alceste* I, 5, 48—49.)
Tu les aimes autant que moi: ne les soumets
A nulle autre! (*ib.* II, 4, 12—13.)
Ne venez pas
O blancs Démons d'en haut, étrangers au trépas. (*ib.* III, 1, 20—21.)
Car toi seule pour ton époux
Et ton peuple donnas ta vie. (*ib.* V, 1, 25—26.)
Et ne peut dignement vous confier qu'aux mains
A qui Rome a commis l'empire des humains.
(Néron im *Britannicus* II, 3).
Non, non, je ne veux rien. Je vois que vous voulez
Etre à monsieur Tartuffe. (*Tartuffe* II, 3, 52—53.)

Sogar vor einem Komma:

O combien d'actions, combien d'exploits célèbres
Sont demeurés sans gloire au milieu des ténèbres |
Où chacun, seul témoin des grands coups qu'il donnait,
Ne pouvait discerner où le sort inclinait! (*Cid* IV, 3, 94—95.)

Dagegen unterblieb die Bindung von *s*, *x*, *z*, meistens vor einer Pause, in folgenden Fällen:

Et j'y sacrifierais | et mon sang et ma vie. (*Misanthrope* V, 8, 16.)
Vous | à qui j'ai tant vu parler de son mérite? (*ib.* V, 2, 12.)
Voyons, voyons | un peu, par quel biais, de quel air
Vous voulez soutenir un mensonge si clair. (*ib.* IV, 3, 75.)
Alors, | il est sauvé! (*Alceste* I, 5, 1.)
Apollon, fixe un prix | égal à ma tendresse! (*ib.* I, 3, 28.)
Son refus | est certain! (*Fille de Roland* II, 1, 26.)
Sarrazins, Grecs, Normands, Lombards, Aragonnais. (*ib.* II, 6, 7.)
Songez | à vos enfants! (*ib.* IV, 3, 109.)
Je suis maître, je parle; allez, | obéissez.
(*Ecole des Femmes*, II, sc. 6 letzter Vers.)
Mesdames | et Messieurs, salut! (*Grisélidis*, Prologue.)

II. *t* wurde gebunden:

1) *Et veulent acheter crédit et dignités.* (*Tartuffe* I, 6, 109.)
Va contre un arrogant éprouver ton courage. (*Cid* I, 5, 13.)
Ne préfère-t-il point l'État à sa famille. (*Horace* I, 4, 21.)

2) Vor einer Pause:
Sa perte m'affaiblit, | et son trépas m'afflige. (*Cid* II, 7, 14.)

Que ce Dieu, quel qu'il soit, | en deviendrait plus doux.
(*Athalie* II, 5, 73.)
Je sais que ton Etat, | encore en sa puissance. (*Horace*, I, 1, 39.)

3) Von einem Verse zum andern:

Ne vous tourmentez point. On peut adroitement
Empêcher ... (*Tartuffe*, II, 3, 100—101.)

4) Die Bindung unterblieb:

J'ai travaillé, souffert, | aimé! c'est ma noblesse. (*Alceste* III, 1, 31.)
Mais on doit ce respect | au pouvoir absolu. (*Cid*, I, 3, 13.)
Frissonnant, | à genoux, la poitrine courbée. (*Fille de Rol.* I, 1, 14.)
Et qu'il faut | acheter tous les soins qu'on nous rend.
(*Misanthrope*, III, 5, 140.)

III. **rd.** *d* bleibt stumm, während *r* herübergezogen wird (Plötz, *System. Darstellung der franz. Asspr.* Berlin 1889, S. 182.).

Hélas! quand un vieillard aime, il faut l'épargner.
(Don Ruy Gomez in *Hernani* III, 1.)

IV. ***r.*** 1) Das *r* der Infinitivendung *-er* wurde selbst vor einer Pause gebunden (Plötz, *l. c.* S. 189):

A quel sujet aller, | avec tout votre bien. (*Tartuffe*, II, 2, 42.)

2) von einem Verse zum andern:

Songez-y, vos refus pourraient me confirmer
Un bruit sourd que déjà l'on commence à semer. (*Cid* III, 4, 35—36.)

3) Die Bindung von *r* unterblieb vor folgender Pause:

Il faut venger un père, | et perdre | une maîtresse. (*Cid* I, 6, 13.)

V. ***g*** gebunden wie *k* (Plötz S. 188):

Je l'ai vu, tout couvert de sang et de poussière. (*Cid* I, 5, 17.)

B. Aussprache gewisser Endkonsonanten.

1) ***péril.*** In beiden Theatern wurde stets *l* gesprochen, und nicht *l̃*. (Plötz S. 111.)

2) ***jadis.*** *s* wurde gesprochen:

Ce bras, jadis l'effroi d'une armée ennemie. (*Cid* II, 8, 67.)
Charlemagne, jadis,
Donna l'ordre qu'en Saxe eût la tête coupée
Quiconque dépassait la hauteur d'une épée. (*Fille de Rol.* I, 3, 128.)

In Südfrankreich verstummt das *s* in diesem Worte zuweilen (Koschwitz, *Zur Aussprache des Französischen in Genf und Frankreich*, Supplementheft VII der *Ztschr. f. franz. Sprache u. Litter.* Januar 1892.).

3) ***gens.*** *s* wurde gesprochen in folgenden Versen:

Morbleu! vous n'êtes pas pour être de mes gens.
(Alceste im *Misanthrope* I, 1, 60.)

De la plupart des gens c'est la démangeaison.
(*Ecole des femmes* I, 1, 176.)
Et qui chasse les gens d'autour une maison. (*ib.* II, 3, 15.)
Non! C'est un conte en l'air fait pour les bonnes gens (*: indulgents.*)
(*Grisélidis*, Prologue.)

Dagegen verstummte *s* in folgenden Fällen:

Par des gens dont l'humeur y paraît concertée.
(Célimène im *Misanthrope* V, 3, 2.)
Avec les gens de cour, vos pareils, don Salluste. (*Ruy Blas* I, 2, 198.)
C'était un drôle, on sait des gens qui l'ont connu. (*ib.* III, 1, 27.)

Ebenso in Prosa in den *Précieuses ridicules:*

Madelon: *Et quelle estime, mon père, voulez-vous que nous fassions du procédé irrégulier de ces gens-là?* (Sc. 5.)
Gorgibus: *Je te dis que le mariage est une chose sainte et sacrée, et que c'est faire en honnêtes gens, que de débuter par là.* (ib.)
Cathos: *Le moyen de bien recevoir des gens qui sont tout-à-fait incongrus en galanterie! ... Ne voyez-vous pas que toute leur personne marque cela, et qu'ils n'ont pas cet air qui donne d'abord bonne opinion des gens?* (ib.)
Mascarille: *Pour moi, je tiens que hors de Paris il n'y a point de salut pour les honnêtes gens.* (Sc. 10.)

Plötz und Sachs führen die Aussprache mit stummem *s* als die bessere an; Lesaint (*Traité complet de la Prononciation française.* Hamburg 1871, S. 284) sagt, vor Konsonanten und am Ende des Satzes sprächen einige das *s*, die meisten jedoch nicht. In den oben angeführten Beispielen ist *s* jedoch einige Male selbst da gesprochen, wo keine Pause folgt. Es scheint also die Aussprache von *gens* ganz willkürlich zu sein.

4) **sens.** *s* stets gesprochen.

Nos sens facilement peuvent être charmés. (*Tartuffe* III, 3, 37.)
C'est tenir un propos de sens bien dépourvu. (*ib.* V, 3, 34.)
Mais, du côté des sens et des grossiers plaisirs. (*Femmes sav.* I, 1, 70.)
Descartes, pour l'aimant, donne fort dans mon sens (*: tombants*).
(*ib.* III, 2, 194.)
Les sens n'ont point de part à toutes les ardeurs. (*ib.* IV, 2, 65.)
Mes sens par la raison ne sont plus gouvernés.
(*Misanthrope* IV, 3, 36.)
C'est en contraire sens qu'un songe s'interprète. (*Horace* I, 3, 89.)
Avoir fait les cent coups, les deux gents, les trois cents,
Les mille! Et dans les airs fait pousser en tous sens
Sur les fronts des maris des coiffures étranges.
(Le Diable in *Grisélidis* I, 8.)

Diese Aussprache ist auch die gewöhnliche nach Sachs, Lesaint (S. 286) und Plötz (S. 132).

5) **plus.** Das *s* wurde gesprochen in folgenden Versen:

Je te prive, pendard, de ma succession,
Et te donne, de plus, ma malédiction. (*Tartuffe*, III, 6, 68.)
Et d'autant que l'honneur m'est plus cher que le jour,

D'autant plus maintenant je te dois de retour. (*Cid* III, 6, 32.)
Te dirais-je encor plus? va, songe à ta défense. (*ib.* V, 1, 89.)
Je fis plus: je choisis moi-même dans ma suite . . .
(Agrippine im *Britannicus* IV, Sc. 2.)
C'est plus qu'il n'est besoin. (Don Carlos in *Hernani* IV, 1.)
Si j'en éteins beaucoup, j'en allume encor plus. (Don Carl. *ib.* IV, 4.)
Tant que tu n'as aimé personne plus que moi.
(Ponsard, *Horace et Lydie*, Sc. 2.)

Dagegen war *s* stumm:

Ne m'en dites pas plus. (Don César in *Ruy Blas* I, 2, 157.)
Rien de plus. (Don Salluste *ib.* I, 2, 208.)

Zu dieser Aussprache stimmt die Regel, welche Léon Ricquier gibt in seinem Buche: *Recueil de Morceaux choisis de prose et de vers. Cours supérieur.* Paris, 1889. Delagrave. S. 82: „*L's finale de plus ne se prononce pas quand ce mot est négatif . . . Mais l's finale de plus se prononce quand ce mot signifie davantage, et qu'il termine la phrase ou est suivi de que*". Nur in der *Athalie* (V, 2, 64), wo Abner sagt:

Que feriez-vous de plus si des rois vos aïeux
Ce jeune enfant était un reste précieux?

war *s* in *plus* stumm, wohl weil das folgende *si* mit einem *s* beginnt.

6) **mœurs** hörte ich einmal mit stummem *s* im Reim mit *auteurs:*

Les femmes d'à présent sont bien loin de ces mœurs.
(*Femmes sav.* II, 7, 75.)

Vgl. Plötz, S. 129, Koschwitz, *l. c.* S. 65; ebenso Lesaint, S. 290: *En poésie, dans la déclamation surtout, la licence poétique permettant d'assujettir à la rime la prononciation de la dernière syllabe d'un vers, on prononce „meur", quand la rime l'exige.*

7) ***fils.*** M. Got, der Doyen der Comédie-Française, spricht in der Rolle des Maître Guérin in dem gleichnamigen Stücke von Augier noch immer *fi*, wie schon Plötz (S. 131) angibt, um die provinzielle Aussprache eines alten Notars nachzuahmen. Nach Koschwitz (S. 8) ist diese Aussprache jedoch noch keineswegs ganz veraltet, sondern in der Umgegend von Paris und in Lyon noch üblich.

8) ***but.*** *t* gesprochen:

La honte de tomber loin de son but, et même;
Et surtout! le dédain de celle que l'on aime! (*Fille de Rol.* II, 2, 81.)

Vgl. Plötz, S. 161.

9) ***fait.*** *t* wurde gesprochen:

Personne! — Où diable suis-je? — Au fait, j'ai réussi
A fuir les alguazils. (*Ruy Blas* IV, 2, 44.)
Que j'ai béni le ciel d'avoir trouvé mon fait.
(*Ecole des femmes* I, 1, 139.)

Vgl. Koschwitz, *l. c.* S. 60, wo die Vorschriften der verschiedenen Orthoepisten zusammengestellt sind.

10) ***hymen.*** Von Coquelin Cadet ohne Nasal in der letzten Silbe gesprochen:

Au carrefour obscur d'un hymen clandestin!

(Le Diable in *Grisélidis* I, 8.)

So lehrt auch Plötz, S. 94, während Koschwitz (S. 55) die Aussprache *imē* (mit Nasal) als die Sprache der Bühne bezeichnet.

11) ***suspect.*** Mit stummem *ct* und offenem *e*.

Tout m'est suspect: je crains que tout ne soit séduit.

(Junie im *Britannicus* V. 1,)

Nach Plötz (S. 162) dagegen wird in diesem Worte *c* (wie *k*) gesprochen, während *t* stumm ist. So hat auch Koschwitz (S. 69) in Genf und Lyon sprechen hören, doch meint er (S. 62), dass im Munde der höher Gebildeten überall die Aussprache mit stummem *ct* überwiege, während die Aussprache mit *-ęk* in den mittleren Volksklassen die verbreitetste sei, *-kt* nur selten und immer mit einem gewissen Zögern gesprochen werde.

12) Zum Schluss gebe ich noch die Aussprache einiger Eigennamen, die ich in verschiedenen Dramen gehört habe.

In Finlas (*Ruy Blas* I, 1) [*in* ohne Nasalierung], Matalobos (*ib.* I, 2) und Don Carlos (in *Hernani*) wurde *s* am Ende gesprochen.

In Verden (*Fille de Roland* II, 6, 21) wurde *en* ohne Nasalierung gesprochen; in demselben Stücke Ragenhardt = *ragenar* und Witikind mit nasalem Vokal in der letzten Silbe und lautem *d* (*ib.* I, 3).

In dem spanischen Namen Ubilla (*Ruy Blas* III, 1) und Don Guritan (*ib.* IV, 1) wurde *u* = *ou*, und in Xerès-des-Chevaliers (*ib.* IV, 2) *x* = *k* gesprochen.

C. Rhetorischer Akzent.

Schon Diez hat in seiner *Grammatik* (5. Aufl. I, S. 400) darauf hingewiesen, dass im Französischen in manchen Wörtern, namentlich in solchen, in denen eine der vorderen Silben schwerer wiegt als die berechtigte Tonsilbe, also als die letzte tönende Silbe des Wortes, wie z. B. in *beauté*, *trembler* etc., der Hauptakzent minder nachdrücklich hervortritt als der Nebenakzent.

Diese Verrückung des tonischen Akzents von der letzten Silbe auf die vor- oder selbst drittletzte hat aber ihren Grund nicht allein in der Qualität dieser Silben, sondern wesentlich in dem Zusammenhang der Rede; sie tritt ein, wenn man auf das betreffende Wort

einen besonderen Nachdruck legen will, oder mit anderen Worten: der tonische Akzent ordnet sich dann dem rhetorischen Akzent unter.

Über das eigentliche Wesen dieses rhetorischen Akzents ist man sich aber noch immer nicht ganz klar, so oft diese Frage seit Diez auch schon erörtert worden ist. (Man vergleiche die Darstellung der verschiedenen Ansichten von Diez, G. Paris, Brunnemann, Merkel, Storm, Wulff, Schuchardt, Meyer-Lübke, Sweet, Guyard, Pierson, Suchier und Koschwitz in dem Aufsatze von Schwan-Pringsheim: *Der französische Akzent* in *Herrig's Archiv*, Bd. LXXXV, 1890. S. 203 ff.)

Lubarsch vertritt in seiner *Französischen Verslehre* die Ansicht, dass dieser rhetorische (oder oratorische) Akzent in einer Dehnung der Silbe bestehe, z. B. *L'homme **pro**pose, Dieu **di**spose*, während Plötz (S. 16 ff.) und Paul Passy (*Les sons du français.* Paris 1889. §§ 104, 106, 113) an eine wirkliche Versetzung des tonischen Akzents glauben.

Ganz gewiss kommt bei der Erklärung des rhetorischen Akzentes nicht bloss die Versetzung des tonischen (oder expiratorischen) Akzentes in Frage, denn der chromatische (oder musikalische) Akzent, d. h. der rhetorische Akzent ist nicht nur Tonstärke, sondern auch Tonhöhe. (Vgl. F. Beyer, *Französische Phonetik für Lehrer und Studierende.* Cöthen 1888. § 84; Koschwitz, *Grammatik der neufranz. Schriftsprache.* I. Teil: Lautlehre. 1889. S. 104 ff., u. Suchier in Gröber's *Grundriss der rom. Philologie.* I. S. 591.) Tonstärke und Tonhöhe können auf verschiedene Silben des Wortes verteilt sein, sehr häufig jedoch zieht die Tonhöhe die Tonstärke an, so dass beide auf eine Silbe fallen und dieselbe um so stärker hervortreten lassen.

Eine endgiltige Lösung dieses Punktes wird sich nur durch zahlreiche experimentelle Untersuchungen erreichen lassen, wie sie in Deutschland Schwan angestellt hat[1]) und in Frankreich der Abbé Rousselot, dessen Apparat ich im vorigen Jahre öfter zu sehen Gelegenheit hatte, als ich die Vorträge des Abbé im Institut des Carmes in Paris über experimentale Phonetik hörte.[2])

Die Frage ist um so schwieriger zu entscheiden, als der tonische Akzent im Französischen viel schwächer ist als im Deutschen oder im Englischen; daher kommt es auch, dass man in vielen Fällen nicht absolut eine Verschiebung des Akzents von der letzten

---

1) Vgl. den oben angeführten Aufsatz von Schwan-Pringsheim.

2) Seine Schrift: *Les modifications phonétiques du langage étudiées dans le patois d'une famille de Cellefrouin* ist mir leider nicht zugänglich gewesen.

auf eine vorhergehende Silbe konstatieren kann, sondern nur eine schwebende Betonung, d. h. der Akzent wird gleichmässig auf zwei Silben verteilt. Diese feinen Nuancen des rhetorischen Akzents haben ihren Grund in dem grösseren oder geringeren Nachdruck, den man auf ein bestimmtes Wort legen will, in der stärkeren oder schwächeren seelischen Erregung des Sprechenden. (Vgl. Lubarsch: *Über Deklamation und Rhythmus der französischen Verse.* ed. Koschwitz. G. Maske, Oppeln und Leipzig 1888. S. 18.)

Diejenigen Wörter, bei denen man am häufigsten, auch in der Umgangssprache, die Wirkung des rhetorischen Akzents beobachten kann, sind *beaucoup*, *jamais* und *toujours*. In den folgenden Beispielen bezeichnet der fette Druck diejenige Silbe, welche den rhetorischen Akzent trug und welche meinem Ohre entschieden stärker betont schien als die letzte sonore Silbe des Wortes.

Et je vous dois ***beau****coup pour toutes ces bontés.* (*Tart.* III, 3, 17.)
J'en espère ***beau****coup, puisqu'il est différé.* (*Horace* III, 2, 65.)
Je crois faire ***beau****coup de m'en pouvoir défendre.* (*ib.* III, 5, 25.)
Voilà. J'aime ***beau****coup faire rire les femmes.* (*Ruy Blas* I, 2, 51.)

Dagegen betonte der Schauspieler, welcher Clitandre in den *Femmes savantes* spielte, regelmässig:

*Je respecte beau****coup*** *madame votre mère.* (I, 3, 29.)
Ja*mais contre un pécheur ils n'ont d'acharnement.* (*Tart.* I, 6, 141.)
Les envieux mourront, mais non ***ja****mais l'envie.* (*ib.* V, 3, 25.)
Je ne voudrais ***ja****mais prendre un homme d'esprit.*
(*Femmes sav.* V, 4, 64.)
Non, mon frère, ***ja****mais.* (*Tartuffe* III, 7, 21;)
Les vivants, dont la haine irrite les tourments,
Osent dire: ***Ja****mais! — Les morts sont plus eléments!*
(*Fille de Roland* I, 1, 111.)
„Pardonne
A tous nos ennemis, comme Dieu te l'ordonne.
Sarrazins, Grecs, Normans, Lombards, | Aragonnais,
Didier, Lupus, Hunald; à Ganelon, ***ja****mais!"* (*ib.* II, 6, 8.)
On est ***tou****jours trop prêt quand on a du courage.* (*Cid* IV, 5, 109.)

Wenn im *Tartuffe* Orgon seiner Tochter Mariane zuruft:

Ap*prochez, j'ai de quoi*
Vous parler en secret. (II, 1, 1.)

so drückt die Betonung von *„approchez"*, mit dem oratorischen Akzent auf der drittletzten Silbe, eine grössere Energie, die väterliche Autorität aus, welche keinen Widerspruch verträgt und Mariane zwingen will, Tartuffe zum Gatten zu nehmen.

C'est à vous, non à lui, que le mari doit plaire;
Et que, si son Tartuffe est pour lui si ***char****mant,*
Il le peut épouser sans nul empêchement. (*ib.* II, 3, 11.)

Hier spricht das Kammermädchen Dorine das Wort *charmant* im Tone spöttischer Ironie, indem sie über die Leichtgläubigkeit

des Orgon spottet und zugleich ihrem Abscheu vor dem frommen Heuchler Ausdruck gibt.

Damis, welcher empört ist, dass seine Schwester den Tartuffe heiraten soll, macht seiner Mutter heftige Vorwürfe, indem er u. a. zornig ausruft:

Le vouloir épargner est une raillerie. (*ib.* III, 4, 17.)
Ouvrez un peu la porte, et voyez, je vous prie,
Si mon mari n'est point dans cette galerie. (*ib.* IV, 5, 136.)

Elmire spricht hier das Wort *mari* mit besonderer Vorsicht aus, indem sie zugleich hören will, wie Tartuffe über ihren Gatten denkt.

Mais voyons au plus tôt
Si certaine cassette est encore là-haut. (*ib.* IV, 8, 8.)

sagt Orgon mit ängstlicher Sorge um seine Kassette, da er fürchtet, dass Tartuffe dieselbe gestohlen haben könnte.

Leicht erklärlich ist die Tonversetzung in den Versen, welche Cléante zu seinem Bruder Orgon spricht:

Mais, pour vous corriger, quelle raison demande
Que vous alliez passer dans une erreur plus grande,
Et qu'avec que le cœur d'un perfide vaurien
Vous confondiez les cœurs de tous les gens de bien?
(*ib.* V, 1, 41—44.)

oder wenn Elmire, höchst entrüstet über den betügerischen Tartuffe, ausruft:

L'imposteur! (*ib.* V, 7, 25.)

Um ein Beispiel aus der Prosa zu nehmen, zitiere ich *Le Barbier de Séville* von Beaumarchais, wo Figaro dem Grafen erzählt, dass seine Theaterstücke durch allerhand Kabale verunglückt wären:

Figaro: *Mais les efforts de la cabale . . .*
Le Comte: *Ah! la cabale! monsieur l'auteur tombé.* (I. Sc. 2.)

Hier wiederholte der Schauspieler, welcher den Grafen spielte, das Wort *cabale* mit leichter Ironie, woraus sich die Tonverschiebung erklärt. — Ferner eine andere Stelle in demselben Drama:

Le Comte: *Fi donc, Tu as l'ivresse du peuple.*
Figaro: *C'est la bonne; c'est celle du plaisir.* (I, 4.)

wo das Wort *plaisir* hervorgehoben werden soll. — In den *Femmes savantes* macht Trissotin, der gelehrte Pendant, der Henriette eine Liebeserklärung in recht schwülstigen Worten, indem er, um ihr zu schmeicheln, das Epitheton *adorable* besonders betont:

Mais j'aime tout de bon l'adorable Henriette. (V, 1, 66.)

Leicht verständlich ist die Betonung in folgenden Versen des *Misanthrope:*

Philinte: *Mais on entend les gens au moins sans se* **fâcher.**
Alceste: *Moi, je veux me* **fâcher**, *et ne veux point entendre.*
(I, 1, 4—5.)

und die schwebende Betonung in dem Worte *bâton*, wenn Alceste zu Célimène sagt:

Non, ce n'est pas, madame, un **bâton** *qu'il faut prendre.*
(*Mis.* II, 1, 19.)

Ebenso der Dialog zwischen Don Diègue und Don Gomès im *Cid:*

Il verra comme il faut **dompter** *des nations.* (I, 3, 38.)
Les exemples **vivants** *sont d'un autre pouvoir.* (*ib.* v. 41.)

wo das lebendige Beispiel von Heldenthaten dem blossen Bericht derselben gegenübergestellt wird.

Don Gomès: *Parlons-en mieux, le Roi fait honneur à votre âge.*
Don Diègue: *Le Roi, quand il en fait le* **mesure** *au courage.*
(I, 3, 71—72.)

oder wenn Don Sanche der Chimène seine Liebe beteuert:

Employez mon amour à **venger** *cette mort.* (*Cid,* III, 2, 7.)

und daher Don Rodrigue nachher zu ihr sagt:

Je l'ai vu, j'ai **vengé** *mon honneur et mon père.* (*ib.* III, 4, 29.)

Vgl. ferner den Vers, den Don Rodrigue zu Don Diègue spricht:

Mon bras, pour vous venger, armé contre ma flamme,
Par ce coup **glorieux** *m'a privé de mon âme.* (*ib.* III, 6, 26.)

und seine stolzen Worte der Chimène gegenüber:

Sans **passer** *pour vaincu, sans* **souffrir** *un vainqueur.*
(*ib.* V, 1, 68.)

Im *Horace* sagt Curiace zu Camille, dass er sogar für seine Vaterstadt Alba gegen Rom kämpfen würde, trotzdem er sie, eine Römerin, liebe:

Je **combattrais** *pour elle en soupirant pour vous.* (*Horace* I, 4, 36.)

und in demselben Stücke sagt der alte Horace zu Sabine:

Le ciel vous a **sauvé** *votre époux et vos frères.* (*ib.* III, 6, 49.)

In *Hernani* betonte M. Le Bargy, welcher den Don Carlos spielte:

Ce n'est pas ton **bandit** *qui te tient, c'est le roi.* (II, 2.)

indem er damit verächtlich auf die Liebe der Donna Sol zu dem Banditen Hernani anspielen wollte. Darauf antwortete Donna Sol (M[me] Adeline Dudlay) mit gewöhnlicher Betonung:

Non. Le bandit, c'est vous! N'avez-vous pas de honte?

da in diesem Verse der Hauptton nicht auf *bandit* liegt, sondern auf *vous.*

D. Das tonlose *e* (im Wortauslaut).

Eine oft diskutierte Frage bildet das sogenannte tonlose oder stumme *e (e sourd, muet)*. Es ist im Gesange bekanntlich niemals im Wortauslaut stumm, sondern wird auf eine besondere Note gesungen, wie z. B. im ersten Verse der *Marseillaise:*



Al-lons en- fants de la Pa- tri- e, Le jour de etc.

oder im Refrain:



Aux ar- mes, ci-toy- ens!

In der gesprochenen Rede wird es verschieden behandelt; man kann sagen, dass es in der gewöhnlichen Umgangssprache meistens stumm ist, dagegen hört man es öfter in der feierlichen Rede und namentlich bei dem Vortrage von Versen, und es fragt sich nun, wie weit bei der Aussprache des tonlosen *e* Willkür und wie weit ein Gesetz zur Geltung kommt.

Passy (*l. c.* § 118) behauptet, dass das sogenannte stumme *e* weiter nichts sei als ein Gleitlaut *(son transitoire)*, d. h. ein Laut, welcher den Übergang von einem Laut zum nächstfolgenden bildet, oder nach Endkonsonanten, namentlich nach Explosiven, entsteht, wenn man die Stimme nach dem Endkonsonanten noch einen Augenblick forttönen lässt. Doch gibt Passy zu, dass dieser Gleitlaut zu einem wirklichen *e sourd* würde, wenn man ein Zusammentreffen mehrerer Konsonanten vermeiden will, oder manchmal auch am Ende eines Satzes.

In der That handelt es sich bei dem tonlosen *e* um weiter nichts als eine mehr oder minder sorgfältig ausgeführte Artikulation des vorhergehenden Konsonanten, und es gibt dabei eine Menge feiner Schattierungen in der Aussprache, von einer blossen Artikulation des Konsonanten bis zum deutlichen Tönen des tonlosen *e*. Es ist aber klar, dass die Beschaffenheit des vorhergehenden Konsonanten für die Aussprache des tonlosen *e* sehr entscheidend sein wird. Daher hat Lubarsch in seiner Verslehre (S. 12) eine Skala für die Stärke des tonlosen *e* aufgestellt, welche durch den vorhergehenden Konsonanten bestimmt ist; nämlich:

1) *e sourd* mit einem Anlaut, welcher aus zwei verschiedenen Konsonanten gebildet wird, hat einen verhältnismässig bedeutenden Lautwert *(trouble = ö)*.
2) Mit einem Anlaut, welcher von einem weichen Konsonant gebildet wird *(b, v, d, g, l, z)*, etwas weniger *(doivent)*.
3) Mit einem Anlaut, den ein harter Konsonant bildet *(p, t, f, qu)*, nähert es sich schon dem stummen *e (chaque)*.
4) Mit einem Anlaut, der von einem flüssigen Konsonant gebildet wird *(l, m, n, r)* oder von einem Zischlaut *(s, ch)*, ist es völlig stumm *(reine, mule)*.

Diese Regeln sind jedoch nur zum Teil zutreffend, denn einmal ist eine Aufstellung von vier Stärkegraden wohl zu gekünstelt, und ferner, weil das tonlose *e* auch nach *l, m, n, r, ch* und namentlich nach *s* gehört wird, wie die folgenden Beispiele zeigen werden; schliesslich durfte *t* nicht unter No. 3) gesetzt werden, da dieser Laut auf der Bühne immer verhältnismässig stark artikuliert wird.

Vereinzelte Bemerkungen über die Aussprache des tonlosen *e* mit Beispielen findet man in der Schrift von Sonnenburg: *Wie sind die französischen Verse zu lesen?* (Berlin 1885), und in dem schon zitierten Werke von Lubarsch, *Über Deklamation und Rhythmus der französischen Verse.* Suchier stellt in Gröber's *Grundriss* (S. 590) folgende Regel auf: „Ganz stumm ist *e* nur hinter *l, m, n, r, ss*, während es sich hinter *p, t, f, qu* dem Verstummen nähert und hinter *b, d, g, v, x* noch leise hörbar ist“. Eingehend hat diese Frage behandelt Ad. Mende in seinem Buche: *Die Aussprache des französischen unbetonten e im Wortauslaut.* (Inaugural-Dissertation. Zürich, 1889. J. Meyer. 8⁰. 126 S.), eine deutsche Bearbeitung seiner *Etude sur la prononciation de l'e muet à Paris.* Londres 1880 (besprochen in der *Ztschr. f. franz. Spr. u. Litt.* III, 583).

Als diejenigen Konsonantengruppen, nach welchen *e* (vor einem oder mehreren Konsonanten) laut wird, bezeichnet Mende die folgenden (*l. c.* S. 107. No. IV.):
1) muta cum liquida: *bl, cl, fl, ffl, gl, pl, rl; br, cr, dr, fr, tr, gne, sm.*
2) liquida cum muta: *rb, rc, rch, rd, rg, rp, rq, rs, rt, rv; lt, nt, nd.*
3) liquida cum liquida: *rl, rm, rn.*
4) muta cum muta: *sq, xte, ct, pt, st.*

Nach einem einfachen Konsonanten wird tonloses *e* nach Mende's Ansicht etwas hörbar, „wenn das folgende Wort mit mehreren Konsonanten beginnt, so dass beim Verstummen des *e* im Auslaut drei Konsonanten unmittelbar nach einander ausgesprochen werden müssten (z. B. *un quatrième groupe)*“. *(l. c.* S. 108 Anm. 2).

Ferner behauptet Mende, dass tonloses *e* am Ende des Verses, am Ende eines Satzes, oder vor einem Interpunktionszeichen stumm sei (*ib.* Anm. 5), während er in seiner französischen *Etude* (S. 117, remarque 3) noch zugegeben hatte, dass das *e* am Ende eines Verses unter Umständen laut werden könne. („*A la fin du vers, l'e est sensible seulement quand le vers suivant commence par une consonne, et qu'il n'est pas séparé du vers précédent par un signe de ponctuation.*“)

Mende's Dissertation ist ausführlich von Koschwitz besprochen worden (*Zum tonlosen e im Neufranzösischen* in der *Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt.* XIII, (1891) S. 118 ff.), und Koschwitz stellt am Ende dieser Rezension (S. 136—138) diejenigen Konsonantenverbindungen zusammen, welche nach seiner Ansicht für die Aussprache bezw. für das Verstummen des tonlosen *e* massgebend sind. Er betont namentlich, dass man nicht nur auf den dem tonlosen *e* vorhergehenden, sondern auch auf den nachfolgenden Konsonanten, also auf den Anfangskonsonanten des folgenden Wortes, sein Augenmerk richten müsse, und dass das *e* zwischen allen denjenigen Konsonantenverbindungen gesprochen wird, welche auch im Innern eines Wortes nicht zusammentreten können.

Sehr kurz fasst sich Jean Psichari in seinem Aufsatze *La Poésie nouvelle* (*Revue bleue*, 6 juin 1891, p. 723), wo er über das tonlose *e* sagt: „*L'e muet ne se prononce en français que dans le seul cas où sa disparition amènerait la rencontre de trois consonnes . . . La mesure absente sera remplacée, soit par un repos ou silence, soit par l'allongement de la voyelle pleine qui précède ou qui suit l'e muet.*“

Ich glaube, dass für die Aussprache des tonlosen *e* im Wortauslaut vier Momente bestimmend wirken, teils einzeln, teils mehrere derselben zusammen:

1) ein rhythmisches,
2) ein euphonisches,
3) ein syntaktisches,
4) ein rhetorisches Moment.

1) Das Hauptmoment, welchem sich die drei anderen unterordnen, ist das erste, das rhythmische, d. h. vor allem ist der Rhythmus der Rede oder des Verses massgebend, das schnellere oder langsamere Tempo des Sprechenden, denn je langsamer dieses Tempo ist, desto öfter wird das tonlose *e* hörbar. Man hört es in der langsamen, ernsten, getragenen Rede, wie z. B. in der Predigt, öfter als in der gewöhnlichen Umgangssprache, auf der Bühne öfter in der Tragödie als in der Komödie. So hörte ich auffallend viele tonlose *e* in der Tragödie *Alceste* von Gassier, weil dieses Stück, eine Art von Melodrama, im allgemeinen in ausserordentlich lang-

samen Tempo deklamiert wurde; ebenso wurde das tonlose *e* recht oft lautbar im zweiten Akt der *Grisélidis*, namentlich in den mehr lyrischen Partien. „Der höchste Affekt bringt die meisten ę zum Gehör, die familiäre, rasche Sprache verlangt die meisten Verstummungen.“ (Koschwitz, *Zur Aussprache des Französischen*, S. 19.)

Im besonderen kann ausserdem noch ein euphonisches, syntaktisches oder rhetorisches Moment in Betracht kommen.

2) Das euphonische Moment, wie ich es nennen will, kommt allein in Frage, wenn es sich um den auslautenden Konsonant eines Wortes und den anlautenden des folgenden Wortes handelt. Das tonlose *e* wird dann auf der Bühne stets gesprochen, wenn beide Konsonanten homorgan sind, d. h. entweder beide Liquiden, oder beide stimmlose oder stimmhafte Verschlusslaute oder endlich beide Spiranten. In diesem Falle ist die Aussprache des tonlosen *e* im Theater obligatorisch; mehr fakultativ und vom Geschmack des Schauspielers abhängig scheint dieselbe zu sein, wenn im Wortauslaut und im Wortanlaut Konsonanten zusammentreffen, welche dem Ohr des Franzosen hart klingen und welche seine Zunge nicht gerne unmittelbar hintereinander ausspricht.

Die folgenden Beispiele werden auch für diesen Fall eine Reihe von Belegen liefern.

3) Das syntaktische Moment, d. h. das tonlose *e* wird häufig gesprochen vor einer Pause. Dieselbe kann von verschiedener Stärke sein; sie ist am stärksten vor einem Punkt oder Semikolon, schwächer vor einem Komma, und am schwächsten, wo gar kein Interpunktionszeichen steht, wo aber dennoch eine schwache Pause durch die syntaktische Gliederung bedingt oder wenigstens zulässig ist. Sehr oft liegt auf dem Worte vor einer Pause ein besonderer Nachdruck, so dass ausser dem syntaktischen Moment dann noch oft ein rhetorisches die Aussprache des tonlosen *e* veranlasst, ja es kann sogar zu diesen beiden Momenten noch das euphonische wirksam hinzutreten, insofern nämlich der dem tonlosen *e* vorangehende Konsonant, mitunter auch der Vokal der vorangehenden Silbe, besonders wenn derselbe lang oder ein Nasal ist, auf die Lautbarkeit des tonlosen *e* entscheidend einwirkt.

Es ist nun die Frage, warum die Schauspieler das tontose *e* zuweilen vor einer Pause aussprechen. Der innere Grund dieser Aussprache liegt im Rhythmus des Verses, denn das tonlose *e* kann sehr wesentlich zur harmonischen Wirkung eines Verses beitragen, wenn der Dichter es mit volleren Vokalen abwechseln lässt; bedient er sich dieses Mittels mit Geschick, so kann er dem Verse dadurch einen ungemein weichen und wohllautenden Klang verleihen. Das tonlose *e* hat aber noch eine besondere Beziehung zur Cäsur, indem es dieselbe verstärkt, wenn es vor ihr steht. Daher sagt

Emile Faguet[1]) in dem Kapitel über den Versbau bei V. Hugo (S. 245): „*Les e muets sont les fortes césures du vers français. Elles font les vers doux en mêlant aux sonorités une certaine quantité de demi-silences ... Elles rendent la césure plus forte lorsqu'elles sont placées à la césure; elles font alors comme un trou dans le vers.*“ Die stärkste Pause entsteht nach seiner Meinung (S. 246), wenn die stumme Endung *-es* vor der Cäsur und vor einem Vokal steht, wo das *e* dann nicht elidiert und das *s* nicht gebunden werden kann, wo aber die entstehende Pause dann für eine ganze Silbe zählt. — Es hat also das syntaktische Moment seinen Grund im Bau des Verses.

4) Der vierte Fall tritt ein, wenn das auf ein tonloses *e* endigende Wort besonders hervorgehoben werden soll; man könnte dieses Moment das rhetorische nennen, welches sich mit dem euphonischen insofern vermischt, als die Beschaffenheit des dem *e* vorangehenden Konsonanten und oft auch des folgenden von Einfluss sein kann.

Diese vier Momente, einzeln, oder zum Teil gemischt, erklären, glaube ich, die Aussprache des tonlosen *e*, und zwar macht das euphonische Moment, insofern es sich dabei um zwei homorgane Konsonanten handelt, das Lautwerden des *e* auf der Bühne obligatorisch, während dasselbe bei den übrigen Momenten nur fakultativ und durchaus von dem Geschmack des Schauspielers abhängig ist. Ich meine daher, dass die ganze Streitfrage für unsere Schulpraxis ohne grosse Bedeutung ist, mit Ausnahme des eben erwähnten Falles, wo die Aussprache des tonlosen *e* obligatorisch ist und wo ich sie auch stets bei meiner französischen Lehrerin, Mme Claverie in Paris, beobachten musste, als ich bei dieser Dame französische Aussprache- und Lesestunden nahm.

Interessant dürfte es aber sein, in den einzelnen Fällen, wo ich auf der Bühne des Théâtre-Français und des Odéon ein tonloses *e* deutlich sprechen hörte, zu untersuchen, welches der genannten vier Momente dabei bestimmend gewesen sein könnte, und zwar will ich die einzelnen Beispiele nach folgenden Gesichtspunkten betrachten:

Euphonisches Moment.

I. Tonloses *e* zwischen homorganen Konsonanten.

Von denselben habe ich folgende Kombinationen notiert:

1. Liquide. a) ***l : l.***

*Le mystère d'antan — qui nous sert de modèl*e —
*S'appell*e*: „Le Miroir de l'Epouse fidèle“.* (*Grisélidis*, Prologue.)
*Les larmes du matin font plus bell*e*s les fleurs.* (Le Marquis, *ib.* I, 10.)

[1]) E. Faguet, *Dix-neuvième siècle. Etudes littéraires.* Paris, 1890.

b) ***n : n.***

Cesse donc de prier: personne n'entendrait. (*Alceste* I, 5, 60.)

c) ***r : r.***

J'en dois compte, madame, à l'empire romain. (Burrhus im *Brit.* I, 2.)

2. Verschlusslaute: a) ***k : k.***

Qu'un masque que je mets me fait une autre tête. (*Hernani* V, 1.)

b) ***g : k.***

L'astrologue qui lit dans la main, comme aux astres.
(Le Prieur in *Grisélidis* I, 1.)

c) ***t : t.***

Que sur toute tribu, sur toute nation. (*Athalie* I, 1, 135.)
Mais d'ailleurs, ce n'est pas un conte tout à fait. (*Grisélidis,* Prologue.)
Cependant je quitte ta mère. (Le Marquis, *ib.* I, 11.)
De ne plus vous revoir, au moins sur cette terre! (Alain, *ib.* II, 10.)
Hâte-toi donc. (Le Marquis, *ib.* III, 10.)
Ah! dans ce souvenir, inquiète, troublée. (Junie im *Britannicus* III, 7.)
Cette tête allait bien au vieux corps germanique!
(Don Ruy Gomez in *Hernani* I, 3.)
Et les vastes troupeaux qui tondent mes collines. (Derselbe *ib.* III, 1.)
Ce vieillard, cette tête sacrée. (Derselbe *ib.* III, 6.)
C'est haute trahison, Don Ruy, songez-y bien. (Premier conjuré *ib.* IV, 4.)
Dans les fils de ton fils hâte-toi de renaître! (*Alceste* I, 5, 46.)
Maintenant, hâte-toi! (*ib.* II, 4, 29.)
Qu'apportes-tu? Faut-il que le malheur s'accroisse? (*ib.* IV, 3, 1.)
Ou bien l'ordre d'Admète arrête-t-il ta main? (*ib.* IV, 4, 14.)

d) ***t : d.***

Lorsque j'entends tenir ces sortes de langage. (*Tartuffe* II, 3, 34)
Tous chantent de David, le fils ressuscité. (*Athalie* V, 6, 21.)
Toi, reste ici, Gérald: c'est le poste d'honneur. (*Fille de Rol.* I, 4, 47.)
Dieu me fera ce bonheur
De payer de nouveau la dette de la France. (*ib.* I, 4, 49.)
Il est donc vrai! c'est l'heure,
L'heure si triste des adieux!
Jusqu'ici dans cette demeure
Vous n'aviez fait jamais encor pleurer mes yeux! (*Gris.* I, 10.)
La face tremblante des eaux. (Grisélidis *ib.* II, 4.)
C'est qu'en moi l'espérance est prête de mourir. (Fiamina *ib.* II, 8.)
Haleines troublantes des choses. (Le Diable *ib.* II, 9.)

(In diesem Verse sprach Coquelin im Théâtre-Français auch noch das tonlose *e* in *haleines* und in *choses*, wohl deshalb, weil sonst der Vers im Verhältnis zu den vorhergehenden und folgenden dem Ohre zu kurz erscheinen würde.)

Toi qui portes le faix injuste de mon compte. (Le Diable *ib.* III, 6.)
Eut bien vite emporté la flotte dans le vent. (Grisélidis *ib.* III, 9.)
Vous me rendez garant du reste de sa vie. (Burrhus im *Brit.* I, 2.)
Ah! quittez d'un censeur la triste diligence. (Burrhus *ib.*)
Narcisse, tu dis vrai: mais cette défiance. (Britannicus *ib.* I, 4.)
Relevaient de ses yeux les timides douceurs. (Néron *ib.* II, 2.)

Non que pour Octavie un reste de tendresse. (Néron *ib.*)
J'y consens: porte-lui cette douce nouvelle. (Néron *ib.*)
La fuite d'une cour que sa chute a bannie. (Junie *ib.* II, 3.)
Des portes du palais elle sort éperdue. (Albine *ib.* V, 8.)
J'ai le reste du monde où je te braverai. (*Hernani* II, 3.)
La tête d'Hernani vaut mille écus du roi. (*ib.* III, 1.)
Voilà donc ce qu'on dit quand dans cette demeure ...
(Don Ruy Gomez *ib.* III, 6.)
Ce dernier, digne fils d'une race si haute,
Fut un traître, en vendit la tête de son hôte! (Derselbe *ib.* III. 6.)

Ausser dem tonlosen *e* in *tête* wurde dasselbe noch gesprochen in *race (s : s),* und am Ende beider Verse, weil der Schauspieler Jean-Paul Mounet die Verse in höchster Erregung sprach und auf die beiden Reimwörter einen besonders starken Ton legte (Rhetorisches Moment).

Il se révolte donc contre son roi, l'infâme. (Hernani *ib.* IV, 1.)
Au comte de Limbourg, gardien capitulaire. (Derselbe *ib.*)
Juste Dieu! (Derselbe *ib.* IV, 4.)
Quoi! toutes deux contre mon cœur.
(Mascarille in den *Précieuses ridicules* sc. 10.)
Il s'écarte de nous, comme on fuit un remord. (*Alceste* I, 2, 7.)
Qui monte du lointain Hadès? (*ib.* II, 1, 16.)
Par qui je brillerai dans les hautes demeures. (*ib.* II, 2, 36.)
Toute la vie était ouverte devant elle! (*ib.* II, 3, 30.)
Je retarde un moment le rite de l'épée ... (*ib.* III, 2, 23.)
Un juste déplaisir à ce point m'a réduite. (*Cid* IV, 5, 20.)
Car tout mortel redoute
D'entrer dans le chemin qui mène ... on ne sait où! (*Alc.* II, 2, 24.)
Phébus aux cheveux d'or ne te fit jamais faute
De son aide, et voudra s'acquitter pour son hôte. (*ib.* II, 2, 43.)

e) ***d : t.***

Quel espoir gardes-tu? qu'est-ce que tu réclames? (*Alceste* III, 1, 42.)
Il me faut
Contenter ce brutal qui commande tout haut. (*ib.* IV, 3, 8.)

f) ***d : d.***

Bertrade, donne tout. C'est mon ordre suprême. (Fiamina in *Gris.* II, 8.)
Ame perfide de la terre. (Le Diable *ib.* II, 9.)
Ont toujours fait doubler la solde du bourreau. (*Hernani* IV, 1.)

3. Spiranten: a) ***s : s.***

Et savoir pleinement leur commerce secret. (*Ecole des femmes* I, 7, 10.)
Les souris dansent sous la table. (Le Diable in *Gris.* II, 1.)
Partout retentissent ces cris. (Bertrade *ib.* III, 1.)
Et toutes les raisons
Qui ne la flattent point aigrissent ses soupçons. (Burrhus im *Brit.* I, 2.)
Passe subitement de cette nuit profonde. (Junie *ib.* II, 3.)
Tu ne le connais pas? tant pis! la grosse somme. (*Hernani* III, 2.)
Cependant le temps fuit; la jeunesse s'envole. (*Horace et Lydie* sc. 2.)
Qu'un baiser console et caresse
Celle qui te donna le jour. (Le Marquis in *Grisélidis* I, 11.)

b) **s : z.**

J'irai rendre pour vous grâces aux immortels. (*Horace* I, 4, 112.)

c) **z : s.**

Des roses, sous l'été, les cœurs se sont ouverts. (*Grisélidis* II, 4.)
Burrhus ose sur moi porter ses mains hardies. (Agrippine im *Brit.* IV, 2.)
Epouse ce vieillard. C'est moi qui te délie. (*Hernani* II, 4.)
Donc, puisque la jeunesse est chose si légère. (*Horace et Lydie* sc. 2.)
La reine au cœur viril, l'épouse sans défaut! (*Alceste* II, 6, 10.)
Et redise cent fois un bas ou méchant mot. (*Femmes sav.* II, 8, 19.)

d) **z : z.**

Tu refuses, ô Mort, de m'écouter! Eh bien! (*Alceste* III, 1, 56.)

e) **v : f.**

Et qu'on ne fasse rien que l'on ne doive faire. (*Ec. des femmes* II, 4, 6.)
La cour de Claudius en esclaves fertile. (Burrhus im *Brit.* I, 2.)

II. Tonloses *e* zwischen Konsonanten, welche nicht homorgan sind, zwischen denen es aber gesprochen wird, um eine Härte für das Ohr zu vermeiden.

Que je n'ai jamais eu la force de rien dire. (*Tartuffe* II, 3, 14.)
Use les tristes jours que le ciel m'a comptés. (*ib.* IV, 3, 25.)
Pour amuser les gens, d'avoir de justes causes. (*ib.* V, 3, 44.)
Nous donnions chez les dames romaines. (*Femmes sav.* II, 2, 14.)
Pour rompre toute loi d'usage et de raison. ((*ib.* II, 7, 7.)
Que font-ils pour l'Etat, vos habiles héros? (*ib.* IV, 3, 92.)
De cette barbarie en vain nous nous plaignons. (*ib.* V, 3, 12.)
Dis-moi donc, je te prie, une seconde fois. (*Cid* I, 1, 7.)
Par cette triste bouche elle empruntait ma voix. (*ib.* IV, 8, 34.)
Cette paix que je cherche, et qui me fuit toujours. (*Athalie* II, 3, 9.)
Le Jourdain ne voit plus l'Arabe vagabond. (*ib.* II, 5, 16.)
Je l'évite partout; partout il me poursuit. (*ib.* II, 5, 31.)
Tremble, m'a-t-elle dit, fille digne de moi. (*ib.* II, 5, 39.)
Qui changera mes yeux en deux sources de larmes. (*ib.* III, 7, 57.)
Et porte sur le front une marque immortelle? (*ib.* III, 7, 63.)
Mais de cette faiblesse un grand cœur est bonheur. (*Horace* I, 1, 17.)
Bannissez, bannissez une frayeur si vaine. (*ib.* I, 1. 23.)
Le peuple misérable, et qu'on pressure encor,
A sué quatre cent trente millions d'or! (*Ruy Blas* III, 2, 39.)
Cinquante-six vertus! C'est une forte somme. (*Fille de Rol.* I, 1, 17.)
Avant la mort, grande ombre, accorde-moi la paix. (*ib.* I, 2, 83.)
Pour Berthe seule il faut veiller, il faut tout craindre. (*ib.* I, 4, 38.)
Fais ton devoir, mon fils, comme Berthe l'ordonne. (*ib.* II, 9, 63.)
Que berce dans l'azur, plus hauts que les destins. (*Gris.*, Prologue.)
Ont raconté cet acte méritoire
D'une femme fidèle et la chose est notoire. (*ib.*)
D'un cœur reconnaissant j'accepte cet honneur. (Bertrade *ib.* I, 4.)
Ses beaux yeux clairs de leurs chastes caresses. (*ib.*)
Un diable si jovial que, sur la route bleue. (Le Diable *ib.* I, 8.)
J'accepte pour cela seulement, cher époux. (Grisélidis *ib.* I, 10.)
Cruelle à mourir, j'accepte mon sort. (Dieselbe *ib.*)
Je quitte le léger berceau. (Le Marquis *ib.* I, 11.)

Palpite le voile des airs. (Grisélidis *ib.* II, 4.)
Qu'un modeste marchand d'esclaves. (Le Diable *ib.* II, 6.)
C'est une hospitalière et généreuse gent! (Derselbe *ib.* II, 7.)
Mais il faut que la nuit tende sur nous ses toiles. (Derselbe *ib.* II, 9.)
Haleines troublantes des choses. (Derselbe *ib.*)

(Es handelt sich hier um das tonlose *e* in *haleines*, das *e* in *troublantes* und in *choses* haben wir schon vorhin betrachtet.) (S. 252.)

Mettez votre ardente brûlure. (*ib.*)
Baignez sa lourde chevelure! (*ib.*)
Verse dans ses veines le feu. (*ib.*)
Ame perfide de la terre. (*ib.*)
Aux yeux des amantes un jour. (*ib.*)
Ames des voluptés, obéis à ma voix! (*ib.*)
Qui penchent vers le sol le front des lis voilés. (*ib.*)[1]
Je suis l'oiseau que le frisson
D'hiver chasse de la ramée. (Alain *ib.* II, 10.)
Car ma jeunesse désolée
Et le printemps sont au tombeau. (*ib.*)
Epave que le flot demain
Roulera sur sa route sombre. (*ib.*)
Qu'ils sont tristes les mots que vous dites, ami. (Grisélidis *ib.*)
J'écartais de tes pas les ronces du chemin. (Alain *ib.*)
Oui, le passé fut doux de ces rêves lointains. (Gris. *ib.*)
Non, ne m'écoute pas, mais regarde les cieux. (Alain *ib.*)
Son fils! La chair d'un autre. O sainte profanée. (*ib.*)
Mais non! que chacun donc suive sa destinée. (*ib.*)
Toute joie ici-bas d'une peine est suivie. (Gris. *ib.* II, 11.)
Mieux vaudrait la nuit éternelle
Que la triste clarté du jour. (Gris. *ib.* III, 1.)
Et dont le vent emporte les sanglots. (*ib.*)
Qui, comme un beau vaisseau nous rapporte l'amour! (*ib.*)
Et des grands lys mettaient flambeaux aux flammes vierges.
(Gondebaut *ib.* III, 10.)
L'ayant enseveli sous une clématite. (*ib.*)
Sèche enfin mes larmes amères. (Gris. *ib.*)
Ce jour, ce triste jour, frappe encor ma mémoire.
(Agrippine im *Brit.* I, 1.)

---

[1]) Die letzten neun zitierten Verse sind aus dem Monolog des Teufels *(Grisélidis* II, 9), welcher recht deutlich den Einfluss des r h y t h m i s c h e n M o m e n t s auf die Aussprache des tonlosen *e* zeigte. Die Stimmung dieses Monologs ist eine lyrische, namentlich in der Mitte, wo das Metrum der Verse wechselt, um am Schluss wieder zum Anfangsmetrum zurückzukehren. Die Scene ist eine duftige, laue Sommernacht, eine geheimnisvolle leise Musik begleitet die Worte des Teufels, der Mond steigt allmählich in voller Klarheit auf und giesst sein bleiches Licht über den Garten. Dieser poetischen Scenerie ganz angemessen ist der melodische Fluss der Verse, den der Schauspieler, Coquelin (Cadet), noch erhöhte, indem er bei seiner langsamen und getragenen Deklamation, namentlich in der Mitte, recht viele tonlose *e* hörbar werden liess. Wer diesen Monolog von ihm gehört hat, wird erfahren haben, wie wichtig das tonlose *e* für den Rhythmus des französischen Verses ist.

Non, je ne trouble point ses augustes secrets. (Dieselbe *ib.*)
Doutez-vous d'une paix dont je fais mon ouvrage. (Dieselbe *ib.* V, 3.)
Je réponds d'une paix jurée entre mes mains. (*ib.*)
Tel que d'un empereur qui consulte sa mère. (*ib.*)
C'est un brave
Après tout, et la mort d'un homme est chose grave.
(Don Carlos in *Hernani* II, 1.)
D'être deux? d'être seuls? et que c'est douce chose ... (*ib.* II, 4.)
Que l'apparence a tort! Injustes que nous sommes!
(Don Ruy Gomez *ib.* III, 1.)
Ah! le peuple! — océan! — onde sans cesse émue.
(Don Carlos *ib.* IV, 2.)
Et Dieu soit avec vous! — Nous, comtes et barons. (1er conjuré *ib.* IV, 3.)
La source qui murmure aux lèvres d'un amant. (*Horace et Lydie* Sc. 2.)
Et la fête éternelle
Qui ne lasse jamais, toujours vieille et nouvelle. (*ib.*)
Cueillons, quand il est temps, cette fleur passagère. (*ib.*)
Et sa vie épuisée est proche de tarir. (*Alceste* I, 1, 3.)
Et sa flûte chantait les hymens pastoraux,
Sur les collines inclinées. (*ib.* I, 1, 19—20.)
Tu vis entrer, au bruit des sonores tympans. (26.)
Jadis halte joyeuse entre ses durs travaux. (29.)
Et devant le seuil vide et son hôte sans vie. (33.)
Une réserve d'ans pareille aux granges pleines? (42.)
Qui plus que lui fut juste, hôte sûr, cœur pieux! (43.)
Debout, il dominait de sa haute vertu. (47.)
Mais voici maintenant, que les bandes féroces. (49.)
Nous serons une proie aisée. (52.)
Reine, va de son rang choir sous les mêmes coups. (I, 2, 23.)
O double deuil! les Dieux veulent-ils qu'elle meure. (25.)
Tu n'as pas oublié ta misère lointaine. (3, 4.)
Et monter jusqu'aux Dieux sur l'Olympe vermeil. (26.)
Votre roi, revivant une gloire plus haute. (4, 6.)
Il partira, laissant la Tête redressée ... (17.)
Ou tente sans effort ce que l'amour suggère. (9.)
De l'Erinnys, il marche à la conquête sûre. (14.)
Tous, d'une même voix, si haut qu'en fût le prix! (5, 15.)
Vous périssez jusqu'au dernier, d'une fin pire. (18.)
L'épouvante nous prend et nous passe à son crible. (34.)
O père sans pitié! (6, 1.)
Au dieu dont les traits d'or nous délivrent enfin! (II, 1, 6.)
Pour Alceste, l'amour de mes yeux, pour l'offrande suit. (2, 39.)
Car j'accepte la dette, et j'en charge les Dieux! (42.)
Dont le sublime amour, plus que les Parques fort. (3, 3.)
Regarde-moi mourir, d'une âme résignée. (37.)
Reçois-les de ma main: ne les délaisse pas. (4, 39.)
O vous, mes serviteurs, qui me fûtes amis! (5, 4.)
Que les autels des Dieux de myrte se couronnent! (6.)
Mort, tu railles à faux. (III, 1, 27.)
Je l'écoute vibrer, l'éprouve et le comprends. (29.)
Ma force fut mêlée à l'humaine faiblesse. (30.)
Car son cœur de héros fait mon triomphe sûr. (2, 14.)
Permets-nous de dresser une couche fleurie. (3, 10.)
Dans le coffre de cèdre aux vivantes sculptures. (37.)

Et que l'hôte joyeux ignore que je pleure!	(6, 2.)
Voilà d'où tu prends cette mine d'ennui?	(IV, 5, 7.)
Je veux t'instruire: approche ici, face chagrine.	(9.)
Et songe à devenir plus sage. Ecoute moi.	(11.)
De toute chair qui naît possèdes-tu la loi?	(12.)
Une forme sinistre est là-bas accroupie.	(6, 7.)
Ceux qui versent des pleurs avec lui sont nombreux.	(34.)
Jusqu'aux rives des trépassés.	(V, 1, 10.)
Plus vivante qu'aucun vivant.	(18.)
Tristes murs ... Comment franchir la porte!	(52.)
Où, les torches de pin flamboyant sur mon seuil.	(73.)
Dans son voile neigeux, toute blanche, et si belle!	(79.)
M'emparer des chevaux à la bouche sanglante.	(2, 14.)
Prosterne-toi: redoute, ô roi, de blasphémer.	(72.)
A tes sujets leur chef, à mon hôte son âme.	(74.)[1]

Ziehen wir nun das Fazit aus diesen Zitaten und versuchen wir, ob wir ein Gesetz finden können, welches diesen Erscheinungen zu Grunde liege. Ich gebe zunächst eine Übersicht derjenigen Konsonanten, resp. Konsonantengruppen, welche als A u s- und A n- laute durch ein gesprochenes tonloses *e* in den obigen Beispielen getrennt waren.

Vokal + *rs : d, k,*[2] *f.*
rt : s,[2] *l.*
rd : m, ch, l.
rm : z,[3] *s.*
rn : t.
rk : f.
rch : d.
vr : t.
m : r, p, d, v, k.
n : m, z, d, f, fr, tr, kl, gl.
r : t, l, s.
l : t.
l̃ : d, z.

---

t : l, p, k, j, s, z, v, m, n, r, ch, bl, br, sk.
tt : b, p, f, l, fl.
pt : s, m, l, p.
st : l, m, b, j, k, s, kl.

---

[1]) Ich bemerke noch, dass ich in *Grisélidis* und *Alceste* s ä m t l i c h e in diesen beiden Stücken gesprochenen tonlosen *e* notiert habe.
[2]) Laut des *c + a, o, u.*
[3]) Stimmloser Laut.
[4]) Stimmhafter Laut.

Nasal + *d : f, s.*
p : v.
b : v.

---

s : d, p, j, ch.
z : j, gr.
v : k, l, s, d.
Nasal + *ph : s.*
ch : v, d, s, fl.

Die auslautenden Konsonanten sind folgende:

1) Liquide *(m, n, r, l, l̃)*, und Liq. + Kons. *(rs, rt, rd, rm, rn, rk, rch)*, sowie Kons. + Liq. *(vr)*.

2) Explosive *(t, tt, d, p, b)*, sowie Kons. + *t (pt, st)*.

3) Spiranten *(s, z, v, ph, ch)*.

Unter diesen sind es **besonders** *t (tt), st, n, m, s* (namentlich in der Verbindung *rs*), hinter welchen tonloses *e* hörbar wurde; dieselben Konsonanten veranlassten auch besonders häufig ein Tönen des tonlosen *e* vor einer Pause, wie wir bald sehen werden (s .S. 262—263), so dass sich daraus zu ergeben scheint, dass es sich in dem vorliegenden Falle weniger um den Charakter des dem *e* folgenden Konsonanten handelt, als vielmehr um den des **vorangehenden**, unter Umständen auch noch um den **Vokal** der vorangehenden Silbe, welcher vor *m* gewöhnlich lang und vor *d* (vielleicht auch vor *ph*[1])) ein Nasal ist.

Syntaktisches Moment.

Tonloses *e* vor einer Pause gesprochen:

1) Am Ende des Verses.

Koschwitz, *Zum tonlosen ẹ im Neufranzösischen* S. 136 ist der Meinung, dass tonloses *e* am Ende eines Satzes oder eines Satzgliedes stumm sei und nur durch Dehnung des vorangehenden Verschlusslautes oder durch einen Stimm- resp. Stimmgleitlaut für das Gehör zur Geltung komme. — Ich kann nicht umhin, hier eine Ansicht zu äussern, welche der eben angeführten widerspricht, denn ich glaube sicher in den folgenden Fällen das tonlose *e* ebenso deutlich gehört zu haben, wie in den vorigen.

*Dès que j'en vis briller la splendeur plus qu'humain***e**,
*De mon intérieur vous fûtes souverain***e**. (*Tartuffe* III, 3, 95—96.)
*Les palmes dont je vois la tête si couvert***e** |
*Semblent porter écrit le destin de ma pert***e**. (*Cid* II, 2, 17—18.)
*C'en est peut-être assez pour une âm***e** *commun***e** |
*Qui du moindre péril se fait une infortun***e**. (*Horace*, I, 1, 15—16.)

---

[1]) Vgl. *triomphe.*

Je vous ai vu pour elle autant d'indifférence |
Que si d'un sang romain vous aviez pris naissance. (*ib.* I, 1, 63—64.)
Et je vous consolais au milieu de vos plaintes,
Comme si notre Rome eût fait toutes vos craintes. (*ib.* I, 1, 67—68.)
Qu'on voit naître souvent, de pareilles traverses,
En des esprits divers, des passions diverses! (*ib.* I, 1, 95—96.)
Dont nul ne prononçait le nom sans épouvante;
Le chef de la maison de Bazan, qui s'en vante. (*Ruy Blas,* I, 1, 17—18.)
Expire dans cet autre où son sort se termine,
Triste comme un lion mangé par la vermine! (*ib.* III, 2, 80—81.)
Mais voici maintenant, que les bandes feroces
Par-dessus le rempart tombé vont accourir. (*Alceste* I, 1, 49.)
Etre ingrat quand on peut donner tout déconcerte!
Ah! ce que je demande est un miracle, certe! (*ib.* I, 3, 7—8.)
Et je la sens si forte, ô Péan, dieu de flamme,
Qu'elle va d'un seul bond, éclair jailli de l'âme,
S'élancer dans l'éther. (*ib.* I, 3, 23—24.)
Dans ton passé caduc meurt l'avenir valide ...
Tu ne veux pas qu'aussi la vertu consolide
Ton trône, échafaudé par ... beaucoup de moyens! (*ib.* I, 5, 25—26.)

(Das *e* von *consolide* sprach M[me] Segond-Wéber natürlich aus euphonischen Gründen, weil im nächsten Verse ein homorganer Konsonant, ein *t*, folgt.)

O père sans pitié! ... cœurs ingrats! ... lâche foule! (*ib.* I, 6, 1.)
Toi, ville! toi, patrie! et vous tous, qu'impuissant
J'ai fuis, pour ne pas voir souffrir de ma souffrance,
Je vous salue, ô peuple! avenir! espérance! (*ib.* II, 2, 11—12.)
Qu'un si rare malheur sur ma mémoire tombe
Que d'offrir à qui veut mon foyer une tombe! (*ib.* II, 2, 51—52.)
J'ai ma part dans sa joie et dans ses maux; je l'aime,
Et je le défendrai, fût-ce contre toi-même. (*ib.* III, 1, 34.)
Dans les stades publics plus de jeux, plus de luttes!
Meure tout bruit joyeux! les lyres et les flûtes
Dans les villes pendant vingt lunes se tairont. (*ib.* III, 3, 45—46.)

(Das *e* in *flûtes* wegen des folgenden *d!)*

Qui, quand je vous regarde et quand je vous écoute,
Votre passé me semble un mensonge, et j'en doute.
(*Fille de Roland,* I, 2, 25—26.)
L'un deux
Cherchait à me saisir, et, l'injure à la bouche,
Me menaçait déjà de son geste farouche. (*ib.* I, 3, 33—34.)
C'était lui, votre fils. Souriant et tranquille,
Du cercle de son glaive il me fait un asile. (*ib.* I, 3, 37—38.)
Comme le comte est pâle! ... Etrange chose! (*ib.* II, 6, 37.)
Que dans ce temps cruel aux mythes
Tous les dieux sont défunts, tous les diables ermites. (*Grisél.,* Prologue.)
Fantôme d'un passé charmant elle s'avance |
Sous le ciel doré de Provence. (*ib.*)

(Das *e* in *s'avance* wurde vielleicht auch wegen des folgenden *s* von M[lle] Ludwig gesprochen.)

17*

Il chassait, le hasard ou plutôt Dieu, sans doute, |
Amena l'enfant sur sa route. (Bertrade *ib.* I, 4.)

(Das *e* in *doute* gesprochen trotz des Vokals im folgenden Wortanlaut.)

Près de vous, loin de vous absente
Pour quelque douleur qu'il ressente,
Mon cœur n'aura d'autre souci. (Dieselbe *ib.* I, 4.)
C'est dans le rêve qui nous porte
Du Paradis franchir la porte. (Dieselbe *ib.* I, 4.)
La vertu de la femme! elle existe sans doute,
Mais sur le chemin que j'ai fait
Si je l'ai rencontrée en route
La Malepeste! Elle se cachait bien. (Le Diable *ib.* I, 8.)
Roses, dépouillez les couleurs
Qui vous faisaient 'ses sœurs vermeilles!
Vos grâces, aux siennes pareilles,
Nont plus rien qui me charme, ô fleurs. (Alain *ib.* II, 10.)
Qui courait par les prés, qui grimpait dans les branches
Et déchirait ses mains aux aubépines blanches. (Alain *ib.)*
Car tu me souriais! Et je te croyois mienne.
Grisélidis, il faut enfin qu'il te souvienne
D'un passé qui m'est tout et ne fut rien pour toi. (Derselbe, *ib.*)
Soit! pardon! car l'amour dont je t'aime
Ne te veut obtenir, ange, que de toi-même. (Derselbe, *ib.)*
Seigneur! pour me sauver de l'éternel supplice,
Des baisers à ma lèvre épargnez le calice. (Grisélidis *ib.)*
Fuyons, Grisélidis, fuyons, ô ma colombe.
Des ombres de la nuit sur nous le voile tombe. (Alain *ib.*)
Fuyons, fuyons bien loin, vers l'oubli, vers la tombe. (: colombe). (Alain *ib.)*
Ouvre-toi, beau chemin des étoiles en chœur,
Des astres déchirant les ombres solennelles!

— — — — — — — — — — —

Fais place aux fiancés des amours éternelles! (Alain *ib.)*
Et je puis reporter, glorieux de sa honte,
Deux âmes à la fois au crédit de mon compte. (Le Diable *ib.* III, 6.)
Qui, déchirant la nuit profonde,
Rayonne à jamais sur le monde. (Le Marquis *ib.* III, 10.)
Par Saint Georges, vainqueur du dragon, par les armes
Dont le Seigneur arma l'ange, vainqueur de charmes. (Le Marquis *ib.*)
Il n'est que leurs maris pour être plus fidèles
Comme au printemps en fleurs le sont les hirondelles (Epilogue *ib.*)
Je m'assure un port dans la tempête.
Néron m'échappera, si ce frein ne l'arrête. (Agrippine im *Brit.* I, 1.)

(Beide Reimwörter wurden mit Nachdruck gesprochen.)

Et que derrière un voile, invisible et présente,
J'étais de ce grand corps l'âme toute-puissante. (Agrippine *ib.*)
En public, à mon heure, on me donne audience.
Sa réponse est dictée, et même son silence. (Dieselbe *ib.*)
Ravis d'être vaincus dans leur propre science.
J'ai vu favoriser de votre confiance |
Othon. (Agrippine *ib.* IV, 2.)

*Belle raison! Tu viens avec toute une escort***e***!* (Don Carlos in *Hernani* I, 3.)
*Madame! à cet excès ma douceur est réduit***e***:*
*J'ai là pour vous forcer trois hommes de ma suit***e***.* (Derselbe *ib.* II, 2.)
*Qui nous remet au cœur tant d'ivresse et de flamm***e***. (: âme).*
(Don Ruy Gomez *ib.* III, 1.)
Lorsqu'un homme s'éteint, et lambeau par lambeau
*S'en va, lorsqu'il trébuche au marbre de la tomb***e***,*
*Qu'une femme, ange pur, innocente colomb***e***,*
Veille sur lui. (Derselbe *ib.* III, 1.)
*Mais je n'ai jamais vu perversité si haut***e**
*Qui n'eût craint le tonnerre en trahissant son hôt***e***!* (Derselbe *ib.* III, 5.)
*Et fait que le vieux maître, en attendant qu'il tomb***e***,*
*A l'air d'une statue à mettre sur sa tomb***e***.* (Derselbe *ib.*)
*Marquis de Monroy, comte Albatera, vicomt***e**
*De Gor, seigneur de lieux dont j'ignore le compt***e***.* (Hernani *ib.* IV, 4.)
*Je n'ai pas remarqué. Tout autre, que m'import***e***!* (Doña Sol *ib.* V, 3.)
*Mais c'est l'amour surtout, c'est l'amour qui l'enchant***e***. (: méchante).*
(Horace et Lydie, sc. 2.)

2) Im Versinnern vor einer Pause.

a) Bei nachfolgenden Konsonanten.

*Cert***e***s; | je ne sais pas quelle chaleur vous monte.* *(Tart.* III, 2, 13.)
*Ah! cert***e***s, | le détour est d'esprit, je l'avoue.* *(Femmes sav.* I, 4, 19.)
*Cert***e***s, | c'est qu'il n'est point du Rhin à l'Aquitaine*
De cœur plus généreux et d'âme moins hautaine. *(Fille de Roland* I, 1, 33.)
*Cert***e***s, | plus je médite, et moins je me figure . . .*
(Agrippine im *Brit.* I, 2.)
*Cert***è***s, | je vais m'enfuir, plein de sanglots amers.* *(Alceste* V, 1. 57.)
*Il n'import***e***; | sortez, je vous prie, un moment.* *(Tartuffe* IV, 5, 141.)
*Oh! oh! pest***e***, | la belle!* *(Femmes sav.* II, 6, 27.)
*Pass***e***, | pour me venger, en de meilleures mains.* *(Cid* I, 4, 24.)
*Car pour l'âm***e***, souillée encor malgré nos soins,*
*Toutes larm***e***s de plus sont des taches de moins.*
(Fille de Rol. I, 1, 122—123.)
*Mais, comt***e***, pour payer ces courtoises paroles.* *(ib.* I, 4, 10.)
*Ros***e***s, | dépouillez les couleurs*
*Qui vous faisaient ses sœurs vermeill***e***s!* *(Grisélidis* II, 10.)
*Tout répèt***e***: l'amour est la suprême loi!* *(ib.)*
Et je sens dans son agonie
*Trist***e***, | passer l'adieu de tout ce qui m'est cher.* *(ib.* II, 11.)
*Par Saint Georg***e***s vainqueur du dragon, par les arm***e***s*
*Dont le Seigneur arma l'ang***e***, | vainqueur de charm***e***s.*
(Le Marquis *ib.* III, 10.)
Mais ce n'est pas le jeune époux aux blonds cheveux,
*Par les chers yeux de qui j'exist***e***, | que je veux . . .* *(Alceste* I, 3, 10.)
*Ils hésit***e***nt | . . . Pas un ne parle: . . . Zeus puissant!* *(ib.* I, 5, 12.)
*Il se ranim***e***, | plein d'une puissante vie.* *(ib.* II, 1, 3.)
Ce sont elles, quand vers l'Hadès je me tournais,
*Cherchant la rout***e***, qui s'élancèrent, avides.* *(ib.* II, 3, 25.)
*Mort***e***, je resterai votre mère.* *(ib.* II, 4, 37.)
*Admèt***e***! souviens-toi!* *(ib.* II, 5, 32.)
*Les serviteurs debout près des port***e***s? | dedans,*
Entends-tu les pleureurs avec des cris stridents
Gémir? *(ib.* III, 1, 39.)

Oui, de l'être — animal ou plante — que la terre
Supporte, | sais-tu bien quel est le caractère? (*ib.* IV, 5, 14.)

b) Selbst vor folgendem Vokal.

Apollon! ... je t'appelle ... O toi, son obligé, (*Alceste* I, 3, 1.)
Ils m'abandonnent! — Et tout le sable s'écoule! (*ib.* I, 6, 2.)
Et que l'on voie
Ruisseler de la coupe | une pourpre de joie! (*ib.* II, 1, 8.)
Tranquilles, | ils ont su maintenir expirants
Des monstres répulsifs. (*ib.* IV, 5, 23.)
Passons la porte, | égaye en buvant ton esprit! (*ib.* IV, 5, 31.)
Faut-il de votre éclat voir triompher le Comte,
Et mourir sans vengeance, | ou vivre dans la honte? (*Cid* I, 4, 14.)
M'as servi de parade, | et non pas de défense. (*ib.* I, 4, 22.)
Ce temple l'importune, | et son impiété ... (*Athalie* I, 1, 41.)
Merci, comte! Il m'est doux, en vous disant adieu,
De penser que j'ai pu gagner cette âme à Dieu. (*Fille de Rol.* I, 3, 111.)
Charlemagne souvent, à cette heure du soir,
Me dit: „Prends ce jeu, Berthe! Il faut aujourd'hui voir ... (*ib.* I, 5, 4.)
Et la France, | attendant quelque chance meilleure. (*ib.* II, 5, 86.)
Les clercs, dans cette ville | unis en compagnie. (*Gris.*, Prologue.)
L'histoire n'étant pas vraisemblable | elle est vraie. (*ib.*)
La foi seule nous sauve | et mène en paradis. (*ib.*)
Vos grâces, | aux siennes pareilles,
N'ont plus rien qui me charme, ô fleurs. (*Grisélidis* II, 10.)
L'ingrat, d'un faux respect colorant son injure,
Se leva par avance, | et courant m'embrasser,
Il m'écarta du trône où je m'allais placer. (Agrippine im *Brit.* I, 1.)
Que dis-je? l'on m'évite, || *et déjà délaissée ...* (Dieselbe *ib.* III, 4.)
Tous ces jeunes oiseaux,
A l'aile vive et peinte, | au langoureux ramage.
(Don Ruy Gomez in *Hernani* III, 1.)

Sehen wir nun zu, in welchem Masse die Aussprache des tonlosen *e* vor einer Satzpause von dem vorhergehenden Konsonant abhängig ist, so ergibt sich folgendes Zahlenverhältnis:

Tonloses *e* wurde gesprochen:

Nach	Konsonant + *t*	21	Mal.
„	Vokal + *t*	20	„
„	Nasal. Vokal + *t* . .	15	„
„	Nasal. Vokal + *s*[1]) .	13	„
„	Vokal + *n*	10	„
„	Vokal + *l*	10	„
„	Nasal. Vokal + *b* . .	9	„
„	Vokal + *m*[2]) . . .	8	„
„	Vokal + *s*	5	„
„	Vokal + *ch*	4	„

[1]) *s* bedeutet den stimmlosen Dental.
[2]) Der dem *m* vorangehende Vokal ist gewöhnlich lang.

Nach	Vokal + *d*	3	„
„	Nasal. Vokal + *d* . .	2	
„	Vokal + *z*[1])	2	„
„	*r* + *m* . , ...	2	„
„	Vokal + *r*	2	„
„	Vokal + *l̄*[2])	2	„
„	*g*	2	„
„	Vokal + *p*	1	„
„	Vokal + *v*	1	„

(Vgl. hiermit die Zusammenstellung S. 257—258.)

Rhetorisches Moment.

Tonloses *e* wird oft in einem Worte gesprochen, das besonders hervorgehoben werden soll.

Monsieur Tartuffe! oh! oh! n'est-ce rien qu'on propose?
Certes, monsieur Tartuffe, bien prendre la chose,
N'est pas un homme, é non, qui se mouche du pied,
Et ce n'est pas peu d'heur que d'être sa moitié. (*Tart.* II, 3, 57.)

Hier sprach die Schauspielerin, welche die schalkhafte Dorine im Théâtre-Français spielte, im ersten Verse vor einer ziemlich starken Pause und folgendem Vokal, den Namen des frommen Heuchlers mit spöttischem Tone, etwas gedehnt in der zweiten Silbe, und das tonlose *e* drückte recht wirksam den Spott und die Verachtung aus, welche Dorine für Tartuffe hegt. Im zweiten Verse ist die Pause hinter diesem Namen schwächer, und es liegt hier der Nachdruck weniger auf „Tartuffe" als vielmehr auf der folgenden Charakteristik des Mannes; daher wurde hier das tonlose *e* nicht hörbar. Dass ich hier die Intention der Schauspielerin richtig verstanden hatte, bestätigte mir auch meine französische Lehrerin, Mme Claverie in Paris, welcher ich die betreffende Stelle vorlegte.

Hom! c'est une ballade. (*Femmes sav.* III, 5, 52.)

sagt der Gelehrte Vadius zu dem Schöngeist Trissotin in einer Sprache, die seinem verschrobenen Wesen durchaus angemessen ist. Überhaupt habe ich gefunden, dass die Schauspieler in den Rollen von Preziösen und lächerlichen Gelehrten das tonlose *e* öfter sprechen, um die Sprache derselben gezierter klingen zu lassen. So sagt im *Misanthrope* Oronte, der sich für einen grossen Dichter hält, zu Alceste, als er im Begriff steht, demselben sein Sonnet vorzulesen:

Sonnet. C'est un sonnet. L'espoir . . . C'est une dame
Qui de quelque espérance avait flatté ma flamme. (*Mis.* I, 2, 52.)

Ebenso in Prosa in den *Précieuses ridicules*, wo Madelon, eine

---

1) *z* bedeutet den stimmhaften Dental.
2) *l̄* bedeutet l mouillée.

der Preziösen, zu der Cathos sagt: *J'ai peine à me persuader que je puisse être véritablement sa fille, et je crois que quelque aventure un jour me viendra développer une naissance plus illustre.* (Sc. 6.)

Noch stärker trägt Mascarille in demselben Lustspiel auf, der die Sprache der Preziösen nachahmt und absichtlich übertreibt:

Hé bien! mesdames, que dites-vous de Paris? (*ib.* Sc. 10.)
Tout ce que je fais me vient naturellement, c'est sans étude. (*ib.*)
Pour moi, j'ai cette manie de vouloir donner généralement sur tout ce qu'il y a de plus beau. (*ib.*)

Wer das vorzügliche Spiel von Coquelin in diesem Stücke gesehen hat, wird die Wirkung der gesprochenen tonlosen *e* an diesen Stellen empfunden haben, durch welche das alberne Benehmen der Junker jener Zeit und ihre gezierte Sprache vorzüglich zum Ausdruck gebracht wurde.

Wenn im *Cid* der vom Grafen von Gormas tötlich beleidigte Don Diègue sein Schwert anredet:

Et toi, de mes exploits glorieux instrument,
Mais d'un corps tout de glace inutile ornement,
Fer, jadis tant à craindre, et qui, dans cette offense,
M'as servi de parade, et non pas de défense. (*Cid.* I, 4, 22.)

so veranschaulichen die beiden *e* im letzten Verse wirkungsvoll den Gegensatz zwischen *parade* und *défense;* und wenn er seinen Sohn, Don Rodrigue auffordert, seine Schmach zu rächen:

Viens, mon fils, viens, mon sang, viens réparer ma honte;
Viens me venger, (*ib.* I, 5, 6.)

so lässt das gesprochene *e* in *honte* dieses Wort deutlicher hervortreten, um so mehr als noch eine Pause folgt.

In der *Athalie* schildert Zacharie, der Sohn des Hohepriesters, seiner Mutter Josabet den plötzlichen Eintritt Athaliens in den Tempel mit den bewegten Worten:

Une femme . . . peut-on la nommer sans blasphème?
Une femme . . . C'était Athalie elle-même. (*Athalie* II, 2, 17—18.)

In der grossartigen Vision, in welcher der Hohepriester Joad all das Unglück voraussieht, das Jerusalem einst treffen soll, ruft er in höchster Ekstase aus:

Temple, renverse-toi. Cèdres, jetez des flammes. (*ib.* III, 7, 54.)

In dem Mysterium *Grisélidis*, welches im vorigen Jahre zum ersten Male im Théâtre-Français aufgeführt wurde und dessen Verse sich an vielen Stellen, namentlich im zweiten Akt, durch ihren einschmeichelnden Rhythmus und ihre vollendete Harmonie auszeichnen, kommt Alain, der Jugendgeliebte der Grisélidis, zu dieser zurück, als ihr Gatte nach dem heiligen Land gezogen ist; wie er die schöne Frau wiedersieht, erwacht seine alte Liebe von neuem in seiner Brust, und in einer überaus leidenschaftlichen, von sinn-

licher Liebesglut erfüllten Scene beschwört er Grisélidis, sich ihm hinzugeben. M. Lambert Fils sprach die Verse folgendermassen:

Ouvre-toi, beau chemin des étoiles en chœur,
Des astres déchirant les ombres solennelles!
Vois, vous portous tous deux la même flamme au cœur,
Fais place aux fiancés des amours éternelles! (*Gris.* II, 10.)

Er sprach das *e* in *place*, obwohl das folgende Wort mit einem Vokal beginnt und kaum eine Pause dazwischen liegt; doch betonte er *place* sehr stark und hob es durch die Aussprache des tonlosen *e* noch mehr hervor.

Am Anfang des dritten Aktes sitzt Grisélidis trauernd am Fenster, den Verlust des geraubten Sohnes beklagend und sich nach dem fernen Gatten in Sehnsucht verzehrend; eine leise Musik ertönt, und Grisélidis spricht langsam und mit innerer Bewegung zwei lyrische Strophen, deren Refrain Mme Bartet folgendermassen deklamierte:

Ferme tes yeux, ferme ton aile,
Oiseau sans nid, cœur sans espoir! (*Gris.* III, 1.)

Als in *Hernani* der König Don Carlos, verächtlich auf Hernani weisend, zu Don Ruy de Gomez sagt:

Il part. C'est quelqu'un de ma suite,

bricht der ganze verhaltene Ingrimm Hernani's gegen den König los, und er wiederholt nach dessen Weggange, wie er allein auf der Bühne ist:

Oui, de la suite, ô roi! de ta suite! — J'en suis!
— — — — — — — — — — — — —
Oui, je suis de ta suite, et c'est toi qui l'as dit!

Im letzten Verse sprach Mounet-Sully das Wort *suite* mit grossem Nachdruck und mit deutlichem tonlosen *e* am Ende.

Vous avez un empire auquel nul roi ne touche,
Si vaste que jamais le soleil ne s'y couche! (Doña Sol *ib.* II, 2.)

Hier legte Mme Adeline Dudlay auf *vaste* einen gewissen Nachdruck. Mounet-Sully sprach das Wort *garde* in drohendem Tone im folgenden Verse:

Et, prenez garde, on craint, quand on me fait affront,
Plus qu'un cimier de roi la rougeur de mon front! (*ib.* II, 3.)

Sehr langsam und mit inniger Zärtlichkeit spricht Doña Sol zu Hernani:

Ce silence est trop noir, ce calme est trop profond.
Dis, ne voudrais-tu pas voir une étoile au fond?
Ou qu'une voix des nuits, tendre et délicieuse, |
S'élevant tout à coup, chantât? (*ib.* V, 3.)

J. Block.

Lexikalisches.

Folgende Wörter und Redewendungen, welche mir beim Lesen französischer Schriftsteller der Gegenwart, namentlich in den *Annales politiques et littéraires (Ann.)*, der *Illustration (Ill.)* und der *Revue des deux mondes (R. d. d. m.)*, den Theaterberichten von Francisque Sarcey im *Temps* und von Jules Lemaître im *Journal des Débats (J. d. D.)* aufgefallen sind, sollen in erster Linie einen Nachtrag zu Sachs' *Encyklopädischem Wörterbuch*, Teil I, 5. Aufl., bilden. Indessen fehlen sie auch, wenn nichts anderes bemerkt wird, in den Wörterbüchern von Littré nebst dessen *Supplément*, 1877; der Académie, 7ᵉ éd. 1878; bei A. Darmesteter, *Mots Nouveaux* 1877: Villate, *Parisismen*. 3. A. 1890 (Vill.); in dem im Erscheinen begriffenen, bis *de* von mir verglichenen *Dictionnaire général de la langue française* von Hatzfeld, Darmesteter und Thomas (H.-D.), und sind auch in den früher von Schulze, Schmager, Kressner, Uber u. a. gelieferten Nachträgen zu „Sachs“ und der reichhaltigen Sammlung *Personal- und Gentilderivate im Nfz.* von Plattner (*Z. f. fr. Spr.* XI, 105 ff.) bisher noch nicht aufgeführt worden.

Wenn ich mir auch bewusst bin, dass der Lexikograph, wie Hatzfeld-Darmesteter jetzt wieder beweisen, sich beschränken muss und nicht jedes neugebildete Wort, jede neuauftauchende Wendung sofort auch in sein Werk aufnehmen wird, so glaubte ich doch die mir zustossenden Ausdrücke in dieser Liste erwähnen zu dürfen, da sie meistens wohlbekannten, guten Schriftstellern entnommen sind.

Zu **abomination** s. f., auch: Scheusslichkeit, Abscheulichkeit. *Il conçoit toute l'— de sa conduite et recule devant le crime.* (J. Lemaître, *J. d. D.* 4. 1. 92.) Sachs: Gräuel.

Zu **accalmie.** s. f., auch: Zeit der Ruhe im allg. (Sachs, Li., Ac nur: Windstille, vgl. dagegen Larousse, *Nouveau Dictionnaire Illustré* 73. éd. 1889, und H.-Da.) — *Une longue — se fit ensuite* (v. e. Kranken) (Carol, *Réparation. Ill.* 26. 12. 91. 521a). — *Lorsque vint, après les réquisitions de la liberté et la période des levées en masse, une — passagère.* (Lieuten. Froment, *la Guerre de demain* in: *Album de l'Armée Fr.*) — *Il résultait de cet état de choses qu'à des périodes d'activité fertile succédaient . . . des —s prolongées* (stille Zeit, Geschäftsfläue) (G. Michel, *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 147). —

Zu **acquit** 3: Auch **par** — *de conscience* (Sergines, *Ann.* 27. 12. 91), ferner: **en manière d'—** *de conscience.* (Grimard. *Ann.* 3. 1. 92.

9c). — Sachs: *pour l'— de ma conscience:* Li. u. Ac: *à l'—* u. *pour l'— de ma conscience,* H.-Da. (s. v. *conscience): pour l'— de ma c.* u. *par — de c.*

actinique. a. aktinisch. *Sa lumière (de l'aluminium) est très —.* (H. de Parville. *Ann.* 21. 2. 92. 126a) — fehlt auch bei H.-Da., dagegen Li, *Suppl.: qui a rapport aux rayons de lumière.*

actionnette. s. f. Aktiönchen (scherzh.). *Toutes ces —s ne font pas une action* (Lemaître. *J. d. D.* 11. 1. 92).

aède. s. m. Sänger (griech.) *Les auditeurs .. applaudissent les vaillants, honnissent les traîtres, donnent deux centimes à l'— quand le récit est fini* . . . (René Bazin *En Sicile, J. d. D.* 2. 3. 92). Vgl. H.-Da. u. Li, *Suppl.*

Zu **afficher** I, 2: — *la prétention,* den offenen Anspruch erheben. *Les grandes villes en proie aux factions extrêmes, et — ant la prétention de se gouverner seuls.* (Sarcey, *Siège de Paris. ed. Cosack,* Renger. p. 50. 2. — ib. 53. 2. — und *R. d. d. m.* 1. 1. 92, 134). — Vgl. Li. s. v. *afficher,* dagegen fehlt diese Verbindung bei H.-Da.

aimantable. a. magnetisierbar. *Le cuivre n'est ni aimanté, ni —.* (Fulbert-Dumonteil. *Ann.* 28. 2. 92. 142b).

Zu **air** I: *être en l'—,* auf den Beinen, in einer Aufregung sein. *A l'acte suivant toute la maisonnée Pont-Biquet est en l'—.* (Lemaître. *J. d. D.* 18. 1. 92.) — *C'est à Paris que je suis toujours en l'—: des visites du matin au soir, des répétions, des toilettes, mille détails à régler, les émotions des premières, je n'ai pas une minute à moi.* (Sarah Bernhard. — Sarcey. *Temps.* 28. 3. 92). Vgl. H.-Da.: *en l'—, en mouvement;* Sachs hat nur: *être en l'—,* in der Luft schweben.

Zu **allure.** II, 4. — *une discussion marche à une — régulière.* nimmt ihren regelmässigen Verlauf. *(Ann.* 13. 12. 91. 369b.)

Zu **ami:** *être grand — de,* eng befreundet sein mit (fam.). *J'avais été grand — d'Eugène Verconsin.* (Sarcey, *Temps* 4. 1. 92: ähnlich: ders., *Ill.* 23. 1. 92. 75b u. *Temps* 38. 3. 92.)

analgésiant. s. m. schmerzstillendes Mittel. *Il y a grand avantage à combiner, comme on le fait ici, l'emploi des —s et des antiseptiques.* (H. de Parville. *J. d. D.* 11. 2. 92).

anémier = *rendre anémique, s'—,* = *devenir anémique.* vgl. H.-Da. u. Li, *Suppl., Additions;* daher das p. p. **anémié** adjektivisch, blutarm: *Les tempéraments — és, les lymphatiques y sont plus sujets que les autres.* (Dr. Perrussel. *Ann.* 3. 1. 92. 14a). — *Qu'on se représente deux de ces âmes —ées.* (A. de Barines. *J. d. D.* 1. 1. 92.) — Li. u. H.-Da. haben nur **anémique,** das bei Sachs ebenfalls fehlt.

Zu **angulaire.** a. — *pierre* — Eckstein (hier fig.) — *Il semble toutefois qu'il y ait parmi elle (la commission) une majorité hostile en principe à la réforme des boissons, cette pierre — du budget de 1893. (Ann.* 10. 4. 92. 225c.). Vgl. Ac., Li. u. H.-Da.

anthropométrique. a. die Körpermessung betreffend (zu kriminalpolizeilichen Zwecken). *Le signalement —. — le service — au palais de justice. — le système — (Ann.* 7. 2. 92. 83f.).

antiallemand. a. deutschfeindlich. *Je suis Polonais et —, a-t-il déclaré à plusieurs reprises. (J. d. D.* 27. 1. 92.)

antinorvégien. a. unnorwegisch (= nicht im Geiste Ibsens.). *La mise en scène (de „Hedda Gabler") aussi —ne que possible.* (Bellaigue, *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 224.)

antipyrine. s. f. Antipyrin. vgl. H.-Da.

antiromanesque. a. der romantischen Richtung fremd. — — *et poétique, le théâtre de Musset est le théâtre de l'amour, autant pour le*

moins, que celui de Racine ou de Marivaux. (Lemaître *Ann.* 28. 2. 92. 137 c.)

antiréaliste. a. *Les deux harangues (de P. Loti et de M. Mézières) contiennent des protestations —s, qui soulèveront sans doute de nombreuses polémiques. (Ann.* 10. 4. 92. 235 a.)

antisémite. a. antisemitisch. *Le mouvement —.* (Michel Bréal, *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 636.) — Uber (Progr. Waldenburg 85 u. *Z. f. f. Spr.* VI, 236) belegt *antisémitique.*

antisepsie. s. f. Antisepsis. *M. V. est d'avis que l'— de la bouche et de l'arrière-gorge est le meilleur moyen de prophylaxie contre la grippe.* (Temps. 4. 2. 92. — Ähnlich *Ill.* 27. 2. 92. 182 b. und *Ann.* 3. 4. 92. 220 f. öfters.)

apeuré. a. ängstlich: *un regard* — (Bonnetain. *Ann.* 20. 12. 91. 399 b.) — *Le poète a bien rendu la mélancolie, les transes et le grave enfantillage des deux petits époux, opprimés par la reine mère, opprimés par Guise, blottis dans le trône comme dans un nid menacé, tout —s des choses terribles qui se passent autour d'eux.* (Lemaître. *J. d. D.* 11. 4. 92.) Ebenso: Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 1. 92. 331 u. 339.) — D. W. fehlt in den Wb., nur Larousse, *N. D. Ill.* 89, sagt: *épeuré, on dit aussi apeuré!*

aphasique. a. u. s. m. sprachlich gelähmt, einer, dessen Sprechvermögen gestört ist. *C'est cette pensée du mot qui ne se fait plus ou se fait mal chez l'—.* (A. Binet. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 118.) Vgl. Li, *Suppl.* u. H.-Da.

Zu **appel.** *aller en —,* appellieren (Rechtsa.) (Theuriet, *Aff. Froideville. Ill.?* janv. 87.)

l'Ardenne vielfach neben *les —s,* bei E. Reclus, *Géographie Universelle.* IV, 46 ff. vgl. Plattner, *Z.* III, 449.

ariston. s. m. Spieluhr = *instrument de musique jouant mécaniquement une infinité de morceaux à l'aide de cartons changeables.* (Anzeige.)

arrière-café. s. m. nach hinten gelegene Kaffeestube (in Tunis). (René Bazin. *J. d. D.* 7. 2. 92.)

arrière-gorge. s. f. hintere Mundhöhle. s. ob. u. *antisepsie.*

Zu **assimilation.** s. f. Fassungsgabe. *Je n'ai jamais vu pareilles facultés de mémoire et d'—* (Jean Carol, *Réparation. Ill.* 2. 1. 92. 18 a.) Dementsprechend: **s'assimiler,** sich geistig zu eigen machen, fassen. *Il ne pouvait pas, lui, s'— ce luxe inutile.* (Delard, *les Dupourquet R. d. d. m.* 1. 1. 92. 7. und 15. 1. 92. 338.) Beides bei H.-Da.

Zu **attache:** *port d'—,* Station eines Schiffes. *L'ancien ministre a tout critiqué et surtout le maintien des torpilleurs dans leurs ports d'—.* (*Ann.* 13. 12. 91. 369 b.) Vgl. H.-Da.: *port d'— d'un navire, d'un officier de mer, où il est immatriculé.*

Zu **augmentation:** — *de prix,* Preisaufschlag.

Zu **augmenter** 1: — *un locataire,* einen Mieter steigern. *Mon propriétaire veut m'— (Feuilleton du Temps.* 28. 12. 91).

Zu **auprès** I adv.: *L'épée de Damoclès n'était rien auprès* (nichts dagegen). Vgl. Sachs. —. II, 3.

auréoler. v. a. u. pr. mit einer Strahlenkrone umgeben. *Elle lui avait semblé se transformer, s'— de rayonnement de langueur.* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 1. 1. 92. 9.) — *Elle ne surgira donc la modiste générale qui saurait — les cheveux blancs autrement que les cheveux blonds.* (hier scherzh. u. bildl. — Baronne Staffe. *Ann.* 10. 1. 92. 28 c.) — Li, *Suppl.* u. H.-Da. haben nur *auréolé,* a., *néol.,* ebenso Schmager, *Z. f. f. Spr.* I, 340.

Zu **avance** 3: *la belle avance!* ell., iron. = was wäre damit gewonnen? vgl. H.-Da.: *à quoi cela avance-t-il?*

Zu **aviaire**: auch a., Vogel—. *Cela ne veut pas dire assurément qu'une maladie — (= des perruches) se soit transmise aux personnes.* (H. de Parville. *J. d. D.* 5. 4. 92.)

Zu **avoir** II: Es folgen einige, teilweise formelhafte Redensarten mit ***il n'y a pas à*** .. im Sinne von: Es ist kein Grund, keine Möglichkeit vorhanden, die bei Sachs fehlen: *Il n'y avait pas à y* ***penser,*** daran war nicht zu denken. *(Ill.* 8. 10. 87. 238b) — *Il n'y a pas à* ***dire,*** das unterliegt keinem Zweifel. *Et ces dames se sont révoltées. Oh, —: elles se sont révoltées* (Sarcey, *Ann.* 3. 1. 92, 2a; — *id. Temps* 21, 12, 91. — Lemaître, *J, d. D,* 28. 3. 92 u. öfters.) — *Il n'y a pas à s'y* ***tromper,*** darüber kann man sich nicht täuschen (Sarcey, *Siège* 6, 4; *id. Temps* 11. 1. 92, *Ann.* 17. 4. 92. 242c; de Mazade, *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 709; Bellaigue, ib. 1. 1. 92. 230.) — *Il n'y a qu'à se taire,* es bleibt nichts übrig als zu schweigen. (Aur. Scholl. *Ann.* 20. 12. 91. 392b.) — *Il n'y avait plus à se leurrer de chimères*; es war nicht mehr möglich ... (Sarcey, *Siège* 9. 27.) — *Si le gouvernement bulgaire était seul en jeu, il n'y aurait pas trop à s'émouvoir, mais* .. brauchte man sich nicht ... *(Ann.* 27. 12. 91. 401c.) — *Il n'y avait pas à en* **douter.** (Sarcey, *Siège* 46. 27.) — *Il n'y a pas à se le cacher, il l'aime passionnément.* Man kann es sich nicht verhehlen ... *(id. Ann.* 21. 2. 92. 114c). —

Zu **bactérie.** s. f. auch: Bakterie. *Un énergique agent de destruction des —s.* (Parville. *J. d. D.* 10. 3. 92.) Vgl. Li. *Suppl.* u. H.-Da.

bactériologie. s. f. Bakteriologie. — **bactériologiste.** m. Bakter(i)ologe. *Plusieurs —s allemands attachés au laboratoire de Koch (Temps* 30. 1. 92) s. auch *pathogène.* — H.-D. führt das erstere W. an, Li. keines.

badaudaille. f. Schar v. Gaffern. *fort peu de* — (Gilb. Aug.-Thierry, Bien-Aimée. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 501).

Zu **badigeonner,** überh.: bestreichen. *Lorsque les engelures sont simples, il suffira de les — matin et soir avec le mélange suivant:* .. (Dr. Perussel. *Ann.* 3. 1. 92. 14b.) Vgl. H.-D.

baisoteux. a. zu *baisoter,* fam., etwa: küsserig. *Le tribunal condamna le délinquent à 23 shillings et 6 pence pour vol d'un baiser. Cette manie —se a pourtant fait la fortune d'un boucher, Georges Winch.* (Michel Delines. *Ann.* 189b.)

bamboulesque. a. zu *bamboula,* Negertrommel, gehörig. *Il aime surtout les tambours ... Il adore cette musique simple, tant soit peu —.* (Baron Heckedorn. *Ann.* 27. 3. 92. 201a.)

Zu **barbe:** *porter toute sa —,* e. Vollbart tragen. vgl. H.-D.

Barbezilien, Bew. v. *Barbezieux. (Ann.* 19. 4. 91.)

bas-de-l'eau. m. Ebbe, Niedrigwasser. *C'était le moment extrême du —.* (J. Carol, *Réparation. Ill.* 5. 12. 91. 462a.)

Bayeusain, Bew. v. *Bayeux. (Ann.* 19. 4. 91.) — Plattner a. a. O.: — *in.*

Zu **besogne:** 1. *c'est aller vite en —,* das heisst einmal kurzen Prozess machen *(Ann.* 24. 5. 91; 31. 1. 92. 72c u. *Ill.* 5. 12. 91. 460a). Vgl. Li. u. Ac: *être expéditif, agir avec précipitation, dissiper promptement ses ressources.* — 2. *avoir une forte — sur le bras,* e. tüchtige Arbeit auf dem Halse haben. (Sergines. *Ann.* 30. 8. 91. 131a.) — 3. *ce n'était pas (une) mince —* .. keine Kleinigkeit. (Theuriet, *Aff. Froideville.* ? janv. 87. — Daudet, *T. s. l. A.* p. 310.)

bicycle. s. Zweirad (z. B. Sarcey, *Ann.* 23. 8. 91. 114b).

bicyclette. s. f. niedriges Z. mit gleichen Rädern. *Mlle C., en —,*

traverse le gouffre vertigineux (Lemaître. *J. d. D.* 1. 2. 92. — *Ann.* 7. 2. 92. 85c. Beides bei H.-D.).

le **bien-fondé,** die Berechtigung. *Le président s'empresse de reconnaître le — de la réclamation.* (Grosclaude. *Ann.* 3. 1. 92. 13b.)

bimammaire. a. = *mammaire,* Brust-. *La circonférence — avait augmenté dans la proportion moyenne de $2^1/_2$ centimètres.* (de Parville. *Ann.* 7. 2. 92. 93b.)

blondinette. f. Dim. v. *blondine.* (Lemaître. *J. d. D.* 22. 12. 91. *ib.* 22. 2. 92.) H.-D.: *néol., très fam.*

Zu **bonhomme** 2: — *Noël,* der Weihnachtsmann. *(Ill.* 19. 12. 91. 484.)

Bei **bonne** fehlt — *à tout faire* Mädchen für alles, oder wenigstens der Hinweis auf *faire* 6b u. *tout* II.

borgiesque. a. zu Borgia gehörig. M. Paul Mounet, *beau d'une beauté —, a joué avec puissance le rôle de Conrad le Loup* (Lemaître. *J. d. D.* 15. 2. 92).

boriqué. a. mit Borsäure versetzt. *On lave d'abord la brûlure avec de l'eau —e.* (de Parville. *J. d. D.* 11. 2. 92.)

Brennois. m. Bew. v. *la Brenne.* (Berry) *(R. d. d. m.* 1. 1. 92 p. 94.)

bulliférer Blasen bilden (hier fig.). *Nous formons une société pour nous préconiser les uns les autres, pour insuffler, pour faire mousser et — notre petit mérite* (Claude Tillier, *Mon Oncle Benj.,* éd. Monselet. p. 35). S. u. Li. haben nur *bullifère.* a.

Zu **cabotinage,** auch: Komödiantentum, erkünsteltes Wesen. *Il y a dans son orgueil du —. Elle est constamment préoccupée de l'effet qu'elle produit sur les autres.* (Lemaître. *J. d. D.* 22. 12. 91.)

Zu **cachet,** auch: Oblate (zu medizin. Gebrauche): *—s laxatifs Royer* (Anzeige).

Zu **caler** 1. fig: nachgeben, auch — *doux* = *filer doux. Un conseil: si jamais vous vous retrouvez ensemble, calez doux.* (Carol, *Réparation, Ill.* 9. 1. 92. 41a.) Vgl. Li. *Suppl.: —, populairement, reculer, lâcher pied. Ce sens était fort usité au 16ᵉs.*

Zu **casier** 1: — *judiciaire,* Personalakten. *Son — — est net,* er hat nichts auf dem Kerbholz. (René Bazin. *J. d. D.* 18. 2. 92) vgl. Ac., Li *Suppl.* u. H.-D.

Castrothéodoricien. m. Bew. v. Château-Thierry *(Ann.* 19. 4. 91). (Ob volkstümlich?)

céramiste. m. Kunsttöpfer. *Savez-vous par hasard le nom de ce — tourangeau? En fait de —s, nous n'avons que les fabricants de Portillon.* (Theuriet, *Jeunes et Vieilles Barbes. Ann.* 31. 1. 92. 79a.) Vgl. Li *Suppl.* u. H.-D.

cercleux. m. = *membre d'un cercle, clubman. La bonne grâce et la gaieté de M. Achard dans un personnage épisodique de jeune —* (Lemaître. *J. d. D.* 28. 2. 92). *La Fontaine affirme que les femmes sont bavardes: pas autant que les „clubmen". A moins d'être méchantes ou haineuses, les femmes médisent beaucoup et ne calomnient que du bout des lèvres. Au contraire, les „cercleux" n'hésitent jamais.* (Delpit, *Belle-Madame. R. d. d. m.* 1. 4. 92. 497.)

chantonnement. m. halblautes Singen (Sachs: *chantonnerie). Son — familier, mêlé au bourdonnement des insectes* (Theuriet, *Ann.* 28. 2. 92. 142b u. 143b). Vgl. Li *Suppl.* — Beide Subst fehlen bei H.-D.

chapeauté = *coiffé. — Là évoluent des femmes-papillons et des femmes-fleurs, les unes —es d'une large violette, les autres d'une rose ou d'un œillet.* (Lemaître. *J. d. D.* 28. 3. 92.)

Zu **châtelaine.** f. auch: Uhrband. *La — en moire noire à cachet de sardoine remplaçant la chaîne qu'on ne porte plus.* (Claretie. *Ann.* 7. 2. 92.)

Zu **cheval** I, 1 am Schluss: Man sagt auch *A cheval donné on ne regarde pas aux* **dents**. (Sachs: *à la bouche.)* Auch fehlt der Hinweis auf *bride* 1. — Vgl. Reinsberg-Düringsfeld, *Sprüchw. d. germ. u. rom. Spr.* II, 305.

chevelurer. v. a. bedecken. *Ses rochers, criblés de trous, figuraient de grandes éponges de pierre et formaient çà et là de mignonettes cascades qui les —aient d'une écume blanche comme la neige,* (Rollinat, *Pêcheur à la ligne. Ann.* 21. 2. 92.)

chirurgico-médical. a. — *académie —e de St. Pétersbourg* (de Vogué. *Ann.* 24. 1. 92. 51 b) — **médico-chirurgical.** a. (Ch. Richet. *Ann.* 20. 3. 92. 184 c).

chromotypogravure. f. Buntlichtdruck. (Anzeige.)

Zu **circonscrire** II: *se — à qc.* sich beschränken auf. *Un entretien purement agricole, qui finissait par se — à L. et à J.* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 1. 92. 349.) — Vgl. Li.

Zu **clair** III: *La police a dû* ***mettre sabre au —*** . . blank ziehen . . *(J. d. D.* 27. 2. 92). — *Il aura le revolver à la ceinture et le sabre au —* (Sergines. *Ann.* 27. 3. 92. 199 b). Vgl. Li, *Suppl. clair* 19.

claironnée. f. Trompetenruf. *Des —s de coqs saluaient l'aurore* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 18).

clanche. f. Klinke. — *Il se faufila par une brèche dans une allée herbeuse, chemina à pas de velours jusqu'à un passage voûté . . . souleva doucement la — d'une porte.* (Theuriet, *Ste. Catherine. Ill.* 2. 4. 92. 290 b.) — Li., Sachs: *clenche, clinche.* — *clanche* ist nach Diez, Wb. 4. A. II c p. 549 normannisch. — Der Schauplatz: *le pays meusien.*

Zu **classer.** a) — *une affaire,* einen Rechtfall zu den Akten legen, aufgeben. *Quand une affaire est —ée . . . Vous savez ce que ce mot veut dire? On appelle une affaire —ée, une affaire dont on ne s'occupe plus; on a renoncé aux recherches, qu'on sait désormais inutiles.* (Sarcey, *Ann.* 13. 12. 91. 370 c — ähnlich, ders. 7. 2. 92. 82 b). Vgl. Villatte, *Par.* 3. A.: *L'affaire est —ée,* die Sache ist abgethan. — b) — *q. (un auteur)* einem Anerkennuug verschaffen, einen bekannt, berühmt machen. *Les années qui suivirent furent peu plus heureuses, sans lui apporter jamais un de ces succès qui —ent un homme* (Sarcey, *Temps.* 4. 1. 92). — *Si l'auteur est un auteur dramatique connu et —é, il va droit au comité et demande lecture* (A. Brisson. *Ill.* 6. 2. 92. 114 a). Sachs: *il est classé* man kennt seine Befähigung, Li: *être —, apprécié. Du premier coup il se classa parmi les premiers de sa profession.*

cleptomanie. f. Stehlsucht (nur Li. *Suppl.).* — **cleptomanique.** a. zur Stehlsucht gehörig. *C'est, selon toutes les probabilités, un individu atteint de folie —, folie qui consiste à dérober soit des objets, soit des valeurs, et à se les approprier sous l'empire d'une force irrésistible.* (Alfr. Capus. *Ann.* 20. 3. 92. 184 b.) — **cleptomane.** m. Stehlsüchtiger . . , *c'est un — (ib.)* — Die beiden letzten W. hat auch Li. nicht.

Zu **clouer** 2: — ***sur place,*** festbannen, wie an den Boden heften. *Il restait là, —é — —, le regard trouble.* (Delard. *R. d. d. m.* 15. 12. 19. 780.) — *La joie et l'inquiétude la — aient — —, indécise, éperdue.* (Lesueur, *Passion Slave. Ill.* 19. 3. 92. 246 b. — *id.* 12. 3. 92. 227 b — ähnlich *Ill.* 5. 12. 91. 461 b.) Vgl. H.-D.: *La terreur le — ait à sa place.*

Zu **complimenteur.** a.: *télégramme —* Glückwunschtelegramm. (Theuriet, *Jeunes et Vieilles Barbes. Ann.* 10. 1. 92. 30 b.)

Zu **compte** 3: auch *tout — fait = au bout du —, de — fait* (Sachs), alles in allem, genau genommen, schliesslich. *Je crois bien que, tout — fait, ce soir là j'irai à la Comédie-Française.* (Sarcey, *Temps,*

21. 12. 91) — ebenso: Faguet. *Ann.* 10. 1. 92. 20a; *Ann.* 20. 3. 92. 180; 27. 3. 92. 203b. — 3. 4. 92. 216a Lemaître. Vgl. auch Ac. u. H.-D.

conférencière. s. f. zu *conférencier* (s. d.), Vortragende. *Pendant le carnaval, p. e., on recevra quelques —s célèbres.* (Sergines. *Ann.* 14. 2. 92. 100c.

Zu **connaissance:** *Dumas fils, à notre* — (unseres Wissens), *n'a eu que trois collaborateurs.* (Sarcey. *Temps.* 4. 1. 92.) — Li: *à ma —, de ma —.*

Zu **connaître:** *Je l'ai beaucoup connu . .* gut gekannt (z. B. *Ann.* 20. 12. 91. 388c; 19. 1. 92. 21c; Feuillet, *Camors.* 86. p. 112).

constat. (spr. t.) m. Feststellung der strafbaren Handlung. *Il va prendre sa femme en flagrant délit, et, armé du —. l'avoué n'a plus qu'à marcher.* (Sarcey. *Temps* 25. 1. 92.) Vgl. H.-D. *Néolog. (droit). Procès-verbal de —, et, ellipt., —, acte par lequel un huissier constate un fait qui porte préjudice à une partie.*

contre-épargne. f. Mittel gegen das Sparen. *Le crédit comme le pratiquent certains établissements, est un vrai fléau: c'est la — organisée.* (G. Michel. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 145.)

copieux, s. m. = *abondance,* überströmende Beredsamkeit, Reichtum der Sprache. M. Sarcey *conte comme un ange . . . avec un naturel, une verve; une bonhomie, un — qui sont une joie pour le lecteur.* (Lemaître. *J. d. D.* 21. 3. 92.) — Als Adj. in diesem Sinne bei Li.: *copieux, abondant (de style).*

coqueriquement. s. m. (s. *coqueriquer). Rien ne lui échappe, ni le sens des gloussements d'amour, ni celui des —s de colère.* (Sergines. *Ann.* 6. 3. 92. 149a.)

coricide. m. Mittel gegen Hühneraugen. — *guérissant sans douleur et empêchant le retour des cors aux pieds.* (Anzeige.)

Cortinais, Bew. v. *Corte. (Ann.* 19. 4. 91.) — Plattner a. a. O.: — *ois.*

côtoiement. m. das Nebenhergehen. *une rivière . . . d'un broussailleux —.* (Rollinat, *le Pêcheur à la ligne. Ann.* 21. 2. 92. 122c).

Zu **courant.** m. — *électrique continu (alternatif),* konstanter (Wechsel-) Strom.

Zu **court** III: *être pris de* — überrascht werden, in die Klemme kommen. Avelin, *pris de —, s'embarassa dans sa réponse* (Gréville, *les Ormes.* 10e éd. 85. p. 232). — *Les directeurs, pris de —, sans une réserve de manuscrits sortables, se sont trouvés dans un grand embarras.* (Sarcey. *Temps* 21. 12. 91.) (H. de Pêne. *Trop Belle.* 88. p. 245.)

courtisanisme. m. = *courtisanerie* (Sachs). *(Ann.* 6. 12. 91. 356c) vgl. Li. *Suppl.*

conventine. f. Klosterschülerin. *La Vie de Marie Madelaine (par le Père Monsabré), dont les religieuses interdisent la lecture aux petites —s.* (Lemaître, *Contemporains* II, 125.) (id. *J. d. D.* 13. 6. 92.)

crampon auch a. m. u. f. der, die sich festklammert, lästig. *J. D. a une maîtresse —, „Miss Carmen".* (Lemaître. *J. d. D.* 18. 1. 92.) — Li. *Suppl.* u. Vill. erwähnen diese Bedeutung nur als sbst.

Zu **craqueler:** *—é* rissig (von der Glasur des Porzellans (Sachs), vom Lack (s. Über, *Z. f. nf. Spr.* VI, 262); vom Asphalt: *Elles s'avancent doucement, traînant leurs pauvres jupes blanches comme des robes de bal, snr l'asphalte —é.* (René Bazin. *J. d. D.* 31. 3. 92), von Gemälden: *Leur peinture fanée et craquelée laissait voir la toile en plus d'une place.* (Feuillet, *Camors.* p. 91), ferner bildlich von einer Landschaft (auf Malta), die in unregelmässiger Weise von Mauern durchzogen ist): *Nous montons une pente large, toujours rase et —ée de petits murs. (id.* 9. 2. 92.)

Zu **crépissage.** s. m. im konkreten Sinne von *crépissure, crépi,*

Kalkbewurf: *La blancheur d'un ignoble —*. (Gilbert Aug.—Thierry. Bien-Aimée. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 498.)

Zu **criminalité.** f. auch: Verbrechertum. *Deux médecins qui ont fait de la — une étude spéciale.* (*Ann.* 10. 1. 92. 27 b.)

criminologie. f. Kriminalwissenschaft. *Nous croyons qu'en — l'examen des yeux s'impose.* (*Temps* 17. 2. 92.)

Zu **crise:** — *crise de nerfs* ist wohl meistens mehr als „Angreifen der Nerven", nämlich: nervöser Zufall, Krampf. *Pourvu que la syncope ne dégénère en — de nerfs.* (J. Carol, *Réparation. Ill.* 19. 12. 91.)

crockett. m., Krocketspiel. — **crocquer,** K. spielen: *Ils (les Anglais) y piquent leurs crockets aussi vite que s'il s'agissait de planter le pavillon britannique sur une terre sans maître.* (Carol. *Ill.* 5. 12. 91. 461 a.) *La boule que l'on „crocque" à ce jeu de crockett.* (*ib.* 462 a.) Li. *Suppl.* u. H.-D.: *croquet.*

cuisance. f. = *douleur cuisante. La — de mes regrets s'était apaisée.* (Carol. *Ill.* 26. 12. 91. 521 b.)

cyanophane. a. blauschimmernd. *Une vapeur —, sorte de lueur phosphorescente, exsudait de cette forme humaine* (Gilb. Aug. Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 525).

cyclisme. m. = *vélocipédie, vélosport.* (*Ann.* 7. 2. 92. 86 a.)

cycliste. s. m. Radfahrer. — auch a: *La Coopération* — Radfahrerbund (Anzeige auf dem Umschlag der *Ann.*)

dahoméen, *ne.* a. zu *le Dahomey* gehörig. *L'armée — ne serait, d'après les dernières dépêches, forte d'environ quatre mille hommes.* (*Ann.* 10. 4. 92. 225 b.)

décadente. s. f. Blaustrumpf, Emanzipierte. *Les excentricités garçonnières de nos —s la choquaient, la déconcertaient.* (J. Carol, *Réparation. Ill.* 21. 11. 91. 417 b.) — *Comme elles vont aimer ce type féminin (Hedda Gabler), toutes nos péronnelles de littérature, nos esthéticiennes de salon, nos belles —s.* (Bellaigue. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 221.) Vgl. *décadent.* m. bei Vill.

se **démélancoliser** seine Traurigkeit verlieren, sich aufheitern. *Ses traits s'étaient —és.* (Theuriet, *J. et V. Barbes.* 14. 2. 92. 111 b.)

démentiel. a. = *dément. Nous assistons à un drame de jalousie cérébrale, ou mieux, d'égoïsme —.* (J. Lemaître über Ibsen's *„Hedda Gabler". J. d. D.* 22. 12. 91.)

demoiselle, s. lubin.

dentellier, *ère.* a. Spitzen betreffend. *L'industrie —ère était en effet un travail d'importance capitale pour les . . . habitants du Puy.* (Reclus, *Géo. Un.* II, 450). Li. *Suppl.: —ier, ère.* a. u. s.; Sachs hat nur das Sbst.

dépiquaison. s. f. Ausstampfen des Getreides. *Les gens de Vignat qui fauchaient la bruyère et renouvelaient pour les —s et les regains la provision de fourches.* Delard, *Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 12. 91. 788. — Schauplatz: Guyenne.) — Sachs u. Li.: — *age.*

dépistable. a. aufzuspüren. *L'assassin du sous-secrétaire d'Etat n'était pas si aisément —.* (J. Richepin. *Ann.* 17. 1. 92. 42 b.)

Zu **dépourvoir** I: *prendre au dépourvu,* jem. überrumpeln. vgl. Li. u. Ac.

dermophile. a. die Hautpflege betreffend. — *Si vous avez des engelures, demandez dans toutes les pharmacies la poudre — Soyrac.* (Anzeige.)

se **désembrunir.** sich wieder aufheitern. *Immédiatement Mme R. se — it et respira plus librement.* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 10. 1. 92. 30 b.) — *Certainement. reprit la veuve dont la figure se — it.* (*id.* 27. 3. 92. 208 a.)

déséquilibré. s. u. a. verschroben, verrückt. *Ce —é avait une conscience assez lucide et paraissait savoir se gouverner.* (Carol, *Réparation. Ill.* 9. 1. 92. 41 a.) — *Une —ée, une hystérique, une de ces femmes névrosées.* (Rastignac. *Ill.* 13. 2. 92. 130 b.) — *L'éther (comme boisson) —e* (bringt aus dem Gleichgewicht, zerrüttet) *les plus puissants cerveaux, détruit les plus belles intelligences.* (Sergines. *Ann.* 24. 1. 92. 53 c.) Vgl. Uber's Bem. zu *déséquilibre* s. m. in dieser *Ztsch.* VIII, 351. Auch der entgegengesetzte Ausdruck: ***bien équilibré*** bei vollem Verstande — fehlt bei Sachs. — *Fut-il jamais bien équilibré?* War er je ganz richtig im Kopfe? Forts. des ersten Beispieles für *déséquilibré).* Vgl. Ac.: *esprit bien équilibré = esprit dont les facultés sont dans un juste rapport.*

Zu *dessus* II, am Schluss: *jeter par-— bord* über Bord werfen. (z. B. J. Simon, *Mon Petit Journal. Temps* 20. 1. 92) — fehlt auch bei *bord.*

diphtérique. a. = *diphtéritique* (Sachs) (de Parville. *Ann.* 20. 3. 92. 109 a.)

divette. s. f., Dim. v. *diva*, gefeierte Künstlerin. *Le colonel est blagué par des pékins déguisés en soldats, dont l'un n'est autre que Mme Judic, sous un costume de dragon. La scène se termine même par un gifle qui tombe de la jolie main de la — sur la joue du colonel.* (Sarcey: *Album de l'Armée Fr.)* — *La gentille — est d'un bout à l'autre de la pièce d'une bien amusante gaminerie.* (*id. Temps* 28. 3. 92.)

Zu **douter** I: *à n'en pas — = sans doute* (z. B. Gréville, *les Ormes.* p. 264 und mehrfach: *Ill.* 16. 1. 92. p. 47).

Zu **doux** IV: *Il en prend tout à la douce.* er lässt es langsam angehen, strengt sich nicht an. (Theuriet, *Aff. Froidev. 1ère suite. Ill., janv.* 87). Vgl. Vill.: *faire qc. à la douce* in der gleich. Bedeut.

Dracenois. m., Bew. von *Draguignan (Ann.* 19. 4. 91). — Plattner a. a. O.: *Draguignanais.*

Zu **durer** 1: Wie *Ça ne dure pas toujours,* auch: *Ça dure ce que ça dure,* so lange wie es dauert. (Carol, *Réparat. Ill.* 29. 11. 92. 420 c.)

dynamiter v. a. mit Dynamit in die Luft sprengen, *L'autre jour notre rédacteur en chef a reçu dans son courrier un pli mystérieux, ... dans lequel on prenait la peine de l'avertir que l'hôtel des „Annales“ serait —é dans la quinzaine.* (Sergines. *Ann.* 10. 4. 92. 229 a.) Ähnlich mehrfach: Rastignac. *Ill.* 2. 4. 92. 274.

dynamitique. a. auf Dynamit bezüglich. *A Rome, dès qu'on a connu la nouvelle — venue de Paris, M. Nicotera a donné l'ordre qu'on surveillât de très près les maisons des magistrats (ib.).*

Zu **effilochage.** m. (Ausfasern, Zerlumpen). Sarcey braucht im *Temps* 22. 2. 92 dieses Wort im Sinne von Gesellschaft, Stand der Lumpensammler: *Noël, ce moraliste de l'—, avait été, il y a une douzaine d'années de cela, condamné à sa prison pour un vol dont il a éte innocent.*

Zu **électrique.** a: — *lumière — par arc, par incandescence,* elektrisches Bogenlicht, Glühlicht.

s'embourgeoiser bürgerlich, zum Spiessbürger werden. *L'homme bien né qui n'avait jamais pu s'— dans la famille de sa femme.* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 29.) Vgl. Li. *Suppl.* — Sachs hat nur: *siècle —é.*

embryologue. *a. = embryologique. — Une impression même très vive, mais passagère, ne saurait amener de modifications —s.* (de Parville. *J. d. D.* 11. 2. 92.) — Bei S. nur Sbst.

embué, beschlagen, betaut. *Le cocher frappa contre la vitre —ée.* (D. Lesueur. *Ill.* 19. 3. 92. 246 b.) — Schmager. *(Z. f. f. Spr.*

II, 232) führt ein Bspl. aus Daudet, Nab. 92 in demselben Sinne an: *L'idée d'—er de grosses larmes ces jolis yeux clairs.* (trüben, benetzen.)

Zu **emporté**. a. (jähzornig, hitzig, auffahrend) füge: eilig, hastig. *Je me relevai et, d'un pas —, me dirigeai vers le salon.* (Gilbert, Aug. —Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 488.)

Zu **emporte-pièce** 2 u. 3.: ***à l'—***, durchschlagend, beissend, spöttisch. *Il avait, comme toujours, des mots à l'emporte-pièce* (von Clémenceau, der eine wirksame Rede hielt, gesagt. — *Ann.* 20. 12. 91. 386 a) — *des mots rancuniers à l'—.* (Sarcey. *Temps* 25. 1. 92.)

s'engrisailler = *grisailler*, grau (düster) werden. *Son visage s'estompait, s'—ait de tristesse.* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 27.)

enneigé beschneit. *Les hauts sommets alpestres, aux crêtes —es, ferment l'horizon.* (Ed. Rod. *Ill.* 20. 2. 92.) Vgl. Li. *Suppl.* — Sachs hat nur: *enneigement.*

Zu **enrayer** III (bremsen, einhalten): sich einschränken. *Nous avons —é de toutes nos forces, . . . nous avons vécu chichement comme les domestiques.* (Delard. *les Dupourquet. R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 35.) Ähnlich: M. A. de Bovet. *Ill.* 2. 4. 92. 278a. — Vgl. Ac.: *Vous faites trop de dépenses, il faut —.*

Zu **entendre** I, 1: *Car il y avait une faction, qui, de bonne foi ou de parti pris,* ***ne voulait entendre à rien***, von nichts wissen wollte. (Sarcey, Siège, 15. 12.)

Zu **entrer** 7: — *pour une forte part dans qc.* stark beteiligt sein bei, einen beträchtlichen Teil ausmachen. *Cette armée où les mobiles —aient p. u. f. p., n'inspiraient qu'une confiance médiocre. (ib.* 8. 39.)

Zu **envergure** 2. (Flügelweite): Spannweite der ausgestreckten Arme, Schulterbreite. *l'— des bras, la longueur des bras étendues en croix (Ann.* 7. 2. 92. p. 84 a), *les épaulettes . . . qui agrandissent démesurément l'— de leurs épaules* (Lemaître. *J. d. D.* 28. 3. 92) — bildlich: geistige Bedeutung. *Un savant d'une grande —*, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit. *(Discours de M. Berthelot à l'Institut. J. d. D.* 22. 12. 91.) — *Les Dupourquet applaudissaient à toute réforme nouvelle, par crainte de paraître à G. des bourgeois sans —* (von beschränkten, engherzigen Ansichten), *des ignorants ou des avares.* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 7.) — *Elle n'a peut-être pas encore l'— de la grande dame* (von einer Schauspielerin, das Auftreten einer vornehmen Dame, könnte sich vielleicht auch auf das Äussere, die Statur, beziehen). (Sarcey. *Temps* 11. 1. 92, ähnlich: 4. 4. 92.) — *Nous nous sommes étendus sur les faits qui précèdent parce qu'on n'a pas tous les jours à citer des exemples fournis par le doyen des agents de change de Paris et par un financier de l'—* (Bedeutung) *de M. de Menou. (Revue Financière des Ann.* 31. 1. 92.) — *Il joue le mélodrame avec cette — de gestes, l'attitude et de voix que le mélodrame exige* (etwa Würde, Schwung. — Sarcey. *Temps* 1. 2. 92.) — *C'est un évènement assez grand pour que l'auteur d'une œuvre de cette — ait été l'homme du jour.* Rastignac. *Ill.* 13. 2. 92. 130 a.) — In den Wörterbüchern fehlen alle diese Bedeutungen, nur O. Schulze bringt für die übertragene Bedeutung *(un homme de grande —)* einen Beleg (aus *R. d. d. m.* 15. 10. 78. Rothan) in der *Z. f. f. Spr.* III, 222.

Zu **envers** 4: Neben *avoir la tête à l'—* auch *être une tête à l'—* ein Querkopf sein. (*Ill.* 8. 10. 87. 238a.)

éployer (die Flügel) ausbreiten, entfalten. *Les plis mêlés du drapeau tricolore et de l'étendard jaune, où s'éploie l'aigle bicéphale* (J. Lemaître. *J. d. D.* 4. 1. 92). Sachs und Li. haben nur das p. p. Vgl.

des Letzteren Bem.: *Le verbe „éployer" n'est pas usité; il pourrait l'être sans peine et l'on dirait très bien: Un aigle qui éploie ses ailes.*

s'espacer (von persönlichen Beziehungen:) sich lockern. *Les relations s'étaient —ées, refroidies sans motifs plausibles.* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 1. 1. 92. 23, ähnlich 15. 1. 92. 351.)

esthète. s. od. a. ästhetisch gebildet, Ästhetiker (tadelnd). Vgl. Vill. 2. od. 3. A. — *Trouver cette indépendance d'esprit chez un homme à n'importe quel degré de l'échelle sapiente, depuis l'élève de l'école des Frères jusqu'à l'— normalien nourri de „fortes études", c'est déjà un plaisir rare* (J. Carol, *Réparation. Ill.* 22. 11. 91. 417b). — *Mais, je vous le répète, pas du tout „romancier des dames"! Un peu „esthète", oui, c'est tout ce que je puis vous accorder.* (Lemaître über Paul Bourget. *Ann.* 1. 12. 91. 374a.) — *Pourtant, dans un concours de beautés jugées par des —s, elle n'eût pas même été classée.* (Carol. *Ill.* 5. 12. 91. 460a.) — *Tous ne sont pas de „Purs Simples" ou des Parsifal; ce sont plutôt des —s et des poètes, qui, hier encore, étaient dans les ténèbres de l'erreur.* (*J. d. D.* 4. 2. 92.) —

esthéticienne. s. f. ästhetisch gebildete Frau. *nos —s de salon.* (Bellaigue, *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 221).

éthéromane. s. m. der dem Äthergenuss fröhnt. *Guy de Maupassant a pris l'éther, comme le prennent tous les —s, en petites doses au début.* (Sergines. *Ann.* 24. 1. 92. 54a.)

étirement. m. das Ausstrecken. *Cette fleur (l'orchidée) qui a des luisants de minéral, des —s de tentacules, des morceaux de peau humaine et des ulcères précieux.* (Lemaître. *J. d. D.* 28. 3. 92.)

Zu **examiner:** *à bien —*, adv. Inf., genau genommen. (J. Claretie. *Ann.* 20. 12. 91. 388c.)

exhibitionniste. a. zur Schau stellend. *Mais c'eût été de la comédie, peut-être du drame, et l'ambition des deux ingénieux complices se bornait, cette fois, à servir les desseins savamment —s de M. Victor Koning ...* (Lemaître, *J. d. D.* 11. 1. 92).

explosible. auch sbst., Explosivstoff. *Dans le silence du laboratoire, combinant les poisons et les —s, tu prépares le retour au chaos.* (Sergines. *Ann.* 31. 1. 92. 70b.)

extirper *qc. à q.* j. e. auspressen, abklemmen (fam.). *On les lui —e enfin, ses „chemins de fer de l'Est"* (Lemaître. *J. d. D.* 28. 12. 91) *Oncques ne fut-elle capable d'— une larme de l'œil le plus complaisant.* (Sarcey. *Temps* 11. 1. 92.)

Zu **extraordinaire:** *par —* aussergewöhnlicherweise, ausnahmsweise. *Et justement, par —, nous n'avions pas Sémène avec nous,* (D. Lesueur, *Passion Slave. Ill.* 23. 1. 92. 87a.) — *Lorsque, par — l'empereur n'est pas en voyage ...* (Baron Heckedorn. *Ann.* 27. 3. 92. 200b.

Zu **fantaisiste.** a. auch: fantastisch. *Les Anglais, il est vrai, le trouvaient un peu —.* (Lord Lytton. *Ill.* 19. 12. 91. 484.) — *l'humeur — de cette souveraine dont tous les caprices faisaient loi* (A. Brisson, *Ann.* 17. 1. 92. 44a). — Li. *Suppl: imaginaire, ce qui se produit suivant la fantaisie.*

fantomatique. a. gespensterhaft. *Je n'avais nullement entendu le bruit de ses pas, et je fus saisi par cette brusque apparition qui dans un endroit si désert, avec la tournure de mes idées, revêtait un caractère passablement —.* (Rollinat. *Ann.* 21. 2. 92. 123a.)

Zu **faute** II am Schluss: *en —* schuldig, z. B. *mari, femme, en —* (Sarcey. *Ann.* 20. 12. 91. 387a.)

Fécampois, Bew. v. *Fécamp.* (*Ann.* 19. 4. 91.)

félibréen, ne. a. zu *félibre* gehörig. *Bibliothèque Félibréenne;*

œuvres complètes ou choisies des principaux poètes en langue d'oc. Montpellier 1890, angezeigt *Z. f. f. Spr.* XIII², p. 35. — Vill. hat *félibresque.* a.

Zu **ferrer** 2: *être ferré sur qc.* in e. beschlagen sein, so Sarcey *Ann.* 20. 12. 91. 387 a. Vgl. Li. u. Ac. — Sachs hat nur: *un h. ferré à glace* e. gut beschlagener Mann.

fertilisant. s. m. befruchtender Stoff. *La fibre démente, en silence nourrie, dans cette tête, par tous les —s de l'étude.* (Carol, *Réparation. Ill.* 2. 1. 92. 20 b.)

Zu **filière** 3: *suivre la — administrative* den Instanzenweg durchmachen. *Si l'auteur est un nouveau venu, . . . il est astreint à s. la — a. Il dépose son chef-d'œuvre présumé chez le concierge qui le remet à M. Monval, qui l'envoie à l'un des lecteurs de la Comédie-Française.* (A. Brisson. *Ill.* 6. 2. 92. 114 a.)

Zu **fleuretter** = *dire des fleurettes.* Li. u. Ac. fehlt dieses W., Theuriet schreibt immer *fleureter,* was mir auch richtiger erscheint. *Ils fleuretaient sans souci du qu'en dira-t-on avec Mme des Yvelines* (A. Theuriet, *Jeunes et Vieilles Barbes. Ann.* 3. 1. 92. 15 a; ferner 10. 1. 92. 31 a, 14. 2. 92. 111 c). Auf diese orth. Abweichung ist schon von Heller in der *Francogallia* v. Jan. 92 S. 9 bei einer Besprechung v. Theuriet, *Charme dangereux* hingewiesen worden.

flic-flaquer, klipp-klapp machen (vom Hufe, vom Holzpantoffel). *Sa bête dont les larges sabots — aient dans la boue molle de la route.* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 42.) — Vgl. Li. *Suppl.* — Vill. 2. u. 3. A.: „auf Schlarfen gehen." Ac. u. S. geben nur: *faire flic-flac.*

Zu **fouailler** q. (peitschen): fig.: verspotten, mit Spott geisseln. *Alors je continuai de — un peu cette ancienne brute devenue mystique.* (Carol. *Ill.* 2. 1. 92. 20 a.) — *Les Dupourquet, sans cesse —és par cette raillerie hautaine de George.* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 21.)

Zu **franc.** adv.: *à parler — = à p. franchement, à vrai dire* (Grimard, *Ann.* 3. 1. 92. p. 9 b.

Zu **frein** I, 4: *— à air* Luftdruckbremse (de Parville. *Ann.* 30. 8. 91. 141 b).

frisottis. m. Gekräuseltes. *Dans sa robe de drap clair bordée d'un très fin — de plumes de la même nuance.* (Lesueur, *Pass. Slave. Ill.* 16. 1. 92. 63 a.)

froufrouter rauschen. *Des pierres lancées au hasard —aient à quelques pas d'elle dans les buis.* (Delard, *R. d. d. m.* 15. 1. 92. 326.) Vill.: — rauschen v. Damen i. seidenen Kleidern.

fumisme. m. etwa: das Witzereissen, der Ulk, (s. Vilatte: *fumiste. fumisterie). C'était bien la maison des fumistes (le cabaret du Chat Noir à Montmartre), le — étant, par essence, la parodie à froid, la farce compliquée, combinée en dehors du sens commun s'agitant volontairement dans l'incohérence provoquant un rire exclusivement nerveux.* (de Fourcaud. *Ann.* 20. 3. 92. 179 c.)

funiculaire. s. m. = *chemin de fer* — Drahtseilbahn. (z. B. *Ann.* 20. 3. 92. 190 b.)

Zu **fusée**: *des —s de rire* (Lachsalven) *montaient* (Theuriet. *Ann.* 3. 1. 92. 16 a) Ähnlich Li: *fusées, traits d'esprit, —s de bons mots.*

Zu **gage** 2: *recouvrement des —s* Einlösung der Pfänder.

Zu **galvauder** sollte die Einteilung sein: I. v. a. 1. verhunzen. 2. ausschelten. II. v. pr. **se galvauder,** verbummeln, sittlich verkommen. (z. B.: *Il s'est —é; ce génie qui devait être une des gloires de la Scandinavie, s'est éteint dans la débauche.* — Sarcey. *Temps* 21. 12. 92.)

III v. intr. (nach Sachs 3). Vill. kennt nur v. tr. und v. pr., Li. u. Ac. nur v. a.

gesticulade. s. f. = *gesticulation.* — . . . *frappait de son bâton les prunelliers et les ronces dans sa — expansive d'amoureux.* (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 1. 92. 348.)

glaciplane. s. m. Eishobel. *Le — nous arrive de Vienne. Son nom indique l'usage auquel il sert: aplanir, balayer, lisser . . la glace à la surface de laquelle il est promené.* (*Ill.* 16. 1. 92 49a.)

gracile. a. schlank. *la silhouette — de son buste.* (Carol, *Répar. Ill.* 5. 12. 91. 461 b.) (A. Delpit. *R. d. d. m.* 1. 5. 92. p. 91). Li. *Suppl.* s. v. *gracilité: ce latinisme ne paraît point utile, puisqu'on a grêle.*

graphologie. s. f. Deutung des Charakters aus der Handschrift. **graphologiste** u. **graphologue.** s. m. einer der diese Kunst übt. *Nous serons délivrés des —s, cette plaie des salons où l'on s'ennuie.* (Sergines. *Ann.* 14. 2. 92. 101 b.) — Das letzte W. v. Uber belegt i. d. *Francogallia* III, 159, alle drei bei Li. *Suppl.*

grippal, e. a. grippeartig. *Le nombre des militaires éprouvés par l'épidéme —e.* (de Parville. *J. d. D.* 28. 1. 92) — *des pneumonies infectieuses —es* (*id.* 5. 4. 92).

Zu **gros** 2: *l'incident est — de conséquences,* folgenschwer. (z. B. *Ann.* 20. 12. 91. 386 b.) — Zu **gros** 4: — *mangeur,* — *buveur,* starker Esser, Trinker (*ib.* 389 c u. 27. 3. 92. 200 c.)

hall. s. m. Vorhalle i. e. vornehmen Hause (engl.). *Dans le jour assombri que diminuaient encore le grand vitrail du — et la profusion des plantes vertes, elle s'avançait.* (D. Lesueur, *P. Sl. Ill.* 5. 3. 92. 205; 12. 3. 92. 228 c u. öfters.) — *Quand le rideau se lève, au second acte, sur le — d'un élégant hôtel du parc Monceau . . .* (Lemaître *J. d. D.* 21. 3. 92). —

Zu **hausser** II, 2: — *de prix* im Preise steigen. *Du jour au lendemain, tout haussa de prix.* (Sarcey. Siège. 44. 25.)

hippobote. a. von Pferdeliebhabern? *Ce qui rend les choses un peu moins tristes, c'est que la duchesse partage ainsi les goûts de son mari, et que l'harmonie la plus parfaite règne dans ce ménage —.* (Baronne Staffe. *Ann.* 6. 3. 92. 155 b.)

Zu **hydrophile.** a. auch: Feuchtigkeit aufsaugend. *Une mince couche de ouate* — Verbandwatte. (Dr. Perrussel. *Ann.* 3. 1. 92. 14 b.) — *Un applique par-dessus de petits morceaux de coton — bien imbibé d'une solution de sublimé.* (de Parville. *J. d. D.* 11. 2. 92.)

hypnose. s. f. magnetischer Schlaf. *On eût cru voir une somnambule traversant les extases de l'—.* (Gilb. Aug. Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 502.) S. Li. *Suppl.*

ibsenien, ne. a. von Ibsen stammend. *Enfin, étant —ne, elle (Hedda Gabler) est outrancière.* (J. Lemaître. *J. d. D.* 22. 12. 91.) — *Il est de bon goût, en ce moment, de se dire* **Ibsénien** *ou* **Ibséniste** (Anhänger I.'s.). *Les gens du plus grand monde* **ibsénisent** (schwärmen für Ibsen) *avec fureur.* (A. Brisson. *Ann.* 13. 3. 92. 173 b.)

illusionniste. s, m. und a., einer der Illusionen einflösst (v. Amor gesagt) . . . *avant d'être touché par l'Amour, ce grand —.* (Carol, *Réparat. Ill.* 9. 1. 92. 42 b.) — *son âme — d'enfant* (Lemaître. *J. d. D.* 11. 7. 92.)

illustratoire. a. = *illustrateur,* verherrlichend. *Pardon, dira-t-il, j'ai propagé, en effet, la peinture — et commémorative.* (E. Bergerat, *Avant le Salon. Ann.* 3. 4. 92. 210 c.)

impressionnisme. s. m., (ultrarealist. Malerschule. vgl. Schulze, *Z. f. f. Spr.* III, 224, Uber, Progr. Waldenburg 1885 u. *Ztschr.* VI, 244, Vogt, *Francogallia* II, 156, Li. *Suppl.* u. Vill.). Diese Ausdrücke gelten auch

von der entsprechenden Richtung in der Litteratur. Vgl. Lemaître. *Ann.* 7. 2. 92. p. 88: *Car Edm. de Goncourt a bien pu passer chef d'école et dieu de chapelle et, presque seul parmi les anciens, obtenir le respect des jeunes ahuris de l'— et du symbolisme. — M. E. de Goncourt a écrit quatre romans tout seul. Ils étaient infiniment curieux, mais d'un — de plus en plus étroit, spécial et tourmenté.*

impulsif, ve. a. von Dan. Lesueur, *Passion Slave,* mehrfach im Sinne von *impétueux de caractère, impressionable* angewendet: *Il fallait sauver d'elle-même cette pauvre enfant —ve qu'affolait un désespoir dont le spectacle était fait pour l'enivrer de joie, lui* (*Ill.* 6. 2. 92. 126 b.). — *Cette sensible et —ve nature reflétait toutes les ombres qui passaient sur elle comme un lac transparent les nuages qui flottent au fond d'un ciel bleu.* (*ib.* 20. 2. 92. 165 b.)

inactinisme. s. m. ant.: *actinisme* (s. d. Li. *Suppl.*). *L'— presque complet des rayons qui traversent une couche colorée en rouge* (de Parville. *J. d. D.* 11. 2. 92.)

incantateur. s. m. Beschwörer. *Qu'êtes-vous donc venu chercher ici? me demanda durement l'—* (vorher: *thaumaturge*) (Gilb. Aug. Thierry. *La Bien-Aimée. Ann.* 10. 4. 92. 231 a).

indéfraîchissable. a. immer sein neues Aussehen bewahrend. *remontoirs —s* (Anzeige).

infixe. s. m. Infix (wie Suffix, Präfix). *Les novateurs les plus hardis en fait de langage n'ont pas eu l'idée de recourir à des —s comme dans les langues américaines.* (Michel Bréal. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 627.) Vgl. Li. *Suppl.*

insensibiliser. v. a. unempfindlich machen; *s'—* unempfindlich werden. *Peu à peu le palais se durcit, l'estomac s'—e* (durch Äthergenuss — Sergines *Ann.* 24. 1. 92. 54 a). — *L'admiration qu'éprouva la jeune fille —a un moment sa douleur* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 13. 3. 92. 176b). Vgl. Li. *Suppl.*

insolutionné. a. ungelöst. *Le plus — des problèmes humains.* (Carol, *Répar. Ill.* 21. 11. 91. 481 b.)

interastral. a. von Weltkörper zu Weltkörper. *Communications —es.* (*Ill.* 16. 1. 92. 47 a.)

interview s. m. u. f. (*un —:* Lesueur, *Ill.* 16. 1. 92. 62 a, so Vill. — *une* — (*Ann.* 14. 2. 92. 97 b. *Temps* 9. 4. 92); **interviewer** v. a. interviewen; **interviewer** (spr. *eur:* Larousse) Interviewer. — *Un de ses —s lui a fait dire que . . .* (Sarcey. *Temps* 8 2. 92) — ebenso Jousselin, *Ann.* 3. 4. 92. — *Ann.* 3. 1. 92. p. 5 a u. 5 b). — Larousse, *N. D. Ill.* 89 hat alle drei Wörter, Vill. fehlt noch das letzte.

Zu **intransigeant** a. u. s. unversöhnlich, **intransigeance** Unversöhnlichkeit. Obwohl Sachs diese W. in der 5. A. aufführt, folgen einige Beispiele, um zu zeigen, dass der Gebrauch sich durchaus nicht auf das politische Gebiet beschränkt (vgl Li. *Suppl.*; Kressner, *Z.* V b 56; Uber, *ebd.* p. 245; das Adj. auch bei Vill.): 1) **—ant:** *Des sectateurs —s de l'Evangile* = strenge Protestanten (Lemaître. Contemp. II *Le Père Monsabré.* p. 117). — *Les idées les plus inexorablement —es touchant le mariage.* (*J. d. D.* 8. 2. 92.) — *Flaubert et Bouilhet avaient de leur art une conception rigoureuse et —e, mais haute* (Lemaître. *J. d. D.* 11. 4. 92) *etc.* 2) **— ance:** *Il paraît que, dès la seconde représentation, il s'est relâché quelque peu de sa farouche —* (Sarcey. *Temps* 15. 2. 92) — *cette explosion de colère, cette — d'indignation* (*id.* 14. 3. 92). — *Il lui rappelle avec la gravité et l'— de son caractère sacerdotal la formule que je vous citais tout à l'heure: „non occides“.* (*id. Ann.* 6. 3. 92.)

irrespiré ungeatmet. *Du seuil de ce logis d'ouvrier on découvrait*

un horizon immense de mer, et les dentelures des côtes. L'air arrivait, —, tout tiède de soleil. (René Bazin, *J. d. D.* 18. 3. 92).

Zu **jour** 10: *être en ses bons —s* seinen guten Tag haben. *M. Clémenceau était en ses bons —s qui ne sont pas les bons pour ses adversaires. (Ann.* 20. 12. 91. 386 a.)

kalodermal. a. die Haut verschönernd. *Fluide — préserve et guérit rapidement les engelures etc.* (Anzeige.)

kursaal. s. m. — *Une séance de psychomancie en plein — (de Montreux).* (Gilbert Aug. Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 523.) — Sachs II: *cursaal.*

Zu **lampe:** — *de la suspension* Hängelampe (Gréville, *les Ormes.* 164). Sachs II: — *à suspension, — suspendue.*

lancer. s. m. Loslassen der Meute. *Le hurlement plein d'une meute au* — (Delard, *R. d. d. m.* 15. 1. 92. 326). Ähnl. Li. *Suppl.: action de —, p. e. un — de pigeons voyageurs.* Vgl. Sachs: — I, 3. *lancer les chiens.*

Zu **larme:** *Beaucoup d'hommes pleuraient; les autres n'avaient pas les —s loin des yeux* waren dem Weinen nahe (Sarcey, Siège 3. 20).

lévitation. f. Schweben (dem Gesetze der Schwere zuwider). *La —, c'est-à-dire l'ascension de corps humains dans l'espace, sans soutien, ni moyen connu.* (Fulbert-Dumonteil. *Ann.* 28. 2. 92. 142 a.)

léviter. v. n. schweben. *A leur tour, de savants voyageurs parlent de fakirs lévitant, s'élevant du sol contrairement aux lois immuables de la pesanteur. (ib.)*

Zu **lèvre:** *le rire aux —s* mit lachendem Gesicht (de Vogué. *Ann.* 30. 8. 91. 131 a); ebenso *le sourire aux —s* (Bazin. *J. d. D.* 17. 2. 92. — Halévy, *l'Abbé Constantin* p. 204. — Sergines. *Ann.* 3. 4. 92. 212 c. — Feuillet, *M. de Camors. Par.* 86. p. 55).

libre-penseuse s. f. zu *libre-penseur.* Freidenkerin (mehrfach bei J. Carol, *Répar. Ill.* 21. 11. 91. 418. 462 a).

Zu **logique.** s. f. *en bonne* — vernünftigerweise, logischerweise. *(id.* 24. 10. 91.)

Zu **lourd:** *J'en ai trop — sur le cœur, il faut que ça sorte,* das Herz ist mir zu voll (fam.). (Delard, *Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 12. 91. 802.)

loustic auch Adj.: *un Parisien —, chargé d'égayer le drame.* (Lemaître, *J. d. D.* 4. 1. 92.)

Zu **lubin.** s. m. auch Name eines Koboldes in Berry. Ausserdem werden folgende Ausdrücke für Spukgeister aus dieser Gegend angeführt: **lupins, lupeux, martes, demoiselles, la peillerouse,** und, als nicht Berry eigentümlich: **l'orco, le trole** neben anderen, sich bei Sachs vorfindenden. (Plauchut *les Anciennes Provinces de la Fr.: Le Berry. — R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 96 ff.)

mafia. s. f., geheime Gesellschaft auf Sizilien; **mafioso.** s. m., *pl. —i,* Glied derselben. *La plupart des Siciliens ne désirent rien tant qu' être délivrés de la —. — Comment se fait-il, direz-vous, qu'on ne vienne à bout de ces —iosi de haute et basse classe?* (René Bazin. *J. d. D.* 18. 2. 92.)

malchanceux. s. m. Pechvogel. *Ils eurent tous deux aux lèvres le même sourire, la grimace maçonnique des* — (Delard, *les Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 12. 91. 808) ebenso mehrmals: Richepin. *Ann.* 10. 1. 92. 20 b; daselbst auch adj.: *tous excepté le fils —.* — Sachs u. Ac. fehlt d. W., Ac. hat nicht einmal *malchance;* Li *Suppl. malchanceux,* adj., desgl. Schulze, *Z. f. f. Spr.* I, 345.

mardelle. s. f. trichterförm. Erdloch, prähistorisch. — *Le Berry*

est une région des —s; ce sont des excavations faites dans la terre, en forme d'entonnoir. (Plauchut. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 98.)

margé. a. mit Rand versehen. *Huit grandes pages étroitement —es.* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 18.) — vgl. Li.

marte. s„ s. *lubin.*

Martien. s. m. Marsbewohner. *Le rêve du mieux, M. Flammarion l'a fait dans la planète Mars. Les —s sont plus savants que nous.* (Lemaître. *J. d. D.* 28. 3. 92.)

métronomique. a. zum Taktmesser gehörig. *M. Durand m'écrit qu les mouvements —s introduits dans la partition d'orchestre ont sans doute été acceptés par Wagner.* (*Temps.* 8. 2. 92.)

Zu **mi: à mi-voix** (z. B. *Ann.* 10. 1. 92. 31 a; *R. d. d. m.* 15. 1. 92. 328). — **mi-clos,** a. halbgeschlossen. *les yeux* — (Carol. *Ill.* 21. 11. 91. 500 b); *les cils* — (Theuriet. *Ann.* 10. 1. 92. 31 a): *paupières —es* (*id.* 17. 1. 92. 46 c).

microbiologiste. s. m. ähnl. *bactériologiste. — Les recherches des —s sont restées si longtemps infructueuses.* (*Ill.* 23. 1. 92.)

modernisme. s. m. moderne (naturalistische) Richtung in der Litteratur. *Le beau Phil. d'Apeignac, un don Juan plein de —, qu'on dirait échappé du „Nouveau Jeu" de M. H. de Lavedan.* (Sarcey. *Temps* 1. 2. 92.) *Elle lui a plu surtout par son ragoût de — (ib.)* — Über, *Z. f. f. Spr.*, VIII, 358: moderne Malerschule.

mordant. s. m. Schneidigkeit, Schärfe, auch im eigtl. Sinne . . . *traînant la charrue qui s'enfonçait jusqu'au timon dans la terre, et pour donner plus de — au soc, les bouviers pesaient dessus de tout leur poids.* (Delard, *Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 1. 92. 333.)

moyennageux. a. zum Ma. gehörig. — *contes* — (Ad. Brisson, *Ann.* 29. 11. 91. 348 b). — *Ces villas modernes qui revêtent des aspects —.* (Sergines, *Alm. de Noël des Ann.* 91.)

multitubulaire. a. mit vielen Röhren (v. Dampfkesseln). *chaudières —s.* (Ann. 21. 2. 92. 126 c.)

Mussettiste. m. Anhänger A. de M.'s. — *Les —s enragés ont trouvé que les rieurs n'étaient que des sots . . . incapables de goûter la prose délicieuse du poète des „Nuits"* (Rastignac. *Ill.* 5. 3. 92. 190 a).

Mussipontin. m. Bew. v. *Pont-à-Mousson.* (*Ann.* 19. 4. 91.) — Plattner: *Mussipontain.*

neuropathologiste. s. m. Nervenarzt (öfters: *Temps* 17. 2. 92) = **névropathologue.** m. *La Société des —s et des psychiâtres russes.* (Sergines. *Ann.* 3. 4. 92. 213 b.)

névrasthénique. a. u. s. nervenschwach; **névrosique.** a. u. s. nervenkrank (= *névrosé, névropathe,* letzteres bei Sachs) — *L'absence de lumière exerce positivement une action défavorable que tous les —s et —s connaissent bien.* (H. de Parville. *J. d. D.* 10. 3. 92.) — **neurasthénie.** s. f. Nervenschwäche (Sarcey. *Temps* 18. 4. 92).

Zu **nez:** *sentir qc. à plein —*, stark riechen nach. *Elle sent la province à plein* — (von einer Schauspielerin. — Sarcey. *Temps* 22. 2. 92) (Lemaître. *J. d. D.* 13. 6. 92) — (könnte auch s. v. *sentir* I, 6 oder *plein* 10 b stehen).

nickeler. v. a. vernickeln. — vgl. Li. *Suppl.* = *nickeliser;* Sachs: *nickelé* nickelhaltig.

nocive. a. f. schädlich. *Les brouillards exercent-ils une influence —?* (de Parville. *J. d. D.* 10. 3. 92.)

obnubilé, verdunkelt, getrübt. *Presque toujours notre vraie lumière intérieure est —e par des raisonnements égoïstes ou vaniteux* (Carol, *Répar. Ill.* 16. 1. 92. 66 a.)

occultisme. s. m. die „Wissenschaft" des Übernatürlichen. *Les*

baroques idées de l'—. (G. A. Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 492. 507.) — *Un de mes amis, fort versé dans l'—* (Sergines. *Ann.* 3. 1. 92. 6 b). — *Ceux qui sont connus pour s'occuper d'— et de spiritisme* (Sarcey. *Ann.* 17. 1. 92. 34 a) und öfters.

occultiste. a. auf den „*occultisme*" bezüglich. *Avec „la Bien-Aimée" l'auteur* (Gilb. A. Thierry) *fait un pas de plus en avant, il entre dans le vif des doctrines —s et y formule très nettement la théorie de „l'existence seconde" et de „la réincarnation".* (Ad. Brisson, *Ann.* 10. 4. 92. 233 c.)

Zu **œil**: a) *regarder, suivre q.* ***de tous ses yeux*** eifrig mit den Augen betrachten, verfolgen. (Gréville, *les Ormes.* 110. — Carol, *Répar. Ill.* 5. 12. 91. 462 a.) — b) zu *œil* 10: *avoir qc.* ***sous les yeux,*** e. vor Augen haben. *Si vous n'avez pas eu ce spectacle —, rassurez-vous, vous l'aurez un jour.* (Sarcey. *Ann.* 20. 12. 91. 387 a) — fehlt auch s. v. *sous* bei Sachs. — c) ***tirer l'œil*** *à q. = crever l'—, frapper l'—, sauter aux yeux. — Un livre dont le titre m'a tout de suite tiré l'—.* (Sarcey. *Ann.* 10. 1. 92. 18 a.) — *Un objet placé à l'étalage lui tira brusquement l'—* (Theuriet, *Ann* 31. 1. 92. 78 c). Vgl. u. *tire-l'œil.* s. u. a. — d) ***faire les gros yeux*** *à q.* zornig ansehn. *Jonathan et John Bull se font — et se menacent à l'envi.* (*Ann.* 3. 4. 92. 210 a.) s. Li. s. v. *œil* 10.

orco. s. s. *lubin.*

outrance. s. f. Übertreibung. *Ces défauts se peuvent tous résumer en un seul mot: l'—.* (Sarcey. *Temps* 28. 12. 91) — M. Alb. Guinon, *avec ce goût d'— qui est un des traits caractéristiques de la jeune école, a poussé les choses à bout.* *(id.)* 14. 3. 92). Also kommt das Wort doch nicht ausschliesslich adverbial *(à —)* vor, wofür auch schon Li. *Suppl.* einen Beleg aus Saint-Beuve, *Port-Royal* 1. 241. 3e éd. mit der Bemerkung bringt: *Ces essais de rendre la liberté à un mot confiné méritent d'être encouragés.*

outrancière. s. f. eine die übertreibt. Vgl. die Beispiele für *ibsenien.* — Li. *Suppl.* führt *—ier, ière.* adj. m. Bspl. a. 1874 an.

Zu **panache**: a) — *de fumée. L'Etna couronné d'un — de fumée aux bords ourlés de lumière.* (René Bazin. *J. d. D.* 13. 2. 92) ebenso Anatole France. *Ann.* 17. 4. 92. 243 c. b) — als *terme de théâtre* etwa Schaugepränge, glänzendes Auftreten bezüglich des Kostüms; *Dans tout le reste du drame, dans tout ce qui n'est pas „la tragédie", il y a certes de l'éclat, du mouvement, du —, mais aussi du superflu.* (J. Lemaître. *J. d. D.* 15. 2. 92.) — *Je n'aime pas Guitry dans le prince de Condé. On s'obstine à confier à Guitry les rôles à panache du répertoire romantique. Il n'a ni l'élégante et hautaine désinvolture, ni la diction légère et mordante qui conviennent au prince de Condé.* (Sarcey. *Temps.* 11. 4. 92.)

parisianiser v. a. = *parisianer* (Sachs) . . . *à cause de leurs mimiques de gavroches exotiques vite —és.* (Sergines. *Ann.* 20. 3. 92. 182 b.) Vgl. Li. *Suppl.* m. Bspl. aus Daudet 1875.

parpaillotisme. s. m. etwa: Kalvinisterei. *Il était allé rendre visite à une petite église de Frères-Unis, récemment fondée à Montreux, en plein — vaudois.* (Gilb. Aug. Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 505.) — Vgl. *parpaillot* bei Sachs.

Zu **pas.** s. m. 8: *mauvais* — auch fig., Klemme, Schwierigkeit. *Pour se tirer de ce — —.* (Carol, *Répar. Ill.* 12. 12. 91. 482 b.) — *Ce qui me tracasse, c'est de savoir comment vous sortirez de ce — —.* (Theuriet, *Ste Catherine. Ill.* 2. 4. 92. 291 b.) — Ac.: *affaire difficile. embarrassante.*

pataugeage. s. m. das Waten im Schmutze. *Les —s dans la boue, entre les petits lacs qu'enclosent les pavés.* (G. Courtelines. *Ann.* 27. 3. 92. 203 b.)

paterniser. v. n. nach dem Vater arten. *Madeleine devait avoir —e, car on ne retrouvait dans les traits de la mère rien qui rappelât le charme de la sincère et virginale figure de la fille.* (Theuriet, *J. et V. Barbes. Ann.* 14. 2. 92. 112.)

pathogène. a. krankheiterzeugend. *On s'est souvent demandé si les microbes —s pouvaient être éliminés par la sueur* (de Parville. *J. d. D.* 28. 1. 92). — *l'agent — de l'influenza (Temps* 31. 1. 92). — *des microbes —s (Temps* 4. 2. 92) — (Richet. *Ann.* 20. 3. 92. 184 c.).

paysanneau. s. m. Bauernbursche. — *Ils ne se souvenaient plus du — de jadis que pour mieux admirer le sous-officier d'aujourd'hui.* (Delard. *R. d. d. m.* 15. 1. 92. 337.)

peillerouse. s. f., s. *lubin.*

pernod. s. m. Absinth. (*P.* ist der Name eines Destillateurs.) *L'éther est la boisson à la mode: elle fait concurrence au —.* (Sergines. *Ann.* 24. 1. 92. 53 c.)

Zu **personnalité**: — *civile,* juristische Person. *Les associations simplement déclarées n'ayant pas la — — ne peuvent recevoir de dons et legs.* (J. Simon. *Temps* 17. 2. 92) — ist auch weder bei *personne,* noch bei *civil* angeführt.

phonéticien. s. m. Phonetiker. (Michel Bréal. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 623.)

phonogramme. s. m. mehrfach: *Ann.* 14. 2. 92. 103 f. — **phonographe.** s. m. z. B. *Ill* 16. 1. 92. 47 a. (Sachs hat *phonographie, — ique.)*

photo-club. s. m. photographische Gesellschaft. — *dans une séance du — de Paris. (Ill.* 12. 12. 91.)

photophoner, v. durch Licht auf weite Entfernungen mit einander sprechen. *Pour entrer en communications avec les habitants de Mars, il faut leur —: Etes-vous là?* (Cam. Flammarion. *Ill.* 16. 1. 92. 47 a) — **photophone.** s. m. Apparat hierzu. *(ib.)*

Zu **piécette**: auch kleines Theaterstück (nach den Wb. nur kleines Geldstück). — *On s'aperçut que toutes ces —s étaient écrites d'un style vif.* (Sarcey *Temps* 4. 1. 92.) (Lemaître. *J. d. D.* 30. 5. 92.)

pilivore. s. m. Haare verzehrendes Mittel. . . . *employer le — qui supprime les poils follets . . .* (Anzeige).

pilocarpine. s. f. Pilokarpin (schweisstreibendes Mittel). *Puis l'animal a été soumis à une sudation abondante par un moyen approprié ou à l'aide de la —.* (de Parville. *J. d. D.* 28. 1. 92) — s. Li. *Suppl.* m. Beleg v. 1875.

pitrerie. s. f. Hanswurstenstreich. *ce lugubre carnaval de —s grotesques.* (Gilb. Aug. Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 500.) Vgl. Li. *Suppl.* m. Bspl. aus Daudet 1876. — *farce pitrerie* v. Kressner, *Z.* III, 549 aus *Le Voltaire* 2. 7. 81 belegt.

Zu **pli.** m.: auch = *levée,* Stich im Kartenspiele. — *On passe si l'on veut, mais celui qui ne fait pas de — est ramsé et reprend cinq jetons.* (Li. *Suppl.* s. v. *rams* u. *ramser;* s. v. *pli* führt es auch Li. nicht auf.)

Zu **podomètre.** s. m.: auch Schrittzähler, *compteur de pas* (de Parville. *Ann.* 6. 12. 91. 365 a). — s. Li. *Suppl.*

Podot, Ponot, Potot, Bew. v. *Le Puy en Velay.* (*Ann.* 19. 4. 91 u. Reclus II. 450.)

Zu **portée** 1: *des armes à longue* — weittragende Waffen. *(R. d. d. m.* 15. 11. 91. 299) — *mettre qc. à la — de q.* etw. einem zugänglich machen, bes. oft v. einer Ware, durch Herabsetzen des Preises *(mettre à la — de toutes les bourses, des bourses moyennes).*

Zu **poseur,** *euse,* auch adj., effekthaschend; affektiert. — *sa froideur*

de petite pensionnaire —euse. (Delard. *R. d. d. m.* 15. 12. 91. 778, *ib.* 1. 1. 92. 11.)

poudroiement. m. Sonnenstaub, Dunst, Duft. *Derrière ce — lumineux, qui flamboie sur les extrêmes limites de l'horizon, dans un lointain obscur, on cherche, par la pensée, le noir fourmillement des casques ennemis.* (Sarcey, Siège éd. Cosack 38. 18.) — *par une merveilleuse matinée qui voilait Gênes la Superbe d'un — d'or et de rose au bord de son golfe bleu.* (Lesueur, *Passion Slave. Ill.* 9. 1. 92. 39 a.)

Zu **poumon**: *crier à pleins —s,* aus voller Brust schreien. (Sarcey. Siège 3. 11.)

Zu **poussée.** s. f.: — *de sang* Blutwelle. — *G. eut aux joues une — de sang, qui, en se retirant, lui laissa dans les yeux comme un scintillement de larmes* (das Blut schoss ihm in die Wangen und hinterliess . . . — Delard *les Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 12. 91. 797).

Zu **pouvoir** 1: *ne — que* mit Inf. = nicht umhin können zu . . *Cette absence ne pouvait que nous jeter dans une surprise.* (Lemaître. *Ann.* 8. 11. 91. 295 c.) — Bei Sachs: *Ce reproche ne peut qu'il m'étonne*

Zu **précaution**: *prendre des —s.* Vorsichtsmassregeln ergreifen. (z. B. J. Carol, *Répar. Ill.* 24.. 10. 91.) — Vgl. Ac.

préhensibilité. s. f. Greifen, Erfassen. *Pour que la fonction de la — (du pied) soit très développée, il faut qu'elle existe depuis plusieurs générations (chez les Hindous).* (de Parville. *Ann.* 13. 3. 92. 174 b.)

Zu **propos,** 6: *l'à-propos.* s. m. (Sachs: das Passende, Treffende eines Scherzes) Gelegenheitsgedicht, -stück. *Et la fête se termina par un agréable — en vers, de M. Paul Ferrier, „le Souper du centième“* (Lemaître. *J. d. D.* 1. 2. 92.) so häufig bei Sarcey, *Ill.* 23. 1. 92. 73 b, *Temps* 11. 4. 92.

Zu **proposition.** s. f. auch: *propos,* Vorhaben, Vorsatz. *Bien souvent déjà il était venu à la Varenne avec la ferme — d'ouvrir son cœur à la jeune fille.* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 3. 4. 92. 223 c.)

prostitutionnel. a. entehrend, schändend. *Ils (les journalistes) subissent eux-mêmes la fatalité d'un régime qui est — et qui oblige les gens à se prostituer sous peine de disparaître.* (Ed. Drumont. *Ann.* 28. 2. 92. 136 c.)

provincialisé, zum Provinzler geworden. *Mon projet n'était pas de renoncer à Paris . , . . Maintenant me voilà complètement —.* (Paul Arène. *Ann.* 17. 5. 91. 312 a.)

pseudo-scientifique. a. — *commérages —s sur la maison hantée de la rue Couëdic* (Sarcey. *Ann.* 17. 1. 92. 34 a). — Sachs: *pseudo-science.*

pudibondement, adv. zu *pudibond* (Sachs). *Mon enfant, s'écria — Mme R., est-ce qu'à ton âge on doit s'occuper de ces choses-là?* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 7. 2. 92. 96 a.)

pulvériner. pudern, bestäuben. *Il avait la peau fort blanche, —ée de son.* (Carol, *Répar. Ill.* 2. 1. 92. 19 b.) Vgl. Sachs: *pulverin* 3, Staubregen, Wasserstaub.

Zu **quintupler**: auch v. *intr.* sich verfünffachen. *Ils ont —é de valeur. (R. d. d. m.* 1. 1. 92. 95.) ebenso Sarcey, Siège 59. 16.

raid. s. m. u. f. (schott.) feindlicher Reitereinfall. *Une patrouille de uhlans fit une „—“ jusqu'à Reuilly.* (Plauchut. *R. d. d. m.* 1. 1. 92 89.) — *Un officier allemand, préoccupé de l'éventualité d'un — hardi de la cavalerie russe au début d'une grande guerre . . . (J. d. D.* 15. 2. 92.)

rajeunissable. a. wieder jung zu machen. *Une vieille histoire (celle de Judith et Holopherne), comme vous voyez, et malaisément —,*)Grimard. *Ann.* 3. 1. 92. 9 b.)

rassemblé. s. m. das Zusammengehen. *Les deux alezans s'ébran-*

lèrent avec des actions hautes et nerveuses, l'encolure fléchie, mâchant leur mors, dans un — parfait. (Lesueur, *Pass. Slave. Ill.* 6. 2. 92. 127 a.)

Zu **rechute** II: *faire une —*, einen Rückfall bekommen. *Monseigneur, dont la santé n'est pas bonne, a peut-être fait une —. — Et puis si monseigneur avait „rechuté", je le saurais.* (Carol, *Répar. Ill.* 5. 12. 91. 460 b.) Danach wäre *rechuter*, das sich Sachs 1. A. auf Grund von Sand, *François le Champi* findet, noch nicht eingebürgert; Li. und Ac. haben es nicht.

renâclement. m. das Schnauben. *La bête (le loup) détalait, . . . trouant les taillis comme un boulet, avec des —s sourds.* (Delard *les Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 1. 92. 326.)

Zu **rentrer** 5: *il ne rentre pas dans mes intentions* es liegt nicht in meiner Absicht. (Sarcey, Siège. ed. Cosack 30. 10.)

reparcourir, noch einmal durcheilen (hier: in Gedanken). *Il s'accoudait en pensée à l'embrasure de la fenêtre . . . Il reparcourait le jardin où les massifs de framboisiers formaient des retraites si touffues.* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 17. 1. 92. 47 b.) — Bei Li. *Suppl.* m. einem Beispiel im eigentl. Sinne.

Zu **répercussion** 2: *avoir sa —* einen Wiederhall finden (bildl.). *Le coup que nous venions de recevoir n'en avait pas moins été terrible, et il était inévitable qu'il eût sa — au théâtre.* (Sarcey: *Album de l'Armée Fr.) — Il était inévitable que ce goût de blague eût sa — au théâtre. (ib).*

répercuteur. a. Wiederhall findend, sich fühlbar machend. *Certes, le désintéressement est difficile d'une existence longtemps jumelle de la vôtre, dont on ressentit journellement les tristesses, les joies, tous les contre-coups sensibles et —s.* (A. Daudet. *Rose et Ninette. Ann.* 6. 3. 92. 150 b.)

réincarnation. s. f. Wiederverkörperung. — s. ob.: *occultiste. — réincarner* v. Uber, *Z. f. f. Spr.* VIII 365 belegt.

Zu **répétition**: *une arme de guerre, un fusil à —*, Repetiergewehr.

répétitorat. s. m. Amt eines *répétiteur. Les maîtres répétiteurs de nos lycées et de nos collèges viennent d'adresser à M. le ministre de l'instruction publique un projet de décret sur la réforme du —.* (Sarcey. *Ann.* 5. 7. 91. 2 a.)

Zu **réseau** 5 auch: — *ferré* Eisenbahnnetz. (J. Simon. *Temps* 26. 1. 92.)

Zu **retrousser** I: — *les lèvres,* den Mund höhnisch verziehen. *Un ironique sourire — ait le coin de ses lèvres.* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 17. 1. 92. 48 a.) (Theuriet, *l'oncle Scipion.* p. 71.)

Zu **retroussis.** s. m. Emporziehen der Lippen: *elle souriait avec un — des lèvres comme si elle eût voulu mordre* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 25) — schon v. Uber, *Z. f. f. Spr.* VII, 57 belegt. — — *des moustaches* Emporstreichen des Schnurrbartes (Delard. 15. 1. 92. 321).

Zu **revaloir**: *Je te revaudrai cela* das werde ich dir gedenken. — *La chaleur de mars* **se revaut** *toute l'année* macht sich geltend. (Theuriet, *Bête Noire. Ill.* 7. 1. 82.)

Zu **revue.** s. f. auch: humoristische Aufführung, satirische Rundschau über Ereignisse und Personen (s. z. B. vor Weihnachten in gewissen Theatern, in Vereinen). — *Les centraux avaient l'habitude de monter chaque année une —, écrite par quelques-uns d'entre eux, qu'ils jouaient eux-mêmes, dans un théâtre parisien, loué par avance. Il va sans dire que la — mettait en scène les divers incidents de la vie de l'Ecole, quelle blaguait les professeurs avec une liberté aristophanesque.* (Sarcey. *Ann.* 14. 2. 92. 98 b.) — *Le théâtre des Nouveautés vient de nous donner, un peu sur le tard, une — de fin d'année.* (Grimard. *Ann.* 20. 3.

92. 186a.) Diese Bedeutung, der man ausserordentlich oft begegnet, findet sich nicht in den Wb.

roseur. s. f. rosige Färbung (wie *rougeur, blancheur). Lentement ces blocs s'entr'ouvrent comme la neige sous la poussée des perceneige, et laissent entrevoir des blancheurs et des —s mouvantes.* (J. Lemaître. *J. d. D.* 28. 3. 92 mehrfach.)

rougeaille. s. f. das Rot. — *Des bois .. enserrant comme d'une infranchissable barrière la — des cultures.* (die roten Ackerflächen.) (Delard. *R. d. d. m.* 15. 1. 92. 316.)

Zu **salive**: *Le père Noël qui n'a pa sa — dans la poche* (der nicht auf den Mund gefallen ist) *y va de sa petite oraison funèbre.* (Sarcey. *Temps* 22. 2. 92.) — Sachs, s. v. *poche* hat: *ne pas avoir sa langue dans sa poche.*

Zu **satiété**: *à* — bis zum Überdruss. *A toutes les questions elle ne répondait que ces quelques mots répétés à —.* (M. de Vogué. *Ann.* 30. 8. 91. 132b.) — *On connaît à — les quelques milliers de poupées des deux sexes.* (de Barine. *J. d. D.* 1. 1. 92, ebenso Theuriet *Ann.* 14. 2. 92. 100b, 10. 4. 92. 293b) — Li. u. Ac.: *jusqu'à —.*

Zu **scandale**: *Tous ces gamins regardaient les images des journaux illustrés et achetaient, pour lire en classe, les feuilles à —.* (Schandblätter. — Sarcey. *Ann.* 27. 12. 91. 402a.)

sémi-adhésion. s. f. das halbe Anhangen, Hinneigen. *La — du comte de Paris au dangereux socialisme chrétien de M. de Mun.* (Delard. *R. d. d. m.* 15. 1. 92. 331.) Sachs: *sémi-adhérent* halb angewachsen.

sensitivité. s. f. Empfindlichkeit. *Son système nerveux n'a pas encore la — qui exacerbe tous nos maux.* (de Bovet *Ill.* 30. 1. 92. 91c.)

Zu **sept** I; 1 Sachs: *guerre de — ans* statt: *guerre de Sept ans.*

Zu **serinage** (Vororgeln) füge: Abrichten, Einpauken. *C'est le théâtre en personne que cette petite fille (de dix ans); tout est juste dans sa diction et il ne semble pas que le — n'y soit pour rien.* (Sarcey. *Temps* 15. 2. 92.)

séropulent. a. = *séreux? L'eczéma .. est une affection de la peau caractérisée par une éruption de petites vésicules remplies d'un liquide —.* (Gyp. *Ann.* 30. 1. 92. 76b.)

shakespearisant. s. m. Sh.-Nachahmer. (*La traduction de J. Lacroix) fut louée autrefois par des poètes très authentiques et de très pieux —s, tels que Th. Gautier, Th. de Banville et Paul de St. Victor.* (Lemaître. *J. d. D.* 25. 1. 92.)

Zu **silence**: *Votre protestation ne fera qu'envenimer le mal, qu'il vaut mieux envelopper de silence et d'oubli* (mit Stillschweigen übergehen, *passer sous —*. Sarcey. *Ill.* 12. 3. 92. 211a). — ähnlich: *s'envelopper dans le silence* sich in Schweigen hüllen. (*id. Ann.* 20. 12. 91. 387a.)

sleeping (*sc. car*) s. m. engl. = *wagon-lit* Schlafwagen. (*Ann.* 13. 12. 91. 371c Emman. Arène.) — Sarcey. *Temps* 25. 1. 92; 28. 3. 92.

sobranié. s. f. Sobranje, bulgar. Parlament. (*Ann.* 27. 12. 91. 401c.)

soleillade. s. f. Sonnenglut, Sonnenblick. *La tête blonde, brûlant de la — de ses quinze ans.* (Delard. *R. d. d. m.* 15. 12. 91. 289.) — *Cela vient sans qu'on y songe, comme une — entre deux averses* (*id.* 15. 1. 92. 343).

somnoler. v. a. schläfrig verbringen. *Les soirées —ées en commun au coin du feu* (*id.* 1. 1. 92. p. 8) — Kressner (*Z. f. f. Spr.* III, 550) belegt das W. mit einem Bspl. aus *Le Voltaire* 9. 7. 81, aus dem jedoch der transitive Gebrauch nicht deutlich hervorgeht.

sudoral, e. a. Schweiss —. *La valeur thérapeutique des crises —es* (de Parville. *J. d. D.* 28. 1. 92).

Zu **soixante**: Sachs gibt — *-onze* statt des mindestens besseren — *et onze.* Vgl. Plattner, *Fr. Schulgr.* § 147.

sud-oriental, e. a. südöstlich, braucht Elisée Reclus in seiner *Géographie Universelle,* so: IV. 6. *les côtes sud-orientales de l'Irlande,* ebenso p. 46 u. 343. Die entsprechenden Bildungen *sud-occidental, nord-oriental, nord-occidental* sind mir nicht begegnet. Li. u. Sachs haben nur *sud-est.* Vgl. Darmesteter's Bemerkung zur Neubildung *Sud-Américain. (Mots Nouveaux.* p. 157.)

Zu **suggestif, ve.** a. (Sachs: anstiftend, eingebend) a) zum Nachsinnen einladend, vielsagend. *Dans ce lieu (le Campo Santo de Gênes), l'un des plus —s de la terre par le contraste de sa mélancolie mortelle et de sa grâce merveilleuse.* (Dan. Lesueur, *Pass. Slave. Ill.* 9. 1. 92. 37 a) — *„Bock-Idéal." Songez à tout ce qu'il y a de — dans cet accouplement de mots. (Ill.* 30. 1. 92. 90 b.) — *Des ruelles bordées de palissades en planches amènent les cochons un à un par une passerelle gentiment décorée du nom — de „Pont de Soupirs".* (Em. Gautier. *Ann.* 17. 1. 92. 45 b.) — *Il ne s'agit, en définitive que de magnifiques expériences de laboratoire, et les idées très—ves si chaudement exprimées par M. Tesla ne sont encore qu'à l'état d'espérance.* (de Parville. *J. d. D* 10. 3. 92.) — b) moralisch bedenklich, zweideutig. *On les remplaça (les danses) par des ballets et par des spectacles —s ainsi qu'on dit aujourd'hui.* (P. de Lano, *la Cour de N.* III. *Ann.* 17. 1. 92. 39 a.) — *détails éminemment savoureux et —s.* (A. Brisson. *Ann.* 24. 1. 92. 59 c.) — *Les nouvellistes en quête de racontars —s* (Grimard. *Ann.* 20. 2. 92. 122 c) — *id.* 31 1. 92. 72 c. — **suggestivement.** adv. — *Elle est unique dans sa conception et géniale dans ses moindres parties, cette œuvre de Mozart, qui se juxtapose à la comédie de Beaumarchais au point d'en rendre — aimable jusqu'à l'amertume.* (Grimard. *Ann.* 3. 4. 92. 217 b.) — Li. *Suppl.*: *suggestif,* a., *qui suggère, qui fait penser (mot forgé sur l'anglais). Shakespeare est le plus — des poètes* (Em. Montégut).

suggestionner. v. a. zum Verbrechen anstiften. *Bref, elle le suggestionne, comme nous disons depuis quelques années* v. Lady Macbeth, die ihrem Gatten den Gedanken an die Mordthat eingibt. (Lemaître, *J. d. D.* 25. 1. 92.) Vgl. Villatte, Anh. s. v. *suggestionné* durch Hypnotisierung zum Verbrechen angestifteter Mensch.

supraterrestre. a. überirdisch. *La révélation des choses —s,* (Gilb. August Thierry. *R. d. d. m.* 1. 12. 91. 520.) (A. Brisson. *Ann.* 16. 7. 92. 43 c.)

Zu **sur** I, 17. Richtung in der Zeit: *sur ses vieux jours* auf seine alten Tage. (Carol, *Répar. Ill.* 24. 10. 91.) — *sur le tard* erst spät (bei Sachs s. v. *tard*). Vgl. Li., *sur* 37: *déjà sur l'âge.*

Zu **tandem.** s. m.: auch e. Art Veloziped. *Je monte en tricycle et en — depuis trois ans. (Ann.* 7. 2. 92. 85 c.)

tarbais. a. u. s. zu *Tarbes;* auch: in *T.* gezüchtetes Pferd. *Il y eut à l'écurie deux grands — vicieux qui ruaient.* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92: p. 6.)

tatillon, *ne* auch adj., kleinlich. *Il sue par tous les pores la médiocrité importante et —ne* (Sarcey. *Temps* 21. 12. 91). *la médiocrité ahurie et —ne de M. Mayer* (Schauspieler. — Bellaigue. *R. d. d. m.* 1 1. 92. 233).

télépathie. s. f. Telepathie, Fernfühlen; **télépathique.** a., zu T. gehörig, **télépather.** v. n. durch T. mit einander verkehren. Diese Ausdrücke mehrfach in einem Artikel Sarcey's über diese *prétendue science mystérieuse et abstruse* in den *Ann.* v. 22. 11. 91. p. 322 ff. Am Eingang

sagt S: *La — commence à être à la mode. Le mot est nouveau et ne se trouve encore dans aucun dictionnaire.*

Zu **temps** 14: Bei *de tout temps* fehlt die Übers. „von jeher.“

Zu **tenir** II, 6: *tenir de* grenzen an (bildl.). *Une exaltation qui tenait de la folie.* (Sarcey. Siège 31. 28.)

Zu **territorial.** a.: *l'armée — e* Territorialarmee, Landwehr, s. Ac. — —. s. m. Angehöriger derselben. *La loi qui force tous les Français à servir, qui a institué des réservistes et des —aux, a introduit dans l'armée de nouvelles mœurs.* (Sarcey. *Alb. de l'Armée Fr.*). Beide Wörter bei Li. *Suppl.*

Zu **tête** 12: *tenir la —*, obenanstehen, die erste Stelle einnehmen. *M. J. Simon tenait la tête de la première ligne, tandisque la seconde était commandée par Camille Doucet.* (Sergines. *Ann.* 1. 12. 91. 373 b.) — *tête de ligne*, Endstation. *La ceinture que formaient les Prussiens autour de nous allait se rétrécissant sans cesse, jusqu'à l'heure où Asnières et Vincennes devinrent —s de ligne.* (Sarcey, Siège. 19. 1.)

Zu **tir**: *canon à — rapide* Schnellfeuerkanone. *(Ann.* 20. 12. 91. 386 a.)

tire-l'œil. a. in die Augen fallend. *Un phaëton et une charrette anglaise marqués d'un chiffre — surmonté d'un tortil.* (Delard. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 6) — bei Vill. als sbst. angeführt.

Zu **titre** 4 u. 8: einige von Sachs nicht erwähnte, häufig vorkommende Verbindungen mit *à — de: à — d'essai* als ein Versuch, *à — d'échantillon* zur Probe (z. B. Sarcey. *Temps* 29. 2. 92. — *ib.* 6. 3. 92. — Theuriet. *Ann.* 31. 1. 92. 79 a). — *à — de curiosité* um der Merkwürdigkeit willen (Sarcey. *Temps* 11. 4. 92). — *à — de souvenirs* als Zeichen der Erinnerung, zum Andenken. *Ils éprouvent le même désir d'échanger de petits objets matériels à — de souvenirs.* (A. Brison. *Ann.* 21. 2. 92. 125 b).

tolstoïsant. a. Tolstoi nachahmend. *Ainsi, l'évangile délicat des lettrés —s s'épaissit, si je puis dire, en descendant vers la foule* (Lemaître. *J. d. D.* 22. 2. 92). — **tolstoïsme.** s. m. u. **tolstoïste.** a. (A. Brisson. *Ann.* 18. 9. 92. 188 f.)

transverbérer. v. a. durchbohren. *Il la —bère d'un regard perçant.* (Lemaître. *J. d. D.* 18. 1. 92) Li. *Suppl.* mit einem Beispiel aus Renan v. Jahre 76.

Zu **trembler** II, 2: *voix tremblée* zitternde Stimme. *Il s'écria d'une voix à la fois —ée et ronflante.* (Theuriet, *J. et V. B. Ann.* 10. 1. 92. 30 b; — *ib.* 10. 4. 240 a.) — Li.: *sons —és, terme de musique,* also = *tremolo;* Sachs: *écriture —ée* m. zitternder Hand Geschriebenes.

Zu **tremper** II, 2: — *dans l'oubli* in Vergessenheit geraten. *L'affaire commençait à — dans l'oubli, quand tout à coup la maîtresse de l'assassin est venue se livrer elle-même et dénoncer son complice.* (Sarcey. *Ann.* 13. 12. 91. 370 c.)

trimballée. s. f. Pack, Hetze Kinder. *Marié, certes, et père d'une — d'enfants.* (A. Daudet. *Nabab.* I, 128). Dies W. findet sich nur bei Villatte. Li. u. Sachs haben nur *trimballage* das Mitschleppen, Darmest. *(M. N.* p. 97) *trimbalement.*

trole. s. m. s. *lubin.*

trompe-l'œil auch Adj., blendend, täuschend. *Le vernis — de quelques talents secondaires.* (Delard, *Dupourquet. R. d. d. m.* 15. 12. 91. 776).

Zu **trou.** s. m. Als Theaterausdruck: Lücke, Pause im Gespräch, Lücke in dem Gang eines Stückes, in der Charakterentwickelung eines Helden. *Seulement Régis de Fagan met tout son vouloir à oublier, il évite*

de prononcer jusqu'au nom de son ancienne femme, et les petites s'appliquant à la même discrète réserve, cela coupe de froids, de silences, de —s, comme on dit au théâtre, la promenade animée à travers l'appartement. (A. Daudet. *Rose et Ninette*, *Ann.* 6. 3. 92. 150c.) — *Je n'étais pas sans inquiétude au sortir de la première représentation, sur le résultat final. Il y avait dans la pièce tant d'obscurités et de —s* (Sarcey. *Temps* 7. 3. 92). — *les —s de l'action et les faiblesses du style ont éclaté à tous les yeux* (*id.* 11 4 92.). — Vgl. Li. *trou* 16: *En argot de théâtre, une pièce pleine de —s, une pièce où le caractère du principal personnage est plein d'incohérence.*

tuberculine. s. f. Tuberkulin. (de Parville. *J. d. D.* 10. 12. 91.)

Tulliste. m. Bew. v. Tulle. (*Ann.* 19. 4. 91.)

typographier. drucken. *S'ils (les bons causeurs) n'ont pas eu la précaution de faire — leur esprit, il ne reste plus d'eux, après eux, que cette chose fugitive, le nom.* (Claretie. *Ann.* 20. 12. 91. 389c.)

tsarisme. m. Czarentum (fehlt auch in der Schreibung mit ts u. cz). *Les institutions bureaucratiques importés d'Allemagne, enfin les idées absolues de légitimité . . . donnèrent au — des Romanow sa forme actuelle.* (Reclus V, 892.)

ululement. s. m. = *ululation* (Sachs). — *le — d'une chuoette.* (Plauchut. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. p. 94. — Sarcey. *Temps* 25. 1. 92) — s. Li., der *ululation* als selten bezeichnet; Ac. hat keines von beiden.

Zu **urbain** I: *Urbaine.* s. f. Name einer Droschkengesellschaft in Paris. *La grève des cochers de l'—.* (anf. 1892.)

vaudevillesque. a. vaudevilleartig. *Je vous prie d'être indulgents pour ces inoffensives inventions —s.* (Lemaître. *J. d D.* 18. 1. 92.)

veinage. s. m. Äderung. *La fleur est injectée d'un beau — rouge corail.* (de Parville. *Ann.* 31. 1. 92. 78a.)

Zu **vélo** III: = *vélocipède.* — *nombre de jeunes femmes qui voudraient bien monter en —.* (*Ann.* 7. 2. 92. 86a.)

vélocipédie. s. f. Radfahren. (*Ann.* 23. 8. 91. 114b; 7. 2. 92. p. 85.)

velocewoman. s. f. Radfahrerin (vgl. *veloceman*) (*Ann.* 7. 2. 86a).

Zu **vente**: — *au procédé* unreelles Verkaufsverfahren mit Preisvorschlag. *Dans beaucoup de magasins la règle commune est la — au procédé. On entend par ce terme une combinaison qui permet au commis de vendre un produit à un prix supérieur à sa valeur, à condition de partager avec le patron le bénéfice indûment réalisé.* (G. Michel. *R. d. d. m.* 1. 1. 92. 146.)

Zu **vespéral**: auch adj., abendlich. — *promenades —es* (Carol, *Répar. Ill.* 21. 11. 91. 418a. u. 5. 12. 91. 559b).

Zu **vie** 4: *mener la haute* — flott leben, nobel auftreten. *Germain est plaisant en clubman qui mène la haute —.* (Sarcey. *Temps* 21. 12. 91.)

Zu **vieux** 3: *vieux jeu* auch adj., der klassischen Richtung anhangend. *Je sais que je suis horriblement — — et que tout le monde me raille sur mes préjugés d'antan.* (Sarcey. *Temps* 1. 2. 92 und öfter.) Bei Sachs u. Vill. nur als sbst. angeführt.

Zu **vif** II, 2: ***prendre sur le vif*** nach dem Leben zeichnen, schildern. *Son dialogue, pris sur le — de la réalité, avait du relief et du brillant.* (Sarcey. *Temps* 28. 12. 91; *id. Ann.* 30. 8. 91. 135c; *Temps* 29. 2. 92, *Ill.* 12. 3. 92. 211) — *Celui-là est pris sur le — de l'observation mondaine.* (Sergines. *Ann.* 31. 1. 92. 76b.) — *Un mélange d'observations prises sur le —, de vaudeville et de comédie.* (Lemaître. *J. d. D.* 1. 2. 92. — Sergines *Ann.* 28. 2. 92. 132c. — René Bazin. *J. d. D.* 4. 3. 92.) — Vgl. Li., *vif* 15: *peindre au —, d'après nature,* mit Beispielen aus Scarron.

violeter violett färben. (Bonnetain. *Ann.* 20. 12. 91. 399b.) — vgl. Li.

vodky s. m. = *eau de vie russe.* *(Ann.* 17. 1. 92. 37 c.)

Zu **voie** 8: *—s respiratoires.* Atmungswege.

Zu **volée.** s. f. 1: *rendre la — à (un oiseau, à un hanneton etc.)* wieder fliegen lassen. (Sarcey. *Temps* 4. 1. 92.)

vrombir. v. n. summen? *Les gamins sortent de l'école en —issant comme un tourbillon d'abeilles.* (J. Richepin. *Ann.* 3. 4. 92. 211 c.)

Zu **vue** 3: *en —*, adjektivisch. präd. u. attr., hervorragend. *Lord Dufferin est un des personnages les plus en — de la diplomatie anglaise.* *(Ann.* 20. 12. 91. 386 b.) — *J'ai un artiste qui est, comme on dit, „très en —"* (Hugues le Roux, *Guy de Maupassant. ib.* 387 b). — *Une des classes de la société les plus en —, sinon les plus nombreuses* (de Barine. *J. d. D.* 1. 1. 92). *Mgr. d'Hulst est un des membres du clergé français les plus en — et de ses orateurs les plus remarquables (Ann.* 13. 3. 92. 161 c). — *M. de Hulst est très en — à l'heure présente. (J. d. D.* 12. 4 92.)

Xavérien s. m. u. a Mitglied der Franz-Xaverius-Brüderschaft oder Missionsbrüderschaft. *Les révérends pères —s de Dol (en Bretagne).* (J. Carol, *Réparation. Ill.* 12. 12. 91. 481 b.)

O. Hennicke.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**

Professor a. d. Universität zu Kiel. Professor a. d. Universität zu Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,

Professor an der Universität zu Giessen.

Band XIV.

Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen etc.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Gronau.

1892.

INHALT.

Referate und Rezensionen.

MISZELLEN.



Referate und Rezensionen.

Eicke, Theodor. *Zur neueren Litteraturgeschichte der Rolandsage in Deutschland und Frankreich.* Leipzig, 1891. Fock. 8^0 56 S.

Die Geschichte der neueren Litteratur, insbesondere in Deutschland, hat zahlreiche Werke zu verzeichnen, die ihren Stoff aus der mittelalterlichen Sage schöpften. Es ist dabei von Interesse, den Zusammenhang aufzudecken, der zwischen der wissenschaftlichen Erforschung der alten Quellen und der poetischen Verwertung ihres Inhaltes besteht. Vor allem fragt es sich, kennt der moderne Dichter wirklich die alten Sagen, hat er einen reinen und tiefen Eindruck aus ihnen empfangen und ist er im Stande, sie in würdiger und angemessener Weise neu zu gestalten. Leider hat man nur allzu oft Veranlassung, über die grenzenlose Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, wodurch moderne Dichterlinge die edlen Schöpfungen der Vorzeit zu verderben pflegen, und über ihr gänzliches poetisches Unvermögen sich zu ärgern. Eicke hat die Schicksale der Rolandsage behandelt. Nach kurzer Aufzählung der ältesten Quellen und nach einem flüchtigen Überblick über das, was in den folgenden Jahrhunderten geleistet wurde, wobei nur Pulci, Bojardo und Ariosto von Bedeutung sind, erörtert der Vf. die Rolanddichtungen der Neuzeit. Die französischen Elaborate sind, wie man schon aus dem Wenigen sieht, das Eicke anführt, fast durchgehend geringwertig, sie stehen als würdige Gegenstücke den unfreiwilligen Parodieen gegenüber, denen in Deutschland die Nibelungensage, trotzdem sie auch andererseits in den gewaltigsten und hehrsten Kunstschöpfungen wieder auflebte, zum Opfer fallen musste. Doch auch in deutscher Dichtung hatte die Rolandsage entschiedenes Missgeschick. Immermann's Trauerspiel *Das Thal*

von Ronzeval (1818) ist unglücklich, die alte Sage ist allzu sehr zerstört, das neue erwärmt nicht und passt nicht zum Stoff. Gern hält man sich an die Verdeutschung der *chanson de Roland* durch den Mann, der selbst da, wo er nur als „Übersetzer“ auftritt, das höchste dichterische Können entfaltet, an Wilhelm Hertz' *Rolandslied* (1861); freilich zeigt sich der Dichter in seinem vollen Glanze hier nicht, denn Hertz ist ein gottbegnadeter Minnesänger, im Tristan ist er unübertrefflich und überstrahlt da oft seine Vorbilder Thomas und Gottfried, doch in der *chanson* befindet er sich auf einem weniger günstigen Boden, da sie zur Entfaltung seiner eigentlichen Grösse keine Gelegenheit gewährt. Uhland's Gedichte bilden die Krone der neudeutschen Rolandspoesie, hier vereinigt sich in idealster Vollkommenheit die Kunst des wahren Dichters mit dem gründlichsten Verständnis der alten Überlieferung. Neuerdings kam noch Dahn's freierfundenes Gedicht *Rolandin* hinzu, worin dem Roland ein Sohn angedichtet wird, wie in Bornier's *la fille de Roland* eine Tochter; darin ist mit Meisterschaft die Liebe des Rolandin und der Jolanthe geschildert.

Ob Eicke's Angaben vollständig und erschöpfend sind, vermag ich nicht zu ermessen. Seine Arbeit ist aber jedenfalls nützlich und es verlohnt sich wohl, zu beobachten, wie ein Dichtwerk der Vergangenheit in der Poesie der Gegenwart wiedergespiegelt wird.

WOLFGANG GOLTHER.

Genelin, Dr. Placid, *Unsere höfischen Epen und ihre Quellen.* (Im zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahresbericht über die deutsche Staatsoberrealschule in Triest 1890 und 1891); erschien buchstäblich gleichlautend mit demselben Titel auch im Handel zu Innsbruck bei H. Schwick 1891. 8⁰ 114 S.

Es war ein guter Gedanke, die mhd. Epen im Verhältnis zu ihren französischen Quellen einmal zusammenfassend zu behandeln. Kann doch nur durch genaue Einsicht in die Arbeitsweise der mhd. Dichter, wie sie bald im engeren, bald im freieren Anschluss die fremden Vorlagen übertrugen, ein sicheres litterarisches Urteil gewonnen werden. Die Erforschung der afz. Dichtung ist von bestimmendem Einfluss für die Auffassung der deutschen geworden. Im allgemeinen sah man sich genötigt, beim deutschen Dichter das Mass der eigenen schöpferischen Thätigkeit, soweit Erfindung und Anordnung des Stoffes

in Betracht kommen, mehr und mehr einzuschränken. Er zeigte sich immer deutlicher als ein freier Übersetzer, dessen Stärke teils in der Form, teils auch in der vertieften oder doch veränderten, neuen Auffassung des gegebenen Stoffes zu suchen ist. Als die deutschen Romandichter, besonders im Südosten Deutschlands, begannen, nach den vorhandenen Mustern Gedichte mit selbsterfundenem Inhalt zu bilden, kam dabei nichts Gutes heraus. Die quellentreuen Epen gewähren in jeder Hinsicht mehr Befriedigung, ihrer Pflege haben sich auch die ersten deutschen Dichter gewidmet. Es gehört ein gründliches und umfangreiches Wissen dazu, um eine gute und verlässliche Darstellung desjenigen Teiles der mhd. Litteratur, die unmittelbar oder mittelbar von der französischen abhängig ist, geben zu können. Der Verfasser muss in der romanischen Philologie ebenso zu Hause sein, wie in der germanischen, er muss der eindringendsten und mühsamsten Detailuntersuchung obliegen, um eine sichere Grundlage für seine Schlüsse zu gewinnen, er muss ein überaus feinsinniges Urteil in poetischen Dingen besitzen, um der Eigenart des deutschen Bearbeiters gerecht zu werden, er muss im Stande sein, aus der Beobachtung aller der oft verborgenen und schwer zu erkennenden Einzelheiten ein abgerundetes Charakterbild einer dichterischen Persönlichkeit zu entwerfen. Allerdings ist heutzutage die Aufgabe durch zahlreiche Vorarbeiten, die namentlich in den Ausgaben der in Betracht kommenden afz. und mhd. Werke niedergelegt sind, wesentlich erleichtert und gefördert.

Mit dem tiefen und weiten, durch selbständige Forschung geschärften Blick, den eine vollendete und abschliessende Darstellung dieses interessanten Kapitels der altdeutschen Litteraturgeschichte verlangen würde, hat Genelin seine Aufgabe nicht angegriffen. Man darf daher auch nicht mit allzu hohen Erwartungen an die Schrift herantreten. Der Verfasser bezweckte offenbar nur eine übersichtliche Zusammenstellung dessen, was die Einzelforschung seither auf diesem Gebiete geleistet, eine kurz gefasste Angabe der Resultate und vorgetragenen Ansichten. Auch das schon ist nützlich und förderlich, wenn nur mit genügender Sorgfalt alles Wissenswerte verzeichnet wird. Obwohl die Abhandlung Genelin's von einigen Flüchtigkeiten, Fehlern und Lücken nicht frei blieb, so ist doch die Verdienstlichkeit der Leistung anzuerkennen. Nachteilig wirkt der Umstand, dass der Vf. die Litteratur nur etwas ungleichmässig beiziehen konnte — man findet oft Spezialuntersuchungen der jüngsten Zeit berücksichtigt, wogegen wiederum manche älteren Datums fehlen, zuweilen auch Hauptwerke, wie z. B. Behaghel's Eneitausgabe — ferner, dass die Arbeit, wie es scheint, schon vor längerer Zeit

abgeschlossen wurde und deshalb keinerlei Gewinn aus G. Paris' *litterature française au moyen âge* (1888), überhaupt aus der neueren mit den Artusepen lebhaft beschäftigten Forschung zu schöpfen vermochte.

Gut sind die einleitenden allgemeinen Bemerkungen zur Charakteristik der mhd. Übersetzungslitteratur, dass die Mehrzahl der höfischen Epen auf Bestellung gearbeitet wurden, nicht nach der freien Wahl des Dichters, worin allenfalls die eigenen Zuthaten der Deutschen bestehen, wie die deutsche Sprache sich entwickelte, wie französische Lehnwörter eindrangen u. dergl. S. 19 wird aus Versehen der französische Achtsilbler als dreimal gehoben bezeichnet. Im Hauptteil der Schrift werden die einzelnen Sagenkreise und deren Bearbeitungen in Frankreich und Deutschland vorgeführt, die Karlsage, die Artussage, antike Stoffe, byzantinisch-palaestinische Stoffe. In aller Kürze wird die Entstehung des Sagenstoffes angedeutet, dann werden die wichtigsten afz. Bearbeitungen genannt, endlich die deutschen Werke ihren Vorlagen gegenübergestellt und ihrer Bedeutung nach gewürdigt. Nicht erwähnt sind die nach französischen Quellen gearbeiteten deutschen Gedichte, die keinem der genannten Sagenkreise angehören, wie z. B. Reinhart Fuchs und Hartmann's Gregorius. Die Karlsage ist am besten gelungen, des Pfaffen Konrad Rolandslied und Wolframs Willehalm sind gut charakterisiert. Beim Rolandslied Konrad's wird meine Schrift (München 1887), beim Rolandslied des Stricker's die Ammann's (das Verhältniss von Stricker's Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad, Wien, 1885) nicht genannt. Für Ulrich's von dem Türlin Willehalm sollen Jonckbloet und nach ihm Gautier und Suchier (S. 38) eine verlorene französische Quelle angenommen haben; Suchier aber wies gerade das Gegenteil nach, nämlich, dass Ulrich keine französische Vorlage benutzte, vielmehr die Handlung seines Gedichtes aus den in Wolfram's Willehalm gegebenen Andeutungen heraus frei komponierte. Die französischen Romane des antiken Sagenkreises gingen denen des bretonischen voran, sie dienten letzteren vielfach zum Vorbild. Darum hätte Genelin besser die ‚antiken Stoffe' vor der ‚Artussage' behandelt; der Satz (II 56), dass die antiken Sagen ‚nach dem Muster der Karl- und Artusepen umgemodelt' worden seien, ist in dem Sinne, wie es Genelin meinte, falsch. Wohl lehnten sich die Verfasser des Alexander, Eneas und Beneit im Trojanerkrieg an die ältere Nationalepik an, aber sie bilden wiederum ihrerseits den Übergang zum Ritterroman. Für den Ursprung der Artusepen stützt sich G. nur auf San Martes längst veraltete Ansichten. Die Gestalt Crestiens war viel mehr ins Licht zu rücken, da er

mächtig die französische Poesie beherrscht und ebenso auf die deutsche einwirkt. Hartmann, der im Erek mit der Vorlage freier schaltet, im Iwein aber seinem Gewährsmanne treuer folgt, ist so weit richtig charakterisiert. Beim Iwein fehlt Settegast's Schrift, die Hartmann mit Crestien vergleicht. Der Abschnitt über Lancelot ist ganz ungenügend; wird doch noch Villemarqué's Erklärung des Namens Lancelot (der germanisch-französischen Ursprungs ist, vgl. *Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt.* XIII[1] 43 ff.) durch *l'anzelot* (= der Diener) aus irisch *Mael* aufgetischt. G. Paris' Aufsatz in der *Romania* X, 465 ff., XII, 459 ff. ist nicht zitiert. Früher galt, wie mir scheint, mit Unrecht Ulrichs von Zazichoven Lanzelet für das älteste deutsche Artusepos; dann suchte Bächtold seine Abhängigkeit vom Erek darzuthun; neuerdings kehrte Bächtold aber wieder zur alten Ansicht zurück. (Vgl. dessen Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz.) Betreffs der Gralromane folgt G. Birch-Hirchfeld, nur den Prosaroman Perceval hält er für älter, als in Birch-Hirschfeld's Buche angenommen wird. Neuerdings dürften Birch-Hirschfeld's Ansichten über Robert de Boron ziemlich allgemein verlassen sein; die Percevalgeschichte, die auf Robert's Joseph und Merlin im sog. Manuskript Didot folgt, ist allerdings als Fortsetzung zu diesen gedacht, doch schwerlich von Robert selber verfasst und jedenfalls jünger als Crestiens conte del graal, dem sie unmöglich als Quelle gedient haben kann. Die Pseudo-Crestiensche Einleitung wird irrtümlicher Weise als dem Crestien zugehörig behandelt. II S. 6 liest man mit Erstaunen von dem ‚keltischen Gedicht (sic!) Peredur ab Evrawc', übrigens ist die welsche Erzählung mit Recht als eine Übersetzung von Crestiens conte del graal bezeichnet. Genelin entscheidet sich für die Existens eines Dichters Guiot, dem Wolfram folgte. Treffend hebt er (II 20 f.) dieses Dichters Beziehung zum Hause Anjou hervor. Die Verherrlichung dieses Grafengeschlechtes, das Vorhandensein mehrerer Sagenzüge in der französischen Gralüberlieferung, die auch Wolfram aufweist, aber aus Crestien nicht entlehnt haben kann, endlich die Polemik Wolfram's für Kyôt gegen Crestien, das sind die Hauptgründe, welche dafür sprechen, dass Kyôt keine Erfindung Wolframs ist. Die Ähnlichkeiten, welche der Vf. zwischen einzelnen Zügen des mhd. Parzival und des Prosaromanes von Perceval zu sehen vermeint, scheinen mir belanglos. II, S. 41 hat Genelin meine Bemerkung über den Namen Lohengrin bei Wolfram aus loheren gerin (in Vollmoeller's Roman. Forschungen V, 129) nicht recht verstanden, wenn er meint, schon Guiot habe den Schwanritter so genannt. Ein französischer Dichter konnte unmöglich den allbekannten Chevalier au cygne

nach dem nicht weniger bekannten Helden der Lothringer Geste benennen, wohl aber Wolfram bei seinem ausgesprochenen Hang, jede Person mit einem Namen zu versehen. Was mit der ‚der Tristansage sehr ähnlichen Reihe von Abenteuern in der Karados-episode‘ (im conte del graal 12451 ff.) gemeint sein soll, verstehe ich nicht. II S. 46 ist in Bezug auf den böhmischen Tristan richtig zu stellen, dass er nicht auf eine französische Quelle zurückgeht, sondern auf eine deutsche, auf Eilhart's Tristan. II 52 tönt wieder die von den sittsamen Litterarhistorikern zum Überdruss wiederholte Klage, der Tristanstoff sei nicht gut und edel u. s. w. Meines Erachtens ist er der beste Stoff der mittelalterlichen Romandichtung, weil hier einmal echte Leidenschaft, nicht blos langweilige Konvenienz und schablonenhafte Abenteuersucht vorgeführt wird, weil hier der Dichter ein reiches und warm empfundenes Seelenleben schilderte, dass zu allen Zeiten das Gemüt des Lesers mächtig ergreifen muss. Ich finde es gar nicht schade, dass so viel Genialität nicht auf einen besseren Stoff angewendet wurde, im Gegenteil scheint es mir eine glückliche Fügung, dass die Sage von Tristan und Yselt so grosse Meister wie Thomas und Gottfried gefunden hat. S. 64 wird der Roman d'Eneas ohne jede Bemerkung dem Beneit zugeschrieben; schon längst aber ist dessen Verfasserschaft für den Eneas angezweifelt und auch von Salverda in seiner jüngst erschienenen Ausgabe entschieden in Abrede gestellt worden. Die byzantinische Novelle ist gar nicht charakterisiert, der Abschnitt überhaupt sehr flüchtig und oberflächlich; Cliges ist dabei nicht genannt. Bei Flore und Blancheflur war Hausknecht's wertvolle Einleitung zur Ausgabe des englischen Floris (1885) anzuführen. Endlich musste der Unterschied zwischen dem älteren und jüngeren deutschen Ritterroman in Versen klarer hervorgehoben und charakterisiert werden: hier Abhängigkeit von französischen Vorlagen, also vornehmlich freie Übersetzung, unmittelbarer Anschluss an vorhandene Quellen, dort eigene, aber armselige Erfindung des Inhaltes, der aus der früheren Romanlitteratur zusammengetragen und darum doch unselbständig ist, obwohl keine unmittelbaren Quellen in ihrer Gesamtheit übernommen wurden.

Die Korrektur des Druckes ist nicht sorgsam genug überwacht, insbesondere die Namen der zitierten Gewährsmänner sind oft arg entstellt; Alwin Schultz erscheint zweimal als Schulze! Müllenhoff als Müllendorf u. s. w.

Nach den gerügten Fehlern, die sich in noch weit grösserer Anzahl, als wir hier anmerkten, leider vorfinden, wird das Endurteil über die Schrift dahin ausfallen müssen, dass der Ver-

fasser sich nicht im Besitze des vollen Materials befand, weshalb veraltete Irrtümer und allerlei Unvollständigkeiten der Darstellung anhaften, und dieselbe nicht auf der Höhe des gegenwärtigen Wissens innerhalb der afz. und mhd. Litteraturgeschichte steht. Gerade hier wäre eine gründliche, erschöpfende Beiziehung und Verwertung sämtlicher Hilfsmittel unbedingt von Nöten gewesen, damit der Leser für jeden einzelnen Fall sicheren und verlässigen Aufschluss erwarten kann. So muss stets genau nachgeprüft und mit zahlreichen Ergänzungen, Nachträgen und Berichtigungen nachgeholfen werden. Man muss natürlich den äusseren Umständen Rechnung tragen, dass Genelin in Triest die gesamte zur Lösung dieser Aufgabe aussergewöhnlich umfangreiche Litteratur unmöglich auftreiben konnte, dass mit Rücksicht hierauf seine Leistung auch in ihrer unvollkommenen Gestalt Anerkennung verdient. Aber die Aufgabe an und für sich ist eben so geartet, dass sie nur im vollen Umfang hätte angegriffen werden sollen, und dass ihre Beurteilung auch unbedingt den hohen Masstab anlegen muss, dem die Schrift, wohl namentlich äusserer Umstände halber, nicht zu genügen vermag. Denn wo dem Verfasser die Quellen und Hilfsmittel genugsam zugänglich sind, weiss er sie auch richtig zu verwerten. Sein Urteil ist frei von Voreingenommenheit, er fasst das Wesen der mhd. Hofpoesie klar und sachgemäss auf und ist bemüht, den französischen und deutschen Dichtern gerecht zu werden, wie es sich auf Grund der Thatsachen gebührt.

WOLFGANG GOLTHER.

✓**Mysing, Oskar.** *Robert Garnier und die antike Tragödie.* Leipziger Dissertation. 1891. 56 S. 8⁰.

Wie so manche fleissige Anfängerarbeit, wendet sich auch diese einem französischen Dramatiker des XVI. Jahrhunderts zu. Solche Abhandlungen sind in hohem Grade verdienstvoll, denn jene Zeit der französischen Litteratur ist im Einzelnen, weder nach philologischer, noch nach geschichtlicher, noch nach ästhetischer Hinsicht, bis jetzt genügend erforscht worden. Birch-Hirschfeld's treffliches Werk reicht ja noch nicht bis zu Garnier, Ebert's Darstellung des Entwickelungsganges der französischen Tragödie im XVI. Jahrhundert, seiner Zeit eine bahnbrechende Schrift, dürfte heut zu Tage nicht in allen Punkten mehr befriedigen, andere sind nie völlig befriedigend gewesen.

Ein Vorzug der Arbeit liegt darin, dass Verfasser die Stücke G.'s selbst analysirt, daraus allgemeine geschichtliche

Gesichtspunkte ableitet und auch auf den gesamten Zeitgeist jener Epoche Rücksicht nimmt. Der damaligen Dramatik boten sich die unter Senecas Namen überlieferten Tragödien als nahe liegendes Vorbild dar. Sie entsprachen durch ihre Gräuelszenen und starken Effekte jener wilden leidenschaftlichen Zeit der Bürgerkriege und Religionsverfolgungen und durch ihren rhetorischen Pomp und ihre juristische Spitzfindelei berührten sie eine verwandte Ader im französischen Nationalcharakter. Übrigens wusste G. auch die griechischen Tragiker zu schätzen, ahmte Euripides und Sophocles nach, wenn ihm Senecas Stücke nicht genug Ausbeute lieferten, nahm den Stoff seiner Stücke bisweilen aus Lucan oder aus Plutarch. Dass er mit seiner ganzen Zeit die Griechen übrigens höher gestellt habe, als die römischen Dichter, behauptet zwar der Verfasser, beweist es aber nicht. Wo Sophocles und Euripides vor Seneca erwähnt werden, bedeutet das nur die zeitliche Aufeinanderfolge. Es ist ebensosehr unrichtig, dass Senecas Stücke wegen ihrer „fatalistischen Weltanschauung und den vielfach vorgetragenen absolutistischen Ideen“ dem Zeitalter G.'s besonders zusagten. Denn die Kreise der Adligen und höher Gebildeten, welche G. mit seinen Dichtungen im Auge hatte, waren weder „absolutistisch“, noch „fatalistisch“ gesinnt, sondern sie vertrauten ihrer eigenen Kraft und Leidenschaft und standen zu dem Königtum meist in feindlichem Gegensatze. Wenn Garnier selbst Monarchist war, so lag es wohl daran, dass er vom Hofe und den Hofkreisen materiellen Gewinn zog oder zu ziehen hoffte. Dies war ja die Weise damaliger Dichter. Deswegen zeigt sich G. in seinen Stücken auch als festgläubigen Katholiken, denn abweichende Äusserungen zu thun, war in jener Zeit gefährlich. Darum mag sein Katholizismus nicht minder äusserlich gewesen sein als der aller höher Gebildeten jener Zeit. Die Renaissance hatte mit ihrer Wiederbelebung des griechisch-römischen Heldentums doch etwas den mittelalterlich-religiösen Anschauungen entgegengewirkt und die Gräuel der Ketzerverfolgungen und Religionskriege konnten in diesen Kreisen nur Abscheu oder wenigstens Gleichgültigkeit gegen die römische Kirche erwecken, wenn sie nicht gar dem Hugenottentum die Sympathien zuwandten.

Verfasser hätte sich auf eine rein historische Würdigung Garnier's beschränken und nicht den Verteidiger dieses Dichters spielen sollen. Er hat zwar Recht, wenn er die in Deutschland übliche Geringschätzung der französischen Tragödie überhaupt bekämpft, aber eine günstigere Meinung für seinen Dichter zu erwecken, gelingt ihm nicht ganz. Dass Garnier keine rechte Charakterzeichnung und dramatische Handlung kennt, dass er das

antike Schema der Tragödie mechanisch festhält und höchstens die Chorgesänge zuweilen besser mit der Tragödie in Beziehung bringt, dass er eine besondere Vorliebe für das Schreckliche, Effektvolle und Weinenerregende hat, aber unfähig ist, edle und wahre Naturgefühle, wie das der Mutterliebe, zu schildern, gibt M. zu. Wenn er darauf hinweist, dass G. das Bestreben zeige, eine Person oder eine Idee, auch abweichend von der antiken Vorlage, zum dramatischen Mittelpunkte zu machen, so ist das nur hie und da wahrnehmbar. Im allgemeinen sind G.'s Schultragödien doch nur eine Zusammenhäufung von Monologen, zergliedernden, undramatischen Zwiegesprächen, Chorgesängen und Erzählungen. Dass er vom Drei-Einheitsschema sich freihielt, ist nicht sein Verdienst, denn jenes angeblich Aristotelische Gesetz war damals noch kein allgemein giltiges, wie das Verfasser aus R. Otto's lehrreicher Einleitung zu Mairet's *Silvanire*, die er nicht zu kennen scheint, hätte erfahren können. Auch musste bei der Beurteilung G.'s das berücksichtigt werden, was E. Rigal in seinem Buche über Alex. Hardy (auch das ist dem Verfasser wohl unbekannt geblieben?) sagt. Der Nachweis, dass G. verschiedene antike Stücke zu einem neuen verschmolzen, statt bloss eins umzuarbeiten, stellt ihn als Dramatiker nicht eben höher. Verfasser selbst gibt ja auch zu, dass diese Stücke nicht an Einheitlichkeit und Lebendigkeit gewonnen hätten. Sollte übrigens G.'s Gestirnenglaube nicht eine Anbequemung an antike Vorbilder sein? Ihn als des Dichters eigenstes Glaubensbekenntnis zu betrachten, liegt kein rechter Grund vor. Verfasser hat durch die sachgemässe Analyse und die Quellennachweise der Dramen G.'s sich ein Verdienst erworben, wird auch manchen zu näherer Beschäftigung mit diesem Dramatiker angeregt haben, aber sein Zweck, G. zu verteidigen, ist wohl nicht ganz gelungen. Auch hätte durch Heranziehung der persönlichen Lebensumstände Garnier's, die Verfasser nur andeutet, die Dissertation an Anschaulichkeit gewonnen.

R. Mahrenholtz.

✓ **Hunger, Emil.** *Der Cidstreit in chronologischer Ordnung.* Leipziger Dissertation. 1891. 89 S. 8⁰.

Der Streit für und wider Corneille's *Cid* ist zwar schon öfter, am sachlichsten von dem unvergesslichen F. Lotheissen, besprochen worden, aber die Darlegung in einer besonderen Schrift füllt eine bis jetzt schmerzlich empfundene Lücke in der Corneille-Litteratur aus. Der Verf. hat die Mühe nicht gescheut,

auf Pariser Bibliotheken sorgfältige Nachforschung auch nach den weniger bekannten Schriften, welche dieser Streit hervorrief, anzustellen und so kann er uns 41 solcher Flugblätter in übersichtlicher, sachkundiger Besprechung vorführen. Wie später, bei dem Streite um Molières *Précieuses* und *Femmes savantes*, ist der litterarhistoricshe und litterarische Wert dieser Sachen meist ein sehr geringer. Persönliche Motive sind gewöhnlich die leitenden, polemische Anzapfungen des Gegners ersetzen oft die sachlichen Gründe. Ein blinder Autoritätsglaube, namentlich das äusserliche Festhalten an den willkürlich gedeuteten Regeln des Aristoteles und eine erschreckende Verkennung des wahrhaft Dramatischen und Poetischen sind charakteristisch für jene Zeit, aber ohne Bedeutung für die gerechte Würdigung des Stückes. Wie Molière, so griff auch der beleidigte Autor selbst nur wenig in den Streit ein, machte aber die Waffen der Gegner zu den seinigen und verschärfte die Gegensätze der Parteien. Dem servilen Geist der Zeit entsprechend, suchte man hohe Herren und Damen gegen den Dichter aufzuhetzen und, gerade wie es Molière gegenüber geschah, auch die Galanterie zu einem Massstabe der Beurteilung des Stückes zu machen. — Wir müssen für die einzelnen Schriften natürlich auf die Dissertation selbst verweisen, und berühren hier diejenigen Punkte, in denen wir von der Meinung des Verf. abweichen. So meint er S. 7, die Verherrlichung des spanischen Heldentums im „Cid“ sei kein Grund für Kardinal Richelieu's Vorgehen gegen das Stück gewesen, weil die Spanier schon anderthalb Monat vor Aufführung desselben den französischen Boden hätten räumen müssen. Aber sie blieben doch noch länger als 20 Jahre nicht zu verachtende Freunde Frankreichs; mit ihnen gingen teilweise die eigensüchtigen Interessen der vom Kardinal bekämpften französischen Aristokratie zusammen. Als ein „echt national-französisches Theaterstück“ wird Richelieu den „Cid“ kaum aufgefasst haben, so wenig wie Georges Scudéry, der in Corneille nur einen Übersetzer der echt national-spanischen *Mocedades del Cid* von Guillen de Castro sah. Der Hauptgrund ist freilich die Vorliebe Corneille's für die unbotmässige, trotzige Aristokratie, also für die Hauptwidersacher der Richelieu'schen Politik. So verstand Richelieu die gegen ihn selbst indirekt gekehrte Spitze des „Cid“ sehr wohl und erblickte in dem Dichter einen geheimen Bundesgenossen des französischen Feudaladels. Verf. hat also insofern Recht, als er des Kardinals Vorgehen nicht aus „kleinlichem litterarischem Neide“ herleitet. In Scudéry's *Observations sur le Cid*, der nach unserer Meinung bedeutendsten Schrift im Cidstreite, sind die einzelnen Einwände kaum wider-

legbar, wenn schon sie die Bedeutung des Dramas wenig schwächen. Namentlich zeigt ein Vergleich des spanischen Originals mit dem „Cid", wie ich ihn früher einmal, als mich meine Molière-Studien auch in das Labyrinth der spanischen Litteratur geführt hatten, gemacht habe, dass in der That Corneille das Beste den *Mocedades* verdankt, vieles verschlechtert und verflacht, aber auch mit anerkennenswertem technischen Geschicke eine dramatisierte Chronik in ein regelrechtes Drama nach französisch klassischem Zuschnitt umgewandelt hat. Die *Sentimens de l'Académie* bespricht Verf. sehr unparteiisch und hebt Richelieu's direkte Einwirkung auf dieselben treffend hervor, aber den Nachteil dieses Richterspruches für Corneille's fernere Dichterthätigkeit scheint er uns zu gering anzuschlagen. Es ist ja richtig, schon vor dem Erscheinen der *Sentimens* suchte sich Corneille widerwillig den „drei Einheiten" des Dramas, die mehr und mehr Autorität in Frankreich gewannen, anzuschmiegen, aber er that es keineswegs in so gleichmässiger, unfreier Weise, wie später. Wie etwa Molière in den *Femmes savantes*, spielt er mit dem seinen Genius einengenden Regelzwang oder wirft die gelockerten Fesseln auch bei Seite. Erst der Akademie Richterspruch und Richelieu's Parteistellung hat den freien, stolzen Dichtergeist gezwungen, später die Ketten seines Herrn zu tragen und durch seine massgebende litterarische Stellung sie auch der französischen Tragödie für zwei Jahrhunderte aufzuzwängen. Verf. kennt die eingehende, abschliessende Vorrede R. Otto's zu Mairet's *Silvanire* nicht, sonst hätte er die ganze Dreieinheitsfrage und Corneille's Stellung zu derselben etwas anders beurteilt. — Ich hätte noch einige Kleinigkeiten auszusetzen, wie ich z. B. hinter einigen Verteidigungsschriften im Cidstreite doch Corneille's direkte oder indirekte Autorschaft sehe und durch des Verf. Gegengründe nicht anderer Meinung geworden bin. Doch mögen diese Einwände nicht die Anerkennung des grossen Verdienstes beeinträchtigen, das sich Verf. durch seine sorgsame, auf längeren, gründlichen Studien ruhende Behandlung des Themas erworben hat. R. MAHRENHOLTZ.

√ **Kutscher, Dr. J.** *Die Ärzte des XVII. Jahrhunderts. Nach den Komödien Molière's.* 15. Jahresbericht der Staatsrealschule zu Karolinenthal. 1891. S. 26—59.

Nach den eingehenden Forschungen Raynaud's war eine Popularisierung desselben Themas ganz an der Stelle. Der Verf. gibt sie in der obenangeführten Abhandlung in übersichtlicher,

fliessender Weise, natürlich, ohne etwas dem Molière-Forscher Neues zu bringen. Zu loben ist die fleissige Zusammenstellung von allem auf die Ärzte Bezüglichen in Molière's Stücken. Verf. hat in dem Schlussurteil ganz Recht: Der Dichter war nicht ein Spötter der Heilkunst als solcher, sondern nur der verzopften, eingebildeten, geldgierigen und fortschrittsfeindlichen Vertreter dieser Kunst. Er kämpfte für die Reform mittelalterlicher, überlebter Anschauungen, wie sie schon im XVII. Jahrhundert sich geltend machte. Hat der Verf. Dr. Schweitzer's kleine Schrift, die sich in ihren Resultaten mit seiner Abhandlung begegnet, gekannt? Der längst entschlafene Molière-Enthusiast würde sich gefreut haben, wenn er diese Programmbeilage noch hätte lesen können.

R. Mahrenholtz.

Todeschini, A. M. *Étude sur André Chénier*, Milan L. F. Cogliati, Libr. éd. 1891. XVI und 177 p. 5 fr.

Todeschini, schon durch seine Studien über Malherbe und Victor Hugo den Lesern dieser Zeitschrift in bester Erinnerung, hat soeben auch den mehr genannten, als bekannten André Chénier zum Gegenstande einer geschichtlich-ästhetischen Würdigung gemacht, welche auf genauem Studium der Dichtungen Ch.'s und der Forschungen von L. Becq de Fouquières ruht. Der biographische Teil (ch. I—III) bietet zwar nichts absolut Neues, giebt aber ein lebendiges, anziehendes, mit warmer Hingebung und tiefem Verständnisse erfasstes Bild von dem mannigfach bewegten Leben des so früh verblichenen Dichters. Bedeutender ist noch die *Analyse Psychologique et Littéraire*, welche die Kap. IV—IX umfasst. T. weist treffend darauf hin, dass die Liebe nicht in metaphysisch-unwahrer, sondern in sinnlich-konkreter Empfindung das Lebenselement aller Dichtungen Chénier's, auch seiner politischen und philosophischen, gewesen sei. Liebe nicht nur zu den schönen, bezaubernden Frauen einer oft verderbten Gesellschaftsklasse, sondern auch Liebe für die Unschuld des Kindesalters, für die leidenschaftslose Stille des Greisenalters, für Vaterland und Menschheit, für das Schöne in der Kunst und Natur. Die Heldinnen seiner Liebesgedichte sind meist Personen der Wirklichkeit, nie blosse Gebilde der Phantasie. Auch warmen Sinn für Freundschaft und für religiöse Empfindungen hat sich der Dichter bewahrt, doch hat er die Religion vorzugsweise in ihrer poetischen und ästhetischen Seite erfasst.

Den Ideen der Aufklärung huldigend, sieht er in einem Moses nur einen frommen Betrüger, in Jesus nur den edlen Freund der Schwachen und Unterdrückten. Seine Lehrmeister in der Dichtung sind vor allem die antiken und die italienischen Dichter, weniger die von ihm gleichwohl unbedingt verehrten französischen Dichter des XVII. Jahrhunderts gewesen, von den Engländern hat nur Milton einen nachhaltigeren Eindruck auf ihn gemacht. Der philosophischen Tendenz seines Zeitalters huldigte er in dem unvollendeten *Hermès*, der ein poetisch verklärendes Spiegelbild der gesamten Menschheitsgeschichte, vorzugsweise aber der antiken Kulturwelt werden sollte. Als Politiker ward er zumeist von Montesquieu und Rousseau beeinflusst, bewunderte mit dem ersteren die englische Verfassung, so wenig er auch die Engländer selbst liebte, und träumte mit dem letzteren von Freiheit und Menschenglück. Als echter Jünger des Genfer Weltweisen musste er sich gegen den frevelhaften Missbrauch wenden, den Jakobiner und Anarchisten während der Gräuelzeit der Revolution mit den Lehren ihres Meisters trieben. Für seine flammenden Satiren in poetischer und prosaischer Form nahm er sich Aristophanes zum Vorbilde, doch dringt der weiche, lyrische Schmelz, Chéniers ursprünglichste Dichter-Eigenart, stets unter der herben, spröden Hülle des Parteigeistes hervor. Der Patriotismus macht ihn zum schonungslosen, der eigenen Gefährdung nicht achtenden Ankläger derer, welche Frankreich im Namen der Freiheit schändeten. Selbst seinen Bruder, der die Charakterstärke und Consequenz André's nicht besass, schonte er nicht, wozu er freilich durch die Angriffe des ersteren im *Journal de Paris* veranlasst wurde. Der Gegensatz in den politischen Anschauungen beider Brüder ist übrigens nicht so grell, wie T. annimmt, denn auch Marie Joseph de Chénier ist nie ein radikaler Jakobiner seiner Überzeugung nach gewesen.

T.'s Arbeit ist sehr geeignet, weitere Leserkreise mit dem Leben und Schaffen eines ebenso bedeutenden, wie früh verschiedenen Dichters bekannt zu machen, und wir halten es ihm gern zu Gute, wenn er die Einseitigkeiten und Mängel der Dichtungen seines Helden nicht immer scharf genug hervorhebt. In der Grundauffassung stimmt T. doch mit den Urteilen überein, welche Ref. in s. *Gesch. der ersten franz. Revolution*, Leipzig, O. Wigand, 1888 (S. 20 ff.) über André Chénier gefällt hat.

R. Mahrenholtz.

---

de Montet, Albert. *Madame de Warens et le pays de Vaud.* Lausanne, lib. Bridel. 1891. XIII et 255 pages in-8⁰. Prix: fr. 3. 50.

Mugnier, François. *Madame de Warens et Jean-Jacques Rousseau,* étude historique et critique, avec un portrait de madame de Warens, une vue des Charmettes, et deux fac-simile. Paris, lib. Lévy, 1891. VIII et 443 pages in-8⁰. Prix: fr. 7. 50.

A seize ans, Jean-Jacques Rousseau, apprenti graveur, s'avisa de quitter son patron et sa ville natale, et d'aller courir les aventures. Dans la petite ville d'Annecy en Savoie, le dimanche des Rameaux de l'année 1728, il vit madame de Warens. Dès ce jour, et pendant douze ans, elle fut le centre de sa vie. Sans elle, la carrière du philosophe genevois eût été tout autre. Il est même possible que sans elle, le jeune polisson qui avait quitté Genève, fût mort de misère dans quelque coin: ç'a été le sort de son frère aîné François Rousseau, qui avait pris comme lui la clé des champs.

Aussi, tant que vivra la littérature française, on voudra connaître madame de Warens. L'auteur des *Confessions* a tout dit sur elle: le bien, le mal, la pitié qu'elle eut pour lui et le charme qui le séduisit dès le premier regard, les séparations, les retours, la longue intimité, les faiblesses et les fautes. La pauvre femme a été livrée sans voile au jugement du lecteur. Longtemps on ne l'a connue que par le témoignage de Jean-Jacques.

La première partie des *Confessions* avait paru en 1780. Il faut écarter, comme de plates supercheries, les prétendus *Mémoires* de madame de Warens et de Claude Anet (1786) et ceux du chevalier de Courtilles (1789), ouvrages du général Doppet. Depuis une quarantaine d'années, la biographie de madame de Warens a donné lieu à des travaux plus sérieux. On a publié, en Savoie et à Genève, un certain nombre de documents intéressants et de lettres inédites. Mais ce n'étaient là que des préludes.

Les deux ouvrages que viennent de publier M. M. de Montet et Mugnier seront désormais, à côté des livres II à VI des *Confessions*, les sources à consulter pour l'histoire de madame de Warens. Sa vie a été coupée en deux par sa fuite et sa conversion. Pendant 27 ans, elle a habité le pays de Vaud; pendant 36 ans, la Savoie. Ces deux périodes ont fourni matière, la première au livre de M. de Montet, la seconde, au livre de M. Mugnier.

M. de Montet avait déjà publié, il y a huit ans, dans la *Bibliothèque universelle*, le plus curieux des documents qui forment l'appendice de son livre: une lettre où M. de Warens fait le récit de ses infortunes, des entreprises industrielles de sa femme, du désastre financier qui en fut la conséquence, du départ soudain de la jeune dame (1726) et des dernières entrevues qu'il eut avec elle, à Evian et à Annecy.

Plus récemment, dans la *Revue internationale* de Rome, M. de Montet avait publié, sur la jeunesse de madame de Warens, une étude qui est devenue le chapitre premier de son livre. M. de Montet a peint avec charme les belles années de madame de Warens; il a multiplié les documents sur la catastrophe qui les termina. Fouilleur heureux, narrateur fidèle, juge bien informé, M. de Montet a tracé ce tableau avec la fidélité que seul pouvait y mettre un enfant du pays. Il fallait, pour réussir comme lui, à la fois être familiarisé par de longues recherches historiques[1]) avec les particularités de l'organisation ancienne de la contrée de Vevey: lois, coutumes, mœurs locales; être habitué à fouiller dans les archives, et connaître ces dépôts de vieux papiers dans tous leurs recoins, et en même temps, compléter à chaque instant ces documents arides par la vue des lieux, par les souvenirs personnels, par toutes les connaissances que donne un commerce ancien et journalier avec la population avenante et laborieuse au milieu de laquelle madame de Warens a passé sa jeunesse.

Le roman de Rousseau, la *Nouvelle Héloïse*, est aussi éclairé d'une vive lumière par les recherches de M. de Montet. „Julie d'Etange et madame de Warens, dit-il, sont toutes deux les femmes et les filles de gentilshommes du pays de Vaud; l'une et l'autre ont vécu á Vevey et dans la campagne avoisinante. Mêmes situations dans le roman et dans la vie réelle. L'idylle de Clarens a été vécue comme celle des Charmettes: car Jean-Jacques Rousseau en a emprunté les grandes lignes, et aussi beaucoup de légers détails, aux souvenirs de jeunesse de son amie.“ On remarquera en particulier, à ce point de vue, les pages 7, 12, 13 et 31 du livre de M. de Montet.

Madame de Warens a passé en Savoie la seconde moitié de sa vie (1726—62). M. Mugnier, conseiller à la Cour d'appel de Chambéry, a raconté le lent déclin de cette existence qui fut longtemps si rayonnante. Il l'a suivie pendant ces années fécondes où des ailes maternelles couvaient un génie

---

[1]) M. de Montet a publié en 1884 un travail considérable sur l'histoire de Vevey pendant la seconde moitié du moyen âge.

ignoré, et pendant ces tristes années où la pauvre femme, vieillie, s'embarrassait dans des entreprises qu'elle ne savait pas mener à bonne fin. Le savant magistrat était déjà connu par d'intéressantes publications: sur saint François de Sales, sur le mariage de Lamartine, sur le théâtre en Savoie; il a porté partout la lumière qu'un esprit judicieux et mûr, une expérience consommée, un jugement formé par le commerce du monde et des hommes, peuvent répandre sur un intéressant sujet.

J'ai noté, en lisant son livre, des objections ou des doutes qui me venaient à l'esprit sur quelques points; je vais énumérer ces menues remarques:

Page 2, dernière ligne des notes. Les filles, dit M. Mugnier, pouvaient se marier à l'âge de douze ans. — Dans le pays de Vaud, la loi exigeait quatorze ans. Dans le *Plaid général de Lausanne* (qui n'a jamais été imprimé, mais dont on a beaucoup de manuscrits) on lit à l'article 3: Nul mariage ne devra être bon et valide, ni pourra sortir son effet, qu'au préalable le jeune homme n'ait atteint l'âge de dix-huit ans, et la fille de quatorze, encore que tous les parents y apportent leur consentement. — Les *Lois consistoriales de la ville et république de Berne* (1787) disaient, au chapitre: Des promesses de mariage: L'âge de puberté est fixé à celui de seize ans accomplis pour les garçons, et à quatorze ans accomplis pour les filles. — Dans une édition antérieure (1746) le législateur s'exprime en d'autres termes, qui reviennent au même: . . . bien entendu que la fille ait atteint la quinzième, et le garçon la dix-septième année de son âge.

Il semble ressortir de là que dans la partie allemande du Canton de Berne, les garçons pouvaient se marier à seize ans, et qu'il leur fallait attendre dix-huit ans dans la partie romande, (le pays de Vaud); tandis que dans tout le territoire de la République, les jeunes filles pouvaient se marier à quatorze ans, et non point auparavant.

Page 24. Magny s'était réfugié à Genève, dit M. Mugnier; et c'est de là sans doute qu'il se rendit à Annecy en 1726. — Mais les recherches que j'ai faites ont établi que Magny a habité Genève depuis les derniers mois de l'année 1713 jusqu'à l'automne de 1720, et que s'il est revenu plus d'une fois dans cette ville faire de courts séjours, c'est à Vevey qu'était sa demeure pendant les dix dernières années de sa vie, 1720—1730. Voir les *Etrennes chrétiennes*, Genève, lib. Cherbuliez, année 1886, article intitulé: *Jeanne Bonnet, épisode de l'histoire du piétisme à Genève;* année 1889, article intitulé: *Notes et documents sur*

l'histoire du piétisme à Genève et dans le pays romand; et surtout *Magny et le piétisme romand*, Lausanne lib. Bridel, 1891.

Page 55. Rousseau rencontra à Turin M. Mussard, dit Tord-gueule. C'est probablement, dit M. Mugnier, ce M. Mussard qui habitait Passy, où Jean-Jacques lui écrivit le 17 décembre 1752. — Je ne le pense pas. La famille Mussard (à laquelle Rousseau était apparenté par sa bisaïeule Lydie Mussard, femme de Jean Rousseau) était nombreuse, comme on peut le voir à l'article Mussard, dans le tome second des *Notices généalogiques sur les familles genevoises*, par M. Galiffe. M. Mussard, qui habitait Passy, était François Mussard, né à Genève en janvier 1693. Il était cousin de Jean-Jacques au septième degré. Senebier lui a consacré une notice dans son *Histoire littéraire de Genève* (III, 170). Il était joaillier, nous dit l'auteur des *Confessions*, tandis que M. Mussard dit Tord-gueule était peintre en miniature. Ce renseignement, qui suffit à distinguer Tord-gueule de son homonyme, ne suffit pas à l'identifier avec un des membres connus de sa famille, parce que dans la première moitié du 18e siècle, plusieurs membres de la famille Mussard étaient peintres en miniature. — C'est ainsi, pour le dire en passant, que nous manquons de renseignements suffisants pour retrouver à Genève la trace de Jean Danel, originaire de cette ville, le secrétaire de madame de Warens (page 431). Il appartenait sans doute à la même famille que Jacqueline Danel, la mie de Jean-Jacques Rousseau, à laquelle le philosophe genevois a écrit une lettre qui figure dans sa correspondance à la date du 22 juillet 1761.

Page 70 (note). A propos du mot contre-pointière, M. Mugnier cite Littré qui lui donne la signification de matelassière, et il ajoute avec raison: Il devait signifier aussi faiseuse de couvertures de lit. M. Mugnier eût pu citer le Dictionnaire de Trévoux, qui est décisif sur ce point:

Contre-pointe ou courte pointe, s. m. C'est une couverture de lit, faite d'une étoffe double, qui est piquée point contre point. On garnit l'entre-deux des étoffes, de coton, de ouate, ou d'autre chose semblable pour l'hiver. Celles d'été sont plus légères. On appelle ceux qui les font contrepointiers.

Page 143 (note) . . . sa tante David. Lisez: sa tante Clermonde Fazy, fille de David Rousseau.

Page 289, ligne 5. Le *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité* n'a paru que dans l'été de 1755. Voir les lettres de Rousseau à son libraire Rey.

Page 321. Comme M. Mugnier, je crois que c'est à Jussy que madame de Warens établit sa résidence dans les derniers

mois de 1754. Mais Rousseau parle d'un voyage qu'elle fit en Chablais, et je crois en conséquence qu'il s'agit de Jussy près de Sciez, et non pas de Jussy-l'Evêque, au pied des Voirons. Il est d'ailleurs vraisemblable que madame de Warens s'est établie dans un village catholique, plutôt que sur les terres de la république protestante de Genève.

Page 321 (note). La lettre adressée à madame de Warens à Genève doit se rapporter au séjour qu'elle fit dans cette ville au mois de septembre 1755 (page 343).

Page 328. Dans sa notice sur madame de Warens, M. de Conzié parle „d'un vieux seigneur de la première distinction, qui fournit durant qu'il vécut aux journaliers nécessaires de la subsistance de cette malheureuse baronne". On a cherché le nom de ce vieux seigneur; on a désigné M. d'Allinges. M. Mugnier estime qu'il s'agit d'un autre personnage, M. Perrichon, par exemple, ou le comte de Saint-Laurent. Mais la date de la mort de M. d'Allinges coïncide bien avec ce que dit M. de Conzié: qu'après cette perte, madame de Warens se vit forcée de mendier un coin de chaumière dans un des Faubourgs. Pour que l'une ou l'autre des hypothèses de M. Mugnier fût plausible, il faudrait que M. Perrichon ou M. de Saint-Laurent fût mort à peu près à la même époque que M. d'Allinges, au moment où madame de Warens s'établit dans la maison du notaire Crépine, qui fut sa demeure pendant les huit dernières années de sa vie.

Page 432. C'est en octobre 1746 que M. de Conzié arriva à Madrid, où il passa cinq mois. M. Hippolyte Aubert a publié (1891) dans la *Revue d'Histoire diplomatique*, d'après les lettres mêmes de M. de Conzié, une intéressante étude sur la mission dont il avait été chargé.

La conversion de madame de Warens. Lyon, lib. Georg, sans date. 248 pages. — *Les Pensées de madame de Warens.* Lyon, lib. Georg, 1888. 276 pages, avec six portraits, une vue et un plan cadastral des Charmettes. — *Une poignée de documents inédits concernant madame de Warens.* Lyon, lib. Georg, 1888. 255 pages, avec un portrait et un fac-simile. — Dans ces trois volumes, publiés par M. Albert Metzger, cet auteur a mêlé la copie de pièces d'archives, avec la reproduction de lettres et de pensées apocryphes, empruntées aux détestables ouvrages du général Doppet, cités plus haut. Ces pages sans valeur font un grand tort aux publications de M. Metzger, que l'on peut considérer comme une espèce de complément au livre de M. Mugnier; elles en contiennent pour ainsi dire les pièces justificatives, puisqu'elles donnent in extenso le texte d'un certain nombre de documents, et notamment d'actes notariés, que

M. Mugnier n'a fait qu'analyser. M. Metzger annonçait, il y a trois ans, comme étant en préparation, un quatrième volume, intitulé: *Les dernières années de madame de Warens.* Ce volume paraît au moment où nous corrigeons les épreuves de cet article.

On peut toujours s'attendre à de l'imprévu; et qui sait si des papiers inconnus, sortant de quelque cachette, ne viendront point jeter un jour nouveau sur l'aimable femme auprès de qui Rousseau a passé de longues et heureuses années? Toujours est-il qu'à l'heure qu'il est, les travaux de MM. de Montet et Mugnier peuvent être considérés comme définitifs. Une seule liasse de documents a été refusée à leurs investigations: ce sont les lettres écrites par madame de Warens à sa famille: quelques élus en ont eu connaissance, et il paraît qu'elles ne sont point insignifiantes. EUGÈNE RITTER.

Dejob, Ch. *Madame de Staël et l'Italie, avec une bibliographie de l'influence française en Italie de 1796 à 1814.* Paris, Armand Colin et Cie., 1890. XIV u. 267 S. — Preis: 3,50 Fr.

In den letzten Jahren ist Madame de Staël vielfach aufs neue litterarisch behandelt worden. Abgesehen von dem weitschichtigen und ungemein reichhaltigen Werke der Lady Blennerhassett, welches O. Knauer in dieser *Zeitschrift* ausführlich besprochen hat (X, 100 ff., XI, 218 ff., XIII, 65 ff.; vergl. auch F. Brunetière in der *R. d. d. M.* vom 1. Juni 1890), abgesehen von dem geistvollen Aufsatze von E. Faguet in der *R. d. d. M.* vom 15. September 1887, welcher in dem Buche *Politiques et moralistes du 19 Siècle* wieder abgedruckt ist, liegt vom bekannten Historiker Sorel in Hachette's *Grands écrivains français* eine vortrefflich abgerundete Skizze vom Charakter der Tochter Necker's und von ihrer litterarischen Bedeutung vor, — eine Monographie, die zweifelsohne zu dem allerbesten gehört, was seit Jahren zur Litteraturgeschichte des XIX. Jahrhunderts beigesteuert worden ist.

Ch. Dejob untersucht in dem vorliegenden Werke zunächst Frau von Staël's Urteile über Italien, von ihrem Buche *De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* an, bis zu ihrem Romane *Corinne.* Im ersten Buche nimmt Italien im Vergleich zu England und Deutschland nur einen höchst bescheidenen Raum ein, weil die Schriftstellerin nur die aus der nationalen Zerrissenheit und der päpstlichen Misswirtschaft zu erklärenden Schattenseiten des geistichen Lebens in Italien bemerkt und die zeitgenössische italienische Litteratur höchst oberflächlich kennt. Der Aufenthalt jenseits der Alpen (Dezember

1804 bis Mitte Juni 1805) und die Beziehungen zu Monti änderten später ihr Urteil, so dass *Corinne* ein sympathischeres, wenn auch mitunter schiefes Bild italienischen Lebens darbot. Dejob führt auf Grund reichen Materials die herben Kritiken über *Corinne* auf das gerechte Mass zurück (S. 59—80) und weist nach, dass die Dichterin mit feinem Gefühl in den Hauptpunkten das richtige traf. Die Italiener selbst haben dies in den durch *Corinne* hervorgerufenen Aufsätzen anerkannt (S. 119 ff). Für den Einfluss Frau von Staël's auf das Erwachen der Romantik in Italien wird (S. 123 ff.) zunächst von ihrem in der *Biblioteca italiana* vom 7. Januar 1816 gedruckten Artikel ausgegangen, der auf die englische und deutsche Litteratur nachdrücklich hinweist und lebhaften Widerspruch erfuhr. Cantù bezeugt ausdrücklich ihren Anteil an der romantischen Ideenbewegung auf der apenninischen Halbinsel (*Il conciliatore e i carbonari*, p. 24), welcher neuerdings auch durch die *Bibliografia classico-romantica* (Robecchi, Milano 1887) bestätigt worden ist.

Der Anhang des Dejob'schen Buches enthält ausser der Bibliographie zur Geschichte der französischen Fremdherrschaft in Italien auch verschiedene wertvolle Mitteilungen, z. B. *Ce que Chateaubriand doit à M. de Staël* (S. 171 ff.), sowie zur Litteratur über Frau von Staël in Italien (S. 194), zur Übersetzung ihrer Werke in Italien (S. 203 ff.) u. a. m.

Wenn auch manches in dem vorliegenden Werke eine Kürzung ertragen hätte, so kann, wie aus obigem zu folgern, dasselbe als ein nicht unwesentlicher Beitrag und eine willkommene Ergänzung zur genaueren Kenntnis eines wichtigen Abschnitts im Leben der Madame de Staël begrüsst werden.

J. Sarrazin.

Besson, Emmanuel. *André Theuriet, Sa vie et ses œuvres* (1833 à 1889). 2e édition, Paris, A. Lemerre, 1890. 110 Seiten. Preis 2 Fr.

In dieser fliessend geschriebenen, aber zu wenig in die Tiefe gehenden Monographie wird der liebenswürdige Landschaftsmaler unter den zeitgenössischen Erzählern von Freundeshand in der Weise porträtiert, dass eine kurze Charakteristik seiner Hauptdichtungen mit der Lebensbeschreibung verflochten wird. Die *puissance descriptive* des Dichters von *Sauvageonne* und anderen Erzählungen vermag der Verf. den Leser nicht unmittelbar nachempfinden zu lassen, wie es ein Bourget durch seine scharfe Analyse vermocht hätte. Der Abschnitt über Theuriet's Bühnenstücke ist entbehrlich.

J. Sarrazin.

Weber, E. *Les Manifestes littéraires de Victor Hugo.* (Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens des Kgl. französischen Gymnasiums in Berlin. 1890, Seite 169 bis 195. — Nicht im Buchhandel.)

Aus Hugo's wortreichen *Préfaces* und aus den Gedichten, in denen des Dichters Reformgedanken und Reformergebnisse ausgesprochen sind, hat Weber das Wissenswerteste in geschmackvoller Weise zusammengestellt und — selbstverständlich unter Bevorzugung des Dramas — zu einem abgerundeten Ganzen vereinigt. Auf die Darlegung folgt eine massvolle Kritik, die u. A. aus der blinden Vorliebe für die Antithese die Fehler Hugo's herleitet. Dies ist nur zum Teil richtig, wie aus der scharfsinnigen Untersuchung von Hennequin zu ersehen. *(Etudes des critique scientifique*, Paris, Perrin, 1890, S. 105 ff).[1]) Danach wäre auch die wohlgelungene Studie über Hugo's Wortvorrat zu ergänzen, während der Vergleich seiner heute noch unübertroffenen Verskunst mit derjenigen Musset's, wie ihn Weber durchgeführt hat, volle Anerkennung verdient. Diese anregende kleine Abhandlung ist nicht bloss in tadellosem, sondern sogar in sehr elegantem Französisch geschrieben, was der Seltenheit halber besonders betont zu werden verdient.

J. Sarrazin.

Méténier, Oscar. *Les Voyous au Théâtre.* Bruxelles, Henry Kistemaeckers, 1891. 111 S. 8°.

Wer sich von den äussersten Konsequenzen des Naturalismus eine Vorstellung machen will, darf sich diese Brochüre nicht entgehen lassen. Sie enthält zwei Konferenzen: in der ersten *En Famille* betitelten und in Paris abgehaltenen, setzt der Verfasser seinen Zuhörern auseinander, warum das unter jenem Titel im *Théâtre-Libre* zur Aufführung gebrachte, von ihm aus der gleichnamigen Erzählung in seiner Novellensammlung *La Chair* gemachte Theaterstück in den *Nouveautés* nicht hat aufgeführt werden dürfen; man erfährt dabei, in welcher Weise die Zensur der zur öffentlichen Aufführung bestimmten dramatischen Werke ausgeübt wird, und der jetzt dafür massgebende *directeur des*

[1]) Sehr gelungen ist auch die Untersuchung von Mabilleau, Le sens de la vue chez Victor Hugo, *R. d. d. M.*, 15. Oktober 1890, Seite 834—859. Überhaupt hat das kritische Studium Hugo's in den letzten drei Jahren einen grossen Aufschwung genommen. Vergl. des Referenten Bericht in Vollmöller's *Jahresbericht* für 1890.

Beaux-Arts Larroumet, der schon *La Moabite* von Déroulède, *Le Pater* von François Coppée, nachträglich das von Méténier in Gemeinschaft mit Paul Alexis verfasste *M. Betsy* und später noch *La Fille Elisa* von Ajalbert verboten hat, kommt dabei schlecht weg; der Verfasser bringt aus Zeitungen die Klage bei, dass in den cafés-chantants das Absingen der anstössigsten Lieder gestattet wird; ja, es wird zu verstehen gegeben, dass oft den Sängerinnen für ihr Entgegenkommen eine solche Erlaubnis gegeben wird. Natürlich geht der Schluss des Verfassers, nach diesen Auseinandersetzungen, darauf hinaus, dass die Theaterzensur, liberaler im Zeitalter Molière's, jetzt ganz abgeschafft werden müsse. Das Verbot der Posse *En Famille* wurde durch die *contexture générale* begründet; einige Zeitungen, z. B. *Le National*, fanden wohl, dass dieselbe *froisse les convenances*, führten jedoch an, dass sie in Brüssel nicht bloss in dem dahin gereisten Théâtre-Libre des Herrn Antoine, sondern auch öffentlich im Théâtre de la Reine grossen Beifall gefunden habe. — Bezeichnender noch für die Stellung des Schriftstellers ist der zweite Vortrag *A propos de la Casserole*, der in Brüssel im Théâtre Molière vor der dort stattgefundenen Aufführung dieses Dramas gehalten worden ist. Casserole ist der unter den Dieben übliche Ausdruck für mouchard. Eine solche Denunziantin wird in dem Stück von einem Zuhälter, dessen mit ihm in verdächtigen Beziehungen stehenden Busenfreund sie der Polizei verraten hat, umgebracht. Das Eigentümliche der Sache ist nun nicht bloss, dass die Personen den ihnen üblichen Jargon sprechen, sondern dass die Rollen bei der am Ende der Weltausstellung von 1889 im Théâtre-Libre vorgenommenen Aufführung von wirklichen Verbrechern, die der Verfasser dazu angeworben hatte, ausgeführt worden sind. Selbstverständlich hat Benehmen und Sprache dadurch völlig natürlich werden müssen. Daher auch der Titel des Buches *Les Voyous au Théâtre*. Der Verfasser ist vor seiner litterarischen Laufbahn mehrere Jahre hindurch Sekretär des Polizeikommissariats in verschiedenen Stadtvierteln gewesen und hat daher, nicht bloss in amtlicher Eigenschaft, sondern in einer Art von Vorliebe, Bekanntschaft mit Leuten gemacht, welche gewöhnlich als Verbrecher oder doch als Vagabunden angesehen werden, deren Lastern und Vergehen er jedoch grössere Nachsicht zu Teil werden lässt, als den in den sogenannten gebildeten oder gar höheren Gesellschaftsklassen vorkommenden, da die Bildungstünche bei ihnen oft mehr Herzensschlechtigkeit verberge, als bei Herumtreibern zu finden sei; das Wesen dieser letzteren zu schildern, nimmt er daher als ein Recht für sich in Anspruch, macht sogar förmlich einen Beruf

daraus. In einem Anhang werden die Urteile der Pariser und der belgischen Presse einander gegenübergestellt; die ersteren verurteilen, mit wenigen Ausnahmen, und meist sehr streng die litterarische Thätigkeit Méténier's; die anderen erkennen die Bestrebungen desselben als im Dienst der Humanität stehend, zum Teil unter grossen Lobsprüchen, an.

Was Charpentier für Paris, ist Kistemaeckers für Brüssel, Herausgeber naturalistischer Schriften; zur Devise hat er genommen *In Naturalibus Veritas.* Er hat dem oben besprochenen Buche eine Menge von Anzeigen solcher bei ihm erschienener Werke angehängt; aus den beigefügten Urteilen der belgischen Zeitungen kann man sehen, in wie grossem Ansehen diese Richtung dort steht. Das Bild des französischen Naturalismus wird erst dadurch vervollständigt. Ich greife unter diesen Anzeigen nur einige heraus, bei denen schon der Titel die Richtung kennzeichnet, die schlimmsten dabei noch auslassend: *Le Cadavre, roman naturaliste* par I. F. Elslander; *Rage charnelle* von demselben; *Autour d'un clocher,* par Fèvre-Desprez, ein Dorfroman, welcher dem Verfasser eine Anklage vor dem Schwurgericht der Seine zugezogen hat, das ihn zum Gefängnis verurteilte, in dem er starb, während er in Brüssel freigesprochen wurde.

H. J. HELLER.

Toubin, Charles. *Essai d'Étymologie Historique et Géographique.* Paris, Alphonse Picard, 1892. 462 S. 8⁰.

Der Herr Verfasser giebt in alphabetischer Anordnung die Etymologie solcher Wörter, die historisches oder geographisches Interesse haben; besonders von Eigennamen, doch auch von einigen Appellativen, so von *Dorf, Maréchal;* dazu ein Supplement S. 445 ff., in dem er, nicht ohne Zweifeln, auch noch z. B. *Isis, Osiris, Ra* und den *Titikaka*-See aus dem Sanskrit erklärt. Für das Sanskrit hat der Hr. V. eine romantische Neigung, die den Sanskritisten in höherem Grade für sein Buch einnehmen würde, wenn sie mit einiger Kenntnis der Sprache oder mit der Benutzung halbwegs zuverlässiger Hilfsmittel verbunden wäre; die — ich weiss nicht ob direkte — Quelle sind augenscheinlich antiquierte Wörterbücher. Einiges, z. B. der Artikel *Açwameda,* (l. ° *mēdha*), ist noch ziemlich richtig. Das Meiste, soweit meine Lektüre und Stichproben reichen, steht der Wissenschaft ganz fern. „*Aborigènes.* Selon les latinistes, d' *ab* et *origo,* ce qui offre peu de sens. ‖ A mon avis, du sansc. *apa,* hors de, gr. *ἄπο,* lat. *ab,* et sansc. *burij,* terre. Propr. *nés de la terre,* au-

tochthones." Oder zu *Paris:* „A mon avis, du sansc. *parixâ*, boue, fange, lieu marécageux", mit Verweisung auf *Lutèce* und *Londres*. Anderes, wie *Manes* „mot qui paraît formé du préf. priv. *m* (skr. *mā*, gr. *μή*) et sansc. *an*, vivre", könnte, wenn das Übrige moderner wäre, wie der frühe Schössling einer Sprachwissenschaft der Zukunft aussehen, zu der die Ansätze ja auch sonst nicht fehlen. Dass in *Allemands* und *Arès* gleichermassen skr. *hr* = gr. *αἱρέω* stecke, und der *Whig*, als Fortschrittsmann, seinen Fraktionsnamen = von „le sansc. *vîj*, aller, *vijayami* fair aller" herleiten dürfe, ist auch recht merkwürdig; doch nicht merkwürdiger als vieles Andere in diesem Buch. Bücher solcher Art erscheinen häufiger, als manchem Gelehrten bekannt sein dürfte; sie werden gelobt, ich glaube auch gelesen. Was der Gelehrte schafft, bleibt grösstenteils unter den Gelehrten; die direkte Berührung zwischen der ernsten Forschung und dem Publikum ist gering, und was in weitere Kreise dringt, meistens verwässert und schief. Wie weit die Spezialisierung der Wissenschaft und andrerseits das ruhelose Drängen und Treiben, der Mangel an innerer Sammlung, der unsere Zeit kennzeichnet, — wie weit die gedankenlose Macht der sogen. Kritik an diesem Zustande schuld sind, lässt sich schwer bestimmen. Auf dem Gebiete der Altertumskunde, die der Sprachwissenschaft nicht entrathen kann und in deren Beurteilung sich auch ernste Sprachforscher im Stande der Unschuld befinden, dürfen wir zufrieden sein, wenn Erscheinungen solcher Art nicht zu wissenschaftlichen Standard Works heraufgelobt werden; und das ist bei der ehrlichen Naivität dieses Buches kaum zu besorgen. Das Buch ist augenscheinlich gut gemeint, die Anordnung bequem, das Gewand hübsch; so wird es manchem, dem die Beschäftigung mit dem Altertum die Mussestunden in harmloser Weise ausfüllt, willkommen sein.

Giessen. P. v. Bradke.

Dagnet, A. *Le Patois Manceau tel qu' il se parle entre Le Mans et Laval.* Laval, Imprimérie Vve Camille Bonnieux. 1891. XIV, 180 S. 8⁰. Fr. 4,50.

Der Verfasser vorliegender Schrift, der bereits früher mit einer zu Rennes preisgekrönten Patoisstudie *Essai de Grammaire du Patois fougerais* an die Öffentlichkeit getreten ist, gibt nach einigen Bemerkungen allgemeineren Charakters zunächst (S. 1—9) von der Aussprache der im patois manceau vorhandenen Laute eine Darstellung, die viel guten Willen, aber nicht weniger

Mangel an phonetischer Schulung verrät. S. 10—33 handeln im wesentlichen von der Lautlehre, in der statt der lateinischen die korrespondierenden Laute der französischen Schriftsprache zum Vergleich herangezogen werden. Unter den Überschriften *Précis grammatical* und *Modèles de conjugaisons* wird auf S. 33 bis 70 in gleich dilettantischer Weise von der Formenlehre gehandelt. Es folgen: S. 71—91 *Supplément aux Règles ou Vocabulaire français-manceau des mots qui ne sont pas compris dans les règles et chapitres précédents, et qui ont en français un équivalent direct. (De temps à autre on rencontre aussi, pour mémoire, un mot de règle accompagné d'un renvoi à cette règle.* S. 92—130 *Vocabulaire manceau-français des mots du pays qui n'ont pas, en français d'équivalents directs.* S. 131—134: *Supplément au vocabulaire manceau-français.* S. 135—159: *Un peu d'étymologie.* S. 160—172: *Quelques expressions mancelles.* S. 173—180: *Prose mancelle: Houbilles et Birouilles. Le petit chapron rouge.* Wenngleich der Arbeit Dagnet's, wie schon die vorstehenden Angaben erkennen lassen, jeder wissenschaftliche Wert aberkannt werden muss, so wird sie dennoch als Materialsammlung zur Zeit einige Dienste leisten können.

D. Behrens.

---

de Vinols, le baron. *Vocabulaire patois vellavien-français et français-vellavien* publiés par la Société d'Agriculture, Science, Arts & Commerce du Puy, rédigés par le baron de V. Le Puy. Impr. Freydier, 1891. 207 S. 8⁰. Fr. 6.

Die Schrift hat das *patois vellavien* zum Gegenstand, wie es sich nach den Ausführungen des Verfassers rein erhalten hat in Puy und Umgebung, in den Kantonen Loudes, Cayres, Solignac, Saint-Julien-Chapteuil, Yssingeaux, z. T. in Vorey und in Saint-Paulien, also in dem von Bergen eingeschlossenen südlichen Teil des heutigen Departements Haute-Loire. Aufgenommen wurden nur solche Ausdrücke, die ursprünglich dem Wortschatz des Patois angehören, prinzipiell ausgeschlossen alle aus der Schriftsprache später eingedrungenen Wörter. Eine genaue Bezeichnung der Aussprache wurde in lobenswerter Weise angestrebt, aber im Allgemeinen nur so weit durchgeführt, als dies mit den in der Schriftsprache üblichen Zeichen überhaupt möglich ist. Über die Zuverlässigkeit der Angaben im Einzelnen wird in den meisten Fällen nur urteilen können, wer Gelegenheit hat, dieselbe an Ort und Stelle zu kontrollieren. Unangenehm berührt

es von vornherein, dass dieselben Wörter nicht immer in genau derselben Weise wiedergegeben sind. So steht S. 73 *dsanés*, S. 139 *dsanès*, S. 127 *tiura*, S. 50 *tiiura*, S. 49 *créire*, S. 126 *crire*, S. 28 *accoussīa*, S. 123 *accousīa*, S. 62 *fen̄na*, S. 136 *feīnna*, S. 159 *perqué*, S. 86 *perquè*, S. 107 *tiāla*, S. 101 *tiava*, S. 105 *veūi*, S. 174 *veūu*. Mangel an Sorgfalt tritt auch darin hervor, dass im Wörterbuch die alphabetische Anordnung nicht immer streng durchgeführt ist, so dass mehrere Wörter an eine Stelle geraten sind, an der man sie nicht erwartet. Vgl. z. B. S. 45; S. 68 *hiuver*, S. 69 *īéou*, S. 70 *īna*, S. 77 *māma*, S. 79 *meïjour*.

Ausser den beiden Wörterverzeichnissen, die man nach dem Titel allein darin erwartet, enthält das Buch S. 179—207 *Poésies patoises* mit nebenstehender schriftfranzösischer Übersetzung und S. 6—25 *Observations grammaticales*. Letztere enthalten vornehmlich Paradigmen zur Formenlehre (S. 11—25), zum kleineren Teil (S. 6—9) beziehen sie sich auf die Aussprache und Lautbezeichnung. S. 10 werden einige spärliche Angaben über lautliche Eigentümlichkeiten gemacht. Es schien mir der Mühe wert, die wichtigeren Lauterscheinungen des in Frage stehenden, bis jetzt noch wenig bekannten Patois, die ich mir bei einer Durchsicht des V.'schen Glossars notierte, in einiger Ausführlichkeit zur Darstellung zu bringen. Auf Vollständigkeit machen die folgenden Bemerkungen nicht Anspruch:

Konsonantismus. Im Anlaut bleiben die Verschlusslaute der Labialreihe unverändert. Vereinzeltes *bōoumi* statt *vōoumi* dürfte von Westen her importiert sein. — — *t, d* werden beeinflusst durch folgendes *i* in *tiinda*,[1]) *tiina, diimar, diimècre, diimintse* und sonst. — — *k* vor *a* wurde palatalisiert und begegnet heute als *k* in *tsābra* (capra), *tsa, tsabé, tsāousa* (causa), *tsāou* (calidus), *tsapé, tsar, tsadèira*; *tsèrba* (cannabis), *tsi* (canis) etc., als *dz*[2]) in *dsabia*(cavea). ,*Ga* > *dz*: *dsāouta* (gauta); *ts*: *tson̄ba* (gamba). Älteres *ts* aus vgl. *k* ergab *s*, das z. T. mit älterem *s* (s. unten) unter dem Einfluss des folgenden Vokals zu *š* sich weiter entwickelt hat: *chiāou* (caelum), *chiminteri, chin, chinquan̄ta, chusé* (cisellum) neben *céin* (centum), *cindria*. Vor *o, u* bleiben *k g* unverändert; vor älterem und jüngerem *ü* entsteht daraus der palatalisierte dentale Verschlusslaut: *tiiura* (curatum), *tiiuèr* (corium), *tiiuïè, tiuber* (coopertum) etc. — — Unter den Spiranten bieten die Lab. zu Bemerkungen nicht Anlass. — *s* bleibt ebenfalls: *sa, sāba, sè, séda, sédse, sèi* (sex) *sére, susa* (sudare), *susour* (sudorem) etc., ausser in *cheinne* (signum) und vor *i*, das vorhergehendes *s* palatalisiert: *chi* (d. i. *ši* = *sic*), *chimple*. Die vulgärlt. praepalatale tönende Spirans ist durch *dz*[2]) vertreten: *dsiava* (gelare), *dsanés, dsāire* (jacere), *dsamai* (jam magis), *dsouo* (jocum), *dsoūgne* (jungere), *diidsōou* (Jovis), *dsour* (diurnum). — — Unter den Liquiden und Nasalen werden

---

[1]) Ich gebe die Belege hier und sonst in der Orthographie V.'s.
[2]) So ist wohl Vf.'s *ds* zu interpretieren.

l und *n* durch folgende *i*, *ü* beeinflusst: *liindra*, *iindse* (lineum), *iuneira*, daneben *listé*, *litogne ligné*, *lun*; *n* wird palatalisiert in *nii* (nidum), *niisa*. *(di)niu* (nudum). Anzumerken ist auch *miin* = minus.

Im Inlaut zwischen Vokalen. Verschlusslaute: *p* wird *b*: *riba, raba, saba, seba; creba* (crepare), *nebou* (nepotem), *tsabé, tsabestre*; ursprüngliches *b* wird *v* unabhängig von der Tonstelle: *fava; chivāda, aver, tsava, hiuver, lavoura;* nach *u* ist der Labial geschwunden in *coua* (cubare). Abweichende Verbalformen wie *soupu* (saputum), *ressoupu* (reciputum) stehen unter dem Einfluss anderer Bildungen. — — *t* wird *d* vor und nach dem Ton: *rōda, séda. chivāda, tsadéna, vīda, redoun; vedé* (vitellum), *budé, crida, escudèla; d* erscheint auf der Stufe der Spirans *(z)* in *mesoūla* (medulla), *pescūi* (peduculum), *susour* (sudorem), *susa, tésa*. (taeda), *nousa* (nodare), woneben *diniuda, vediu, vediuda* anzumerken sind. — — Die palatale Tenuis vor *a* ergab *dz*: *pledsa*, (plicare), *predsa* (precare), *sedsa, sedsiāu, loudsa* etc.; desgl. nach dem Hochton in *ortīdsa* (urtica), *espīdsa*, *fermīdsa* (formica) u. a. *Dsoua* steht unter dem Einfluss von *dsouo* (jocum). Eine besondere Erklärung erfordern ebenso, einige andere Wörter wie *nega* (necare), *abriga, lèga* (leuca). Vglt. *k* ergiebt vor dem Ton die stimmenhafte dentale Spirans *z*: *plasé*, woraus unter dem Einfluss eines folgenden *i ž*: *vegi* (d. i. *veži* = vicinum). *Oousse* (aucellum) weicht, wie auch sonst, ab. Vgl. W. Meyer's *Gramm.* I, S. 375. Für *k* vor *ü* erscheint, analog der Entwickelung zu *k* im Anlaut, in intervokalischer Stellung die palatalisierte dentale Media in *sediur* (securum), *sediu* (secutum) neben *esquiur* (obscurum). *Acucula* wurde zu *agūia*, wofür eine zuverlässige Deutung fehlt. — — Spiranten und Sonanten geben in intervokalischer Stellung zu Bemerkungen nicht Anlass. Mit Rücksicht auf die Liquiden verdient der Wandel von *l* (über *u*, *u̯*) zu *v* hervorgehoben zu werden: *ava* (ala), *tiava* (tela), *mova* (mola), *couva* (colare), *fiava* (filare), *piava* (pilare), *sava*, *fiiova* (filiola), *dsiava* (gelare), *souvei* (soliculum), *tsavour* (calorem), *couvour* (colorem) u. s. w.; auch *oūva, inguiava* (anguilla). während in *mesoūla*. *anèla, escudèla, sela* u. a. lat. *ll* als *l* erscheint. Vgl. zu *inguiava* diese *Zeitschr.* XII. S. 68. — Vor vglt. *i̯* wird *l* behandelt wie im Anlaut in gleicher Stellung: *fiiova* (filiola), *abouii* (abolire). Selten bleibt *l* zwischen Vokalen: *valé* (valere), *miola* (mula), und sonst, wo Dialektmischung vorliegen mag.

Im Auslaut sind die Verschlusslaute der Dentalreihe geschwunden: *nebou, sé* (sitim), *pra, méieta; bla, gra, fé* etc.; im primären Auslaut: *perqué, -a* (lat. -at). — Palatale: *k, g: fio* (focum), *io* (locum), *dzouo* (jocum); *pāou* (paucum); *dsou*, (jugum); *fāou* (fagum); im primären Auslaut *aco*, doch *ilai* (illac). — *k*: *nou* (nucem), *crou* (crucem), *padri* (perdicem) neben *dès* (decem; sex ergab *sèi*), *fés* (vicem). — — Die stimmhafte Spirans der Labialreihe ist vokalisiert zu *u*: *clāou, nōou, rīou, vīou, biōou* etc. — *s* bleibt, doch *na* (nasum), *mi* (mensem); im primären Auslaut; *très, -as* etc. (2. Sing. des Verbums), doch *loui* neben *lous*, *lei* neben *las*. — Von den Sonanten ist *n* geschwunden: *tsi* (canem), *pi, tsuscu, gro, so* (sanum), *ple* (plenum), *vi* (vinum), *méissou* etc. In *ben* bleibt es vor vokalischem Anlaut. Auch verzeichnet Verfasser *iun, ein* (unum) und *in* (in). *M* wird *n*: *fon* (famem), *fun* (fumum), *lun* (lumen); *toun* (tuum), *soun* (suum), *moun*, doch *ré* (rem). — Die Liquida *l* ist vokalisiert zu *u*: *Abriāou* (Aprilem), *fiāou* (filem), *māou, tāou, iinsōou* (linteolum). Vereinzelt begegnet *r* in nicht volkstümlichem *canar*. — *r* bleibt in: *flour, souor, fer, couvour* (colorem), *pavour, rimour* etc.; gefallen ist es in den Infinitivendungen *-ar: adsuda, adèra, apura, -ir: abouii, avartii. partii, venii, ledsi, mouri, -er: māouvoulè* neben *aver* (habere). Zu *ri̯* s. unten.

Konsonantenverbindungen: *pr, p'r* > *br;* älteres *br, b'r* > *vr*, das mit primärem *v'r* zu *ur* sich fortentwickelte: *tsābra* (capra), *janebre, lèbra, ōbra, pebre, soubre; fiāoure* (febrim), *bioūre* (bibere), *rōoure* (robur), *ièoura* (libra); *vioūre* (vivere), *èimōoure, plōoure* (plovere). Hierzu sind einige Ausnahmen zu verzeichnen: In den Verbalformen *soupre* (sapere) *ressoupre* (recipere) steht die Tenuis aus mir nicht bekanntem Grunde; in *pāoure* wurde sekundäres *br* behandelt wie primäres; in *iibre* (librun) blieb primäres *br* wohl, weil das Wort spät in die Volkssprache gedrungen ist; in *fārdsa* (fabrica) (neben *fāoure*) ist heute die Labialis ganz geschwunden. *b't* wird *ut: dioute* (debitum), *dsāouta* [vergl. Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* II., S. 430, bereits vglt. gauta hätte *dsāouda* ergeben], *mavāoute* (male habitum); bb't = t: *düsate*.

tr, dr sind zu *ir* geworden: *araïre, frāire, māire, paire, creire, fouire, vire* (videre) etc. Verbalformen zeigen z. T. abweichende Entwickelung: *poudre* (potere), *poudrèi*; *clāoure* (claudere). — *'t'l*: anzumerken *españla* (spatula).

k'r, kt, k't, ks ergeben *ir, i(t), i(s),* z. T. mit späterem Verlust des ï: *dsāire* (jacere), *fāire* (facere), *couèire* (coquere); *adiure* (zu *di* s. unten S. 30.) — *seita, acouita, fāita, trāita; adiuta, estrīta, frūta;* in *ièi* octo) *neūi* (noctem) *lèi* (lectum), *adrèi, lai* ist auslautendes *t* heute verstummt, in *fa* (factum), *tra* (tractum), *estri, adiu* ist auch *i* geschwunden; späterer Import ist actum = *ate*; *āi* (axis), *sèi* (sex). — *k'l* wird *é*, dessen *l*-Element heute geschwunden ist: *agūia, artèi, bouteia, èi* (oculum), *grai* (graculum), *veūi* (veclu). — *g't, g'd*: *fri* (frigidum), *di* (digitum).

s vor stimmlosen Consonanten ist geblieben: *fustié, arèsta-biōou, apastiura, tèsta, vesti, mescla* etc.; vor Nasal begegnet *r* in dem später (in die Volkssprache gedrungenen *auousmouorna; i* in: *tsāine, aseima, bedāine* (doch *ase* = asinum), nicht volkstümliches *carema* mag durch das entsprechende Wort der Schriftsprache beeinflusst worden sein.

l vor Kons. ist vokalisiert: *āoutre, escouta* u. s. w., *l'r: tsoudre* calere), *voudre* (volere); *ll* s. oben S. 27. — Nach Kons. bleibt *l* in wortanlautenden und inlautenden Verbindungen *flour, blon, ple*, etc., woneben vereinzelte Ausnahmen stehen: *piūra* (plorare), *iouréta*; *pu* (plus), das auf weitem Gebiet diese Sonderentwickelung zeigt.

Über die Aussprache von *m, n* vor Kons. erhalten wir durch V. keine Aufklärung. Geschwunden ist lat. *n* in *ifla* (inflare), *efon; rb* nur *nn'b* in *tsèrba; mn* wurde *nm* in *danmādse, m'n nn* in *fenna* (femina). wofür S. 136 feīnna angegeben wird. Anzumerken ist *espioūna* (spinula). In den inlautenden Verbindungen *m't'*, *n't'* ist die Tenuis zur Media geworden: *adounda, dounde, sanda, tiinda* (tinnitare).

Die zweiten Bestandteile im primären oder secundären Wortauslaut stehender Konsonantenverbindungen sind in den meisten Fällen geschwunden: *mp* wird *n*: *tson* (campun). — *nt, lt, rt, st* werden *n, l(u), r, s: amoun, cein, efon* (infantem); *aglon* (glandem), *redoun* (rotundum); *sāou* (saltum); *or* (hortum); *dsanès* (genistum); — *nk, rk,* werden *n, r: blon, bon; par, pouor.* — *rs, ns* werden *r, n: Mar, sein* (sensum); — *m'l* wird *n: assein* (insimul).

ñ'r, s'r werden *ñe se: pougne* (pungere), *restrégne, plogne, ougne; couneisse, crisse* (crescere), *parisse, naisse, esse; 's'n* wird *se* in *āse* (asinum; vgl. oben), *fraisse* (fraxinum); — *rn* wird *r*: *tsar* (carnem), *hiuver* (hibernum), *dsour* (diurnum); *'mn* wird *'n: souan* (somnum), *m'n = me: ome* (hominem, — — *'ticum* = *'dze danmadze, messadse* etc.

Über die Schicksale der Verbindungen Konsonant + *i̯* und Kons. + *u̯* gestattet das im Glossar enthaltene Wortmaterial in mehreren Fällen nähere Angaben nicht. Ich stelle eine Anzahl der in Betracht

kommenden Wörter hier zusammen: *li̯* wird *l'*, dessen l-Element heute geschwunden ist (s. oben zu k'l): *pāia*, *auoumāia*, *fiia; taïāire, fiiōou* (filiolum), *acoussta* (adconsiliare); auslautend *u* in *dōou* (entgegen *grai, ėi, artėi*; s. oben); *oleum* erscheint als *ōlii*. — *ni̯* wird *ń*: *besoūgna, tsastānia*; *aragnada; (iindse* = lineum). — *ˊmi̯*: *vindėnia*. — *ˊri̯*: *pari ari, ivintāri, chiminteri; fėira, ribėira*, (*armadza*); *tiiuer* (corium), *fustié, soulié*, letztere wohl durch die Schriftsprache beeinflusst. — *ˊpi̯*: *crépia*. — *bi̯ˊ*; *adze* (habeam), *ėi* (habeo); — *ˊvi̯*: *dsābia* (cavea). — *ˊti̯*: *pou* (puteum), *prės* (pretiun); *pessa* (petia); *nessa* (neptia); ti̯ˊ : *pouisou* potionem). — *ˊdi̯*: *rāi, mėi*; *ˊrdi̯*: *erdse* (hordeum). — — *ku̯*: *quatre* (qu = k?) etc.; *tiinze* (quindecim; vgl. oben S. 26); *āiga* (aqua), *éga*.

Vokalismus. In der Nachtonsilbe bleibt *a*, wie V. S. 10 ausdrücklich hervorhebt: *vātsa, āiga, tsīna, tsābra* u. s. w.

Unter dem Hochton bleibt *ị*: *rīu* (rivum), *tardīu, vīou*; *rība; nii* (nidum), *iibre* (librum); *fermīdsa, ortīdsa; vi* (vinum), *tsami, mastii; tiina, prima* u. s. w. Vor *l* entwickelt sich ein Gleitvokal *a*, der heute den Hochton trägt: *Abriāou* (Aprilem), *fiāou* (filum), *viāou* (vilem). Nicht durchsichtig ist die Entwickelung von *iėoura* (libra) und von *paga* (pica).

Vglt. ẹ bleibt in: *pébre, séba* (coepa); *pés, pése, trés*; *fé, sé* (sitim), *séda, mounéda; péra, sére, aver; aréna, tsadéna, pléna; fé, plé; fés* (vicem), *fédse, pédsa, ivédse, trédse* (tredecim), *sédse* (sedecim), *rédse* (? rẹcidus, W. Meyer-Lübke, *Gramm.* I, S. 448. 443). Anzumerken ist *i* in *mi* (mensem), *mii* (minus); auf älteres *i* geht wohl auch zurück *ia* in *tiāva* (tela), *piāou* (pilum), *estiāva* (stẹla). *Gramaci* (mercedem) mag durch die Schriftsprache beeinflusst sein. Einfluss umgebender labialer Konsonanten verrät *feun* (fimum). *ẹi* entwickelte sich aus *ẹ* + Palat. in *rėi* (regem), *nėira* (nigra; dagegen *nièr* = nigrum); *artėi* (articulum); *ei* in *souvėi* (soliculum); daraus *i* in *estri* (strictum), *estrīta, fri* (frigidum), *di* (digitum) und in der Vortonsilbe in: *iviā* (vigilare), *souvia* (soliculare). Aus *e* + Dental stammt *ei* in *veire* (vitrum), *i* in *vir* (videre), *crire* (credere), woneben S. 49 *crėire* angegeben wird. — Erhöhung von *ẹ* zu *i* begegnet noch in *dioute* (debita) *dioūre* (debere), *trioūva* (tegula).

Vglt. ę bleibt in offener Tonsilbe: *lèbra, fèra; ẹ* in *tésa* (taeda); auslautend wird ę zu ẹ in *pé* (pedem), *bé* (bene), *ré* (rem); vor *u* entsteht der Diphthong *ie*: *dièou, ièou*, (ego), doch *belèou* (levem); vor *l ia*, woraus mit Vokalisierung des *l iau*: *chiāou* (caelum), *miāou* (mel), dazu *fiāoure* (febrim). — *E* + *i* erscheint als *ei* in *diumèi, diumèia, mèi* medium), *aglèisa, sèi* (sex), *pèira* (petra), *adrèi, lèi* (lectum), *pèi*; als *i* vor *s*: *crisse* (crescere), *parisse*, desgl. in *pitre* (pectorem); — *vek'lu* lebt fort als *veūi, vek'la* als *veūia*. — Vglt. gedecktes ę behält seinen ursprünglichen Lautwert in *pèssa* (petia), *nèssa*; *tèsta, arèsta-biōou; idsèrla, quère*, (mit Verdunkelung zu *a intravarse); anèla, escudela, sèla*; im unmittelbaren Wortauslaut wird es geschlossen in *e* = ellum: *agné, ané, baté, tsapé, tsasté, manté, rasté* u. s. w.; doch *sé* = *septem*. Auf den Lautwert von *in, ein* in *aniucin* (innocentem), *aniucinta, divindre, vein* (ventum), *cein* etc. wage ich aus der Orthographie des Verfassers einen Schluss nicht zu ziehen. *Tromble* geht auf *tramble* zurück, das durch die Schriftsprache beeinflusst ist.

a bleibt ausser vor Nasalen: *bla, na, agrada* (Inf.), *caredsa, baūla; fada, fava, raba, tsabra; danmādse, messādse* (Einfluss anderer Mundarten verraten *atsé* und *viédse*, woneben *vouïadse* mit begrifflicher Differenzierung steht); *tsava* (caballum); *a* + *u* = *au*: *māou* (malum), *achāou, clāou* (clavem), *quāou* (qualem), *sāou* (saltum), *tāou*

(talem); durch die Schriftsprache beeinflusst ist *tèla* statt *tāva*); in morphologischen Verhältnissen dürfte hochtoniges *u* in *choudre* (calere), *soupre* (sapere) begründet sein; *a* + *i* = *ai*: *ăi* (axis), *amăi, măi* (magis) neben *ma, Măi, făire, frăire, măire, năisse* (nascere), *lăi* (lactem), mit Verlust des Hochtones *ei*: *lèitin* (cochon de lait), *ėi* (habeo), *nèichuda, pèirastre* etc. — Vor einfachem und gedecktem Nasal wird *a* unter dem Hochton zu *o*: *campona, lona, rona, semona, gro* (granum), *mo, so, fon* (famem), *ton* (tantum), *efon, blon, bon, aglon, on* (annum); *litogne, mountogne.* Anzumerken sind nicht volkstümliches *caravèna* und *tsi* (canem). Die Entwickelung der Wörter *mo, so, gro* zeigt, dass die Verdunkelung des Tonvokals älter ist, als der Schwund des wortauslautenden *n*. In nichthochtoniger Silbe bleibt *a* auch vor Nasal intakt: *manda, manté, mantène, manōbra;* vereinzelt sonst: *abranda, rama,* in *san* (sanctum) vielleicht unter Einwirkung des lat. Etymons oder wegen des häufigen proklitischen Gebrauches.

Vgl. *ǫ* in offener Tonsilbe wird nicht diphthongiert vor Lab. und daraus hervorgegangenem *u*: *ōbra; nōou* (novem), *nōou* (novum), *düdsōou* (Jovis), *rōoure* (robur); vor *u* und *v* aus *l*: *fiiōou* (filiolum), *sōou, iinsōou, fiiōva* (filiola), *mōva* (mola); vor dentalem Verschlusslaut: *rōda, pode.* — *uo* entwickelt sich vor *r*: *afouōra, defouōra, souor;* vor *n*: *bouo* (bonum), *bouōna* (bona); in *dsouo* (jocum). Demgegenüber stehen mit *io*: *io* (locum), *fio* (focum), *biōou* (bovem), *iōou* (ovem), eine Sonderentwickelung; für die ich eine Erklärung nicht weiss, wenn die betreffenden Wörter nicht unter dem Einfluss einer anderen Mundart stehen. — In gedeckter Stellung bleibt *o* vor vokalisiertem *l* in *mōoure* (molere), während *u* in *voudre* (volere) auf Angleichung beruht. *uo* haben *relouōdse, couor* (corpus), *pouor* (porcum); *auoumouorna; fouon* (fontem); *ua: souan* (somnum). Aus der proklitischen Verwendung des Wortes erklärt sich *u* in *escoundre*, *o* in *torse?* Keine volkstümliche Entwickelung dürfte *o* in *or* (hortum) repräsentieren. Anzumerken ist auch *erdse* = hordeum. — *ǫ* + i ergiebt *uęi*: *couèire*; *ęi: quèissa; iiię: tiiuèr* (corium); *eui* (Lautwert?): *aneui, neūi* (noctem), *apeūi* (postę); *ięi: ièi* (octo). Ich vermute, dass allen diesen Bildungen älteres *uoi* zu Grunde liegt, dass sich je nach der lautlichen Umgebung verschieden weiter entwickelt hat, vielleicht auch nach den Gegenden ursprünglich sich differencierte.

Vglt. *ọ* ergiebt *u: dous; vernous* (venenosus), *evedsous; nebou; dsou* (jugum), *amoūra* (oū = ū), *couvour* (colorem), *pavour* (pavorem), *rimour, sedou* (setonem), *parpaïou, bastou; poun* (poma); *toūrta; mounde, redoun* (rotundum), *auoutou* (autumnum), *vergoūgna; crou* (crucem), *nou* (nucem), *pou* (puteum) u. s. w. Unter dem Einfluss der Schriftsprache steht *mouchu* (d. i. *mušü*, frz. monsieur). *O* bleibt vor *u*: *ōoume* (ulmum). Anzumerken: *vonze* (undecim), *ōnlie* (ungul-um), *pleūia.*

Vglt. *ụ* wird *ü*: *vesou, mu, soupu, testu, muda; fus, tsascu, tsascuna, lun* (lumen), *fun* (fumum), *espuma; iü: desfortiuna; vediu* (vidutum), *mourdiuda, poudiu, bagnadiura, courdiura; sediur* (securum), *esquiur* (obscurum), *esqiura; diniu; saïu* (sabucum; cf. Gröber, *Arch. f. lat. Lex.* V, 454); *iü* begegnet vorzugsweise nach Dentalen, niemals, soweit ich sehe, nach labialen Konsonanten (s. oben zum Konsonantismus). — *ü* + *i* wird *üi*, das heute zu ü (woneben iü) reduziert ist: *frūta; adiure, adiu* (adductum). — *Miōla* (mula) gehört, wie die Erhaltung des *l* zeigt, einem anderen Dialekt an. *Unum, unam* ergeben *vun, vuna; iun, iuna; ein, eina,* je nach der Verwendung im Satze. Vgl. *hier* XII. S. 76 f.

Vglt. *au* bleibt Diphthong: *āoura* (aura), *tsāousa* (causa), *clāoure* (claudere), *dsāou* (gaudium); *pāou* (paucum.) Zu *ou* wird *au* in der Vortonsilbe in: *oougi* (audire), *roōuba*, *ōoussé* (aucellum); *auoūtou* (=oūtu?).

D. Behrens.

Fleury, J. *La presqu'île de la Manche et l'archipel anglo-normand. Essai sur le patois de ce pays. Supplément à l'essai sur le patois normand de la Hague.* Paris, J. Maisonneuve. 56 S. 8⁰. [Extrait des Mémoires de la Société Académique de Cherbourg. 1891.]

Auf seine im Jahre 1886 erschienene umfangreiche Arbeit über das *patois haguais* (siehe diese *Zeitschrift* IX, S. 177) hat Fleury später auf denselben Gegenstand bezügliche kürzere Studien folgen lassen: *Le patois normand de la Hague et lieux circonvoisins. De deux sons communs au Haguais et aux langues slaves. Le patois de la Hague et des îles anglo-normandes.* Ohne auf diese Beiträge, die sämtlich in Clédat's *Revue des patois*, Band II und III, erschienen sind, direkt Bezug zu nehmen, gibt Verfasser in vorliegendem Aufsatze teils eine Zusammenfassung, teils eine Weiterführung der in ihnen niedergelegten Ansichten. Derselbe zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten (S. 1—3) wird die Existenz einer normannischen Mundart nachdrücklich behauptet, das in den letzten Jahren wiederholt behandelte Problem der Dialectabgrenzung zum Gegenstand einer tiefergehenden Erörterung aber nicht gemacht. Joret wird der Vorwurf gemacht, dass er in seinem bekannten Buche, *Les caractères et l'extension du patois normand*, es unterlassen, die für das normannische Sprachgebiet in seiner ganzen Ausdehnung charakteristischen Spracherscheinungen zusammenzustellen und dass er zu den sieben von ihm angenommenen normannischen Untermundarten nicht noch eine achte, diejenige der *Normandie Maritime* hinzugefügt habe. Im zweiten Abschnitt (S. 4—21) wird das Gebiet der *Normandie Maritime* neben dem der *Haute-Normandie* und *Moyenne-Normandie* näher umschrieben. Fleury rechnet dazu die Kanal-Inseln und die den nördlichsten Teil des Département de la Manche bildende Halbinsel, als deren Südgrenze eine Linie von der Mündung des Ay in die Passage de la Deroute bis zur Mündung der Vire und Taute in den Golfe de la Seine angenommen wird. Auf eine kurze Charakteristik des Landes und seiner Bewohner folgt eine vielfach zum Widerspruch herausfordernde Darlegung des in Ortsnamen und in einzelnen Lautübergängen hervortretenden skandinavischen Einflusses. Im dritten Abschnitte (S. 21—55) werden vom Verfasser die nach

seiner Ansicht für das Patois der Normandie maritime charakteristischen Spracherscheinungen zusammengestellt und beschrieben, aber nirgends der Nachweis versucht, dass die hervorgehobenen Lautübergänge nicht auch über das behandelte Gebiet hinaus anzutreffen sind. Zum Schluss werden für einzelne Teile des Gebietes Textproben mitgeteilt. Durch eine einheitliche und genaue phonetische Umschrift würden dieselben an Wert erheblich gewonnen haben; denn als durchaus irrtümlich müssen wir die vom Verfasser S. 22 f. vertretene Ansicht zurückweisen, es bereite dem Leser ein sorgfältig durchgeführtes Transskriptionssystem, wie es in der *Rev. des pat. gallo-romans* zur Anwendung kommt, grössere Schwierigkeit als das von ihm beliebte systemlose Verfahren. Im Einzelnen wären viele Ausführungen Fleury's zu beanstanden. So wird S. 22 das erste *ai* in *aimais* als Abschwächung eines vortonigen lateinischen *a* bezeichnet! Man kann aus dieser Angabe sich ein Urteil bilden, was von Fleury's sprachlichen Erörterungen im allgemeinen zu halten ist. Was soll der Leser mit der S. 28 ohne irgend welche nähere Ausführungen gegebenen Bemerkung anfangen, dass lat. oder germ. *c* im Patois der Normandie Maritime *k*, *tch*, *ch*, *s* geworden ist. Wenn bemerkt wird, dass im Haguais *ẹ* + *i* (Fl. *e* + *c*) *uè* ergibt, so hätte doch nicht unerwähnt bleiben sollen, dass dies nur unter bestimmten Bedingungen der Fall ist. Vergl. hierzu und zu anderen Angaben Fleury's jetzt die lehrreiche Abhandlung B. Eggerts, *Entwickelung der normandischen Mundart im Département de la Manche und auf den Inseln Guernesey und Jersey (Zeitschr. für rom. Phil.* XIII, S. 353 ff.). Auffallender Weise geht Eggert über die Behandlung von *e* und *a* vor gedecktem Nasal sehr rasch hinweg. Wenn er *l. c.* S. 391 äussert, im Normannischen sei der nasale *e*-Laut „stets erhalten" geblieben, so bedarf diese Angabe wesentlicher Einschränkungen[1]) und steht, was im Speziellen die im nördlichen Teile des Département de la Manche gesprochene Mundart betrifft, mit dem von Fleury Beobachteten im Widerspruch. Nach Fleury S. 24 lautet dort *en* heute = *ã*, urspr. *ãn* dagegen = portug. *ão*.[2]) Letzterer Laut wird sich demnach bereits herausgebildet haben zu einer Zeit, in der ersterer noch nicht bis *ã* fortgeschritten war. Über-

---

[1]) Vgl. Küppers, *Über die Volkssprache des XIII. Jahrhunderts in Calvados und Orne*, Halle 1889, S. 19. Burgass, *Darstellung des Dialekts im XIII. Jahrhundert in den Departements Seine Inférieure und Eure (Haute Normandie)*. Halle 1889, S. 34.

[2]) Verfasser gibt keine Belege. Aus seinem *Essai sur le patois Normand de la Hague* notierte ich mir *grãond, gllãonde, hãonque, flãombe, aontãon* etc. neben *chent* (d. i. *šãt), vent (vãt*) u. a.

raschend ist die Folgerung, die Fleury aus der Thatsache, dass *æ* und *a* vor gedecktem Nasal sich in verschiedener Weise weiter entwickelten, zieht: Ce fait dépose en faveur de l'antiquité et de l'immutabilité de nos patois. *C'est un argument de plus en faveur de l'ancienneté de áĕ dans nos verbes et autres mots.* Dass latein. betontes *a* der Endungen *-are*, *-atum*, *-atem* (ausser nach Palat.) als *áĕ*, *a* erhalten geblieben, nicht über *e* zu *a* zurückkehrte, ist eine Lieblingsidee Fleury's, für die er auch in vorliegender Broschüre in einer längeren Auseinandersetzung eintritt. Seine Beweisführung wird kaum jemand überzeugen und, nachdem jetzt noch Eggert's Untersuchung, *l.c.* S. 374, ergeben hat, dass in mittelalterlichen Texten wohl mehrfach das bereits von Fleury aus *Hélie de Biville* nachgewiesene *ei*, niemals *a* = lat. *a* unter den vorhin erwähnten Bedingungen, anzutreffen ist, unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel mehr, dass lat. *a* in jenem äussersten Winkel der Normandie nicht erhalten blieb, sondern über *e*, *éi*, *ái* zu *a* *(áĕ)* zurückgekehrt ist.

D. BEHRENS.

Du Puitspelu, N. *Dictionnaire étymologique du patois lyonnais.* Lyon, 1887—1890. H. Georg. In-8⁰, CXX u. 470 S.

Ausser einem etymologischen Wörterbuch der Lyoner Mundart enthält das vorliegende Werk eine revidierte und verbesserte Wiedergabe des vom selben Verfasser in den Jahren 1883—84 in der *Revue lyonnaise* zum erstenmal veröffentlichten *Très humble essai de phonétique lyonnais* (vergl. diese *Zeitschr.* IX, S. 158). Eingehende Besprechungen hat dasselbe bereits erfahren durch E. Philipon *(Romania* XX, S. 306—318), P. Meyer *(ib.* S. 318—320) und A. Horning *(Zeitschr. für rom. Phil.* XIV, S. 218—223). Horning's Kritik bezieht sich auf die bis zum Jahre 1889 erschienenen vier ersten Lieferungen, in denen das Wörterbuch zum Abschluss gebracht wurde. Sie ist noch vom Verfasser für die am Schluss des fünften (Schluss-) Heftes unter der Überschrift *Errata* gegebenen Erörterungen verwertet worden. Ich verweise hier auf die Ausführungen der genannten Rezensenten, die übereinstimmend dem Verfasser für seine hervorragend tüchtige Leistung verdientes Lob gespendet haben, nicht ohne die derselben anhaftenden Mängel hervorzuheben. Zu Ausstellungen Anlass gibt namentlich der die Darstellung der Phonetik und Formenlehre enthaltende Teil. Dass die etymologischen Erörterungen nicht immer zu einem befriedigenden Ergebnis führten, versteht sich von selbst. Auch da, wo die Ausführungen des Verfassers

zum Widerspruch herausfordern, bieten dieselben Anregung und Belehrung in vielen Fällen. Einige Notizen, die ich mir bei einer flüchtigen Durchsicht des Buches machte, seien hier mitgeteilt: *afont* ist *l[a font.* Die Ansicht des Verfassers, *a* sei dem Nomen vorgesetzt, *pour lui donner de la consistance* (siehe S. 7) ist zurückzuweisen, da in gallo-romanischen Mundarten nicht selten auch zwei- und mehrsilbige Wörter die gleiche Erscheinung zeigen. Vgl. *Zeitschrift für rom. Phil.* XIII, S. 412 f. Die zutreffende Erklärung gibt P. s. v. *avis.* — *Allamandri* findet durch den Hinweis auf S. 186 3[a] keine genügende Erklärung, da dort der Wegfall eines anlautenden *c* auch nur in diesem einen Worte nachgewiesen wird. Es handelt sich wohl um eine volksetymologische Bildung. Unerklärt bleibt ebenso der Abfall des anlautenden *t* in *arta* (S. 24), wenn das Wort auf *tarmitem* zurückzuführen ist. In der Nebenform *darna* glaubt P. S. 25 Übergang eines anlautenden *t* in *d* annehmen zu müssen. Ich finde kein einziges zuverlässiges Beispiel für diesen Übergang und glaube, dass die Ansicht derjenigen, welche *darna* aus *arna* durch *d*- Prosthese hervorgehen lassen, mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Vgl. npr. *dacs* neben *acs* (Mistral), *dalader, taradèl* neben *aladèr* (ib.), *darbousso* neben *arbousso* (ib.), *dourno* neben *ourno* (ib.), *douire* neben *ouire (Rev. d. l. r.* XXVI, S. 58), *dareit* neben *areit* (Mistral). Weitere einschlägige Bildungen und den Versuch einer Erklärung habe ich *Reciproke Metathese* S. 73 f. gegeben. — *cochon* (s. S. 94 *conchon va devant)* leitet P. (mit Littré) von kelt. *hwch* ab, was nach Thurneysen, *Keltoromanisches* S. 95, lautlich nicht möglich ist. Ich glaube an meiner *Ztschr. f. rom. Phil.* XIII, 413 ausgesprochenen Vermuthung, dass in rom. *coche* etc. tonmalende Lockworte vorliegen, auch heute noch festhalten zu sollen. Vgl. *Romania* XIX, S. 349. — *dechet* hat durch A. Tobler, *Sitzungsberichte der kgl. preussischen Akademie der Wissenschaften,* 1889, S. 1085 ff. eine zuverlässigere Deutung gefunden. — *fioló* (siffler) leitet P. aus *fiajoló* ab durch die Zwischenstufen *fiaioló fiaoló.* Später hat er mit Recht diese Ansicht fallen lassen, um (S. 456) das Wort mit Chabaneau auf *sibilare* zurückzuführen. Der Übergang von anlautendem *s* in *f* kommt nach ihm auch sonst vor. Ich vermisse Belege und bezweifle, dass auf dem Wege rein lautlicher Entwickelung in Südfrankreich anlautendes *s* zu *f* werden konnte. Die Formen mit *f* sind weit verbreitet. Vgl. Mistral s.v. *fiéulet* etc., de Vinols, *Vocab. patois vellavien-français* s. v. *fioula, fioulou, fioulaïre,* de Chambure, *Glossaire du Morvan,* s. v. *fiaule.* Von *fioló* = siffler trennt P. *fioula* = *boire,* das er mit *fiola* = frz. *fiole* in Verbindung bringt. Ich glaube, mit Recht. Es

sei indessen daran erinnert, das frz. *siffler* die Bedeutungen pfeifen und trinken vereinigt. — *intremó* soll von **atram(i)nare* kommen. Es ist mit Rücksicht auf die Form der im *Supplément* S. 158 mitgeteilten Herleitung Chabaneau's aus *extremum* der Vorzug zu geben, da *m'n* im *Lyonnais n* ergeben hätte: *intanó* (intaminare), *senó* (seminare). — *nesi.* Das richtige Etymon ist jetzt von W. Meyer-Lübke, *Zeitschr. für rom. Phil.* XV, S. 244, mitgeteilt worden. — *poplo* war unter *poblo* zu erwähnen. — *poron.* Beachte Mistral *pouron* (en Dauphiné) und ib. das Simplex *poure.* — *postura.* Schöpfung von Personenbezeichnungen aus Bezeichnungen für abstrakte Begriffe liegt u. a. noch vor in *jeunesse,* junges Mädchen und Jüngling (Patois du Centre und sonst. S. Jaubert, Mistral), npr. *jouvent* Jüngling (Mistral), altfrz. *poestat* (ital. *podestà; span. cura* Pfarrer) — *quirious = curiosum.* Verfasser führt S. 335 das erste *i* auf den Einfluss des auf *r* folgenden Hiat-*i* zurück und erklärt es im Widerspruch damit S. LVIII (73, Rem. 2) durch den Einfluss des anlautenden *k.* — *reloge* geht wohl auf bereits vglt. *relogium* zurück. Vgl. *Reciproke Metathese* S. 39: mundartliches italienisches *lerogio, lorgiu* etc., rät. *leroi, loroi.* — *saites* und ebenso *pouèdes, vèdes* waren in der Flexionslehre zu behandeln, wo ich diese Formen der 2. Pers. Plur. Praes. nicht erwähnt finde. — *soizon* wird man nicht mit Verf. aus afr. *soif* „par changement de *f* en *z*" herleiten. Zu Grunde liegt die flektierte Form *sois* (s. Godefroy s. v.; vgl. Diez, *Rom. Gram.* II⁴, S. 280.) — *suppa* erklärt P. aus *cippa,* indem er annimmt, dass *ĭ* unter dem Einfluss des Labials in *ŭ* übergegangen sei. Diese Annahme hat zur unerwiesenen und schwer erweisbaren Voraussetzung, dass *ĭ* noch nicht zu vglt. *ẹ* geworden war, als die Sibilierung des *k* vor *i* bereits eingetreten, denn vglt. *kuppa* konnte *suppa* nicht ergeben. — *titre* ist nicht *textere = tecst(e)re,* sondern *tecs're, tecstre.* Eine Form *textere* hat es nicht gegeben.

D. Behrens.

Jouancoux, J. B., et Devauchelle. *Études pour servir à un glossaire étymologique du patois picard.* Deuxième partie. G—M. Amiens, Imprimerie de T. Jeunet. 1890. 222 S. 4⁰.

Der erste, bereits im Jahre 1880 erschienene Band dieses Werkes hat Jouancoux allein zum Verfasser. Ein Augenleiden veranlasste denselben, in seinem Freunde Devauchelle sich einen Mitarbeiter zuzugesellen. Eine nennenswerte Veränderung in der Anlage und Durchführung des Unternehmens ist dadurch nicht

bedingt worden. Die dem ersten Teil anhaftenden Mängel, die von G. Raynaud in der *Bibliothèque de l'école des chartes* XLI (année 1880), S. 631 keineswegs sämtlich hervorgehoben wurden, begegnen in dem vorliegenden zweiten Teile im wesentlichen alle wieder. In einem Avertissement erklärt J. ausdrücklich, dass die heute beliebte Art und Weise, das Patoisstudium zu betreiben, nicht seinen Beifall finde und beruft sich für das von ihm gewählte Verfahren auf Littré, dessen Wörterbuch ihm als Muster gedient hat. Dass Littré bei jedem einzelnen Wort die Aussprache desselben besonders angibt, ist dabei leider übersehen worden. Verschiedene Formen desselben Wortes oder verschiedene Wörter zur Bezeichnung desselben Begriffes werden zwar manchmal verzeichnet, aber nur in vereinzelten Fällen wird das Gebiet ihres Vorkommens näher bestimmt. So finden sich S. 186 nützliche Angaben über die Negationsfüllwörter *mie, point, pas* — „à l'usage des philologues qui travaillent à la topographie des patois", wie ausdrücklichst hinzugefügt wird, als bedürfe es der Rechtfertigung. Die eingestreuten Zitate aus älteren Autoren müssen in den meisten Fällen als unnützer Ballast bezeichnet werden. Die etymologischen Erörterungen, auf die es bei der Abfassung des Werkes nach dem Titel zu schliessen hauptsächlich abgesehen war, tragen ein durchaus dilettantisches Gepräge und lassen Bekanntschaft auch mit den elementarsten Sätzen der historischen Grammatik vermissen. S. 189 wird z. B. für *minabe* als Etymon *miserabilis* vermutet (*mis'rabilem — mirable — milable — minable*), S. 170 *magner* statt auf *manducare* auf *minutare* zurückgeführt. Dass trotz dieser schweren Mängel das mit viel gutem Willen und grossem Fleiss ausgeführte Werk schätzbare Angaben enthält, die der Kundige mit Nutzen heraussuchen wird, darf nicht verschwiegen werden.

D. Behrens.

Rousselot, l'Abbé. *Patois de Cellefrouin. Etude expérimentale des sons.* In: Revue des patois gallo-romans. IV. Paris, H. Welter. 1891. S. 65—208.

Mit Recht macht man seit geraumer Zeit Ernst mit der Realisierung des Gedankens, die Phonetik auf rein experimentelle Grundlage zu stellen, indem man die in der physiologischen und der physikalischen Akustik seit längerer Zeit angewandte Selbstregistrierungsmethode in weitestem Umfange derselben dienstbar zu machen sucht.

Wer sich für die auf dem Gebiete der Vibrographie und Vibroskopie seit dem Beginn dieses Jahrhunderts gemachten Fortschritte interessiert, findet darüber Belehrung u. a. in Pisko, *Die neueren*

Apparate der Akustik, Wien 1865, E. J. Marey, *La methode graphique dans les sciences expérimentales.* Paris, 1878, und Melde, *Akustik* S. 823—869 (in Winkelmann's *Handbuch der Physik,* Breslau 1891). Eine Zusammenstellung der in den letzten fünf Jahren (seit 1887) auf experimenteller Basis entstandenen Arbeiten lasse ich in vorwiegend chronologischer Anordnung hier folgen. Übergehen darf ich die dem Gebiet der Stomatoskopie angehörenden Untersuchungen, nachdem vor kurzem R. Lenz *Litteraturblatt für germ. u. rom. Phil.* 1892, S. 93 ff. gelegentlich einer Besprechung der Arbeit Hagelin's (*Stomatoskopiska Undersökningar af Franska Språkljud,* Stockholm 1889) über dieselben in ausführlicher Weise orientiert hat. — In einem in den *Comptes rendus de l'Ac. des Sciences* 1886, S. 340—342 beschriebenen Verfahren suchte E. Doumer den König'schen Flammenapparat für eine genauere Bestimmung der Tonhöhe dadurch verwendbar zu machen, dass er ihn mit einer Vorrichtung versieht, die es gestattet, die im rotierenden Spiegel erscheinenden Flammenbilder photographisch zu fixieren. Über die Resultate dieser Methode erfahren wir näheres im Jahrgang 1887 der *Comptes rendus,* Band CV, S. 222—224 *Études du timbre des sons, par la méthode des flammes manométriques;* ib. S. 1247 bis 1249 *Des voyelles dont le caractère est très aigu.* — Ein Flammenapparat, der nach F. Auerbach *(Beiblätter zu den Annalen der Physik und Chemie* XII, S. 453 ff.) den König'schen an Einfachheit übertrifft und an Leistungsfähigkeit demselben nicht nachsteht, beschreibt J. G. Forchhammer in *Tidsk. Phys. og Chem.* (2) VIII, S. 97—103 (1887). Weitere Vervollkommnung würde denselben u. a. zu Tonhöhebestimmungen und Ermittelung von Obertönen geeignet machen. Einen von V. Hensen angegebenen, unter dem Namen Sprachzeichner bekannten Membran-Phonautographen hatte bereits Grützner, *Physiologie der Stimme und Sprache* S. 188 f. (1879) schematisch dargestellt. Der Apparat wurde verbessert und von Hensen in der *Zeitschrift für Biologie* XIII (1887), S. 291—302 *(Über die Schrift von Schallbewegungen)* etwas ausführlicher beschrieben. Von älteren Konstruktionen ähnlicher Art unterscheidet sich der Sprachzeichner Hensen's durch starke Dämpfung bei straffer Membran und dadurch bedingte mikroskopisch kleine Schrift. Der Konstruktion desselben liegt die Ansicht zu Grunde, dass es für das Studium der Sprache darauf ankomme, „die durch die Schallwellen hervorgerufene Bewegung so zu sehen, wie sie etwa das menschliche Trommelfell von sich aus an das Labyrinth weiter gibt.“ Über spätere Veränderungen an dem Apparat siehe Pipping, *Zeischr. für Biologie* XXVII, S. 13 ff. Mit dem Sprachzeichner im Kieler Institut angestellte Versuche veröffentlichte ein Schüler Hensen's, P. Wendeler, in der *Zeitschr. für Biologie* XXIII (1887), S. 303—318: Ein Versuch, die Schallbewgung einiger Konsonanten und anderer Geräusche mit dem Hensen'schen Sprachzeichner graphisch darzustellen (gekrönte Preisarbeit aus dem physiologischen Institut der Universität Kiel. Auch Dissertation, München 1886). Der Arbeit sind zwei Tafeln beigegeben, auf denen in vergrössertem Masstabe einige der von Wendeler hergestellten Kurven wiedergegeben sind (vergleiche F. Techmer, *Internationale Zeitschrift* IV, S. 325—327). In einer Programmabhandlung des Realgymnasiums des Johanneums zu Hamburg aus dem Jahre 1888 beschreibt E. Grimsehl einen von ihm konstruierten zur Tonstärkemessung bestimmten Apparat, der auf einer von Lord Raleigh beobachteten Erscheinung begründet ist, dass ein im Inneren einer schwingenden Luftsäule aufgehängtes Papierblättchen das Bestreben zeigt, sich senkrecht gegen die Achse der

Luftsäule zu stellen. M. Wien, *Über Messung der Tonstärke* (Berliner Dissertation 1888) wendet ein, dass es Grimsehl nicht gelungen, auf experimentellem Wege die Grundlage der Messungen, die Beziehung zwischen der Intensität der Luftbewegung und dem Drehungswinkel des Blättchens zu finden und versucht eine Lösung des Problems in anderer Richtung. Das gleiche Problem behandelt Stern, *Über mikrophonische Tonstärkemessung*, Königsb. Dissertation 1890. Ludimar Hermann in Königsberg hat die vibrographische Untersuchungsmethode mittelst der Photographie auf einen wesentlich höheren Grad der Vollkommenheit gebracht und eine Beschreibung des nach seiner Angabe zu diesem Zweck konstruierten Apparates im Archiv für die gesamte Physiologie LV (1889) im ersten Teil seiner *Phonophotographischen Untersuchungen* gegeben. H. bemerkt, dass die graphische Aufzeichnung von Stimm- und Sprachlauten bislang wesentlich mit zwei Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt: erstens die Einmischung der eigenen Trägheitsschwingungen des angesungenen, resp. angesprochenen Körpers, zweitens die ungenügende Treue, mit welcher die Schwingungen dieses Körpers infolge der Reibungen, Eigenschwingungen etc. des schreibenden Hebels sich aufzeichnen. Die letztere Fehlerquelle beseitigt er dadurch, dass er sich des Lichtstrahls als Hebel bedient. Letzterer zeichnet die mikroskopisch kleinen Schwingungen der von ihm verwendeten, derjenigen des neuen Edinson'schen Phonographen möglichst nachgeahmten Membran, vergrössert auf eine lichtempfindliche Papierfläche, so dass jene unmittelbar photographiert werden. In zwei weiteren, im folgenden Jahrgang des Archivs erschienenen Teilen seiner Arbeit beschäftigt sich Hermann u. A. mit der Ausmessung und Zerlegung der mittelst seiner Methode gewonnenen phonautographischen Kurven und teilt die zunächst gewonnenen, die Klangzusammensetzung der Vokale im allgemeinen betreffenden Resultate mit. Etwa gleichzeitig mit dem ersten Teil der Hermann'schen Arbeit erschien von O. Fröhlich in der *Elektrotechnischen Zeitschrift* X, S. 65 f. ein kurzer Aufsatz *Neue optische Darstellung von Schwingungskurven mit Anwendung auf Telephone, Wechselstrommaschinen* u. s. w. und von W. Martens in der *Zeitschrift für Biologie* XXV (1889) *Über das Verhältnis von Vokalen und Diphthongen in gesprochenen Worten.* M. führte seine Untersuchungen im Physiologischen Institut zu Kiel mit dem vorhin erwähnten Hensen'schen Sprachzeichner und richtet sein Hauptaugenmerk auf die Bestimmung der Tonhöhe. „Die betreffende berusste Glasplatte, auf welcher möglichst nahe aneinander und möglichst in gleicher Höhe Stimmgabel und Vokal geschrieben hatten, wurde auf den grossen Schlitten eines grossen für Zählungen bei Planktons... eingerichteten Mikroskops gelegt und auf demselben mit Klebwachs befestigt. Hier wurde dann mit Hilfe einer unter der Linse des Mikroskops angebrachten, an der Mikrometerschraube befestigten Glasfeder bei etwa achtzigfacher Vergrösserung von dem Ende jeder einzelnen oder jeder zweiten Vokalwelle aus ein Strich bis zu der entsprechenden Stimmgabelkurve hinübergezogen. Dann wurde bei bedeutend stärkerer Vergrösserung bestimmt, wie viel Schwingungen der Stimmgabel auf eine Vokalschwingung kamen." Im Vorbeigehen seien hier auch Löwenberg's mit König's Tonometer angestellte Untersuchungen über die Nasalvokale (dem neunten internationalen medizinischen Kongress, Washington 1887, vorgelegt, veröffentlicht in der *Deutschen Medicin. Wochenschrift* 1889, S. 518 ff.) erwähnt, obwohl der Verfasser der graphischen Methode sich nicht bediente. Im Jahre 1889 versuchte zum erstenmal meines Wissens von philologischer

Seite Professor Wagner auf phonautographischem Wege über den Lautstand einer lebenden Mundart nähere Aufschlüsse zu erhalten: *Der gegenwärtige Lautbestand des Schwäbischen in der Mundart von Reutlingen.* Festschrift der Kgl. Realanstalt zu Reutlingen zur Feier der 25 jährigen Regierungszeit Sr. Majestät des Königs. Fortsetzung und Schluss der Arbeit erschienen als Beilage zum Programm der Kgl. Realanstalt zu Reutlingen 1891. W. untersucht mittelst der Marey'schen Trommel in Verbindung mit einer als Registrierapparat dienenden Roth'schen Zeichentrommel und mittelst des Phonographen Stärke, Tonhöhe und Dauer der in seiner Mundart gesprochenen Sprachlaute. In einem auf dem Neuphilologentag zu Stuttgart am 28. Mai 1890 gehaltenen Vortrag suchte er durch nähere Darlegung des angewendeten Verfahrens ein grösseres Publikum für dasselbe zu interessieren. W.'s Vortrag liegt gedruckt vor *Phonetische Studien* IV, S. 68—82: *Über die Verwendung des Grützner-Marey'schen Apparats und des Phonographen zu phonetischen Untersuchungen.* 1890 veröffentlichte der dänische Philologe Pipping eine im physiologischen Institut zu Kiel mit Hensen's Sprachzeichner ausgeführte Untersuchung über die Klangzusammensetzung der gesungenen Vokale *(Zeitschrift für Biologie* XXVII) und gelangt in der Hauptsache zu demselben Ergebnis, zu dem L. Hermann mit dem vorhin erwähnten phonophotographischen Verfahren gekommen ist: dass die Höhe der hervorragenden Partialtöne der Vokale sich mit der Notenhöhe nicht wesentlich ändert (s. Hermann, *Arch. für die ges. Physiol.* XLVIII, S. 181 ff. *Bemerkungen zur Vokalfrage).* Hoffentlich dehnt Pipping seine Untersuchungen auf gesprochene Vokale aus, erst dann wird, wie er selbst S. 77 hervorhebt, die Sprachwissenschaft von Untersuchungen wie der vorliegenden einen grösseren Nutzen ziehen können. Pipping, *Om Hensens Fonautograf som ett Hjälpmadel för Språkvetenskapen,* Helsingfors 1890, habe ich nicht einsehen können. Mit Hülfe des Skott-König'schen Phonautographen stellten Ed. Schwan und E. Pringsheim Untersuchungen über Tonstärke, Tonhöhe und Tondauer in der französischen Umgangssprache an und veröffentlichten das Resultat ihrer Untersuchungen, das sie mit Rücksicht auf die dem verwendeten Apparat noch anhaftenden mechanischen Mängel als vorläufiges bezeichnen, im *Archiv für das Studium der neueren Sprachen* LXXXV (1890), S. 203—268 zugleich mit einer über frühere auf ihren Gegenstand bezügliche Ansichten gut orientierenden Einleitung. Weitere Versuche mit verbessertem Apparat werden in Aussicht gestellt. Die Klangzusammensetzung der Vokale im allgemeinen zum Gegenstand haben zwei Aufsätze L. Hermann's: *Über das Verhalten der Vokale im neuen Edison-schen Phonographen* (*Archiv für die ges. Physiologie* XLVII, S. 42—44, 1890) und *Die Übertragung der Vokale durch das Telephon und Mikrophon* (ib. XLVIII, S. 543—574, 1891). V. Hensen, *Die Harmonie in den Vokalen (Zeitschr. f. Biologie* XXVIII, 1891) sucht experimentell darzuthun, dass, entgegen der von Hermann vertretenen Ansicht, den Vokalklängen der Eigenton der Mundhöhle sich nicht zugesellt. Noch nicht abgeschlossen sind die Untersuchungen R. J. Lloyd's *Speech Sounds their nature and causation (Phonet. Stud.* III—IV. 1891—1891.)

Von den genannten Arbeiten wurden vier von Philologen und Phonetikern ausschliesslich oder teilweise unternommen. Es sind diejenigen von Wagner, Pipping, Schwan-Pringsheim und Lloyd. Zu ihnen ist jetzt die vorliegende Abhandlung des Abbé

Rousselot über das Patois von Cellefrouin zu stellen. B. giebt zunächst einige Notizen über Entstehungsgeschichte und Plan seiner Arbeit. Er erklärt, dass es ihm in dem vorliegenden ersten Teil darum zu thun, lediglich seine eigene mundartliche Aussprache nach der „graphischen Methode" zu bestimmen. Als Ausgangspunkt für seine Untersuchungen dienten ihm die älteren Rosapelly's, die dieser im Jahre 1875 zusammen mit Havet auf Anregung der Société de linguistique im Laboratorium des Physikers Marey zu Paris unternommen und unter dem Titel *Inscriptions des mouvements phonétiques* in *Travaux du laboratoire de M. Marey*, 1876, II, S. 109—131 veröffentlicht hat.[1]) Unter Mitwirkung Rosapellys ist es Rousselot gelungen, zunächst die rein technische Seite des angewandten Verfahrens noch weiter zu vervollkommnen. Das Resultat wird S. 72—83 in einem *Appareils* überschriebenen Paragraphen mitgeteilt. Danach will ich versuchen, hier eine kurze Beschreibung des Rüstzeugs, mit dem ausgestattet R. an die Lautanalyse seiner Mundart heranging, zu geben.

I. *Appareil enregistreur.* Als Registrierapparat diente ein Cylinder, welcher durch ein mit Foucault'schem Regulator versehenes Uhrwerk in möglichst gleichmässige, horizontal rotierende Bewegung versetzt wurde. Der Cylinder wurde mit einem glatten Papierstreifen umspannt, die übergreifenden Enden des Papiers mit Leim festgeklebt, hierauf der Papiermantel durch ein Unschlittlicht berusst und so zur Aufnahme von Lautkurven präpariert. Zum Zweck dauerhafter Fixierung der gewonnenen Kurven wurde der Papierstreifen an der zusammengeleimten Stelle durchschnitten, vom Cylinder abgenommen und durch eine Schellacklösung gezogen.

II. *Tambour à levier.* Dieser nach dem Namen seines Erfinders als Marey'sche Trommel bekannte, von Marey *La méthode graphique* S. 446 f. näher beschriebene Apparat besteht aus einer durch eine Kautschukmembran verschlossenen Metallkapsel. Auf der Mitte der Membran ist eine dünne Alluminiumscheibe, auf dieser eine Vorrichtung befestigt, die es ermöglicht, Schwingungen der Membran auf einen in geeigneter Weise angebrachten leichten einarmigen Schreibhebel zu übertragen. Besondere Vorrichtungen ermöglichen es, die Länge des Schreibhebels zu verändern und den Apparat (tambour inscripteur) an einem Stativ so zu befestigen, dass die Spitze des Hebels auf dem berussten Papiermantel des

[1]) Vgl. Rousselot, *La méthode graphique, appliqué à la recherche des tranformations inconscientes du langage.* Compte Rendu du Congrès scientifique internationale des Catholiques tenu à Paris du 1er Avril au 6 Avril 1891. Paris, A. Picard 1891. Auch erschienen in *Rev. des pat. gallo-rom.* IV, S. 209 ff.

unter I. erwähnten Registrierapparates durch entsprechende Exkursionen Schwingungen der Membran graphisch zum Ausdruck bringen kann. In die Metallkapsel des tambour inscripteur ist eine Röhre eingelassen, die durch einen Kautschukschlauch je nach Bedürfnis mit einem den Schall aufnehmenden Trichter oder mit einer zweiten mit einer Membran verschlossenen Metallkapsel (tambour recepteur) in Verbindung gesetzt wird.

III. *Signal électrique.* R. bediente sich des *Travaux du laborat. de M. Marey* I, S. 143 und *Méthode graphique* S. 471 ff. eingehender beschriebenen Deprès'schen Stromsignals. Die Einrichtung desselben besteht im Wesentlichen darin, dass Schwankungen, die in der Kraft eines Elektromagneten durch Oeffnen und Schliessen eines denselben umfliessenden konstanten Stroms bewirkt werden, in rascher Folge Bewegungen eines durch eine schwache Feder in seine Ruhelage zurückgeführten Schreibhebels aus weichem Eisen auslösen. Eine besondere Vorrichtung gestattet es, den Apparat an einem senkrecht stehenden Stativ zu befestigen und in geeigneter Weise mit der unter I. erwähnten Registriertrommel in Verbindung zu bringen.

IV. *Palais artificiel. Travaux* II, S. 124 (1876) hat Rosapelly die Herstellung eines Kunstgaumens auf galvanoplastischem Wege empfohlen. Für stomatoskopische Untersuchungen wurde diese Methode von Hugo Hagelin, *Stomatoskopiska Undersökningar af Franska Språkljud (s. o.)* und jetzt von Rousselot mit befriedigendem Ergebnis angewendet. Der nach dem von Rosapelly angegebenen Verfahren hergestellte künstliche Gaumen wird mit einem Überzug von schwarzem Firniss versehen, darauf an seiner inneren Fläche mit Kreide überzogen, so dass die Berührungsstellen der feuchten Zunge sich schwarz abzeichnen. Statt, wie es Hagelin gethan, die gewonnenen Gaumenbilder zu photographieren, zog es R. vor, dieselben durch Zeichnung wiederzugeben. Die Vorteile des letzteren Verfahrens hebt auch Lenz *l. c.* hervor.

V. *Explorateur interne de la langue.* Um die Stärke des Druckes zu messen, den die Zunge bei der Artikulation gegen den Gaumen ausübt, wird der auf galvanoplastischem Wege hergestellte künstliche Gaumen (s. unter IV) an seiner Innenseite mit einer Kautschukmembran überspannt und so in einen tambour recepteur (s. unter II) verwandelt. Die durch die Bewegungen der Zunge gegen die Kautschukmembran bewirkten Dichtigkeitsschwankungen der in dem tambour recepteur befindlichen Luft lassen sich graphisch zum Ausdruck bringen, wenn man letzteren mit einem tambour inscripteur verbindet.

VI. *Explorateur externe de la langue.* Ein am Kinn zu befestigendes, aus Metall gearbeitetes Gerüst trägt einen tambour

recepteur (s. unter II) in der Weise, dass die durch Hebung oder Senkung der Zunge unter dem Kinn zum Ausdruck kommenden Bewegungen mittelst einer zweckentsprechenden verstellbaren Vorrichtung auf die Kautschukmembran übertragen werden. Weiteres s. unter V.

VII. *Explorateur des lèvres.* Dieser zuerst eingehend von Rosapelly *l. c.* S. 119 f., danach in Kürze von Grützner, *Physiologie der Stimme und Sprache* S. 200 und von Grünhagen *Lehrbuch der Physiologie* III, S. 420 beschriebene Apparat ist nach demselben Prinzip konstruirt wie die unter V und VI erwähnten. „Derselbe stellt im wesentlichen eine Zange mit federnden Armen dar, welche zwischen die Lippen genommen werden und sich beim Schliessen derselben einander nähern, beim Oeffnen wieder von einander entfernen. Bei dieser Bewegung wird der Kautschukverschluss einer kleinen Metallbüchse [tambour recepteur. S. unter II] bald einwärts gedrückt, bald angezogen, die Luft in derselben also bald verdichtet, bald verdünnt.“ Weiteres s. unter V. Eine von Rousselot getroffene sinnreiche Abänderung des Rosapelly-schen Apparats macht denselben für Untersuchungen noch geeigneter und gestattet ausserdem die Bewegung jeder Lippe einzeln festzustellen.

VIII. *Explorateur de la respiration.* Der zur Verwendung gekommene Marey'sche Pneumograph besteht aus einem tambour recepteur (s. unter II), welcher durch einen Gürtel an der zu untersuchenden Stelle des Brustkorbes sich befestigen lässt. Die beim Ein- und Ausatmen eintretenden Änderungen des Thoraxumfanges werden nicht direkt, sondern durch eine Hebelvorrichtung auf die Mitte des Membran übertragen. Der tambour recepteur wird durch einen Schlauch mit einem tambour inscripteur verbunden.

IX. *Exploration du larynx avec transmission électrique.* Die bei der Lautgebung stattfindenden Vibrationen des Schildknorpels werden auf eine äusserst leicht bewegliche Metallplatte übertragen, die mit jeder ihrer Bewegungen das Öffnen oder Schliessen eines elektrischen Stroms bewirkt. Wird in denselben Strom ein Deprès-sches Stromsignal (s. oben unter III) eingeschaltet, so können diese Schwingungen mittelst des Schreibhebels auf der Registriertrommel zu graphischem Ausdruck gebracht werden. Vgl. eine eingehende Besprechung des Apparats bei Rosapelly *l. c.* S. 115 f.

X. *Explorateur du nez.* Um Stärke und Bewegung der bei der Phonation durch die Nase entweichenden Luftstroms, also indirekt das Verhalten des Gaumensegels zu bestimmen, diente ein kleiner aus Glas, Holz oder Elfenbein gearbeiteter birnenförmiger Stöpsel. Derselbe ist der Länge nach durchbohrt. In eins der

Nasenlöcher fest eingefügt wird er durch einen Kautschukschlauch mit einem tambour inscripteur à levier verbunden. Eine ziemlich straff gespannte Membran erwies sich am geeignetsten für den Versuch. Statt des birnförmigen Stöpsels lässt sich eine einfache Glasröhre verwenden. Vgl. Rosapelly *l. c.* S. 123.

XI. *Explorateur du larynx avec transmission aérienne.* Eine Kapsel von kaum $1^1/_2$ Zentimeter Durchmesser wird bei gespannter Haut fest gegen eine der beiden Platten des Schildknorpels gehalten. Durch eine in den Boden der Kapsel eingefügte Röhre wird die Kommunikation mit dem tambour inscripteur hergestellt.

XII. *Inscripteur de la parole.* Um die beim Sprechen erzeugten Schwingungen der den Expirationsstrom bildenden Luftteile — *la parole elle-même dans les vibrations de la colonne d'air parlante,* wie es R. ausdrückt — auf experimenteller Basis zu untersuchen, erwies sich am geeignetsten ein Mikrophon in Verbindung mit einem Stromsignal. Das Mikrophon ist ein von Verdin konstruiertes, mit drei in den Stromkreis eingeschlossenen horizontal angebrachten Kohlenkontaktstücken. Vor der Membran wurde ein aus Kupfer gearbeiteter Kegel angebracht und an die Schallöffnung ein Kautschukschlauch befestigt, wodurch eine grössere Empfindlichkeit des Apparates und eine Erleichterung in der Handhabung desselben erzielt wurden. Das Stromsignal, das von dem unter III. erwähnten Deprès'schen und anderen bekannten sich unterscheidet, wurde mit Rücksicht darauf konstruiert, dass durch dasselbe auch leichtere Schwankungen der Stromstärke angezeigt werden und der Widerstand des Schreibhebels möglichst verringert wird.

Ausser den zwölf erwähnten Apparaten verwandte R. für seine Untersuchungen noch drei Hülfsinstrumente: ein Spirometer, ein zum gleichzeitigen Auskultieren mit beiden Ohren eingerichtetes Stethoskop und eine von König konstruierte Stimmgabel, deren Stimmung durch an den Zinken verschiebbare Gewichte verändert werden kann.

Nachdem Verfasser noch einige bei der Registrierung und Interpretation der Kurven zu beobachtende methodologische Bemerkungen vorausgeschickt hat, beginnt er in Kapitel 2 seine Untersuchungen mit der Beschreibung der Artikulationsstellen der Mundhöhle. Dieselben werden mittelst des Spiegels, des künstlichen Gaumens und der beiden *Explorateurs de la langue* untersucht. Im dritten Kapitel wird dargestellt, welche Rolle dem Kehlkopf bei der Bildung der einzelnen Laute zufällt. Die mitgeteilten Resultate wurden, ausser durch die direkte Wahrnehmung mittelst des Ohrs, gewonnen mit Hülfe der oben unter IX, X, VII, VI genannten Apparate und mit Hülfe des Stethoskops. Das

vierte Kapitel trägt die Überschrift *Souffle employé pour la parole Mesure de l'effort. Accent d'intensité.* Pneumograph (s. oben VII), Spirometer und Marey's Tambour inscripteur gaben darüber Aufschluss. Im fünften Kapitel wird die Dauer der Laute mittelst der unter IX, XI, X, VII und XII genannten Apparate untersucht. Das sechste und letzte Kapitel handelt von der Tonhöhe, zu deren Bestimmung die Apparate XII, IX, XI, V, VI, X, VII und die Stimmgabel dienten. Zahlreiche Wiedergaben von Kurven, welche durch die bei der Phonation hervortretenden physikalischen und physiologischen Vorgänge auf der Registriertrommel sich abzeichneten und eine Anzahl stomatoskopischer Abbildungen sind dem Texte der Schrift eingefügt, so dass es dem Leser ermöglicht ist auch seinerseits die vom Verfasser erörterten mechanischen und akustischen Vorgänge der Lautbildung optisch näher zu verfolgen.

Über den reichen Inhalt der R.'schen Arbeit im Einzelnen Bericht zu erstatten, unterlase ich, da für jeden, der sich für phonetische Untersuchungen interessiert, ein eigenes gründliches Studium derselben unerlässlich ist, eine eingehende kritische Würdigung derselben überdies demjenigen überlassen bleiben muss, der die in Betracht kommenden Apparate zu seiner Verfügung hat und an der Hand des Experimentes die Zuverlässigkeit des vom Verfasser angewandten Verfahrens zu prüfen in der Lage ist. Dürften aber auch bei weiterer technischer Vervollkommnung der Untersuchungsmittel mehrere der bis jetzt gewonnenen Resultate später als ungenügend sich erweisen, so ist doch daran nicht zu zweifeln, dass der eingeschlagene Weg der richtige, der einzig mögliche ist, um zu einer gründlichen Einsicht in den Sprachmechanismus zu gelangen. Dass auch der lautgeschichtlichen Forschung derartige Untersuchungen zu gute kommen werden, liegt auf der Hand, wenn auch keinen Augenblick übersehen werden darf, dass jede sprachliche Entwickelung sich in erster Linie nicht als rein physikalisch-physiologischer Vorgang darstellt, sondern als der Reflex von Vorgängen, die innerhalb des psychischen Organismus der auf die Sprache bezüglichen Vorstellungsgruppen sich vollziehen (Paul, *Prinzipien*,[2] S. 25). Mit Spannung sehen wir dem zweiten Teil der vorliegenden Arbeit entgegen, in dem R. die Sprache der in Cellefrouin ansessigen Angehörigen seiner Familie darzustellen beabsichtigt. Letztere weist Repräsentanten fünf aufeinander folgender Generationen auf und ermöglicht es, sprachliche Entwickelung durch einen Zeitraum von etwa 100 Jahren zurückzuverfolgen. In einem dritten Teile sollen die fremden Bestandteile des Patois zur Darstellung kommen. Ausserdem stellt R. (S. 183) eine Abhandlung *Étude physique des sons employés dans la parole* in Aussicht. D. Behrens.

Doutrepont. *Tableau et théorie de la conjugaison dans le wallon liégeois.* Liége 1891. 124 S. 8⁰.

Man darf es der *Société liégeoise de littérature wallonne* Dank wissen, dass sie ein so zeitgemässes Thema wie die *Darstellung der Konjugation in der Lütticher Mundart* ist, als Preisaufgabe für das Jahr 1891 gestellt hat und man darf sie beglückwünschen, dass sie die goldene Medaille für eine im ganzen so tüchtige, die Kenntnis des Gegenstandes wirklich fördernde Studie wie die Doutrepont's einem Eingeborenen und einem Schüler Wilmotte's als Preis zuerkennen konnte.

Der Gegenstand hatte in der That den Duft der Jungfräulichkeit fast unversehrt bewahrt, denn nach D.'s eigener Angabe sind nur Micheels in seiner *Grammaire élémentaire liégeoise*, Liége 1863, und Rezensent in seinen *Remarks on the Conjugation of the Wallonian dialect*, Baltimore 1885, dem Thema etwas näher getreten. Aber Micheels ist nicht Romanist und meine *Remarks* bezogen sich auf den Dialekt von Malmédy und wollten nur zwei Punkte, die Wirkung der Lautgesetze in einzelnen Präsensformen und die Wirkung der Analogie besonders in den Präteritis zur Anschauung bringen. Seit 1885 hat nun aber das wallonische Dialektstudium besonders durch das Eingreifen Wilmotte's mit seinen Urkundenstudien (*Romania* XVII. XVIII. XIX), 1888—1890, und seiner Rezension von Cloetta's Ausgabe des *Poème moral* (*Rom.* XVI) an Umfang und Bedeutung gewonnen. Lüttich ist das Zentrum einer rührigen Dialektforschung geworden, indem mit richtigem Takt vom einheimischen und modernen Dialekt zur Erforschung der früheren Lütticher und dann auch anderer wallonischen Mundarten übergegangen ward. Zum Mittel- und Ausgangspunkt dieses Studiums eignete sich Lüttich auch besonders dadurch, dass keine andere wallonische Lokalität so viele litterarische Denkmäler aus vergangener Zeit aufweisen kann. Darum war es ein glücklicher Griff, für eine historische Darstellung der neuwallonischen Konjugation die Lütticher Mundart zur Basis zu machen. Dass dieser günstige Umstand von D. ausgenützt worden, versteht sich bei einem Verfasser von selbst, der sich zuvor mit einer eingehenden linguistischen Studie über einen altwallonischen Geschichtschreiber (Jacques de Hemricourt) vorteilhaft bekannt gemacht hat. D. besitzt demnach die nötige Vorbereitung für seine Arbeit. Wenn ich nun derselben doch uneingeschränktes Lob nicht zollen kann, so liegt das mehr an der Form als am Inhalt, obschon Lücken und irrtümliche Erklärungen sich auch finden. Dem Verfasser fehlt noch das, was Diez' Werke stets jung und nachahmungs-

würdig erhalten wird, jener künstlerische Takt, der sich in einfach klarer Disposition, im Mass halten, im Markieren des Wichtigen durch entsprechendes Plazieren und Raumgewähren bethätigt.

Statt bei der einfachen Diez'schen Scheidung von Endungen und Stamm zu bleiben hat er in dieselbe eine zweite Einteilung in lautgesetzliche Endungen (S. 29—53) und Analogie-Endungen (S. 54—78), in lautgesetzliche Stämme (S. 79 bis 97) und Analogie-Stämme hineingezwängt und so jede Endung und jeden Stamm in zwei und mehr imaginäre Teile zerhackt, den einen hier, den anderen dort behandelnd, z. B. die Endungen des Ind. Ipf. Sg. *-éu (-eba-)* S. 34 unter dem Infinitiv und S. 55 im Analogiekapitel, die Endungen *-eve*, *-îve (-aba-)* S. 52 bis 53 und Seite 65—66, die Endungen des Ind. Präs. Plur. S. 45—47 u. 63—64, die des Kjkt. Präs. S. 48—52 u. 76—78, die des Kjkt. Ipf. Pl. S. 56—60 u. 62—63, die des Kjkt. Ipf. Sg. der A-Kjug. *(-asse-)* S. 62—63, dasselbe *(-asse-)* der *E* u. *J* Kjug. S. 66 durch Bemerkungen über Ind. Präs. Ipf. u. Pf. getrennt etc. Am unheimlichsten sieht es im Kapitel Analogie aus, da wird ausserdem noch unterschieden zwischen Analogie-Einfluss bei Personalendungen S. 55—63, bei Konjugationen S. 63—67, bei starker und schwacher Flexion S. 67—73, bei Tempora S. 74—78. Zeiten und Modi folgen sich in unablässigem Wechsel, so dass man vor lauter Teilchen von Endungen keine Endung mehr sieht. Wenn nun dazu noch wirkliche Irrtümer in der Einteilung des Stoffes kommen (S. 40—45 z. B. werden die Präsensstammerweiterungen *-eye*, *-eur*, *-ele* unter den Endungen behandelt statt S. 79 ff. unter dem Stamm) oder die Einteilung absichtlich nicht eingehalten wird (S. 42: *Pour rester d'accord avec le principe de division de ce travail, j'aurais dû reporter au chapitre de l'Analogie ces cas d'extension d'-eye. Mais une pareille rigueur dans l'observation du plan adopté eût nui à la carté de l'exposition*, ähnliche Entschuldigung S. 51, al. 2, 61 Z. 6 v. u.), so wird die Benutzung der Arbeit doch zu sehr erschwert. Lag dem Verfasser daran, die Wirkuug der Analogie in ihren verschiedenen Arten zu kennzeichnen, so hätte dies mit weit besserer Wirkung in ein paar resümierenden Worten am Schluss geschehen können.

Was dann das Masshalten betrifft, so scheinen mir bekannte französischen Erscheinungen zu breit, interessante, spezifisch wallonische zu kurz behandelt zu sein, so S. 56—57 afz. *-iens* = *-ebamus*, S. 64, dass *vendimus*, *sapimus*, *legimus* eigtl. fz. **venmes *sames *limes* hätten werden sollen, S. 68—69 die Aufzählung der 39 afz. starken Pf.- u. Ptz.-Formen, von denen

doch nur 18 dem Wallonischen verblieben sind u. ä. Dafür hätte S. 41 eine Liste der A-Verben, welche die Präsensstammerweiterung *-èye*[1]) haben, gegeben werden können, wie dies Mussafia *Zur Präsensbildung i. R.* S. 58—71 für Tiroler- und istrische Mundarten gethan hat, ebenso S. 99 eine solche von den A-Verben, welche die Inchoativsilbe *-ih-* angenommen haben, wie dies von Pallioppi *Conjugaziun* S. 27 ff. fürs Oberengadinische geschehen ist. Dann hätte das Alter der beiden Erscheinungen auch bestimmt werden sollen, was nicht schwierig sein kann, da beide jüngeren Datums sind, namentlich das *-ih-*, das sich bei den meisten dieser Verben nur als Nebenform von *-èye* oder der unverlängerten Stammform findet. Solchen Altersnachweis vermisst man überhaupt öfter, am unangenehmsten natürlich bei schwierigen Formen wie S. 45—46 bei der rätselhaften Endung *-ans* der 1. P. Pl. Ind. Präs. u. Fut. Verschiedenes hätte bei den Stammveränderungen noch erwähnt werden müssen, besonders was die Konsonanten betrifft, so z. B. dass ein stimmhafter Konsonant im Auslaut stimmlos wird (cf. Forir: Infinitiv *aidî* 1. Präsens *j'aitt*, *acadé j'acatt*, *achevé j'achef*, *ahové j'acheuf*, *afliji j'aflich*, *abugé j'abuss*, woneben freilich auch schon wieder analogische Bildungen vorkommen wie *j'aflige*, von *kové ji keuf* und *keuv*, von *krèvé*, *ji krîf* u. *krîv)*, ferner dass Konsonantengruppen im Auslaut zugleich auch vereinfacht werden (z. B. *-kt* zu *-k*: *afekté* zu *j'afek*, *pt* zu *p*: *akcepté* zu *j'akcep*, *st* zu *ss*: *acisté* zu *j'aciss*, *r + Cons.* zu *Cons.*: *adiersi* zu *j'adiess*, *ahierchî* zu *j'ahiech*, *siervi* zu *ji sief* etc., und drittens dass dieselbe Vereinfachung unmittelbar vor dem *r* der Futurendung *-rè* auch stattfindet, aber der einfache Konsonant stimmhaft bleibt (z. B. *siervi* Präs. *ji sief*, Fut. *ji sievrè) boirdè ji boitt* aber *ji boidrè)* u. ä.

Und nun noch einige Bemerkungen zu Einzelnem.

S. 29: *ei* (= lat. *a*) ist altfranzösisch nicht bloss im Osten und Nordosten von Aras bis Burgund bekannt, sondern zieht sich auch durch die Normandie bis in die Bretagne, Maine und Touraine hinein, urkundliche Belege siehe bei Burgass, *Dialekt im XIII. Jahrhundert im Seine-Infér. u. Eure Dép.*, Halle 1889 S. 22, Küppers *Volksspr. des XIII. Jahrh. im Calvados u. Orne Dép.* (Halle 1889 S. 14—15), Eggert, *Gröber's Ztschr.* XIII, 374—375, und Görlich, *Ndw. Dial.* S. 9—11.

S. 34 u. passim. Für *p(o)leur* ein lat. **polere* statt **potere*

---

[1]) Forir *Dict. liégeois* unterscheidet *-èie* und *-aie*, und gebraucht *-èie* nur bei Verben auf *-î* (= *yare*), *-aie* fast nur bei solchen auf *-é* (= *-are*). Doutrepont schreibt in beiden Fällen nur *-èye*. Forir nimmt sehr feine Unterschiede in der Aussprache wahr. Seine Scheidung hat alle Wahrscheinlichkeit für sich.

anzusetzen ist unzulässig wegen altwall. *pooir*. Einzelne Formen mit *l* sind ja allerdings, besonders im Präs., früh zu belegen (s. Behrens, *Unorg. Ltr.* 72); diese sowie die heutigen wallon. Formen mit *l* sind aber mit Diez, *Gram.* II 249, dem Einfluss von *voloir* jetzt *v(o)leur* zuzuschreiben, die beiden Verben haben ganz gleiche Flexion (Stürzinger, *Remarks* S. 208, 1).

S. 43—44. Die Präsenserweiterungen *-eur*, *-el* in den stammbetonten Formen sind ungenügend erklärt, wenn D. sie für einen rein phonetischen Vorgang hält. Man könnte freilich an dieselbe phonetische Auslegung Ascoli's *Arch. glott.* VII 457 von obwald. *-el* in *affel* von *afflar* erinnern, aber die beiden Erscheinungen sind wesentlich verschieden dadurch, dass das obw. *-el* unbetont, die wallon. *-èl*, *-eur* aber betont sind. Unverkennbar hat das Verlegen des Accents auf dieselbe Silbe wie in den zahlreicheren endungsbetonten Formen *(ji sofèl* wegen *no soflán, soflé) ji inteur* wegen *intran, intré)* im Wallonischen mitgewirkt, ja ist vielleicht einziger Zweck, der Einschub des *è eu* nur Mittel gewesen; denn es ist nicht zu übersehen, dass diese Präsenserweiterung mit Ausnahme von *deux ou trois verbes de la seconde [= J-] conjugaison* nur in der A-Konjugation vorkommt und dass bei vielen dieser Verben dieselbe Accentverschiebung durch die andere Präsenserweiterung *-aie* erreicht wird; denn Forir gibt Doppelformen an wie bei *akablé: j'akabèl* und *j'akablaie, acinblé, j'acinbèl* u. *j'acinblaie, âgnlé, j'âgnèl* u. *j'âgnlaie aveuglé j'aveuguèl* u. *j'aveuglaie, bâklé ji bâkèl* u. *ji bâklaie.*

S. 36. Wegen ostfrz. *-eie* = *-ata* wäre besser statt auf Meyer-Lübke auf Horning, *Gröbers Zeitschr.* IX 480, 2 und besonders dessen *Ostfrz. Grenzdial.* S. 12 verwiesen worden, da an letzterer Stelle die von D. angefochtene Erklärung motiviert ist.

S. 45—46. Die Endung *-ans* der 1. Pl. Präs. u. Fut. kann weder von *-emus* noch *-amus* herkommen, ich sehe jetzt in derselben das afz. *-ames* (-avimus). Dies darzulegen würde hier zu weit führen, da die lothringischen und südwestlichen Dialekte auch berücksichtigt sein wollen.

S. 47—48. Wegen der betonten Endung *-ėt* der 3. Pl. im Ind. Präs. wäre für afz. Beispiele besser auf G. Paris *Romania* XIX (1890), S. 332, verwiesen worden als auf die Litteratur der oxytonischen Ipf., Pf. und Plsqpf.-Formen (Litteratur, die übrigens gar sehr zu vermehren wäre, anzufangen mit Diez, der zuerst 1852 *(Zwei altr. Ged.* S. 6) auf dieselben aufmerksam gemacht hat); denn G. Paris führt daselbst aus dem Roman *Elioxe*, V. 380. 832. 1000. 1015 vier 3. Pl. Endungen des Ind. Präs. *ént* an, die mit *gent, argent* etc. reimen, und der Roman ist sicher

im Nordosten des französischen Sprachgebietes, wenn nicht auf wallonischem Boden entstanden.

S. 56—61. Die Behauptung, dass meine Erklärung der Ipf.-Endung des Plurals *-î* = afz. *iez*, lat. *-ebatis* falsch sei, verstehe ich nicht recht. D. resümiert, S. 60, seine Demonstration so: *c'est par une dégradation lente de la flexion* **-in** *que le pluriel de l'indicatif et du subjonctif, du conditionel et du prétérit a été reduit à la seule forme* **î** *sous l'influence de* **î** *sorti de* **iez** (*ebatis*). Also ist doch zuletzt das *î* der 2. Ps. auf die 1. und 3. Person übertragen worden. Ich hatte von den früheren *-in* Formen der 1. und 3. Pl. nicht zu reden, da im Dialekt von Malmédy dieselben nicht mehr existieren und ältere Dokumente fehlen.

Dass übrigens in Zukunft überall nur *-î* gebraucht werden würde statt dem noch sporadisch vorhandenen *-in*, *-î*, *-in* ist nicht so sicher. In Donchols (Luxemburg) habe ich *ğ'astĩ*[1]) (nous étions), *vz astĩ*, *il astĩ* gehört ebenso *avĩ* (avions, aviez, avaient), *vlĩ* (voulions), *plĩ* (pouvions . . .) *dŏžĩ* (devions . . .) also *-in* alleinige Form mit Angleichung der 2. Pl. an die 1. und 3.; in dem benachbarten Bastogne (Belgien) besteht noch das alte Verhältnis *-in*, *-î*, *-in*, die Ausgleichung kann hier ebensogut nach *-in* (Donchols) als nach *-î* (Lüttich, Malmédy) hin stattfinden.

S. 62. Dass die Cjct. Ipf. Endg. *-ahe* direkt auf lat. *-asse* zurückgehe, ist mir jetzt doch etwas zweifelhaft, da *h* eigentlich nur parlatalem *s'* (*ssy*, *sc* oder *x*, *c*) entspricht wie schon Horning, *Gröbers Ztschr.* IX, 490 bemerkt hat.

S. 85. *veur* wie nfz. *voir* ist kontrahiert aus afz. *veoir* also = *videre* und nicht = **víd're*, denn sonst wäre es eben auch wie *veure* (vitrum) geschrieben worden mit *-re* und nicht mit *-r*.

S. 100. Das *h* in *lehans*, *leheve* geht nicht auf das *g* in *legimus*, *legebam* zurück, sondern ist wie das entsprechende *s* in fz. *lisons*, *lisais* zu erklären als entlehnt von *disons*, *disais*, = *d'hans*, *d'heve*.

S. 105. Das *e* in *seps* (*Darmst.-Glossen* = sapias), in neu-wallon. *sepe* ist nicht dem Labial zuzuschreiben, sondern dem Hiatus *i* wie in span. *sepa*, *quepa* (pg. *saiba*, *caiba*) und wie die angeführten Beispiele selbst beweisen, da sie alle ein *į* oder Palatal enthalten, eines aber, *entechiez* (von *tasca*) keine Labialis.

S. 114. *serai* nicht von *essere-habeo*, sondern von *sedere-habeo*, wofür wohl auch die häufige Form *serrai* spricht.

Vorstehende Bemerkungen sind nicht gemacht, um die Arbeit D.'s zu bemängeln, sondern um sie zu vervollkommnen, denn es

---

[1]) *ğ* = ital. *g* in *gia*, *giorno*, das wall. *(g)* ist ein einfacher Laut wie das ital., daher ich *dž* nicht gebrauche.

ist zu wünschen, dass sie Nachahmung finde. Freilich wird es nicht nötig sein, dass die Konjugation jeder grösseren Lokalität Walloniens so ausführlich dargestellt werde wie dies für Lüttich geschehen ist. Es wird sich im Gegenteil empfehlen (und dadurch würden die Mängel der Disposition in D.'s Arbeit am leichtesten vermieden), einzelne interessante Erscheinungen, wie 1. Pl. *-ans*, Ipf., Plur., Pf., Sg., Konjunktivbildungen und Präsens formen des Sg. über das ganze Gebiet und in die Vergangenheit zu verfolgen. Dadurch würden überflüssige Wiederholungen und Vergleiche mit dem Französischen vermieden und die noch dunklen Punkte am sichersten gelichtet.

J. Stürzinger.

Rabiet, Eugène. *Le Patois de Bourberain* (Côte-d'Or). I Phonétique 1889; II Morphologie et Syntax. Textes 1891. (Extraits de la Revue des Patois Gallo-Romans.) Paris. H. Welter. 78 u. 74 S. 8⁰.

Mit Freuden begrüssen wir Arbeiten wie die vorliegende, welche es sich zur Aufgabe machen, die Patois hinsichtlich ihres Lautstandes, ihrer Flexion und ihres Wortschatzes einer eingehenden, nach wissenschaftlichen Grundsätzen angelegten Untersuchung zu unterwerfen. R.'s Abhandlung, ein Abdruck einer Reihe von Aufsätzen, die in der *Revue des Patois Gallo-Romans* erschienen sind, zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil, welches die Lautlehre und ein sehr reichhaltiges und nützliches Verr zeichnis der besprochenen Wörter enthält, erschien 1889; den zweite Teil umfasst die Formenlehre nebst einigen syntaktischen Bemerkungen und eine Reihe von Patoistexten; er erschien 1891.

R. hat das Patois von *Bourberain*, einem Dorf der Côte-d'Or, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht. Dieses Patois ist besonders deshalb interessant, weil Bourberain und seine Umgebung, Dank seiner geographischen Lage, bis vor kurzem mit der Aussenwelt wenig in Berührung kam und daher sein Patois in einer Reinheit erhalten hat, wie sie selten anzutreffen ist. Um seine Mundart, in welcher sich in neuerer Zeit der Einfluss des Gemeinfranzösischen mehr und mehr geltend macht, in grösst möglicher Reinheit darzustellen, behandelt der Verfasser das Patois, wie es von den mehr als 30 Jahr alten Personen heute gesprochen wird und gründet seine Untersuchungen und Beobachtungen insbesondere auf die Sprache von vier oder fünf seit lange dort ansässigen aristokratischen Familien, welche fast ausschliesslich nur untereinander verkehren und mit seltener

Anhänglichkeit an den alten Gebräuchen und der alten Sprache festhalten. R.'s Arbeit ist uns daher um so willkommener, als er, mit einer scharfen Beobachtungsgabe für lautliche Erscheinungen ausgerüstet, sein Material durch jahrelangen Verkehr mit jenen Familien selbst gesammelt und, Dank seinen gründlichen sprachhistorischen Kenntnissen, das so gewonnene Material unter Benutzung einer leicht verständlichen phonetischen Umschrift gewissenhaft geprüft, gesichtet und geordnet hat. Wenn es ihm auch nicht immer gelungen ist, die richtige Erklärung zu finden, so ist doch rühmend anzuerkennen, dass er in zahlreichen Fällen das Wesen von Erscheinungen, deren Erklärung nicht geringe Schwierigkeiten boten, richtig erkannt hat und so zu weiterem und eindringlicherem Studium anregt. Interessant sind vor allem seine Bemerkungen über die Doppelformen eines Substantivs, die auftreten, je nachdem dieses in zusammenhängender Rede den Ton hat oder nicht; so sagt man: *ẽ̆ byā švăw* un beau cheval, aber *ẽ̆ švŏ byā* un cheval blanc; oder je nachdem das dem Substantiv vorangehende Wort auf einen Vokal oder Konsonanten endigt; man sagt: *ẽ̆ rnă* un renard, aber *lœ̄rnă* [l ist = le] le renard, ebenso *ẽ̆ fmăy* un fumier, aber *vŏt fœ̄măy* votre fumier.

Was ich aber an der Arbeit des Verfassers auszusetzen habe, ist, dass er bei seinen Erklärungen nur das lateinische Etymon berücksichtigt und die mittleren Stufen der Entwickelung der einzelnen Wörter und Formen, d. i. die älteren Sprachformen des XII. bis XIV. Jahrhunderts ausser Acht lässt. Die historische Grammatik lehrt, dass bereits im Altfranzösischen bedeutende Dialektunterschiede vorhanden waren, und da war es Aufgabe des Verfassers, zu ergründen, wie die ältere Sprache den Eigentümlichkeiten des heutigen Patois gegenüber sich verhält. In vielen Fällen würde er dann seine Erklärung als unrichtig erkannt und auch ein klares Bild von der Entwickelung seiner Mundart erhalten haben.

Ich will nur ein Beispiel herausgreifen; dem Verfasser macht die Erklärung von *āw* und *yā* = aquam grosse Schwierigkeiten. Auf S. 13 erklärt er *āw* für die allgemein gebräuchliche Form; von *yā* heist es: *yā* est la forme employée par presque tous les étrangers établis au village; auf S. 58 dagegen berichtigt er seine Ansicht, indem er sagt: étant donné le parallélisme constant du développement de *-ellum* et de *aquam*, il vaut mieux donner la préférence à *yā* qui . . . Und doch ist die erste Ansicht die richtige, denn sie steht in vollem Einklange mit der älteren Sprachstufe. Nach den zahlreichen Belegen aus den mittelalterlichen Urkunden ist *aigue* als die regelmässige Entwickelung von *aquam* in der Bourgogne anzusehen.

Aigue entwickelte sich dann regelmässig zu *āw*, da älteres *ái* im Patois als *a* erscheint. *yā* entspricht dem mittelalterlichen *eaue*, *iaue*, welches in Yonne, in der Champagne und im nördlichen Teil der Franche-Comté vorherrschte. Die auf Willkür beruhende Annahme einer Anlehnung an die Entwickelung von — *ellum* ist schon a priori durch die Länge des *a* in *āw* ausgeschlossen, da die sekundäre Entwickelung von — ellum: *ăw* ein kurzes *a* hat. Ähnliche Irrtümer finden sich in der Erklärung von *må* maturum, das fälschlicher Weise mit *tyăẅ*-clavum und *šăẅz* = causa auf gleiche Stufe gestellt wird u. A. m.

Auch für die Chronologie der einzelnen Erscheinungen würden die mittelalterlichen Texte wesentliche Anhaltspunkte geboten haben, so z. B. für den Ausfall des *r*.

Zwar konnte der Verfasser meine in den französischen Studien erschienene Abhandlung über den burgundischen Dialekt im XIII. und XIV. Jahrhundert nur im zweiten Teile seiner Arbeit benutzen, aber ihm stand doch dasselbe, wenn nicht ein noch reicheres, Urkundenmaterial zu Gebote als mir. Wenn er mir den Vorwurf macht, die Patois in meiner Arbeit zu wenig berücksichtigt zu haben, so möchte ich ihm erwidern, dass meine Arbeit, wie der Titel angiebt, nur die Sprache des XIII. und XIV. Jahrhunderts behandeln wollte. Ich verkenne gewiss nicht den Wert der Patois zur historischen Erschliessung einer Mundart; aber leider lässt sich aus den meisten bis jetzt über die Patois veröffentlichten Arbeiten, die wirkliche, gesprochene Sprache nicht erkennen. Wir besitzen bis jetzt nur spärliche Anfänge wirklicher, wissenschaftlicher Darstellungen von Patois, die sich zur Wiedergabe der gesprochenen Laute einer verständlichen phonetischen Umschrift bedienen.

E. Goerlich.

Graf, Joseph. *Die germanischen Bestandteile des patois messin.* Metz, 1890. 43 S. 8⁰. Strassburger Dissertation.

Seit dem Erscheinen von Hugo Schuchardt's Arbeiten über Mischsprachen, besonders seit seinem anregenden Buche Slavo-Deutsches und Slavo-Italienisches (Graz 1885) wendet die sprachwissenschaftliche Forschung mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit den Mischdialekten und Mischsprachen zu; Hermann Paul hat dann in der zweiten Auflage seiner Prinzipien der Sprachgeschichte (Halle 1886) die hierhergehörigen Fragen vom allgemeinen Gesichtspunkte aus behandelt. Auch den Verfasser der vorliegenden Arbeit, die die germanischen Bestandteile der Patois

um Metz behandelt, hätten Paul's Ausführungen zu einer klareren und wissenschaftlich brauchbareren Anordnung und Verwertung des vorliegenden Materials anregen sollen, sind ihm aber jedenfalls unbekannt geblieben. Es ist mit der blossen Wortstatistik und den vereinzelten Erklärungen hier nicht gethan: bedeutend klarer werden die Dinge durch Gruppierung und Zusammenstellung der homogenen Erscheinungen nach Kategorien, wie sie etwa Paul gegeben hat. Dagegen ist bei Graf die Anordnung rein alphabetisch, so dass man sich Zusammengehöriges erst zusammensuchen muss, die Gruppierung nach einem ganz äusserlichen lexikalischen Gesichtspunkt vorgenommen, je nachdem die Dialektworte des Patois zugleich weder im Afrz. noch Nfrz. oder nur im Afrz. oder im Afrz. und Nfrz. vorkommen. Sehr dürftig sind die Bemerkungen S. 37—39, die den hochtrabenden Titel *Deutsche Syntax* führen, obwohl gewiss gerade auf diesem Gebiete sehr reiche Auslese und sprachgeschichtlich, sowie methodisch höchst interessante Dinge zu holen sein würden. Accent- und Tonverhältnisse sind durchaus unberücksichtigt geblieben. Die höchst wichtige und für genauere Prüfung durchaus nicht so einfache Frage nach der Provenienz der Metzer Germanismen wird S. 22—23 sehr kurz und obenhin erledigt. Über das Wesen der hochdeutschen Lautverschiebung und ihren Wert für die Gruppierung der deutschen Dialekte scheint Graf so unklare Vorstellungen zu haben, wie man sie leider noch allzu häufig heutzutage selbst in wissenschaftlichen Büchern antrifft: er sagt S. 22 „dagegen haben diese Wörter die hochdeutsche Lautverschiebung erlitten, soweit dieselbe nämlich in einem Lande, welches zwischen den Gebieten des Hochdeutschen und des Niederdeutschen liegt, in Betracht kommen kann;“ von den sich nicht deckenden Kreisen der einzelnen Verschiebungsvorgänge, vom Wesen der mitteldeutschen Mundarten scheint der Verfasser keine Kenntnis zu haben. Im ganzen kann die Arbeit fördern, soweit eben eine mangelhaft geordnete Statistik dies vermag.

Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken: I. 11 *bombâte* muss irgendwelche volksetymologische Umdeutung enthalten. — Die Etymologie von *gin* I, 58 < mhd. *gân gên* ist sicher falsch: schon aus Lexer *mhd. Wb.* 1, 1472 konnte Graf ersehen, dass mhd. *jân*, dessen Grundbedeutung „Gewinn“ ist, aus afrz. *gain* entlehnt ist. — I, 70 die Lautsubstitution *r* für *ch* ist phonetisch möglich, wenn wir für jene Zeit des Patois Zäpfchen-*r* annehmen dürfen, wodurch sich auch das S. 38 erwähnte *mourveχ* erklären liesse, doch konstatiert Graf zu I, 84 Zungen-*r*; vgl. Sievers, *Grundz. der Phon.*[3] 108 und Paul's *Grundr.* 1, 278. — I, 85

dürfte Beeinflussung durch frz. *jambe* mitwirken. — IV, 1 war mhd. *bachen* zu erwähnen. — Sollte IV, 3 *barge* „Axt" nicht < **bardica* entstanden sein? — Zweifelhaft in grösserem oder geringerem Grade sind die Etymologien von I, 42, 117. IV, 2, 6, 13, 17, 24, 25, 30, 31, 34, 36, 40, 45, 46, 48, 49.

Von Druckfehlern sind mir folgende aufgefallen. Lies: S. 7 Nr. 2, IV, 5 statt I, 21; S. 8 Nr. 18 mhd. *brocke*; S. 12 Nr. 50 IV, 6 und mhd. *schitel*, Nr. 54 mhd. *brettôn*, Nr. 55 IV, 48; S. 14 Nr. 69 mhd. *hinken*; S. 15 Nr. 78 mhd. *hiufelîn*; S. 16 N. 85 I, 129; S. 18 Nr. 103 I, 46; S. 20 Nr. 121 I, 135, Nr. 122 ndd. *strâte*, Nr. 125 mhd. *tennîn tennen*, I, 65 und II, 26; S. 24 Nr. 7 *χenon*; S. 26 Nr. 25 IV, 5 statt I, 21 und Nr. 26 I, 27; S. 28 Nr. 28 mhd. *vêhe;* S. 32 Nr. 105 statt 195; S. 34 Nr. 16 germ. *brot* und III, 14, Nr. 20 streiche mhd. *kliuc*, Nr. 21 lies I, 46; S. 36 Nr. 38 *creuque;* S. 37 Nr. 48 *feuχe;* S. 39 *areuswinkel* S. 23 und *bô* III, 68; S. 40 *bode* III, 67, *boe* III, 68, *borghase* S. 23, *bote* III, 67, *brandous, chlammfour* S. 23; S. 41 *durrwiese* S. 23, *fraze* S. 23, *grinsmincken* S. 23; S. 42 *kermeusse* I, 88, *kermonotte* I, 89, *kessnion* I, 90, *klepp* S. 23, *kouwesch* S. 23, *naubourg* S. 23, *ounken* S. 23, *poque poques poquette* II, 21; S. 43 *stique* I, 120, *triôler* III, 56, *trou* III, 103, *tropé* III, 104, *waite waitene* IV, 49, *weierwiese* S. 23.

Jena. A. Leitzmann.

Leithaeuser, J. *Gallizismen in niederrheinischen Mundarten.* I. Barmen 1891. 32 S. Barmener Realgymnasialprogramm.

Keiper, Dr., Philipp. *Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund.* Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Kaiserslautern, Gotthold, 1891. 84 S. (Ursprünglich Zweibrücker Studienanstaltsprogramm.)

Beide Abhandlungen beschäftigen sich mit demselben Gegenstande, der Einwirkung der französischen Sprache auf deutsche Grenzdialekte am Rhein: beide bieten brauchbares und wohlgeordnetes Material, das uns übersichtlich vorgeführt und richtig beurteilt wird. Bei der Ähnlichkeit des Stoffes und der Gleichheit der socialen und politischen Bedingungen, unter denen die niederrheinischen und pfälzischen Mundarten Einflüsse von Seiten des Französischen erfahren haben, kann es nicht fehlen, dass manche Dinge in beiden Abhandlungen besprochen sind. Sehr

genau giebt Leithaeuser am Anfang seiner Arbeit einen Abriss der Geschichte der französischen Invasionen in die heutige Rheinprovinz; Keiper geht schneller über die Darlegung dieser historischen Verhältnisse hinweg: das ganze Rheingebiet hat in diesem Punkte ein ähnliches Geschick erlebt und der wirkungsvollste Zeitraum für den Import von Gallicismen war für alle Gegenden die napoleonische Fremdherrschaft. Manche Blicke in geheime Falten des Sprachlebens gewähren diese Sammlungen, vor allem in die verschlungenen Gänge jenes unbewussten Sprachlebens, das die dem psychologisch Vorgestellten entsprechende Wortbezeichnung einführt und Sprachgebrauch werden lässt, ohne wie unsere armseligen Puristen von heute darnach zu fragen, ob nicht gegen die Reinheit der Muttersprache gesündigt wird. Gesundes Sprachleben ist von solchen Grammatiker-Verirrungen, wie sie heutzutage leider in so einschmeichelnder Form sich ins Herz unserer Gebildeten unter dem Anspruch berechtigter Wissenschaftlichkeit einzustehlen versuchen, Gott sei Dank stets frei gewesen. Auch wir sollten uns vor sprachlichem Chauvinismus hüten, von dem die Verfasser der vorliegenden Abhandlungen glücklicherweise ganz frei sind, was ihnen eben die Klarheit des sprachlichen Blicks und der historischen Auffassung bewahrt hat; nur dadurch ist es ihnen möglich geworden historisch gewordenes auch mit historischer Ruhe zu beurteilen. Die Sprachreinigungs- und Verbesserungswut unserer Tage wird Früchte bringen, die sie nicht erwartet hat: möchte überall ein kräftig ausgebildetes Sprachgefühl gegen diese Lehrmeister Front machen und ihnen ihre Regeln zu schanden werden lassen!

Im einzelnen habe ich nur weniges zu bemerken. Leithaeuser giebt S. 23 als Etymon von frz. *malade* noch immer *male aptus* an: lautlich ist *male habitus* brauchbarer. Nicht klar ist mir, warum S. 23 und 25 Schiller zitiert wird. — Bei Keiper lies S. 26 Z. 14[3]) und ergänze S. 36 Z. 4 das Anmerkungszeichen.

Beide Arbeiten versprechen Fortsetzungen: Leithaeuser will in einer zweiten Abhandlung sich besonders den Gallizismen der niederrheinischen Syntax zuwenden, worauf man mit Recht gespannt sein kann; Keiper kündigt S. 43 weitere Mitteilungen über pfälzische Gallizismen an, die in Brenner's jüngst eröffneter Zeitschrift *Bayerns Mundarten* erscheinen sollen.

Jena. A. LEITZMANN.

Passy, Paul. 1) *Étude sur les Changements phonétiques et leurs caractères généraux. Thèse pour le doctorat, présentée à la Faculté des lettres de Paris par* . . . 270 S. 8⁰. Paris. 1890. Firmin-Didot. Preis: 8 Fr.

2) *Corrections et additions à l'étude sur les Changements phonétiques. Supplément au „Maître Phonétique", Juillet* 1891, S. 93—100. *(Le „Maître Phonétique", organe de l'association phonétique des professeurs de langues vivantes. Le numéro: o fr. 25; par la poste, o fr. 30. 1 abonnement, 1 an = 3 fr. Rédaction: 6, rue Labordère, Neuilly-sur-Seine, près Paris.*

Bekanntlich entspricht die philosophische Fakultät der deutschen Universitäten der *Faculté des lettres* und der *Faculté des sciences* in Frankreich, somit auch der Titel eines Doktor der Philosophie einerseits dem *doctorat ès lettres*, anderseits dem *doctorat ès sciences*. Bei der vorliegenden Dissertation handelte es sich natürlich um die Erlangung der Würde eines *docteur ès lettres*. Der Kandidat dieser Würde hat zwei Dissertationen, eine in französischer Sprache *(thèse française)* und eine zweite in lateinischer Sprache *(thèse latine)*, einzureichen und, nachdem dieselben genehmigt und gedruckt worden sind, die darin enthaltenen Ansichten an einem vorher bestimmten und durch Anschlag bekannt gemachten Tage öffentlich vor der versammelten Fakultät in einer 5 bis 6 Stunden dauernden Wechselrede, die zwischen ihm und den einzelnen Professoren in Bezug darauf stattfindet, — wie es scheint, jetzt allgemein in französischer Sprache — zu verteidigen und zu erläutern *(soutenir les thèses)*.

Herr Paul Passy, der den Lesern der Zeitschrift wohl bebekannte Phonetiker und Linguist, der Herausgeber des *Maître Phonétique*, ist kürzlich (am 19. Juni 1891) auf Grund der hier angezeigten *Étude sur les Changements phonétiques et leurs caractères généraux* und der lateinischen Abhandlung *De Nordica lingua, quantum in Islandia ab antiquissimis temporibus mutata sit* (64 S. 8⁰. Paris, 1890. Firmin-Didot. Preis: 2 Fr.) von der *Faculté des lettres de Paris* zum Doktor promoviert worden. An dem Examen oder Colloquium *(soutenance de doctorat)*[1]), das

[1]) Während meines Aufenthaltes in Paris im Sommersemester 1891 hatte ich Gelegenheit, bei diesem und zwei anderen Examina behufs der Erlangung des Doktorgrades zugegen zu sein und mich überhaupt mit den akademischen Einrichtungen und Gebräuchen daselbst zu beschäftigen. Man spricht jetzt vielfach davon, dass das französische Ministerium des Unterrichts wichtige Änderungen in den Verhältnissen der Fakultäten, wie auch speziell einige Modifikationen in der Art der

der Verleihung des Doktorgrades vorausging und in einem mehr als einfachen Saale der in ihrer Schmucklosigkeit um so ehrwürdiger erscheinenden alten Sorbonne abgehalten wurde, beteiligten sich die anwesenden Mitglieder der Fakultät, die Herren Himly, Dekan und Professor der Geographie, Henry, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft, Havet, Latinist und Linguist, Lange und Lichtenberger, Professoren der deutschen Sprache und Litteratur, Thomas, Professor der romanischen Philologie, und endlich Gœlzer, Professor der klassischen Philologie. Der letzte hatte selbstverständlich als Latinist gar mancherlei an dem lateinischen Stil des Neuphilologen in dessen Abhandlung über die isländische Sprache auszusetzen. Für den Deutschen hat jetzt der Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Bearbeitung eines Themas, das mit dem Studium des klassischen Altertums durchaus nichts gemein hat, wie eine altmodische Tracht, etwas Sonderbares, wenn nicht gar etwas Lächerliches. Ich glaube auch kaum, dass dieser letzte Rest des lateinischen Zopfes im Doktorexamen bei den Änderungen, die im französischen Unterrichtswesen bevorstehen, für nichtklassische Philologen noch lange Bestand haben wird.

Nach den mir vorliegenden zwei Arbeiten des Herrn Paul Passy und den übrigen mir bekannten in Frankreich erschienenen Doktordissertationen zu urteilen, ist die Erwerbung des Doktorgrades hier mit ziemlich grossen Schwierigkeiten verbunden und besonders durch einen bedeutenden Aufwand von Zeit, den die Abfassung der Dissertationen erfordert, erschwert. Jedenfalls sind die Bedingungen derart, dass sie nicht von jungen Anfängern, die eben erst ihre Universitätsstudien beendet haben, erfüllt werden können, und dass in der Regel nur erfahrene, dem Studentenleben schon fern stehende Philologen, die bereits als Lehrer thätig gewesen und auch wohl anderweitig litterarisch hervorgetreten sind, und die etwa eine akademische Wirksamkeit

---

Bestehung des Doktorexamens für Philologen seit längerer Zeit vorbereite. Daher dürfte es den Lesern der *Zeitschrift* vielleicht nicht uninteressant sein, wenn ich vor der Besprechung der Passy'schen Dissertation auf die Bedingungen und Umstände der Doktorprüfung, wie sie jetzt in Frankreich üblich ist, etwas näher eingehe. — Neben den für die Bedürfnisse unserer Zeit nicht mehr ausreichenden Gebäuden der alten Sorbonne (*la Vieille Sorbonne*) erhebt sich seit einigen Jahren gegenüber dem *Collège de France* in der *Rue des Écoles* am linken Ufer der Seine der stattliche Bau der neuen Sorbonne (*la Nouvelle Sorbonne*), der in seinem Innern noch nicht ganz vollendet ist, dessen Räume jedoch bereits zum grossen Teile, wenn auch unter unangenehmen Verkehrsschwierigkeiten für Vorlesungen, akademische Feierlichkeiten, Versammlungen gelehrter Gesellschaften u. dgl. benutzt werden.

in Aussicht genommen haben, die Würde eines *docteur ès lettres* erstreben. Daher ist auch der Doktortitel unter den Philologen, wenn sie nicht Mitglieder der Fakultäten sind, in Frankreich viel weniger häufig, als in Deutschland. Im Verkehr des gewöhnlichen Lebens wird bekanntlich dieser Titel hier zu Lande überhaupt nicht gebraucht, wofern nicht gerade von Ärzten die Rede ist. Dagegen ist wegen ihrer verhältnismässigen Seltenheit die akademische Feierlichkeit der *soutenance de doctorat devant la Faculté des lettres de Paris, en Sarbonne* ein Ereignis, das immerhin einen gewissen Grad von Aufsehen erregt und wohl auch in den Zeitungen erwähnt und besprochen wird, das im allgemeinen hier für das Publikum mehr Interesse zu haben scheint, als ein Doktorexamen oder eine Promotion zum Doktor durch die philosophische Fakultät in einer deutschen Universitätsstadt.

Die Schrift von Paul Passy, die allein uns an dieser Stelle beschäftigt, weil sie wegen ihres weitumfassenden Themas auch die romanische und speziell die französische Philologie berührt, *Über die phonetischen Veränderungen und ihre allgemeinen charakteristischen Züge*, hat folgenden Inhalt:

S. 5—6. *Bibliographie.*

S. 7—24 (§ 1—33). *Introduction: But de l'ouvrage. — Origine des dialectes.*

S. 25—103 (§ 34—232). *Première partie: Éléments phonétiques du langage.*

Chapitre I. Constitution du langage: 1. Des sons en général. — 2. Des sons du langage.

Chapitre II. Variations d'ensemble des sons.

Chapitre III. Divisions phonétiques (naturelles) du langage.

Chapitre IV. Etude des sons: Transcription phonétique. Classification des sons: 1. Voyelles. — 2. Consonnes. — 3. Voyelles et consonnes. — 4. Sons accessoires.

Chapitre V. Combinaison des sons.

S. 104—222 (§ 233—555). *Deuxième partie: Aperçu des principaux changements phonétiques.*

Chapitre I. Changements d'ensemble (accent musical, accent de force, quantité).

Chapitre II. Changements des sons indépendants: 1. Voyelles. — 2. Consonnes.

Chapitre III. Changements combinatifs: 1. Assimilation. — 2. Dissimilation. — 3, Action des sons transitoires. — 4. Epenthèse et métathèse.

S. 223—254 (§ 556—617). *Troisième partie: Caractères généraux des changements phonétiques.*

Chapitre I. Les tendances phonétiques. (Besonders hervorzuheben: *Uniformité des changements. Lois phonétiques. Parallélisme des changements. Base d'articulation.)*

Chapitre II. Origine des tendances phonétiques. (D'où proviennent es changements phonétiques? — Peut-on prévoir les changements phonétiques?)

S. 255—257 (§ 618—620). *Résumé. Conclusion.*

Hiermit schliesst die eigentliche Dissertation ab, die, wie die kurze Angabe des reichen Inhalts deutlich genug erkennen lässt, das Ergebnis mehrjähriger angestrengter Arbeit darstellt, und die vom Verfasser schon im August 1889 beendet und eingereicht und im Februar 1890 vom Dekan der *Faculté des lettres de Paris* gelesen und vom *Vice-Recteur de l'Académie de Paris* für den Druck genehmigt worden ist. In der Zwischenzeit, seit dem Termin der Einreichung und während des Druckes, hat sich die Notwendigkeit mehrerer Verbesserungen und Zusätze herausgestellt, die sich nach dem Schlusse auf S. 259—264 finden *(Corrections et additions)*. Das Werk ist, obwohl im Jahre 1890 gedruckt, erst in diesem Jahre nach der Promotion im Buchhandel erschienen. Da jedoch die Wissenschaft beständig fortschreitet, hat Herr Passy, durch eigne Beobachtung und Erkenntnis geleitet und durch einige Bemerkungen der Herren Havet, Henry, Lange, Lichtenberger und Thomas während seiner *soutenance de doctorat* angeregt oder eines bessern belehrt, seine Ansichten in manchen Punkten geändert oder vervollständigt und sich deshalb veranlasst gesehen, eine neue Reihe von Verbesserungen und Zusätzen zusammenzustellen und in einem Supplement zu der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Le Maître Phonétique* (Juli 1891) zu veröffentlichen.

Um dem Leser die Art und Tragweite der Resultate der ganzen Arbeit zu kennzeichnen, will ich im folgenden den Verfasser selbst reden lassen und nur an zwei Stellen zum besseren Verständnis seines Standpunktes einige Bemerkungen hinzufügen.

Vgl. *Résumé. Conclusion.* S. 255—256 (§ 618). *Arrivé au terme de cette enquête sur les caractères généraux des changements phonétiques, je crois pouvoir en résumer les résultats dans les propositions suivantes.*

1⁰ Le langage, considéré au point de vue phonétique, est dans un état de transformation perpétuelle.

2⁰ La principale cause de cette instabilité, c'est l'imitation imparfaite, par les enfants, du langage des adultes.

Vgl. zu Nr. 2⁰ in der eigentlichen Arbeit § 22—33, S. 19—24 und auch vorher (ferner § 584—588, S. 238—240). Dort ist die Erörterung dieser interessanten Theorie etwas allgemeiner gehalten. Individuum, Gruppe von Individuen, — Kind, Familie werden als die Hauptfaktoren für die Veränderung der Sprache — wenigstens, was den Anfang dieser Erscheinung betrifft, — nicht blos in rein lautlicher Hinsicht, sondern auch in Wortschatz nnd Phraseologie bezeichnet, als diejenigen Faktoren, von denen der erste Anstoss zu irgend einer Abweichung von der an einem bestimmten Orte üblichen Sprachweise, zum An-

fangsstadium der Dialektbildung ausgeht. Gerade diese Erklärung, die mir mit einigen Vorbehalten recht plausibel und vorläufig durchaus annehmbar erscheint, so lange sich keine bessere, mehr befriedigende Erklärung für jenes geheimnisvolle Phänomen finden lässt, hat vielfach Bedenken und Einwürfe erregt und vor allem den Widerspruch Gilliéron's, des gelehrten Herausgebers der *Revue des patois gallo-romans*, hervorgerufen, der vielleicht mehr als irgend jemand befähigt ist, diese Frage mit vollem Verständnis zu beurteilen, da er schon seit längerer Zeit die Dialektforschung zu seinem Spezialstudium erwählt hat und, wie ich glaube, jedenfalls auf dem Gebiete der lebenden gallo-romanischen Dialekte das umfangreichste und gründlichste Wissen besitzt.

> 3⁰ *Cette imperfection se manifeste dans deux tendances principales, d'une application universelle: la tendance à l'économie, qui fait négliger tout ce qui est inutile ou d'une importance secondaire; la tendance à l'emphase, qui fait donner du relief à tout ce qui est important.*
>
> 4⁰ *De ces deux principes dérivent un certain nombre de tendances générales des sons ou des groupes de sons, qui agissent dans toutes les langues. D'autres tendances, d'une application plus restreinte, peuvent aussi se ramener aux mêmes principes fondamentaux.*
>
> 5⁰ *Ces tendances générales ou particulières des sons et des groupes de sons se croisent constamment, tantôt pour s' appuyer, tantôt pour se contrarier ou se modifier réciproquement. Les changements qui ont lieu dans le langage nous apparaissent comme la résultante de ces tendances si diversement combinées.*
>
> 6⁰ *Cette résultante varie suivant les lieux et les temps, mais à une même période d'un même dialecte elle est ordinairement la même dans des circonstances identiques. On peut dire, d'une manière générale, que les formes employées dans un dialecte sont déterminées par des l o i s p h o n é t i q u e s d' une application constante; sans que pourtant il soit permis de considérer cette proposition comme absolument rigoureuse.*

Diese Ansicht (Nr. 6⁰) ist in der Abhandlung § 579—594, S. 235—244, weit schärfer ausgedrückt und genau und ausführlich entwickelt. Vergl. z. B. § 589: . . . . *nous concluons que rien n'autorise à affirmer la constance absolue des lois phonétiques. Au contraire, je dirais volontiers que c'est par un abus de langage qu'on leur donne le nom de lois. Rigoureusement parlant, il n'y a que des t e n d a n c e s p h o n é t i q u e s; tendances diverses et souvent contradictoires, dont l'une prédomine ordinairement à une époque ou dans un pays, l'autre dans un autre pays et à un autre moment, mais d'une manière toujours variable et qui n'a rien d'absolu.* Passy vertritt, wie in vielen andern Fragen, so auch in dieser den Standpunkt des *common sense.* Im grossen und ganzen stimmt er hierin mit Hermann Paul über-

ein, der dieselbe Frage in seiner Schrift *Prinzipien der Sprachgeschichte* behandelt.[1])

Im *Résumé* (S. 255—6) führt P. zum Schluss noch folgende zwei Ergebnisse seiner Arbeit an:

> 7⁰ *Les causes qui produisent la prédominance de certaines tendances dans un dialecte doivent être cherchées dans le caractère, les conditions de vie, les habitudes sociales et les dispositions héréditaires du peuple qui le parle; mais il nous est impossible actuellement de réunir sur cette question autre chose que des indications vagues ou des hypothèses incertaines.*
>
> 8⁰ *Partant, nous devons renoncer à peu près complètement à prédire la marche du développement phonétique dans une langue quelconque.*

Aus diesen Ergebnissen, die der Verfasser mit Hülfe der beschreibenden Phonetik, der Dialektologie und der vergleichenden Grammatik gewonnen hat, aus den beigefügten Beispielen der Ausführung selbst und aus dem oben angegebenen Inhalte des Buches kann man ungefähr ersehen, dass P. mit seiner Arbeit auf der Höhe der Wissenschaft steht, und dass er das von ihm gewählte Thema erschöpfend behandelt hat. Das gesamte Werk, die Dissertation mit allen Verbesserungen und Zusätzen, ist als eine sehr geschickte Zusammenfassung der gegenwärtigen phonetischen Kenntnisse und als ein wohl gelungener Versuch, diese systematisch zu ordnen, als ein vorzügliches *book of reference*, als ein praktisches Handbuch der beschreibenden und vergleichenden (s. d. 1. Teil) und der historischen Phonetik nicht bloss für Linguisten in der allgemeinen Bedeutung dieses Wortes, sondern auch für Spezialisten in der Erforschung einzelner Sprachen oder Sprachstämme, für Philologen aller Art, besonders aber für Germanisten und Romanisten von der höchsten Wichtigkeit und von wahrhaftem Nutzen. Dem Anfänger, dem Studierenden ist es als ein *standard work* für das Studium der Phonetik und als ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Orientierung und Vorbereitung für eigene Arbeiten auf diesem und verwandten Gebieten zu empfehlen.

Die Hauptbedeutung des Buches erblicke ich weit mehr in der meisterhaften, sichern und präzisen Art, mit der die Ergebnisse der Sprachwissenschaft in phonetischer Hinsicht dargestellt sind, und die zugleich beweist, dass der Verfasser seinen Gegenstand vollkommen beherrscht und über ein reiches, mannigfaltiges Wissen mit Klarheit und Bestimmtheit verfügt, als in den Re-

---

[1]) Vgl. in der 2. Auflage (1886) S. 61 und schon in der ersten (1880) S. 55. Passy erwähnt dieses Buch in der Bibliographie mit Auszeichnung unter den Werken, die ihm *ont constamment servi de guides*.

sultaten, die, obwohl die Schrift neuer Gesichtspunkte in der Betrachtung und Auffassung gewisser Erscheinungen und Probleme keineswegs entbehrt, doch wegen der eigentümlichen Schwierigkeit des Themas und wegen des Mangels an zuverlässigem und ausreichendem Material — dem realen Inhalte nach — nicht viel Neues bieten können. Über den Mangel an ausreichendem Material beklagt sich (s. § 619) mit Recht der Linguist, der die Geschichte der Sprachen in bezug auf Flexion und Syntax studiert und aus seinen Beobachtungen allgemeine Gesetze abzuleiten sucht, — mit noch weit grösserer Berechtigung der Forscher, der für die Phonetik dieselben Ziele verfolgt. *Nous n'avons, du système phonique de la plupart des idiomes, que des notions absolument vagues et confuses. Pour quelques langues modernes de l'Europe, nous sommes assez bien renseignés, mais en général seulement pour le dialecte dominant de ces langues, c'est-à-dire celui dont le développement est le moins naturel et le moins régulier le moins intéressant par conséquent.*"

Am meisten ist in dieser Beziehung für die lebenden Dialekte, die *patois*, bekanntlich in Frankreich geleistet worden, viel weniger in England und auch weniger — man sollte es kaum für möglich halten, und es gereicht wahrlich nicht den einheimischen Germanisten zur Ehre — in Deutschland.

Pour les langues moins connues nous ne savons presque rien: les travaux des spécialistes même les plus remarquables accusent le plus souvent une regrettable ignorance ou tout au moins des connaissances insuffisantes au point de vue de la phonétique: le phonétiste n'ose s'y fier, il lui faudrait tout contrôler, tout vérifier par lui-même, ce qui est impossible.

Dieselbe Klage ist immer noch teilweise in bezug auf die Aussprache der Dialekte, ja war bis vor nicht langer Zeit selbst in bezug auf die Aussprache des unter den Gebildeten herrschenden Hauptdialektes der grossen Kulturländer Europas berechtigt.

En dehors du cercle des langues indo-européennes, l'obscurité s'accroît encore, devient presque complète; et cependant, pouvons-nous espérer résoudre un problème de linguistique générale en nous appuyant sur des faits observés dans une seule famille de langues? Quant aux langues mortes, le sanskrit est la seule sur laquelle nous ayons des renseignements détaillés et authentiques; pour les autres, nous sommes obligés de reconstituer la prononciation au moyen de comparaisons et de raisonnements plus ou moins solides . . . . (§ 619).

Sicherlich wird man einst, wenn die drei Wissenschaften der beschreibenden Phonetik, der Dialektforschung und der ver-

gleichenden Grammatik den Bereich ihrer Thätigkeit noch weiter ausgedehnt haben, mit zuverlässigerem und reichhaltigerem Material in der historischen und vergleichenden Phonetik auch unendlich vollständigere und befriedigendere Ergebnisse (s. § 620) erzielen, als die, welche uns jetzt P. in seinem Werke zu bieten im stande ist. Daran ist nicht zu zweifeln. Aber das, wenn man an die Zukunft denkt, verhältnismässig noch geringe Material, das uns jetzt zu Gebote steht, ist wahrhaftig schon recht massenhaft und bildet ein gar gewaltiges Arbeitsfeld, das mit kundigem Blick zu überschauen, geschweige denn in Hinsicht auf allgemeine Ziele mit Nutzen zu bebauen, nur wenigen beschieden ist. Und dass der Verfasser unter solchen Umständen seiner Aufgabe gewachsen gewesen ist, dass er dieses schon jetzt fast unübersehbare Arbeitsfeld mit Erfolg hat bebauen können, — das bekundet fürwahr eine ungeheuere Arbeitskraft und Ausdauer, einen erstaunlichen Reichtum des Wissens und eine wunderbare Fähigkeit, die ihm für seine Zwecke notwendigen Kenntnisse der mannigfachsten Art sich anzueignen und in richtiger Weise zu verwerten.

Unter den vielen interessanten Einzelheiteu, die die Schrift enthält, will ich nur eine Stelle hervorheben, welche die romanische, spez. die französische Philologie berührt: § 506, S. 206, Anm. dazu und *Corr. et add.* im *Suppl. au M. Ph.* S. 97. Hier wird die verschiedene Entwickelung des lateinischen *c* im Französischen einerseits vor lat. *a*, anderseits vor lat. *e* und *i* besprochen. (Vgl. lat. *campum*, *canem* — im Dialekt der *Île-de-France champ*, *chien* = *ʃã*, *ʃjɛ̃*, während das Pikardische den *k*-Laut *(c)* bewahrt; dagegen lat. *cervum* — im Dialekt der *Île-de-France cerf* = *sɛrf* — pik. *cherf* = *ʃɛrf.)*[1]) Gegenüber der Ansicht von Gaston Paris entscheidet sich Passy dafür, dass das Pikardische mit *tʃ*, jetzt *ʃ* = lat. *c* vor *e*, *i* archaischer als das eigentliche Französische mit *ts*, jetzt *s* in denselben Verhältnissen ist (vgl. lat. *cervum* = pik. *cherf*, franz. *cerf*), dass demnach dieser Dialekt in der Behandlung des lat. *c* sowohl vor *e*, *i* als vor *a* dem pikardischen vorausgeeilt ist.

Das Buch zeichnet sich, wie man nach den früheren Arbeiten Passy's erwarten darf, durch einen klaren und durchsichtigen Stil aus. Trotzdem ist die Lektüre — offenbar wegen des schwierigen Stoffes — an manchen Stellen nicht leicht; auch wird sie durch die Verwendung zahlreicher diakritischer oder nebensächlicher Zeichen (*signes accessoires*) neben den Hauptzeichen *(principaux caractères)* oder Buchstaben der phonetischen Umschrift erschwert, weil der Leser teils wegen der

---

[1]) Der Laut *ʃ* ist sonst gewöhnlich mit *š* bezeichnet; *ɛ* = *è*.

Menge jener Zeichen, teils wegen der Vieldeutigkeit einiger derselben — nicht bloss am Anfang — immer und immer wieder gezwungen ist, den Paragraphen (§ 168), wo sie erklärt sind, nachzusehen. Bei einem Werke, dass die Lautsysteme so vieler verschiedener Sprachen und Sprachstämme berücksichtigen muss und auf die genaue Scheidung verwandter und sich sehr nahe stehender, fast identischer Laute nicht verzichten darf, ist jedoch ein solcher Missstand überhaupt nicht ganz zu vermeiden. In der That wage ich es daher kaum zu entscheiden, ob P. mit Rücksicht auf grössere Deutlichkeit und leichteres Verständnis besser daran gethan hätte, die Zahl der nebensächlichen Zeichen, soweit sie diakritische sind, möglichst zu beschränken und demgemäss die der Hauptzeichen zu vermehren.

Von den Bemerkungen, die ich mir in meinem Exemplare zu den mir dunkel, fehlerhaft oder verbesserungsbedürftig erscheinenden Stellen gemacht habe, will ich hier nur einige anführen und von den Druckfehlern nur die wichtigsten angeben, um die Besprechung nicht über Gebühr auszudehnen.

§ 168, S. 77: *a anglais but „mais“*. [In der Liste der Vokale in alphabetischer Anordnung.]

§ 190, S. 86: *a* [mit den diakritischen Strichen für (*langue avancée*)]. *Anglais but „mais“*. [In der nach dem Prinzip der Verwandtschaft und Ähnlichkeit geordneten Liste der Vokale.]

§ 302, S. 135: . . . . (*a*) [mit denselben diakritischen Strichen] *en anglais moderne: but (bat)*. Ebenso: § 420, S. 178. Der Laut *a* fehlt in dem Schema der *voyelles vélaires, palatales — normales, anormales* (§ 181) und in dem der *voyelles vélaires, mixtes, palatales* (§ 184); dafür findet sich an beiden Stellen ein ähnliches Zeichen, das aber einen anderen, wenn auch verwandten Laut bedeutet (vgl. § 190). —

§ 172, S. 79 und § 183, S. 83: *Voyelles mixtes.* § 186 — 187, S. 84: *Voyelles relâchées.*

Schwierige Kapitel. Die Erklärung der *voyelles relâchées* scheint mir am besten gelungen und wird wohl den meisten Lesern leichter verständlich sein, als die der *voyelles mixtes.* —

§ 201, S. 92 [in der Liste der Konsonanten]: . . . *q q f.* [?] *fr. parisien quatre.* . . . . *(q)* [mit den Strichen für *(langue retirée)*] *q q f.* [?] *fr. parisien rare.* Vgl. auch vorher bei *j.* —

§ 282, S. 128: . . . . . *(a : n : a) ou (anna)* [Druckfehler für *(a : nna)* ?] *se réduisent, de leur côte, à (a : na) ou (anna).* —

§ 329, S. 147: *En anglais moderne, tel qu'il se prononce dans le sud de l'Angleterre et en Amérique, (r) est devenu (ɹ) ou (ɹ) presque dans toutes les positions.* Der Laut ɹ fehlt in den

Konsonantenlisten § 168 und § 201 und im Schema der Konsonanten § 197. Für ɹ [unter den *consonnes linguales — alvéol. — fricatives* § 197] findet sich als Beispiel in § 168 engl. *r*ed. [Laut und Beispiel fehlt in § 201.] Der Punkt unter ɹ deutet also die kakuminale Aussprache desselben Lautes an. Vgl. § 168: *ṭ consonne cacuminale.* Etwas umständlich! —

§ 378, S. 163: *De même en danois,* gade (ga:ðə) „*rue*" *paraît quelquefois devenir* (gaə^{d}).

§ 500, S. 204, Note 1: *Les enfants danois . . . s' amusent à souffler une bougie en disant* pylse (phylsə) . . . .

§ 504, S. 205 . . . . *daus le suédois* käre (cçɛ:rə). [Das Zeichen über *a* ist undeutlich: 2 Punkte oder ein *acc. circ.*]

§ 520, S. 210: *En hollandais* wolk „*nuage*", melk „*lait*" *se prononcent* (voløk), (meløk).

Die Bezeichnung ə für den bez. Laut in den dänischen, schwedischen und holländischen Wörtern ist irreführend. Ist dieser Laut wirklich = französ. ə in *le*? Ist er nicht vielmehr als sehr ähnlich oder gleich dem deutschen *e* der herrschenden Orthographie in *Gab*e aufzufassen?

Vgl. § 168 (Vokalliste): ə *le* [offenbar das französische Wort]. Es fehlen hier besondere Bezeichnungen für die ähnlichen unbetonten Vokale im Englischen (*fath*er) und im Deutschen (*Gab*e).

Vgl. § 190 [Vokalliste]: *ë* — (*ë*) [mit dem Zeichen für (*voyelle ouverte*)] *anglais never* „*jamais*"; (*ë*) [mit den Zeichen für (*langue avancé*) und (*voyelle fermée*)] *allem. gabe* „*don*".

Vgl. § 191 . . . . *le signe* (ə) *nous servira pour les voyelles inaccentuées du français, de l'anglais et de l'allemand,* (*ö*), (*ë*) et (*ë*). [Jeder dieser drei Buchstaben mit 1 oder 2 nachfolgenden diakritischen Zeichen, die in § 168 erklärt sind.] Auf S. 260 (*Corr. et add.*) ist diese Stelle verbessert: der erste Buchstabe (*ö*) ohne jedes diakritische Zeichen; der zweite und dritte (*ë*) mit veränderten, verschiedenen diakritischen Zeichen; alle drei kursiv, wie im ursprünglichen Text. P. hat gewiss Recht, wenn er bei dieser Gelegenheit (auf S. 260) sagt, er bedauere es jetzt, für jene 3 Vokale ein einziges Zeichen [ə] verwandt zu haben.

Was bedeutet aber ə in den oben angeführten dänischen, schwedischen und holländischen Wörtern? —

§ 430, S. 181: *ana* — ãna — ãna — ana. [Druckfehler in den letzten zwei Gliedern der Entwickelung für ã : na — a : na?] —

§ 433, S. 182: . . . *la vélaire longue étant devenue fermée, suivant la règle générale* [§ 280]. Statt § 280 ist wohl § 295 zu lesen? —

§ 530, S. 214: *En allemand, où l'explosive laryngale précède toutes* [?] *les voyelles initiales, c'est cette même explosive qu'on insère* [jedenfalls nicht immer!] *entre deux voyelles dont la deuxième est forte: theater (tᵊ'a : tər).* —

§ 545, S. 218: *Telles sont* (es ist von Metathesen die Rede) *l'italien dialectal* drento *pour* dentro *„dedans"*, bibilioteca [Druckfehler? Oder Epenthese?] *pour* biblioteca *„bibliothèque"*, crompare *pour* comprare *„acheter"* . . . . Vgl. dazu § 537 ff. *(Epenthèse et métathèse).*

§ 613, S. 252: *Ascoli surtout a insisté sur le changement de (u) latin en (y)* [d. h. = ü] *dans tous les pays primitivement celtiques, France, pays latin, Italie du Nord . . . . (pays latin?* Druckfehler? P. oder Ascoli hat offenbar die romanische Sprache in Graubünden und in einigen andern Gegenden des Alpengebiets im Sinn.

Die genaue Durchsicht der Passy'schen Schrift hat mir gar manche Stunde Arbeit gekostet. Aber sie hat mir auch viel Vergnügen und Nutzen für meine eignen Studien gewährt. Ein gleiches wünsche und verspreche ich den Lesern der Zeitschrift, die sich, etwa durch meine Besprechung angeregt, entschliessen, diese Abhandlung einer aufmerksamen und sorgfältigen Lektüre, die dieselbe in jeder Hinsicht verdient, zu würdigen.

A. Rambeau.

La Trinité-sur-Mer (Morbihan), 15. August 1891.

Soames, Laura. *An Introduction to Phonetics (English, French and German), with Reading Lessons and Exercices.* 273 S. in-8⁰. Swan Sonnenschein & Co., London 1891. Preis: geb. 8 Mk. Ohne Lesebuch Mk. 6.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass uns die heutige Lautkunde von jenseits des Kanals gekommen ist. Während nun in Deutschland und den nordischen Ländern Gelehrte wie praktische Schulmänner sich der neuen Sache mit Feuereifer bemächtigten, so dass die junge Wissenschaft bei uns bereits eine ziemliche Anzahl namhafter Vertreter aufweist, haben sich die englischen Interessenkreise bisher ziemlich kühl gegen die Phonetik verhalten. England zählt an hervorragenden Vertretern — seit dem Wegzuge Bell's nach Amerika und dem Tode Ellis', Evans' und Lecky's — heutzutage eigentlich nur Sweet. Erst in jüngster Zeit sind noch hinzugekommen R. J. Lloyd und die Verfasserin des obigen Buches. Allerdings sind diese beiden ganz anders zu beurteilen als Sweet. Von Lloyd spreche ich hier nicht; was

aber Laura Soames betrifft, so gehört sie zu jenen, welche bei aller wissenschaftlichen Tüchtigkeit den Versuch nicht verschmähen, die Ergebnisse gelehrter Forschung zu popularisieren. Sweet ist ein theoretischer Meister, der Schule macht; ein durchaus selbständiger Forscher, der die Forschung zunächst um ihrer selbstwillen betreibt. Soames ist eine den praktischen Lehrerberuf ausübende Wissenschaftlerin, die selbst nicht einer gewissen Selbständigkeit entbehrend, alle namhaften Lautkenner der Gegenwart studiert hat und nun die Ergebnisse dieser fremden und eigenen Studien einem grossen Durchschnittspublikum, vor allem ihren Landsleuten, mit Rücksicht auf einen wesentlich praktischen Zweck zu vermitteln bestrebt ist — ein echt englischer, sympathischer Zug dieser Schriftstellerin. Mit dieser kurzen Charakteristik ist zugleich der Standpunkt gewonnen, von dem aus das Buch zu beurteilen ist.

Der Inhalt desselben ist kurz dieser. Voraufgehen übersichtliche Lautalphabete und Lauttabellen für die darzustellenden Sprachen; dann folgen Querschnitte des Kopfes und des Kehlkopfes zur Veranschaulichung der Sprechorgane. Hierauf folgt eine kurze Einleitung, in welcher von Gegenstand und Plan des Buches, von der Wichtigkeit des Studiums der Lautkunde, sowie Mitteln und Wegen hierzu gesprochen und schliesslich ein Verzeichnis der empfehlenswertesten Werke aus der neuesten phonetischen Litteratur gegeben wird. Dann werden kurz die Sprachorgane beschrieben, und nun erst folgt die Darstellung der einzelsprachlichen Lautkunde: Englisch, Französisch, Deutsch. Dies der Inhalt des ersten Teiles. Der zweite bringt in „phonetischer" Schreibung eine ganze Reihe bekannter Lesestücke, grösstenteils englische, doch auch einige französische und deutsche.

Das Buch macht gleich auf den ersten Blick den Eindruck der Verlässigkeit. Wie sollte es auch anders sein! Miss S. hat sich für den englischen Teil ihrer Arbeit der Beihilfe von Männern wie Ellis, Evans, Sweet, Schröer, Skeat zu erfreuen gehabt; bezüglich des französischen und des deutschen Teiles aber bemerkt sie: *The soundness of the French and German sections is, J think, sufficiently guaranteed by M. Paul Passy and Prof. W. Vietor, for this part of the book is based upon their writings, and has been thoroughly revised by them.* Dazu ist die Verfasserin mit Ernst, Liebe und erst nach sehr langer Vorbereitung ans Werk gegangen. Sie sagt in dieser Beziehung (S. 4): *J may say that this work has not been undertaken without careful preparation. It is now more than thirty years since J first began to study the sounds of Englisch, French and German, so that the book is the result of personal observation as well as*

of reading, and J hope it will prove reliable. Und mir schreibt sie unter anderem: *J have spared no pain in the preparation of my Introduction to Phonetics.* Nach alledem wäre zu erwarten, dass man das Buch mit geschlossenen Augen empfehlen könnte. Man kann es auch im ganzen, und die Einwendungen, die ich allerdings zu machen habe, geschehen nur aus aufrichtigem Interesse für die Sache und weil die wissenschaftliche Überzeugung eines mit Autor und Publikum es gleich ehrlich meinenden Referenten rückhaltslos zum Ausdruck kommen muss. Manch eine kritische Bemerkung vertrüge bereits die deutsch-englische Abteilung; doch kann diese hier nicht in Betracht kommen, da der Charakter unserer Zeitschrift nur eine nähere Prüfung des französischen Teiles bezw. Bemerkungen allgemeiner Natur gestattet.

Zunächst leidet das Buch an dem Fehler so vieler, dass nämlich die Bestimmung desselben nicht scharf umgrenzt ist. In dem — von Dorothea Beale — geschriebenen Vorwort ist es berechnet für den vielberufenen *average learner*, zu dem doch wohl der Lehrer nicht gezählt werden kann. Nun aber sagt Miss S. (S. 4), es sei zu hoffen, dass ihr Buch Lehrer in den Stand setzen werde, für sich daraus die Grundzüge der Phonetik zu erwerben und dadurch ihren mündlichen Unterricht planmässig und erfolgreich zu gestalten", und S. 1 wird indirekt davon gesagt, dass *those who wish to study philology may have a key to that science.* Aus der ganzen Art der Behandlung des Stoffes, aus dem fachlichen Eingehen auf feine und kontroverse Fragen der heutigen Lautkunde geht denn auch unzweifelhaft hervor, dass dieser unglückliche *average learner* so manches Mal ratlos dastehen dürfte und dass das Buch nur oder doch ganz vorzugsweise für den Fachstudierenden bestimmt sein kann. Für den Durchschnittslerner war es noch viel elementarer zu halten. — Erst so näher bestimmt, kann das Werk kritisch richtig gewürdigt werden.

Ich wende mich nun zur Besprechung des französischen Kapitels. Es zerfällt in zwei Unterabteilungen (wie auch das englische und deutsche): 1) die Behandlung der Einzellaute (Analysis), 2) das Lautgefüge (Synthesis). In der Analyse werden wegen der leichteren Bestimmbarkeit erst die Konsonanten behandelt, dann die Vokale. S. beginnt mit der sehr richtigen und auch für uns wichtigen Bemerkung, dass die Aussprache des Französischen für Engländer besondere Schwierigkeiten biete, da beide Sprachen starke Gegensätze zeigten, nicht allein in ihrem Lautsystem, sondern auch in den Nachdrucks- und Stimmlageverhältnissen. Die deutsche Aussprache sei verhältnismässig leicht. Hier fehlt der Hinweis, worin vorzugsweise der starke

Unterschied zwischen englischer und französischer (der viel geringere zwischen englischer und norddeutscher) Lautbildung besteht. Die Sache liegt ja einfach. Angedeutet findet sich etwas von der Erklärung auf S. 127 unten. — Bei *l* (S. 122) sehe ich für den Engländer *the most important point* nicht darin, dass es in gewissen Verbindungen *(couple, table)* stimmlos gebraucht wird bezw. ganz fällt, sondern dass Zungenstellung und demgemäss akustischer Eindruck des Lautes im Englischen und Französischen völlig verschieden sind. Auf diesen Unterschied ist gar nicht hingewiesen. Die Lehre vom frz. *r* bedarf ganz neuer Untersuchungen, sonst werden die Fehler, durch die Autorität der Besten gestützt, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Das sieht man wieder an S.'s Bestimmung des *r*. Pariser r^2 wird auch nach ihr gebildet *by trilling the uvula.* Nachdem ich jedoch den Laut ganz neuerdings in Paris nochmals sorgfältig geprüft habe, steht mir fest, dass ‚Pariser *r*' gar kein gerollter (intermittierender) Laut mehr ist, sondern meist nichts als eine abscheuliche, affektiert klingende, stimmlose bezw. schwach stimmhafte Kehlspirans, nämlich nicht nur in Stellungen wie *carte, perde*, sondern auch auslautend in *cœur* u. a. Frz. *o* (S. 129) in *rose* sei nicht ganz identisch mit dem ersten Element in engl. *ow(n)* und es sei nicht leicht, den Unterschied zu bestimmen. Ich meine nicht; denn einmal liegt die Erklärung in der verschiedenen französischen Mundstellung, und dann beginnt, soweit mir gebildetes Southern English geläufig, *o* in *ow(n)* = $ɔ^u n$ offener als der französische Laut. Auf S.'s Analyse des ɔ in *homme* soll hier nicht weiter eingegangen werden, da es in Frankreich verschieden lautet (ɔ- und œ-haltig) und bis auf den heutigen Tag auch unter den Phonetikern strittig ist. Da sich die Verfasserin trotz der Erklärung (S. 132), dass *the work does not aim at making minute distinctions*, doch solchen keineswegs abgeneigt zeigt (vgl. z. B. S. 127, Anm.), so hätte bei den unbetonten Vokalen *ọ* und *ẹ* *(comment, maison)* noch bemerkt werden sollen, dass *ọ* häufig zu ə geschwächt wird und dann, wie ursprüngliches ə, selbst fortfällt: *kɔmã, kọmã, kəmã, k'mã.*

In der Synthese behandelt S. nacheinander die Abschnitte Nachdruck, Dauer, Stimmlage, Silbe, Bindung, Vokalschwund (-ausstoss), Verbindung der Verschlusslaute, Wechselformen von Wörtern, die auf stimmloses *m*, *l* oder *r* endigen. Um diese Anzeige nicht ungebührlich auszudehnen, muss der interessante und von S. mit besonderem Fleisse gearbeitete synthetische Hauptteil leider übergangen und soll nur kurz zweierlei bemerkt werden, einmal, dass ich auch heute noch nicht der (wohl von Passy zuerst ausgesprochenen) Meinung völlig beitreten kann,

auslautende Vokale seien immer gleichmässig kurz, und dann dürfte schwerlich das in dem überaus schwierigen Kapitel der Intonation (S. 37) Gesagte genügen, ich meine ausführlich genug sein.

Doch alles dies sind kleine Ausstellungen, die an der Zuverlässigkeit und dem empfehlenswerten Charakter des Buches kaum etwas ändern. Mein hauptsächlichster Einwand richtet sich vielmehr gegen die von Miss S. gebrauchte Lautschrift. Nämlich als *phonetic writing* oder *spelling* will die Verfasserin ihre Transskription angesehen und ernst genommen wissen. Gut, ich will sie ernst nehmen. Ich stehe keinen Augenblick an zu erklären, dass von der sonst so klarsehenden Lautkennerin ein unglücklicheres System nicht wohl ersonnen werden konnte. Und für jede der drei Sprachen ein eigenes! Hätte sie nur wenigstens ein einheitliches französisch-englisch-deutsches System geschaffen. Da liegt kein strenges, wissenschaftlich sauberes Prinzip vor, sondern nichts als ein fauler Kompromiss zwischen heutiger Lautkunde und herkömmlicher (engl.) Rechtschreibung. Warum? Um die Landsleute *(average learners* bezw. *teachers)* nicht abzuschrecken von dem Studium der Phonetik, um sie heranzukriegen durch den verlockenden äusseren Schein einer Lautschrift, die etwas heimatlich-englisch aussieht. Recht; aber dann verdient die gebrauchte Umschrift nicht den stolzen Namen einer phonetischen. Eine Lautschrift — auch die einfachste Schullautschrift! — ist nur dann wirklich eine solche, kann nur dann auf wissenschaftliche Anerkennung und Brauchbarkeit Anspruch machen, wenn ihr der einfache und allein unanfechtbare Grundgedanke unterliegt: für den einfachen Laut ein einfaches Zeichen. Alles, was dagegen verstösst, ist Halbheit und darum wissenschaftlich verwerflich, aber auch praktisch nur mit Vorsicht brauchbar, weil in der Praxis nicht etwas wissenschaftlich Unrichtiges gelehrt werden soll. Was aber die angeblich leichtere Lesbarkeit der vorliegenden Umschrift betrifft, welche, wie es im Vorwort heisst, *any one can read after half an hour's study* (was doch sehr zweifelhaft sein dürfte), so muss dagegen bemerkt werden, dass der Anfänger zur Erlernung einer wahren — ich meine wissenschaftlich unanfechtbaren und praktisch leicht zu beherrschenden — Schullautschrift, etwa wie der in Sweet's *Elem. B.* oder in Jespersen's *Fransk Læsebog* verwendeten, kaum länger braucht, dafür aber gleich von vornherein den Wohlthaten einer wirklichen Lautschrift teilhaftig wird und vor allem nicht wiederum eine neue Art zu den schon vorhandenen zu erlernen hat. Miss S. hätte einfach die Umschrift von Sweet oder besser noch die des *Maître Phonétique*

wählen sollen; dann hätte ihr Buch der Verbreitung lautkundlicher Kenntnisse, besonders auch auf dem Kontinent, weit wirksamer und erspriesslicher dienen müssen. Zum Schaden der Sache erfinden wir immer wieder neue Zeichensysteme; es ist bereits hergebracht, dass ein jeder Phonetiker sein höchsteigenes Leibsystem haben muss, und das ist beklagenswert. Wir müssen uns mit den vorhandenen, die völlig ausreichen, behelfen; mehr noch: wir müssen bezüglich eines für gut erkannten Systems zu einer Einigung zu kommen suchen, wie die Geologen, Chemiker, Botaniker u. a. Das würde der guten Sache der Lautkunde in Wissenschaft und Praxis unendlich zu statten kommen. Dass infolge der Aufnahme einer Umschrift wie der des *Maître Phon.* viele neue Zeichen hätten verwendet werden müssen (S. 3), beruht wohl auf Irrtum: ein paar Nasalvokalzeichen und einige andere — das ist alles. Und diese Bagatellausgabe konnte S. ihren Verlegern dreist zumuten, nachdem die Herren Macmillan-Sonnenschein das Buch so köstlich ausgestattet haben!

Ich kann in dieser *Ztschr.* nicht auf eine Einzelkritik der Soames'schen Lautschrift eingehen; dafür nur ein bezeichnendes Pröbchen. Im deutschen Teile wird das ‚Lautzeichen' *h* gebraucht: 1) als Versinnbildlichung der stimmlosen Kehlkopfspirans: ***hahben;*** 2) als Dehnungszeichen (! vgl. 1); als Teil des š-Lautzeichens ‚*Mänshen*'; 4) als Teil des *ach*-Lautes: ***doch.*** Im englischen Teil dient es ausserdem noch zur Mitbezeichnung des stimmlosen und des stimmhaften interdentalen Schleifers (*θ d;* bei S.: ***th, dh***). Im französischen Teile endlich gilt *h* nicht als Dehnungszeichen; dafür ist dort der Doppelpunkt (:) gebraucht. Weiter bezeichnet S. die Nasalvokale durch Vokal + *n*. Will sie nun Länge ausdrücken, so ist sie genötigt, das Längezeichen hinter das *n* zu setzen, z. B. *prézan:t;* nun ist ja keinerlei konsonantisches Element im Nasalvokal, also auch kein *n*, also ist auch die Bezeichnung des *n* als lang widersinnig. Zu solchen Widersprüchen kommt man eben mit den leidigen Kompromissen.

In den französischen Lesestücken ist auch auf die Angleichungen Bezug genommen (vgl. *retʃose; ʃ parlɛ; e **t** sɔ̃n avny* u. v. a. Ich brauche hier die Umschrift des Maitre Phonét., nicht die Soames'sche). Befremdlicherweise sind sie nicht berücksichtigt in zahlreichen Fällen, wo sie ebenso selbstverständlich eintreten, wie in den eben zitierten. So z. B. sind sie nicht bezeichnet in *fɛ**t** **d**ɔ̃ ʒ ty:re, vi**t** deʒœne, e **d**pɥi, fo:**t** də sa vy, **d** s-i rɑ̃:dr, tru:**v** ply, o:**tz** ɔbʒɛ (tz,* d. h. *t* + stimmhaftes *s* — eine ganz unnatürliche Lautfolge!), *gu**t** d-o, syrtu-**d** fo:s mɔnɛ, vy-**d** tu ko:te* u. a. m. —

Doch genug der Ausstellungen. Wo viel Licht ist, da pflegt auch Schatten zu sein. Alles in allem ist das Buch inhaltlich eine

tüchtige, ganz tüchtige Leistung, und der Anfänger wird reiche und sachkundige Belehrung daraus schöpfen; dazu ist es mit bemerkenswerter Klarheit geschrieben und wie schon oben bemerkt, prächtig ausgestattet. Es ist daher vollberechtigt, wenn die verdienstliche Verfasserin (Privatschreiben an den Referenten) bezüglich ihres Werkes sagt: *J hope that it may prove useful, both in England and abroad.* Es ist sicher vorauszusehen, dass diese so bescheiden ausgesprochene Hoffnung reichlich in Erfüllung gehen wird.

Also in Summa: ein vortrefflich Buch, mit Ausnahme der bedingungslos verfehlten (Schein-) Lautschrift, die Miss Soames, ihrer geachteten Stellung in der phonetischen Welt entsprechend in einer Neuauflage hoffentlich durch eine wahre Lautschrift ersetzen wird.

FRANZ BEYER.

Syntaktische Arbeiten.

Die bedeutendste Leistung unter den dem Referenten übersandten Abhandlungen ist die Dissertation von Cron, *Die Stellung des attributiven Adjektivs im Altfranzösischen*, Strassburg 1891. Nachdem der Verfasser I „Art und Weise der bisherigen Behandlung der Frage" S. 2—14 die einschlägigen Abhandlungen, welche ein Denkmal oder mehrere auf diese Frage hin untersuchen, bezüglich ihrer prinzipiellen Stellung geprüft und gefunden hat, dass das, was diese Arbeiten geben, nicht genügt, auch die Regeln der grösseren grammatischen Werke nicht ausreichend sind, erörtert er II „die Stellung des Adjektivs im Neufranzösischen" S. 15—21 und kommt zu dem von Gröber *(Grundriss* I, 214) gegebenen Stellungsprinzip, welchem sich, wie III „Verhältnis des Stellungsprinzips zu dem bisherigen Regelwerk" S. 21—34 gezeigt wird, die bisher von den Grammatikern gegebenen Aufstellungen fügen. Darauf wird IV „die Stellung des Adjektivs im Altfranzösischen S. 34—76 aufs eingehendste untersucht, wobei mit peinlichster Genauigkeit die Texte durchforscht, die Ansichten der Einzelabhandlungen geprüft, besondere Fälle, welche von dem neufranzösischen Gebrauch abweichen, erörtert werden und die doppelte Stellung des Adjektivs als im lateinischen Sprachgebrauch, welcher nach dem auch für das Französische geltenden Prinzip verfuhr, begründet dargestellt wird. Die Resultate der Arbeit sind S. 85—87 „Schluss" kurz zusammengefasst. Von diesen wiederholt Nr. 2 und 3 das Stellungsprinzip für das Französische überhaupt, und Nr. 6 führt für das Altfranzösische speziell aus, dass „wenn auch im Altfranzösischen ganz nach denselben Prinzipien verfahren wird wie im Neufranzösischen, doch notwendigerweise Fälle vorkommen müssen,

die, infolge einer verschiedenen Anschauung und Auffassung der Dinge zu jener Zeit, oder infolge eines Wandels in der Bedeutung der Wörter, im Vergleich zum neufranzösischen Gebrauch, befremdend oder abweichend zu sein scheinen. Und da nun die Schriften des Mittelalters im allgemeinen weniger gelehrt, sondern mehr populär und der gewöhnlichen Umgangssprache ähnlich gehalten sind, so kann es nicht auffallen, wenn die Adjektiva, welche einen affektischen Sinn haben oder vertragen, öfter in Anwendung kommen und überhaupt mehr vorangestellte Attribute vorkommen als im Neufranzösischen". Die mit grösster Sorgfalt, hervorragendem Geschick und gründlicher Sachkenntnis gearbeitete Abhandlung verdient volle Anerkennung und kann nur empfohlen werden.

Eine ganz hübsche Arbeit liefert auch Hofmann, *Avoir u. estre in den umschreibenden Zeiten des altfranzösischen intransitiven Zeitworts*, Berlin 1890 (Kieler Diss.), welcher in der Einleitung S. 3—8 auf die für die Untersuchung zu berücksichtigenden sprachlichen Erscheinungen des Altfranzösischen hinweist, sodann in dem I. Teile eine sorgfältig gesichtete Sammlung von intransitiven Zeitwörtern in Verbindung mit *avoir* resp. *estre* aus den Texten bis zum XIII. Jahrhundert gibt (S. 8—47) und im II. Teile sich gegen Fontaine's Ausführungen wendet, sowie auf Grund seiner Belegstellen den Unterschied in der Anwendung der beiden Hilfsverba in den zusammengesetzten Zeiten der intransitiven Zeitwörter darthut (S. 46—65). Von dem ausgehend, was Tobler hier und da über diesen Gegenstand geäussert hat, zeigt der Verfasser, indem er Fontaine's Ansichten (dass die intransitiven Verba im Altfranzösischen elliptische Reflexiva seien, die reflexive Ausdruckweise eine passivische sei und daher *estre* verlange, dass sodann die Sprache in den meisten Fällen den ursprünglich passivischen Ausdruck durch einen aktiven ersetzt habe, indem für *estre* das Hilfsverbum *avoir* eingetreten sei, sodass *avoir* und *estre* beim Partizip nicht Handlung und Zustand bezeichneten, sondern aktiven und passiven Ausdruck) widerlegt, dass die Unterscheidung zwischen transitiv und intransitiv festzuhalten ist, dass das Reflexivum, ursprünglich nur bei transitiven Verben berechtigt, sehr früh auf intransitive übertragen sei, erklärt er die Genesis der reflexiven Ausdrucksweise und thut dar, dass die alte Sprache im Unterschiede von der späteren Zeit bezüglich der Anwendung der Hilfsverba bei den Intransitiven ganz konsequent verfahren ist, indem sie durch *avoir* die Handlung, durch *estre* den Zustand zum Ausdruck bringt. — Die sorgfältig und verständig gearbeitete Abhandlung wird gewiss überall Anerkennung finden.

Auf der Grundlage der Vorlesungen Tobler's hat weiter gearbeitet Höfer, *Über den Gebrauch der Apposition im Altfran-*

zösischen, Halle a. S. 1890 (Dissertation). Die einzelnen Abschnitte, welche nur mit Ziffern und nicht mit Überschriften versehen sind, was den Überblick erschwert, behandeln den Kasus, den Artikel, die Präposition, den appositiven Genetiv, die appositive Beiordnung statt des partitiven Genetivverhältnisses, die aus einem Substantiv mit attributivem Adjektiv bestehende appositive Bestimmung zu einer Personenbezeichnung *(son fis Ogier chiere hardie)*, substantivische Beiordnung wie *li baron chevalier*, das attributive Adjektiv als appositive Bestimmung nebst *tout*, *l'un et l'autre*, *chacun*, *cil*, *celui*, den appositiven bestimmten Artikel mit determinierender Kraft, das demonstrative *tel*, die appositiv gebrauchten Ordnungszahlen, Partizipien und Infinitiv, den einzelnen Substantivbegriff als Apposition zu einem ganzen Vorstellungskomplex, den appositiven Relativ- und Hauptsatz. — Auch diese Arbeit macht einen durchaus günstigen Eindruck und ist als ein brauchbarer Beitrag zur Syntax zu bezeichnen.

Weniger günstig als über die besprochenen Abhandlungen wird man wohl urteilen müssen über Bastin, *Étude sur les principaux adverbes* (affirmation, négation, manière), Paris 1891. Für welchen Leserkreis diese Studie bestimmt ist, lässt sich nicht gut sagen. Für wissenschaftliche Zwecke dürfte sie schwerlich zu verwerten sein, da nicht gerade Neues gebracht wird. Sprachhistorisch gehalten, wenngleich nicht durchweg und nicht immer in ausreichender Weise, bespricht die Arbeit die in dem Titel bezeichneten Arten der Adverbia, über welche sie Anfänger zu orientieren ganz gut imstande ist, obschon hier und da sich Ausstellungen machen liessen. Am interessantesten schienen die der neuesten Sprache entnommenen Beispiele für den Gebrauch der Negation im abhängigen Satze, welche zeigen, wie frei gute Autoren oft verfahren.

Von anderen minderwertigen resp. unbrauchbaren Abhandlungen soll hier nicht weiter gesprochen werden. Doch verdient noch anerkennend hervorgehoben zu werden die Arbeit von Uhlemann, *Grammatische Eigentümlichkeiten in P. Corneille's Prosaschriften*, Nordhausen 1891 (Programm der Klosterschule zu Ilfeld). Nach einigen Bemerkungen zur Formenlehre S. 2—6 wendet der Verfasser sich zur Syntax S. 6—46. Fleiss und Sorgfalt der Arbeit sind durchaus anzuerkennen. Wir wollen auch über einige nicht zutreffende Auffassungen resp. Versehen, wie solche in den meisten Arbeiten vorkommen und fast unvermeidlich sind, mit dem Verfasser nicht rechten, doch können wir ihm eine Bemerkung nicht ersparen, die übrigens nicht ihm allein, sondern auch vielen anderen gilt, nämlich, dass, wenn eine derartige Arbeit wirklichen Wert für die Syntax haben soll, man sich nicht damit begnügen darf, nachzuweisen, dass die schon an und für sich bekannten Erscheinungen

der älteren Sprache bei einem Autor vorkommen, sondern vielmehr, und bei einem Schriftsteller der Übergangszeit ganz besonders, genau das Verhältnis der modernen und der alten Wendung zu einander zu beobachten und, wo es nötig ist, geradezu statistisch zu verfahren hat. Und das ist in vorliegender Abhandlung, der man, wie gesagt, sonst Anerkennung nicht versagen wird, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, wo nur eins oder wenige Beispiele einer alten Erscheinung gefunden sind, nicht der Fall.

A. Haase.

Rod, Edouard. *Les Idées morales du temps présent.* Paris, 1891. Tessin. 8⁰. VII u. 318 S.

In Rod's *Sittlichen Anschauungen unserer Zeit* erwarte man nicht eine zusammenhängende Abhandlung über die Moraltheorien unserer heutigen Philosophen zu finden, noch weniger eine Untersuchung über die sittlichen Ideale, die in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft oder bei den verschiedenen Völkerschaften, gleichviel welcher Kulturstufe, gegenwärtig zum Vorschein kommen: das Ziel, das sich der Verfasser gesteckt hat, ist ein viel bescheideneres. Sein Augenmerk ist nur Frankreich zugewandt, und bis auf zwei Ausnahmen werden nur die bei französischen Schriftstellern, die Rod eines besonderen Interesses würdig erschienen, auftretende sittlichen Anschauungen behandelt. Wir können auch nicht sagen, dass Rod die heutige französische Litteratur in ihrem vollen Umfange berücksichtigt, dass er alle für sein Thema in Frage kommenden hervorragenden Individualitäten derselben besprochen hat, die als Vertreter einer allgemeiner Teilnahme werten Richtung zu betrachten sind: er hätte dann Männer wie F. Fabre, P. Loti, Sully-Prudhome, Leconte de Lisle, P. Hyacinthe, Drumont u. a. nicht übergehen dürfen. Für seine Auswahl waren offenbar ausser sachlichen Gründen auch persönliche Neigungen bestimmend.

Aus allen Schriften Rod's, insbesondere aus seinen Romanen *le Sens de la vie* und *la Course à la mort*, geht ein gewisses inneres Unbefriedigtsein hervor, das Suchen nach einem ihm genügenden, abgeklärten moralischen und litterarischen Ideale. Seine Romanhelden werden von selbstquälerischen Zweifeln und von Gewissensskrupeln in ihrem Inneren zerrissen und suchen, dem christlichen Glauben entfremdet, vergebens nach Ersatz bietendem festen Halt. Die trostlosen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse unserer Zeit, die Verschwommenheit und der Widerspruch in den Idealen und Theorien unserer gegenwärtigen geistigen Führer lassen sie nicht zur Ruhe gelangen. Wir stossen bei ihnen auf eine neue

Art von Weltschmerz, dem sich nur durch Apathie, Gleichgiltigkeit oder durch Rückkehr zu dem Glauben unserer Väter entgehen lässt, so sehr gegen diesen sich das ihn zersetzende kritische Denken unserer Zeit auflehnt. Es wäre nun thöricht, Rod, wie es geschehen, ohne weiteres mit seinen Helden zu identifizieren: aber natürlich kann kein Schriftsteller seinen Romangestalten Gedanken und Anschauungen leihen, die er nicht selbst gehegt hat oder mit denen er nicht sonst in Berührung getreten ist. Und die ihn besonders bewegenden, am meisten fesselnden wird er ihnen mit Vorliebe beilegen. Rod hat unzweifelhaft die seinen Helden zugeschriebenen quälenden Betrachtungen selbst angestellt, wie sie ein tiefes Unbehagen über die negative, abweisende Richtung der heutigen Weltanschauungen empfunden und nach einem neuen, beruhigenden Moralgesetz, noch einen Ausweg aus dem Wirrwarr der Meinungen gesucht. Diese Suche brachte ihn auch dahin, sich bei den Führern der zeitgenössischen französischen Litteratur, wenn nicht nach Rat und Hilfe, so doch wenigstens danach umzuschauuen, wie sie sich mit dem sittlichen Problem abgefunden haben. Die Ergebnisse dieser Umschau teilte er in einzelnen in der *Revue bleue* erschienenen Aufsätzen mit, die man nun in dem angezeigten Buche gesammelt findet.

Das Endresultat ist das zu erwartende. Der alte, durch Gesetzbuch und Überlieferung geheiligte Bau ist gestürzt; Widerspruch und Unklarheit herrschen vor; an Stelle des alten allgemeinen Moralgesetzes baut sich jeder Einzelne seine eigene persönliche Moral auf, die er nach den besonderen Bedürfnissen seines Gewissens mit den ihm wünschenswerten Milderungen und Ausnahmen einrichtet, und die für niemand, nicht einmal für ihn selbst etwas Bindendes hat. Doch herrschen wenigstens zwei Grundrichtungen vor: eine negative, die nur auf Zerstörung ausgeht, und eine positive, die einen neuen Aufbau versucht. Als Hauptträger der verneinenden Richtung erscheinen Rod und werden von ihm behandelt: Renan, „der Hohepriester des Nichts“, der Vertreter eines dogmatischen Skeptizismus; Schopenhauer (dem Rod wie Tolstoi eine Stelle in seinem Buche wegen seines Einflusses auf die französische Geistesbewegung unserer Zeit einräumt), der Vertreter des Pessimismus, der, von seinen Anhängern missverstanden und übertrieben, zur Misanthropie, Selbstsucht, Trockenheit des Herzens und zum Hochmut führte; Zola, der Führer des Naturalismus, einer auf irriger und ungenügender Auffassung der Wissenschaft beruhenden unreifen Lehre, deren selbstbewusstes sicheres Auftreten die Schwächen ihrer Grundlage nicht verbergen kann. Hauptträger der positiven Richtung sind: A. Dumas, der vom Anblick des Elends der menschlichen Gesellschaft zu seiner Bekämpfung überging und in seiner Phantasie nach Mitteln zur Abhilfe sucht, die in der Gestalt von neuen Gesetzen oder von

Verbesserungen der bestehenden Gesetzbücher ihren Ausdruck erstreben oder finden; Brunetière, der das Heil in der Rückkehr zur alten Überlieferung sucht, in der die Erfahrung der Völker aufgespeichert liegt; Tolstoi, dem die Gewohnheit oder Überlieferung keine genügende Autorität bildet und der von der Religion unbestrittene Vorschriften für das praktische Leben fordert und ihre Verwirklichung erheischt; endlich de Vogué, dessen Theorien direkt in den Schoss der katholischen Kirche zurückführen. Zwischen beiden Gruppen stehen Männer wie P. Bourget, der, von der negativen Strömung fortgerissen, sich vergebens ihrer Gewalt zu entziehen sucht; Lemaître, der in Ausbildung eines zarten Gewissens als Hafen einzulaufen scheint, und E. Scherer, der mit seinem Herzen, in Charakter und Gewohnheit an dem Christenglauben haften blieb, mit dem sein Verstand gebrochen hatte. Rod hält es für nicht ausgeschlossen, dass der positiven Richtung die nächste Zukunft gehört. Die französische Litteratur nimmt nach ihm einen reaktionären Weg (reaktionär in dem ursprünglichen Sinne des Wortes, also ohne Tadel gebraucht) und befindet sich damit in Übereinstimmung mit der allgemeinen neuesten Kulturentwickelung, die eine Wiederkehr zu fester Ordnung, lebendigen Glaubenssätzen und standhaftem Charakter anzubahnen scheint. Diese Neuordnung mag monarchisch, republikanisch oder sozialistisch sein; wenn sie eintritt, so dürfte sie eine Unterdrückung der Elemente von Verwirrung und Gährung herbeiführen, welche die heutige Gesellschaft beunruhigen.

Zu diesem Gesamtergebnis gelangt Rod durch geistvolle, den genannten Schriftstellern gewidmete Studien, worin er aus ihren Werken ihren geistigen, insbesondere moraltheoretischen Entwickelungsgang festzustellen sucht. Rod versteht es in hervorragendem Masse, aus dem Schriftwerke auf den Menschen und auf die denselben leitenden Grundgedanken zurückzuschliessen: seine Belesenheit und seine persönliche Bekanntschaft mit der Mehrzahl der führenden Schriftsteller Frankreichs lassen ihn nicht leicht auf falsche Bahnen geraten. Manchmal mag er wohl, wie er selbst befürchtet, aus unsicheren, unzusammenhängenden Meinungsäusserungen seiner Schriftsteller ihnen ein ihnen selbst unbewusstes und von ihnen nicht beabsichtigtes Moralsystem zugeschrieben, ihren Gedanken einen künstlichen Zusammenhang, eine in Wirklichkeit nicht vorhandene Tragweite gegeben haben; immer aber sind seine Behauptungen gut begründet, seine Folgerungen durch die von ihnen durchforschten Litteraturerscheinungen gerechtfertigt. Seine von gründlichen Kenntnissen getragenen Aufsätze geben unter einen bestimmten Gesichtspunkte gefasste charakteristische Gesamtbilder der von ihm behandelten Autoren und sind in hohem Grade geeignet, ihnen einen genau bezeichneten Platz in der neueren Litteratur anzuweisen und in das Verständnis ihrer Werke einzuführen.

An erster Stelle verfolgt er Renan durch die Evolutionen seiner geistigen Entwickelung. Der Bruch mit der Kirche, bei dem ihm keine der Seelenqualen erspart blieb, die diesen Entschluss zu begleiten pflegen, warf ihn in Zweifel, Melancholie und Skeptizismus. Er saugte die ihn umgebenden revolutionären Gedanken in vollen Zügen ein und schien reif für den Sozialismus, wie man ihn in früheren Jahren verstand, reif für die Barrikade. Doch nein; seine Besonnenheit hielt ihn von jedem thätigen Eingreifen in die Stürme der Zeit zurück; er begnügte sich, die allgemeinen Ideen der Revolutionszeit zu entwickeln, im stillen Studierzimmer die Reform der Menschheit zu erträumen. Sein religiöser Glaube war tot, liess aber eine Öde in ihm zurück, die die humanen Wissenschaften nicht auszufüllen vermochten. Mit sich, mit der Welt und mit dem zerfallen, was er noch Gott nannte, hatte er seine Fahrt nach Jerusalem angetreten. Dort gewann ihn das Christentum wieder, und zwar das idyllische Christentum der ersten Tage. Er suchte nun seine Zweifel mit dem neu gewonnenen Glauben zu versöhnen und kam zu der Überzeugung, man kann auch fromm sein ohne Glauben; man kann sich selbst seinen Tempel, seine Götter, sein Paradies errichten, sich nach dem eigenen Bedürfnis seinen eigenen „Roman des Unendlichen“ zurechtlegen. An diesem Romanbau hat er seitdem ununterbrochen fortgearbeitet; er ist heut in allen Teilen und zu seiner Befriedigung beendigt. Die Religion wurde von Renan alles Wunderbaren entkleidet; von dem zu aller Zeit verehrten göttlichen Wesen bleibt nur die reine Idee übrig, „das Göttliche“. Gott ist nur ein Ezeugnis des menschlichen Geistes; er verlangt keinen anderen Kultus als das Streben nach Wahrheit und nach dem Guten. Die Wahrheit ist ein schwankender, relativer Begriff, sie ist in uns selbst enthalten oder mit der Wissenschaft identisch. Das Gute liegt in unserem Herzen, in unserem Geiste, nicht in unseren Handlungen. Das Ringen nach dem Guten und Wahren ist mehr wert, als diese eines absoluten Wertes, einer sicheren Bedeutung baren Begriffe. Es stört Renan nicht, dass diese Moral, die alles in Unbestimmtheit lässt, eine praktische Brauchbarkeit nicht besitzt; nach ihm zerfallen die Menschen in Weise und in die anderen. Nur für die ersteren schreibt er; das Thun und Lassen der übrigen hat für ihn keine Bedeutung. — Jeder Mensch trägt in sich ein Idealbild seiner selbst: ein veredeltes Ich, dessen Fehler geschwächt, dessen Vollkommenheiten erhöht sind, das er selbst sein möchte. Dieses Ich führt Renan in seinen verschiedenen Gestalten, in Jesus, Marc Aurel, Franz von Assisi, Spinoza vor: er bildet sie mehr aus eigenem Stoff, als aus den Materialien der von ihm gewissenhaft durchsuchten geschichtlichen Dokumente. Ihnen leiht er die ihn selbst

beherrschenden Gedanken, aus ihrer Schilderung kann man getrost auf ihn selbst und sein eigenes Denken zurückschliessen.

Rod schliesst diesen Abschnitt mit einem phantastischen Gemälde, wie sich die Zukunft zu Renan stellen, wie sie von ihm beeinflusst sein werde. Wir können ihm auf dieses Gebiet nicht folgen und höchstens diesen Zeilen gegenüber, die ohne Schaden fortfallen konnten, unseren völligsten Unglauben bekennen.

Mehr noch als der Renan gewidmete Abschnitt muthet die kürzere und gedrängtere Skizze an, die Schopenhauer gewidmet ist. Aus Schopenhauer, dem Menschen, wird seine Philosophie erklärt, die sich als mit seinen geistigen und körperlichen Anlagen und Eigenheiten auf das innigste verbunden erweist. Der Philosoph und sein System werden von dem getrennt, was seine Schüler und Anhänger aus ihnen gemacht haben. Gerade dieser irrtümliche, aber populäre Schopenhauer, der den echten fast völlig verdrängte, sein Einfluss und die Ursachen seines Erfolges kommen zur Darstellung und Erklärung.

Zola, über den schon so viel Tinte unnütz verschrieben wurde, findet durch Rod eine scharfe und gerechte Zeichnung. Die wenigen ihm gewidmeten Seiten gehören zu dem Besten, was über ihn gesagt worden ist, und die Freundschaft, die Rod mit dem Haupte der naturalistischen Schule verbindet, hat sein Urteil kaum beeinflusst. Zola ging von einer falschen Auffassung der Wissenschaft aus, der er eine, ihr nicht gebührende, naive Gläubigkeit entgegenbrachte. Er bildete sich ein, wissenschaftlich zu verfahren, wenn er die Erblichkeitstheorie in einer erdichteten Familie, deren Mitglieder er in erfundene Situationen brachte, durchzuführen unternahm, glaubte ernsthaft (oder stellte sich an zu glauben?), man könne eine wissenschaftliche Hypothese mit angenommenen Verhältnissen beweisen. In Wirklichkeit bringen seine Romane höchstens die Konsequenzen jener unbewiesenen Theorie zur Anschauung: die vollständige Verneinung der menschlichen Freiheit und Verantwortlichkeit. Mit ihr ist ein Sittengesetz natürlich unvereinbar. Wer an die völlige Unfreiwilligkeit und Unverantwortlichkeit der menschlichen Handlungen glaubt, die von Vererbung und physischen Anlagen bestimmt werden, muss auf jedes sittliche Urteil über das Treiben seiner Mitmenschen verzichten. Diese Folgerung hat Zola nicht immer gezogen; er nimmt oft für oder gegen die Handlungen seiner Gestalten Partei und begleitet sie je nachdem mit seinem Hass, seiner Abneigung oder seiner Teilnahme. Und gerade dieser Inkonsequenz verdanken seine Schöpfungen ihren litterarischen Wert. Aber allerdings, Zola hat nicht gefragt, welche Wirkung seine Romane auf die Leser machen müssen, die nicht auf der Höhe seiner Theorie stehen, die an den alten sittlichen Anschauungen festhalten und das Bedürfnis

einer Leitung empfinden; er hat nicht beachtet, nicht beachten wollen, dass seine Vorliebe für Schilderung von Hässlichkeit und Laster einen üblen Einfluss auf seine Zeitgenossen ausüben konnte und musste. Rod spricht Zola von dem ihm oft gemachten Vorwurf frei, er habe mit seiner Vorführung von unsittlichen Handlungen auf die schlechten Leidenschaften der Leser spekuliert, sich damit ein grosses Publikum schaffen wollen. Aber es konnte doch Zola nicht entgehen, dass seine Bevorzugung einer rücksichtslosen Schilderung der Nachtseiten des Lebens Aufsehen erregen und ihm eine oft recht zweifelhafte Leserschaft herbeiziehen musste, und er ist dieser Wirkung keineswegs aus dem Wege gegangen. Seine Erblichkeitstheorie, sein Determinismus bedingte durchaus nicht die Wahl der von ihm mit Vorliebe behandelten Stoffe; die Annahme bleibt daher naheliegend, dass die Sucht nach Erfolg und Gewinn bei ihr stark in die Wagschale gefallen ist.

P. Bourget erscheint in seinen ersten Schriften skeptisch, pessimistisch, gleichgiltig, als ein vollständiger Negativer. Aber plötzlich, fünf oder sechs Jahre später, findet man ihn auf anderem Wege; die Ideen der Verantwortlichkeit der Führer des menschlichen Gedankens, der Satz, dass man den Baum an seinen Früchten zu erkennen habe, ergreifen ihn mit Macht und bringen ihn mit seinem früheren Denken in Widerspruch. Aus diesem innern Gegensatz, der sich u. a. in seinem *Disciple* so deutlich ausspricht, hat sich Bourget nicht herausgearbeit. Seinem Instinkte nach ist er Moralist; sein Temperament und sein Gedankengang scheinen ihn dem Glauben in die Arme werfen zu müssen. Aber zwei Hindernisse stellen sich dem entgegen: sein Geschmack an weltlicher Pracht, der in fast jeder seiner Schriften zum Ausdruck kommt, sodann sein ungewöhnliches Auffassungsvermögen, das ihn für alle Ausflüsse des menschlichen Geistes empfänglich macht. Fast alle seine Romane behandeln das Verhalten der beiden Geschlechter zu einander. Als Moralist begreift er, dass dasselbe durch das Verbot des Ehebruchs im Dekalog ein für alle Mal geregelt ist; als Psychologe greift er diesen Satz an, dessen unbedingte Giltigkeit ihm oft als ungerechtfertigt erscheint. Der Psychologe hat bisher bei ihm das Übergewicht: als solcher hat er sich eine Theorie der Liebe geschaffen, wonach die wirklichen Sünderinnen nicht die sind, die ihre Ehe, sondern die, welche ihre Liebe verraten.

J. Lemaître begann seine litterarische Laufbahn mit einem Aufsatz über Renan, worin sich in jeder Zeile der Unwille einer schlichten und graden Seele über den Ungläubigen aussprach, der die Gegenstände des sittlichen Angstgefühls in solche des Behagens verwandelte. In Paris ändern sich seine Ansichten; er verfällt selbst in Skeptizismus und gefällt sich im Widerspruch auch mit sich selbst.

Er hat mit dem positiven Christentum gebrochen, aber eine gewisse Liebe für dasselbe gewahrt und sich schliesslich eine Art Glauben ohne Gott geschaffen. Seine Sittenlehre gipfelt darin, dass bei logischem Denken der religiöse Glauben zur Regelung des Lebens nötig erscheinen mag, dass man aber auch ohne seine Beihilfe in seinem Gewissen genügende Gründe dafür finden kann, gut zu handeln. Diese Lehre ist bei strengem Ausdenken durchaus unzureichend. Lemaître begnügt sich mit ihr aus geistiger Trägheit oder weil ihn das Nachdenken zu der Überzeugung geführt hat, es sei am besten, diesen Dingen nicht auf den Grund gehen zu wollen. In seinen Kritiken erscheint er als eine doppelte Persönlichkeit: einmal als schlichter, wohlgesinnter Mensch, dann als Schriftsteller, der sich in Spitzfindigkeiten, Unbeständigkeit und Cynismus gefällt. Rod will es scheinen, dass der echte Lemaître in der ersteren Erscheinungsform zu suchen ist.

Auch E. Scherer ist vom Glauben zum Unglauben übergegangen, und auch er hat einen inneren Widerspruch nie überwinden können. Sein Herz lässt ihn den Verlust des Glaubens bedauern, sein Verstand zwang ihn denselben aufzugeben. Seine Kritiken wandten sich fast durchweg an seine früheren Glaubensgenossen, für sie schrieb und dachte er, vor ihnen suchte er seine Gedanken zu rechtfertigen. Seine absprechende Beurteilung der neueren Litteratur war der Ausfluss seines Charakters, der seine freisinnigen Ansichten bändigte, sie verdient mehr Beachtung, als sie bei Lebzeiten Scherer's gefunden hat, und, scheint uns, auch mehr als ihnen Rod einzuräumen empfiehlt.

A. Dumas, der erste der Positiven, hat seinen Weg selbständig genommen. Anfangs, in der *Kameliendame*, nur einem unbewussten Gefühl folgend, haben sich bei ihm später bestimmte Grundsätze ausgebildet, die ihm die Richtschnur für sein weiteres Schaffen abgaben. Alle Litteratur, die keine Vervollkommung, Versittlichung, kein Ideal und keine Nützlichkeit anstrebt, erscheint ihm als ungesund und totgeboren. Seine Werke führen diesen Grundgedanken aber nur in beschränktem Masse aus. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander bildet den Brennpunkt seines Interesses, in ihm findet er die wichtigste Frage, die die heutige Menschheit bewegt. Aber nur die geschlechtlichen Beziehungen bei den wohlhabenderen Gesellschaftsklassen, die ihre ganze Zeit der Liebe widmen können, nehmen ihn in Anspruch. Überdies lassen sich die in seinen Dramen auftretenden Persönlichkeiten auf eine geringe Anzahl von Typen zurückführen; die anständige Frau, die nur einem Manne angehören will; der anständige Mann, der dem Vergnügen nicht entsagt, aber sich von der Leidenschaft nicht beherrschen lässt; der leidenschaftslose anständige Mann, der Sittenprediger der Dumas'schen Stücke;

der gewissenlose Vergnügungsmensch und Verführer; der ihm entsprechende weibliche Typus; endlich das schwer zu verheiratende Mädchen, sei es, weil es arm ist, sei es, weil es einer Verläumdung zum Opfer fiel. In dieser kleinen Welt spielen sich seine Dramen ab, sittliche Konflikte, deren Folgen Dumas in der Wirklichkeit durch Schaffung neuer Gesetze oder Besserung der alten zu mildern und zu verhindern sucht. Rod ist erstaunt, dass die moralischen Bestrebungen seines Autors auf so wenig Glauben stossen, und findet sehr richtig die Ursachen dieser Erscheinung in der Beschränktheit des Dumas'schen Rahmens und in dem Mangel einer metaphysischen oder religiösen Grundlage seiner Morallehre.

Der Kritiker Brunetière, den Romanisten insbesondere durch sein einseitig absprechendes Urteil über das Studium der mittelalterlichen Litteratur bekannt, der Apologet einer unmöglichen „objektiven" Kritik, will sich in seinen kritischen Besprechungen an einige leitende, unveränderliche Grundgedanken halten, die auf einen stark ausgeprägten Hass gegen den Individualismus in der Litteratur hinauslaufen. Sein Ideal liegt in dem französischen Pseudoklassizismus des XVII. Jahrhunderts, in dem der Individualismus vor der Allgemeinheit zurücktrat, in dem Verstand, Metaphysik, Religion und Moral eine Einheit bildeten und die unentbehrliche Kasuistik einen Wegweiser abgab. Dem modernen Skeptizismus, der glaubenslosen Philosophie setzt Brunetière sein Autoritätsbedürfnis entgegen, für das er im Festhalten an der Tradition des XVII. Jahrhunderts eine innere Befriedigung findet.

In dem Tolstoi gewidmeten Abschnitt bemüht sich Rod nachzuweisen, dass die von diesem Schriftsteller in seinen letzten Werken entwickelten Ideen und seine praktische Ausführung derselben den regelrechten Abschluss seiner früheren Anschauungen bilden, dass also Tolstoi keineswegs als eine exzentrische Persönlichkeit oder als ein Mystiker zu betrachten sei. Der Mensch gleicht dem Reisenden, der von einer Bestie verfolgt sich in einen Brunnen stürzen will, darin aber einen Drachen erblickt, und, um auch diesem zu entgehen, nun auf einem Strauche seine Zuflucht sucht, an dem fortwährend zwei Mäuse nagen. Es ist ihm unmöglich dem sicheren Tode zu entgehen; dennoch saugt er, die Gefahr vergessend, mit Wohlgefallen einige Tropfen Honig ein, die er auf dem Blattwerk des Strauches vorfindet. Es gibt Leute, die nicht so handeln wie der Mensch in dieser Parabel, die nur auf die Gefahr bedacht den Honig verschmähen und nach einem festeren Zweige suchen. An diese wendet sich Tolstoi; die anderen warnt er. Er gründet für sie eine einfache Moral als Norm für ihr Handeln. Da das Böse immer nur das Böse erzeugt, ist es thöricht, ihm widerstehen zu wollen. Resignation, Unterordnung des eigenen Willens,

des eigenen Interesses unter die Liebe zum Nächsten sind die Leitsterne, denen man zu folgen hat. Unsere ganze Gesellschaftsordnung ist nach diesen Gesichtspunkten umzugestalten, ihre unnatürliche Verkünstelung durch ein einfaches Naturleben zu ersetzen.

Nach de Vogüé, dessen geistigen Entwickelungsgang Rod ebenfalls aufschliesst, muss das Individuum hinter der Rasse, hinter der Allgemeinheit zurücktreten. Aber die Gesamtheit besteht aus Einzelwesen, ihr Fortschritt ist also von dem der letzteren bedingt. Dieser Fortschritt wird erreicht durch Pflege des Heroismus, den unsere heutige Kultur zu vernichten droht. Die Verdrängung des Individualismus, die Ermutigung zum Heroismus, die Liebe zu den Kleinen sind die grossen Gedanken der russischen Schriftsteller Tolstoi, Dostoijewsky und Turgenieffs; sie haben auch de Vogüé ergriffen. Glaube und Mitleid sind die Hebel des Heldentums; um dessentwillen sind sie, und fehlte ihnen auch jede innere Begründung, festzuhalten. Werke, die nur aus Liebe zur Kunst oder zu eigener Genugthuung geschrieben sind, besitzen keine Berechtigung. Darum ist die heute herrschende Litteraturrichtung wie nach Brunetière, so auch nach de Vogüé durchaus zu verwerfen.

Die vorstehenden Zeilen können nur eine ungefähre Vorstellung von dem reichen Inhalt des Rod'schen Buches geben, doch genügen sie wohl zu zeigen, was man in ihm zu suchen hat. Rod ist kein bequemer Schriftsteller, der nur zur Unterhaltung schreibt. Selbst seine Hauptromane sind eine anstrengende und aufregende Lektüre. Auch in den geschilderten Essays stellt er hohe Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit und Belesenheit seiner Leser. Aber trotz einigen rhetorischen Beiwerkes, dessen seine für Franzosen und für weitere Kreise geschriebenen Aufsätze nicht wohl entbehren konnten, trotz mancher Wiederholungen, die sich durch die ursprüngliche Getrenntheit derselben erklären und bei einer neuen Auflage wohl verschwinden werden, sind seine Darstellungen gedrängt, lichtvoll, wohl durchdacht und nur in wenigen Fällen zum Widerspruch reizend. Wer ihnen mit Aufmerksamkeit folgt, wird in die geistige Werkstätte der neuesten französischen Litteratur in trefflicher Weise eingeführt und erhält von kundiger Hand einen Einblick in die sie bewegenden Fragen und Motive. Der Verfasser zeigt sich hier abgeklärter, als in manchen seiner früheren Schriften; auch sein Skeptizismus scheint ins Schwanken geraten, einem völligen Schiffbruch nahe zu sein. Vielleicht finden wir bald auch Rod in einem neuen Roman mit anderen Idealen und Anschauungen auftreten, als den in seinen früheren Erzählungen vertretenen, deren Leitmotive, ohne eintönig zu werden, kaum noch eine weitere Verwendung gestatten. E. Koschwitz.

Rod, Edouard. *La sacrifiée.* Paris 1892. Perrin et Cie. 8⁰. 317 S.
— *Les Trois cœurs.* Paris 1890. Perrin et Cie. 8⁰. 297 S.

Die vorstehende Anzeige hatte eben ihren Weg zur Redaktion genommen, als mir der Postbote den neuesten Roman E. Rod's: *Die Geopferte*, überbrachte. Sein Inhalt bestätigte mir, dass ich mich in den oben ausgesprochenen Erwartungen nicht getäuscht hatte.

Die Fabel der neuen Erzählung ist wie bei allen Romanen der in Frankreich gegenwärtig herrschenden Richtungen sehr einfach. Ein Arzt hat einem Freunde, der zu Schlaganfällen neigt, versprochen, ihm, wenn die gefürchtete Erkrankung eintrat, ein langes Siechtum zu ersparen. Der Freund, ein rücksichtsloser Egoist, verheiratet sich; der Arzt fühlt mit der vernachlässigten, ihr Loos mit stiller Ergebenheit ertragenden Gattin tiefes Mitleid, das zur Neigung und leidenschaftlichen Liebe anwächst. Da erfolgen die vorhergesehenen Schlaganfälle. Die Liebe zur Frau des hilflos Kranken hindert den Arzt, sein früher gegebenes Versprechen einzulösen. Er nimmt selbst eine Zeit lang Anstoss, auch nur durch ungefährliche Morphiumeinspritzungen dem Siechen eine immerhin schädliche Erleichterung zu gewähren. Schliesslich aber, in einer plötzlichen Anwandlung gemischter, ihm selbst unklarer Gefühle, bringt er ihm doch eine ungewöhnlich grosse Dosis des gefährlichen Stoffes bei, und der Freund stirbt. Der That folgt sofort die Reue. Der Arzt nimmt Anstand, sich um die Hand der Geliebten zu bewerben, selbst dann noch, als er hört, dass sie auch ihn liebt und dass sie in Not geraten, von ihm Hilfe und Erlösung erwarte. Um den Trennungsschmerz zu verringern, und sich auf andere Gedanken zu bringen, unternimmt er die übliche Italienreise, die in solchen Fällen in Romanen und vielleicht auch in Wirklichkeit angetreten wird. Die Wirkung ist aber, wie gewöhnlich, die umgekehrte; die Sehnsucht nach der Geliebten erwacht nur um so stärker in ihm. Seine Gewissensbisse durch den Sophismus der Liebe überwindend, hält er von Florenz aus um ihre Hand an. Die junge Ehe ist eine Zeit lang ideal glücklich. Da verrät eine Freundin der jungen Frau, ihr Gemahl habe einst von einem Geheimnis gesprochen, dass es ihm unmöglich scheinen liess, die Geliebte, wie nun dennoch geschehen, heimzuführen. Die junge Frau wird misstrauisch, quält den Mann um Mitteilung dieses Geheimnisses. Dadurch werden in ihm die Reuegedanken neu erweckt. Von Gewissensqualen gemartert, bekennt er einem Richter und einem Priester seine That, und büsst nach des letzteren Urteil seine Schuld, indem er sich von der geliebten Frau, die ihm verzeiht, für den Rest seines Lebens trennt. Der Schauplatz der Handlung ist Paris, das mit seinen Strassen und Vierteln in der Mehrzahl der französischen Romane die Stellung

einnimmt, die in der Litteratur aller übrigen Länder verschiedenen Städten und Landschaften zu teil wird. Die Form ist die des Ich-Romans, dem ein paar einführende Worte vorausgehen.

Die eben vorgenommene Angabe der äusseren Geschehnisse unseres Romans würde nur einen höchst unvollkommenen Begriff von dem Werte und der Bedeutung der neuesten Schöpfung Rod's gewähren, wollten wir uns mit ihr begnügen. Nicht in den wenigen Handlungen des Romanhelden, sondern in der Vorführung seines Seelenlebens, in der Behandlung des vorgelegten sittlichen Problems liegt das Interesse des Romans, der trotz des Mangels an Ereignissen und an Lokalkolorit seine Leser in steter Spannung erhält.

Über seine litterarischen Absichten werden wir von Rod selbst in der Einleitung zu seinem Roman *Les trois cœurs* belehrt, worin er uns über den Entwickelungsgang, den er als Romanschriftsteller genommen, und über seine neueren Anschauungen in bündiger Form aufklärt. Danach ist Rod vom Zola'schen Naturalismus ausgegangen. Aber wie andere fand auch er in ihm keine volle Befriedigung. Dieser Naturalismus war ihm zu selbstgenügsam, zu beschränkt, zu materialistisch, beachtete zu sehr die Sitten und die Handlungen, zu wenig die Charaktere und die Seelen. Wie auf das übrige jüngere Geschlecht der französischen Schriftsteller, wirkten ausserdem auf ihn auch noch andere Einflüsse: die Wagner'sche intuitive Musik, der Pessimismus Leopardi's und Schopenhauer's, die neuere englische Dichtung, das Werk de Vogüé's *Essais de psychologie contemporaine*, also dieselben Persönlichkeiten und Werke, denen Rod in seinen *Études sur le XIX siècle* (Paris 1888) und in dem oben geschilderten Buche seine Aufmerksamkeit zugewendet hat. Zum Durchbruch kamen bei ihm die aus diesen Quellen gesogenen Anschauungen, für die in Frankreich durch Stendhal, Flaubert und die Goncourt ein empfänglicher Boden vorbereitet war, hauptsächlich durch die Lektüre von Zola's *Roman expérimental.* Der darin entwickelte Gedanke des Experiments sagte ihm zu und schien ihm der blossen Beobachtung vorzuziehen, die den Künstler zum Photographen macht und ihn gerade den fesselndsten Teil der Handlungen, nämlich ihre Bedeutung, vernachlässigen lässt. Das Experiment, d. h. das Experiment im litterarischen Sinne, das willkürlich geschaffene Verhältnisse eintreten lässt, einen erdachten Konflikt, ein erfundenes Problem zum Vorwurf nimmt und es dann realistisch, mit engstem Anschluss an wirklich beobachtete Fälle und mit sorgfältiger Abwägung der Wahrscheinlichkeiten behandelt, lässt dem Schriftsteller eine grosse Freiheit, gibt ihm das Recht zu Konjekturen und Schlussbildungen, nötigt ihn, aus dem eigenen Inneren die Verknüpfungen der äusserlichen Begebenheiten zu erklären. Diskussionen mit Hennequin über die Wirkung der Um-

gebung (die *théorie des milieux)* erzeugten in Rod eine tiefe Abneigung gegen die Beschreibungen mit ihrem Kleinkram und ihrem unnützen Beiwerk. In das entgegengesetzte Extrem verfallend, gedachte Rod, an ihre Stelle das Studium des inneren Menschen zu setzen, einen ganz innerlichen Roman auszudenken, frei von allen äusserlichen Umständen, und der sich ausschliesslich im Herzen, in der Empfindung abspielt. So entstand sein Roman: *Course à la mort*, der Rod am meisten befriedigte, und den auch ich für seine gelungendste Romanschöpfung halte, und sein *Sens de la vie.* Für seine neue Richtung, die er selbst noch für keine endgiltige ansieht, und für die es ihm nicht an Gesinnungsverwandten fehlt, möchte er den Ausdruck Intuitivismus vorschlagen, von dem indessen gegen Rod's Ansicht kaum anzunehmen ist, dass er Glück machen werde. Schon seine Schwerfälligkeit steht hinderlich entgegen. Die Selbstbeschau soll nicht den Zweck haben, nur sich selbst, sondern auch die anderen kennen und lieben zu lernen; sie soll im Mikrokosmus des eigenen Herzens das Spiel des menschlichen Herzens überhaupt abspiegeln. Der neue intuitive Roman scheint Rod auch neue Formen zu verlangen. Die Beschreibung nimmt unnützen Platz weg, besagt nichts und erklärt nichts; die rückschauenden Erzählungen, die eine Persönlichkeit bekannt geben sollen, sind verbrauchte Klischees über die Kindheit, Jugendzeit und Erziehung; die 'Szenen' haben immer etwas unnatürlich Theatralisches. Die Tyrannei der allzu genau geschilderten Handlungen und Personen soll durchbrochen, dem allgemeinen Sinn um so mehr Raum gegeben werden. Indess fürchtet Rod schliesslich doch mit Recht, dass eine allzuweit gehende Vernachlässigung der Aussendinge an der Macht der Gewohnheit scheitern werde.

In Wirklichkeit ist die Entwicklung Rod's und seiner Gesinnungsgenossen wohl noch einfacher. Vom Naturalismus ist er ausgegangen, und Naturalist ist er geblieben. Nur der Standpunkt ist etwas verschieden. Der Zola'sche Naturalismus betrachtet im wesentlichen den Menschen von seiner Aussenseite, so wie er uns im Leben selbst erscheint, wo wir nur aus seiner äusseren Erscheinung, aus seinen Handlungen und aus seinen Worten ein Urteil über ihn gewinnen können, dem wir freilich immer von dem Eigenen hinzugeben, da wir eben die Dinge und Worte nur wiedergeben können, wie wir sie sehen und auffassen, und da uns der Fremde immer nur durch Beobachtung des eigenen Ichs verständlich wird. Der Rod'sche Naturalismus will den inneren Menschen ebenso getreu und naturwahr vorführen, wie jener den äusseren. Aus diesem verschiedenen Standpunkte ergibt sich alles Übrige von selbst. Der Zola'sche Naturalismus muss auf genaue Beschreibung der Aussendinge, der Handlungen und der Umgebung des Helden, das höchste

Gewicht legen; er überlässt es oder sollte, konsequent durchgeführt, es dem Leser überlassen, sich die Geschichte des inneren Menschen aus den dargelegten Verhältnissen selbst zurechtzulegen. Der Rodsche Naturalismus hat nur das Interesse, in das Denken des Menschen einzuführen, seine innere Entwicklung, den Gang seiner Gedanken und geistigen Empfindungen, die Ursachen seiner Entschliessungen darzulegen. Alles Übrige hat nur Wert, soweit es zur Aufhellung dieser Geistesgeschichte dienen kann. Der Rod'sche Naturalismus musste, da alle Entwickelungen, auch die litterarischen, sich in Gegensätzen vollziehen, mit Notwendigkeit aus dem Zola'schen hervorgehen; und naturgemäss mussten die Vertreter des psychologischen Naturalismus alles zu Hilfe nehmen, was ihnen das Verständnis des inneren Menschen zu erschliessen geeignet erschien. Was Zola die Wissenschaft der Physiologie, ist Rod die der Psychologie. Beide Arten des Naturalismus haben einen wissenschaftlichen Charakter, insofern sie den eben genannten Wissenschaften ihr Handwerkszeug entnehmen. Aber sie bringen der Wissenschaft keinen Nutzen, und ihre Schöpfungen sind keine wissenschaftlichen Leistungen. Zola hilft mit seinen Schilderungen der Physiologie keinen Schritt vorwärts; dem Psychologen würden die Selbstbekenntnisse der Rod'schen Helden nur Vorteil bringen, wenn sie absolut wahr wären, in jedem Punkte der Wirklichkeit entsprächen und die geistige Entwickelung geschichtlicher Persönlichkeiten in eigener rücksichtslos wahrer Schilderung brächten. Einseitig sind beide Richtungen: den ganzen Menschen erhält man erst dann, wenn man ihn aus seinen Handlungen, seinen eigenen wahren Bekenntnissen und aus den Schilderungen seiner Umgebung, aus dem Eindruck, den er auf seine Mitmenschen macht, zusammensetzt. Und dann bleibt immer noch die Unvollkommenheit, das subjektive Element jeder Schilderung geistiger oder äusserlicher Erscheinungen übrig. Der Zola'sche Naturalismus entwirft farbenprächtige Bilder, denen aber die Seele fehlt, der Rod'sche ausgeführte seelische Gemälde, die aber des Farbenschmuckes und des Rahmens entbehren.

Die Einseitigkeit der Rod'schen Richtung schliesst ihre Berechtigung nicht aus. Seine Romane geben gewissermassen Ergänzungen zu den materialistisch-naturalistischen. In der *Sacrifiée* mischt sich in sie ausserdem ein weiteres Element: die Behandlung eines sittlichen Problems, in dessen Lösung sich deutlich Rod's Neigung zum „Positivismus" ausspricht. Rod ist damit auf einem guten Wege. Seine psychologischen Romane verlangten zu ihrem Aufbau Grübler, die es nicht lassen können, sich selbst und ihre Umgebung mit ihren Selbstbetrachtungen zu quälen. Ihre Gewissenserforschungen fesseln den Leser, so weit sie ihm seine eigenen Gefühle und Em-

pfindungen wiedergeben. Jeder liebt sich selbst in einem anderen wiederzufinden. Sie interessieren auch den, der mit der ernsten wissenschaftlichen Psychologie minder vertraut, in angenehmer Form zum Nachdenken über sich und sein Seelenleben gebracht werden will, der Freude darüber empfindet, „Gedanken wälzen“ (*remuer des idées* ist ein bezeichnender Lieblingsausdruck unseres Verfassers) zu sehen, die er mit solcher Klarheit noch nicht sich selber ausgesprochen. Den gründlich philosophisch durchgebildeten Leser können die Selbstbetrachtungen der Helden, die ihm nichts Neues bringen und sich aus den ihm geläufigen Ideenkreisen nicht herausbewegen, schon weniger anziehen. Alle Leser ermüden, wenn dieselben Grübeleien über ein normales Menschenleben wiederkehren. Ihre Unfruchtbarkeit wirkt abstossend. Der psychologische Roman der Rod'schen Gestaltung verlangt, wenn er sich halten soll, die Stellung und Behandlung sittlicher Probleme und Konflikte, deren Ausführung nach der gedanklichen Seite den hochgebildeten Leser immer fesseln wird. Rod hat dies gefühlt und dem neuen Romane, ohne seiner Richtung zu entsagen, durch Einführung eines solchen sittlichen Problems ein hohes Interesse zu verleihen vermocht. Man findet in seinem Buche im Romangewande seine Erörterungen über die heutigen sittlichen Anschauungen gewissermassen fortgesetzt und an einem praktischen Beispiel erläutert. Die folgende Analyse der inneren Handlung des Romans möge dies veranschaulichen.

Die beiden Hauptpersonen des Romans sind Atheisten, mit dem positiven Glauben völlig zerfallen. Die hergebrachten Ansichten über Gut und Böse scheinen ihnen, namentlich dem ersten Helden, dem Arzt, durchaus hinfällig, für die Rumpelkammer geeignet. Er gerät dadurch in Widerspruch mit einigen Nebenfiguren des Romans, einem alten Schwurgerichtspräsidenten, einem Advokaten und einem streng gläubigen katholischen Priester, welche die überlieferten Meinungen mit verschieden abgestufter Energie festhalten. Dieser Gegensatz kommt gleich zu Anfang der Erzählung zum Ausdruck, wo der Arzt gegen diese Personen die Unverantwortlichkeit eines Mörders vertritt, der drei Kinder in einem Anfall von tierischer Verwilderung umbrachte, und den er zu beobachten hatte. Nicht dieser Mensch ist für seine Handlung verantwortlich, sondern die Gesellschaft, die ihn zu seiner Vertierung gebracht hat, und die nun mit seiner Verurteilung die eigene Schuld auf einen Unschuldigen abzuwälzen bereit ist. Trotz seiner ablehnenden Anschauungen über die Verbindlichkeit des hergebrachten Sittengesetzes ist aber der Arzt ein durchaus rechtlicher, selbst edler Charakter. Er hat als Jüngling die Erziehung seiner zahlreichen jüngeren Brüder übernehmen müssen und diese Aufgabe mit Energie und Aufopferung zu Ende geführt. Den gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend

ist er fern geblieben, keine Leidenschaft hat sein ruhiges, überlegtes Handeln aus der eingeschlagenen Bahn gebracht. Sein Verhalten zu der Gattin seines Freundes ist ein durchaus reines, auf Achtung gegründetes. Sie erweckt seine Teilnahme, als er sieht, dass sie die Vernachlässigung durch ihren rücksichtslosen, selbstsüchtigen Gatten mit himmlischer Geduld erträgt, obgleich sie dabei geistig und körperlich su Grunde geht. Der Umgang mit ihr, den ihm sein Freund fast aufzwingt, wird ihm allmählich Bedürfnis; erst spät bemerkt er, dass er in Leidenschaft für sie entbrannt ist. Er weiss, dass er auch ihr Herz besitzt, es kommt aber trotzdem zu keiner Aussprache. Um der Gefahr zu entgehen, war er eben bereit, sich gänzlich zurückzuziehen, als der erste Schlaganfall des Freundes erfolgte, mit dem ihn mehr die Gewohnheit, als die Gleichheit der Gesinnungen verband. Er wie die Geliebte nehmen sich des Kranken mit voller Aufopferung an, so dass dieser fast vollständig gesundet. Aber die Gefahr eines neuen Anfalles mit folgendem langen Siechtum ist geblieben, das der Freund mehr fürchtet, als einen schnellen plötzlichen Tod. Darum richtet er von neuem an den Arzt, dessen Vorurteilslosigkeit er kennt, von dem er wusste, dass er die Macht seines Standes nicht nach den herrschenden Meinungen, sondern nach eigenem Urteil gebrauchen würde, nochmals dringend die Bitte, im Falle eines neuen Anfalles dieses befürchtete Siechtum ihm zu ersparen. Der Arzt verweigert ihm dies lange, nicht aus moralischen Bedenken gegen die von ihm verlangte Handlung, sondern weil seine Neigung zu des Freundes Frau ihm dieselbe verwerflich erscheinen lässt. Er bittet den Freund zu beachten, dass die Gewähr seines Wunsches ihm die Gewissensruhe, den Frieden seines Lebens kosten würde. Vergebens. Dieser lässt nicht nach, als bis er ihm das geforderte Versprechen gegeben hat. Als der neue Schlaganfall erfolgt ist, rettet er ihm durch sorgfältigste Pflege das Leben; aber der Getroffene bleibt gelähmt, sprachlos und legt seiner Frau übermenschliche Opfer auf, die sie sichtlich herabbringen. Aus Mitleid mit ihr, um sie zu retten, entschliesst sich der Arzt endlich zur Beibringung leichter, gefahrloser Morphiumeinspritzungen. Dadurch tritt Erleichterung für den Kranken und für seine Pflegerin ein, die sich, von ihrem schweren Amte entlastet, zusehends erholt. Aber auf die Dauer werden auch die abgemessensten Einspritzungen gefährlich. Der Arzt unterbricht sie. Das Befinden des Kranken wird dadurch verschlimmert, seine Pflege stellt an seine Frau wiederum unerträgliche Anforderungen. Doch tritt allmählich eine Besserung ein. Gerade in diesem Wendepunkt erfolgt die sofort bereute Entscheidungsthat. Der Arzt will sie durch freiwillige Entsagung büssen und lässt sich auch durch Mitleid mit der Geliebten, durch die schiefe Auslegung, die sein

Handeln findet, von diesem Entschluss anfangs nicht abhalten. Er zweifelt nicht daran, dass er ein Mörder sei; alle Einwendungen, die er sich selbst macht, scheinen ihm hinfällig. Erst in Italien beginnt er an der Richtigkeit seines Urteils zu zweifeln. Er sagt sich, dass er ohne seine Liebe für die Gattin des Verstorbenen sich kein Gewissen daraus gemacht haben würde, des Freundes Wunsch zu erfüllen. Er habe durch seinen Verzicht auf ihre Hand seine Schuld, falls eine solche vorhanden, gesühnt. Nicht er sei dafür verantwortlich, wenn unvorhergesehene Verhältnisse, die Verarmung der Geliebten, ihm den Verzicht als unverantwortlich erscheinen liessen. Er habe nur dadurch gefehlt, dass er des Freundes Wunsch nicht sofort erfüllt habe. Trotzdem zögert er auch nach dieser Selbstrechtfertigung noch einige Zeit, ehe er um die Geliebte anhält. Als das Misstrauen der nunmehr mit ihm Vermählten erweckt ist, entstehen die alten Zweifel in ihm von Neuem. Er gesteht sich, dass, hätte er sie nicht geliebt, er das dem Freunde gegebene Versprechen doch nicht gehalten, es für nicht bindend betrachtet hätte; seine darauf begründete Selbstentschuldigung sei eitel Heuchelei gewesen. Er habe gewusst, dass er nach dem begangenen Verbrechen doch der Versuchung nicht widerstehen würde, die Geliebte heimzuführen, dass der Widerstand, den er diesem Ausgang selbst entgegensetzte, kein dauernder sein werde. Vergebens will er sich einreden, dass nur ein Rest von Christentum ihm diesen trostlosen Gedanken einflösse, dass die Vernunft ihn entschuldige, dass es ein Verbrechen gewesen wäre, die Geliebte und das eigene Glück zu opfern, dass nur ein von ihm geleugnetes, übernatürliches Gesetz seine Skrupel berechtigen könnte. Die Gewissensqualen lassen ihm keine Ruhe. Auch dann noch nicht, als ihn der von ihm zu Rate gezogene Advokat, der Vertreter der weltlichen Gerechtigkeit, für unschuldig erklärt hat.

Und nun erfolgt die vom Verfasser schon vorher vorbereitete Umkehr des Helden zum Positivismus. Der katholische Priester, den er beim Freunde kennen gelernt, hat schon bei der ersten Begegnung auf ihn Eindruck gemacht durch die Bestimmtheit, mit der er die behandelte rechtliche Frage auf Grund des von ihm festgehaltenen göttlichen Gesetzes entschied. Bei seiner Vermählung vergisst er seine Vorurteile gegen eine nach christlichem Ritus vollzogene Ehe; die taktvollen Worte des Priesters wirken wohlthuend auf ihn; die Religion erschien ihm in diesem Augenblicke mit ihrem Prunk, ihrer Orgel und ihren Gesängen als etwas Gutes, als etwas Ewigkeit, die feierlich auf die Flüchtigkeit unserer Freuden ausgegossen wird. Als ihm nachher die Gewissensqualen keine Ruhe lassen, erinnert er sich seiner gläubigen Kindheit, seines Eifers mit fünfzehn Jahren, wenn er des Abends seine Seele in das Gebet legte,

das ihm der Vater mit ernster Stimme wiederholte. Er fühlt, dass ihm aus dieser Zeit ein Rest zurückgeblieben ist. Die Religion ist ihm im Blute geblieben, wenn auch Kopf und Herz sich von ihr getrennt haben. Der Gedanke drängt sich ihm immer unwiderstehlicher auf, bei dem strengen Priester Erlösung aus seiner Gewissensangst zu suchen. Konnte er nicht auch ohne Glauben sich an die Jahrhunderte alte Religion wenden, die vielleicht keinen übernatürlichen Ursprung hat, aber doch das Beste darstellt, was das Menschengeschlecht zur Leitung des Lebens gefunden hat, die das Absolute vorstellt, dessen Bedürfnis in schweren Stunden die Seele zum Schwingen bringt, den festen Punkt inmitten unserer Ungewissheit? Er hatte die Priester als Werkzeuge des Aberglaubens gehasst, sie im Namen des Fortschritts, der Wissenschaft und der Wahrheit verwünscht. Aber in der Angst seines Herzens sieht er in ihnen das höchste Licht, die einzige Autorität, die ihm Beruhigung verschaffen kann. Er hätte sich, durch Familienüberlieferung und durch Erziehung dem Kalvinismus angehörig, an einen protestantischen Geistlichen wenden sollen. Aber er dachte nicht einmal daran; sein Bruch mit der reformierten Kirche war ein vollständiger gewesen; er kannte ihre schwachen Punkte und konnte von dieser vernünftelnden Religion mit ihren den Kontroversen und den Kompromissen offenen Abschwächungen nicht die unerschütterliche Festigkeit erwarten, die sein Gewissen verlangte. Und so kommt denn unser Held schliesslich dazu, sich bei dem ihm bekannten Priester Rat zu holen. Dieser zögert nicht mit seiner Verurteilung: er war schuldig des allzu grossen Vertrauens in sich selbst, schuldig von dem ersten Tage an, wo er die Frau seines Nächsten begehrte. Es gibt nur die eine Busse für ihn, der Geliebten zu entsagen. Der Gedanke an ihre Mitleidenschaft ist daran kein Hindernis. Es ist der Fluch der Sünde, auch die Unschuldigen mitzutreffen; doch wäre er gläubig, so würde er erkennen, dass in diesem Gesetze keine Ungerechtigkeit vorliege: es giebt keine wirklich Unschuldigen. Die Worte des Priesters bringen den Arzt zur vollen Selbsterkenntnis; er fügt sich willenlos in sein Urteil und büsst seine Schuld durch hingebende Erfüllung seiner schweren Berufspflicht, in deren aufopferungsvoller Ausübung ihn ein früher Tod erreicht.

Der innere Zusammenhang mit Rod's *Idées morales* liegt auf der Hand. Wir sehen ihn hier völlig in den Reihen der Positiven. Das vorgeführte Problem ist fesselnd und trefflich behandelt, die innere Geschichte seines Helden sorgfältig entwickelt, der Aufbau ohne Lücke. Einen schwachen Punkt finden wir nur in der Schilderung der ersten Beziehungen des Arztes zu dem jung vermählten Paare, in der manches an die trivialen und unverständigen Betrachtungen erinnert, die Junggesellen über das eheliche Leben ihrer eben ver-

heirateten Freunde anzustellen pflegen. Auch die Schilderung der Freundin der Geliebten, die des Arztes Ehe stört, ist etwas übertrieben, ihre allzu häufigen Besuche, die ihm lästig sind, entsprechen keinem wirklichen Bedürfnisse der Haupterzählung. Dass alle Nebenpersonen nur flüchtig gezeichnet sind, liegt im Plane des Verfassers und schadet nicht dem Interesse des Romans, dessen Lektüre wir allen denen empfehlen, die sich mit der von Rod vertretenen Richtung der jüngsten französischen Litteraten vertraut machen wollen. Auch kein anderer Leser wird sie leicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Der Fortschritt, den Rod in seiner neuesten Romanschöpfung gemacht hat, wird am besten klar, wenn man mit ihr seinen vorletzten Roman *Les Trois cœurs* vergleicht, den ich allerdings, von seinen Erstlingsschriften abgesehen, für Rod's schwächste Leistung, für einen Rückschritt seines *Course à la mort* und seinem *Sens de la vie* gegenüber halte.

Der Hauptheld dieser drei Herzen ist ein Grübler, der, mit seiner Frau durch eine ruhige Neigung verbunden, in sich die Sehnsucht nach einer heftigen Leidenschaft erwachsen sieht. Er glaubt den Gegenstand für eine solche Leidenschaft in einer Ausländerin gefunden zu haben, die ihm früher durch eine stille Freundschaft geeint war, und die nun plötzlich wieder in Paris erschienen ist. Aber das, was er für eine echte Leidenschaft hielt, war nur eine vorübergehende Aufwallung. Sein kaltes Blut, seine gesättigten Sinne und seine Neigung zum Ergründen lassen sie bald verschwinden. Er steht so zwischen einer Maitresse, an die ihn nur noch der Umstand fesselt, dass sie ihn wirklich liebt, mit jener Glut, die er selbst gern empfinden möchte, und die er deshalb nicht rücksichtslos verstossen will, und seiner Frau, deren Liebe und Achtung er sich durch seine Untreue verscherzt hat. Als er eine edlere Frau kennen gelernt hat, die Neigung und Geschmack fast in allen Punkten mit ihm teilt, und von der er fühlt, dass sie allein ihm die ersehnte Leidenschaft gewähren könnte, kommt es zum unvermeidlichen Bruch mit der ausländischen Maitresse, die unglücklich Paris verlässt und, ohne dass er es je erfährt, den Tod in den Wellen sucht und findet. Während eines Besuches bei der neuen Freundin erkrankt sein schwächliches Töchterchen, das die Vernachlässigung durch den Vater ebenso schwer empfunden, wie die Gattin. Alle Pflege vermag das Kind nicht zu retten. Dadurch ist er von seiner Sucht nach Leidenschaft geheilt; er nähert sich wieder seiner Frau, die ihm verzeiht und mit der ihm von neuem die frühere ruhige Neigung verbindet.

Hier findet man kein fesselndes moralisches Problem, keine Entwickelung von Atheismus und Skeptizismus zum Positivismus, überhaupt keinen eigentlichen Fortschritt in dem inneren Werden des

Hauptthelden. Er bleibt wie er war, kalt und egoistisch, uninteressant, ein müssiger Grübler, den keine tiefgreifende Frage, kein unüberwindlicher Konflikt innerlich beschäftigt, sondern den nur eine ungesunde, durch Mangel an ernster Berufspflicht erklärliche Begier nach aufregenden Empfindungen bewegt, die ihn das bischen Sympathie noch vollends verlieren lässt, das ihm der Leser entgegenbringt. Die Nebenfiguren, Frau und Maitresse, namentlich die letztere, sind mit geringer Vertiefung behandelt; fast alle Personen des Romans schweben mehr oder weniger in der Luft, bleiben vag, unbestimmt, sind zu unpersönlich, um anziehen zu können. Rod hat hier sein beabsichtigtes Vernachlässigen der Äusserlichkeiten auf die Spitze getrieben und für dasselbe keinen genügenden Ersatz durch Vorführung eines fesselnden Seelengemäldes geboten. Die Person des Hauptthelden mag wahr sein, sie ist selbst wahrscheinlich; aber ein Mann mit so frostigem Herzen und Sinn lässt auch jeden kalt, der von ihm hört. Ohne tiefen sittlichen Konflikt, ohne den Reiz einer wahrhaft interessanten Persönlichkeit ist, dies beweisen „die drei Herzen“, der Rod'sche Naturalismus nicht imstande, eine voll befriedigende Schöpfung hervorzubringen. Alltags-Menschen und -Begebnisse lassen sich auch durch die trefflichste Analyse ihrer Gedanken und bewegenden Triebfedern für den psychologischen Roman ebensowenig mit Erfolg verwerten, wie für irgend eine andere Gattung des Romans. E. Koschwitz.

Schäfer, Curt. *Der formale Bildungswert des Französischen.* Vortrag, gehalten auf der 40. Philologen-Versammlung in Görlitz. Separatabdr. Braunschweig, 1890. O. Salle. 12 gr. Oktav.

Verfasser plädiert dafür, dass der französische Unterricht an höheren Schulen weder nach der „alten Methode“, noch nach den neueren Theorien, welche die „Jacototsche oder genauer Hamiltonsche Methode aufwärmten und mit einigen pikanten Phrasen auftischten“, erteilt werden. Alsdann könne diese Unterrichtsdisziplin denselben bildenden Wert haben, wie der lateinische Unterricht, besonders liessen sich auch die Errungenschaften der romanischen Sprachwissenschaft für die Verbalflexion und die Syntax nutzbar machen. In sehr geschickter Weise zeigt Sch. das an verschiedenen Beispielen (S. 5—10). Der dem Latein nachgerühmte Formenreichtum wirke für den jugendlichen Zögling, der alles nur mit dem Gedächtnis auffasse, lediglich verwirrend, überdies sei auch hierin der Vergleich zwischen der Mutter- und Tochtersprache kein für die letztere ungünstiger, da das Französische 45 Konjugationsformen mehr habe, als das Lateinische. Die Erlernung derselben sei aber weit leichter, als die der 139 lateinischen Konjugationsformen, da 150 durch Zusammensetzungen mit *avoir* und *être* gebildet würden. Die Schwierigkeiten der sogenannten unregelmässigen Verben im Französischen sucht Verfasser durch die angedeutete Verwertung der klärenden und vereinfachenden Resultate der Sprachwissenschaft zu heben. Was über die verstandesmässige Er-

klärung des *ne* nach *craindre* und verneintem *douter* oder *nier* (S. 9) gesagt wird, dürfte indessen die Sache dem Tertianer weder leichter, noch verständlicher machen, auch das S. 10 über Gérondif und Participe Bemerkte setzt eine sehr gereifte Fassungskraft voraus. Im Prinzip billigen wir sonst die methodischen Andeutungen des Herrn Verfassers. Als Gründe für den Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit Französisch, nicht mit Latein, gibt Sch. folgende an: 1) Die näheren Beziehungen des Französischen zum Deutschen; 2) Sein Charakter als analytische Sprache; 3) Die festen Regeln über die „lautliche Seite“ der Sprache; wohingegen die Aussprache des Latein so verschieden sei, wie der Sprachorganismus der Nationen. Meines Erachtens kann hier nur die praktische Erfahrung entscheiden, die noch sehr fehlt. Ich persönlich bin zuerst (vom 9. Jahre ab) im Französischen, zwei Jahre später dann im Latein unterrichtet worden und erinnere mich nicht, dass mir die eine oder die andere Sprache schwieriger bezw. leichter geworden sei, als meinen Mitschülern. Aber ich hatte in den ersten $1^1/_2$ Jahren meines Lebens nur Französisch, nie ein Wort Deutsch, vernommen, dann zwar alles wieder vergessen, bis auf den ungefähren Klang französischer Worte, dessen richtigeres Bewusstsein mir die meinen Lehren eigentümliche Aussprache als ganz unfranzösisch erscheinen liess. So kam es wohl, dass mir die Wiedererlernung der fremden Sprache, trotz meiner Unkenntnis des grundlegenden Latein, keine erheblichen Schwierigkeiten bereitete und dass auch die spätere Bekanntschaft mit dem Latein nicht allzu erschwerend wirkte, da die Reminiszenzen aus dem Französischen doch in etwas auch die mechanischen Vor- und Gedächtnisübungen in der neuen Sprache erleichterten. Der Anfang mit dem Französischen würde natürlich für diejenigen Schüler sehr vorteilhaft sein, welche frühzeitig zum praktischen Leben übergehen, allzuspät darf aber der Beginn des lateinischen Unterrichts nicht angesetzt werden. Erst in Obersekunda für die begonnen, welche nicht bloss die Ersitzung des Freiwilligenzeugnisses anstreben, würde der lateinische Unterricht nie zur Aneignung grammatischer und lexikalischer Sicherheit und zum wirklichen Verständnis der Litteratur führen. Diesen von Sch. (S. 12) angedeuteten Vorschlag verwerfen wir entschieden. Der späteste Anfangspunkt würde unseres Erachtens der Übergang zur Unter-Tertia sein, wo ja auch der erste Schub der Geistesträgen die Schule zu verlassen pflegt, um einem praktischen Beruf sich zuzuwenden. Auch das Griechische kann nimmermehr, wie manche Verfechter der Einheitsschule in dieser oder jener Form wünschen, erst nach der sogenannten Zeugnisklasse begonnen werden, wenn es auf der Schule selbst noch zu erheblichen Resultaten führen und die notwendige Vorbereitung für selbständiges Studium des klassischen Altertums gewähren soll. Ob man den Anfangsunterricht in dieser formenreichen und fein organisierten Sprache noch weiter verschieben darf, als es jetzt bereits auf den Gymnasien geschieht, mögen erfahrenere Praktiker, als ich es bin, entscheiden. Doch das bekannte: Was Hänschen versäumt, holt Hans nimmermehr ein, dürfte wohl auch für den Unterricht in alten Sprachen gelten und die wohlfeile Mahnung, allen grammatischen Ballast nebst Exerzitien und Extemporalien abzuschaffen und sich nach dürftigster Vorbereitung sogleich der Lektüre zuzuwenden, ist in der Praxis recht bedenklich. Denn der Schüler, welcher seinen Xenophon oder Homer wegen mangelnder grammatisch-lexikalischer Vorkenntnisse nicht versteht, nimmt notgedrungen zur Übersetzung seine Zuflucht und lernt dann die griechischen Autoren in der Weise ehemaliger Realschulabiturienten

kennen, d. h. so gut wie nicht. Auch die Vermehrung der griechischen Stunden ersetzt nicht die Frische des Gedächtnisses und die abnehmende Lust, sich mit dem unvermeidlichen, grossenteils mechanischen Vokabel- und Formenlernen zu plagen. Die Reform des höheren Schulunterrichtes hat zu ihrer unbedingten Voraussetzung die Entlastung von dem Danaergeschenke der Zeugnisausstellung für den einjährigen Dienst. Erst wenn der Ballast dieser Zeugniskandidaten auf Mittelschulen eine zwar materiell geringere, aber praktische und äusserlich abgeschlossene Bildung erhält und den Gymnasien oder Realgymnasien die schlimmste ihrer Berechtigungen dadurch thatsächlich abgenommen wird, dass man diese zur Belohnung der glücklich bestandenen Abiturientenprüfung macht, dann ist von Einheitsschule, Bifurkation, Dreiteilung, vom späten Beginn des altsprachlichen Unterrichtes und wohin die Wünsche der Reformer sonst gehen, zu reden. Aus diesem Grunde begrüssen wir es auch mit Freude, dass Sch. in seiner kleinen Schrift sich mehrfach gegen dieses verderblichste Vorrecht aller höheren Schulen ausspricht.

R. MAHRENHOLTZ.

Alge, S. *Leitfaden für den ersten Unterricht im Französischen.* Unter Benützung von Hölzel's Wandbildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht und mit Aufgaben zum Selbstkonstruieren durch die Schüler. Zweite umgearbeitete Auflage. St. Gallen, Huber & C°. 1890.

Der *Leitfaden* Alge's geht davon aus, dass eine beschränkte Zahl von Wörtern dem Menschen zur unbedingten Verfügung stehen muss, damit er seine Gedanken mündlich und schriftlich zur Darstellung bringen könne. Diese beschränkte Zahl von Wörtern durch immer wiederholte Übungen mit denselben zum vollen Besitze des Schülers zu bringen ist daher die erste Aufgabe dieses Buches, welches zunächst Schüler der schweizerischen Sekundär- oder Bezirksschulen im Auge hat, in welchen der französische Unterricht im 5. bis 8., 6. bis 8., oder 7. bis 8. Schuljahr erteilt wird, wonach ein grosser Teil der Schüler in's praktische Leben übertritt.

In dem seinem Buche beigegebenen „Begleitwort“ sagt der Verfasser über das zu erreichende Ziel: „Der Schüler soll befähigt werden, einfach Geschriebenes, das sachlich und sprachlich nicht über den Ideenkreis eines Schülers dieser Stufe hinausgeht, zu verstehen, mit Hilfe des Wörterbuchs leichte Erzählungen und Beschreibungen, die vorgelesen und besprochen worden sind, sowie eigene Erlebnisse und Briefe einfach und ohne allzu grobe Verstösse niederzuschreiben, sowie in den elementarsten Redewendungen des täglichen Lebens sich einigermassen bewegen zu können.“ (S. 1.)

Der Wortschatz ergiebt sich aus den Hölzel'schen Wandbildern. Da diese Bilder einfache dem Ideenkreise des Schülers entsprechende Verhältnisse zur Darstellung bringen, so wird der Schüler sich den durch das oben Gesagte geforderten Wortschatz anzueignen imstande sein: wobei allerdings Alge die verschiedenartigen Bedürfnisse der verschiedenen sozialen Sphären, welchen die Schüler angehören, nicht berücksichtigen kann. Auch wird ein Kind in einer grösseren Stadt ganz anderer Wörter bedürfen, um das, was es sieht, zur Darstellung zu bringen, als ein Kind auf dem Lande. Das letztere kommt für Alge zumeist in Betracht.

Die Anlehnung an die Hölzel'schen Bilder ermöglicht es — wenigstens rein theoretisch genommen, — dass der Schüler „den fremden Wortklang nicht mit dem deutschen Wort, sondern mit dem Sachbegriff verbindet". Freilich für die Praxis befürchte ich, dass der Schüler, der auf dem Bilde z. B. ein Haus sieht, mit der Anschauung den „Wortklang" Haus und nicht *maison* verbindet; dazu würde ein Leben in der Sprache notwendig sein, das die muttersprachlichen Begriffe ganz zurücktreten lässt. Nicht ganz folgerichtig ist der Verfasser überdies in diesem Punkte, wenn er in einer Anmerkung zur Vorrede (S. 4.) die Beschaffung der Bilder bei Benutznng des *Leitfadens* für nicht unumgänglich notwendig erklärt. Dass die dem Buche beigefügten recht mittelmässigen Cliché-Bilder an ihre Stelle treten könnten, wird er doch wohl nicht glauben. Auch darin vermisse ich strenge Durchführung des Systems, dass Alge nur in den ersten Wochen das deutsche Wort beim Abfragen überall vermieden wissen will, wo es vermieden werden kann. (Begleitwort S. 4.)

Das Buch Alge's zerfällt in fünf Hauptteile: 1. Anschauungsstoff, 2. Angabe der Übungen, welche sich an den Anschauungsstoff anschliessen, 3. Zusammenstellung der grammatischen Thatsachen, 4. einige Gedichte, 5. Wörterverzeichnis im Anschluss an die einzelnen Lesestücke.

Der Anschauungsstoff besteht zunächst aus nebeneinandergestellten Vokabeln wie: *le père et la mère,* allmählich geht es von da zu wirklichen zusammenhängenden Stücken über. Auch wo man von eigentlich fortlaufender Erzählung nicht reden kann, stehen doch die einzelnen Sätze immer in dem durch das Bild, an das sie sich anschliessen, bedingten Zusammenhang, z. B. *Dans le champ, je vois un paysan et ses chevaux. Le paysan a encore son père et sa mère. Son père travaille dans le jardin, sa mère est devant la porte de la ferme* u. s. w. Bemerkt sei noch, dass ein grosser Teil der zusammenhängenden Lesestücke keinen Anschluss an die Bilder hat, es bleiben jedoch die meisten in dem durch diese bezeichneten Vorstellungskreise.

Von der Art der an den Anschauungsstoff anzuschliessenden Übungen lässt sich in dem engen Rahmen einer Besprechung keine vollkommene Vorstellung geben. Von der grossen Mannigfaltigkeit derselben möge die Aufzählung einiger meist öfters wiederkehrenden einen Begriff geben: „Ersetze die Hauptwörter durch Fürwörter. Drücke das Verhältnis des Besitztums zu folgenden Besitzern aus etc. Sage von den Substantiven . . . etwas aus und füge zu jedem einen bezüglichen Nebensatz. Konjugiere *aller voir*. Ersetze in dem Stücke das *Présent* durch das *Passé Défini* u. s. w. In den meisten Stücken finden sich zudem Fragen über den Inhalt. Ausgeschlossen sind Übersetzungen aus dem Deutschen".

Über die Zusammenstellung der grammatischen Thatsachen, welche wesentlich die regelmässige Formenlehre, die wichtigsten unregelmässigen Verben und einige wenige syntaktische Erscheinungen umfasst, lässt sich etwas besonders Lobendes oder Tadelndes nicht sagen.

Die Aussprache findet in keiner Weise Behandlung. Hier wird alles der Übung durch Vor- und Nachsprechen überlassen.

F. Tendering.

Rossmann, Ph., und **Schmidt, F.** *Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung.* Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig, 1892.

Der Verfasser des im XI. Bande dieser *Zeitschrift* (2. S. 41) besprochenen Elementarbuchs hat in Verbindung mit Rossmann, welcher im wesentlichen die Grammatik und das Wörterbuch verfasst hat, unter dem oben angeführten Titel ein neues Buch herausgegeben, das auf denselben Grundsätzen beruht wie jenes und für etwa drei Jahre zu dienen bestimmt ist. Gegenüber dem früheren „Elementarbuch" legt das neue Buch ein noch grösseres Gewicht auf die Anschauung.

Ausführlichere Behandlung haben die methodischen Grundsatze der Verfasser gefunden in einer Abhandlung Schmidt's in den „Lehrproben" Heft 25, so dass die Vorrede sich in dieser Hinsicht mit wenigen Bemerkungen begnügen konnte.

Das Buch ist jedenfalls so eigenartig, dass es wohl eine ausführlichere Besprechung verdient.

Während im „Elementarbuch" ausgegangen wurde von dem, was den Schüler in Haus, in der Stadt und auf dem Lande umgibt und ihm in die Augen fällt, wird die Anschauung hier namentlich durch Bilder bewerkstelligt. Es kann nicht überraschen, dass auch Schmidt — den wir ja allein als den Verfasser des Übungsstoffes kennen — die Hoelzel'schen Wandbilder benutzt, die in kleinerem Massstabe im Buche reproduziert werden. Daneben aber kommen zahlreiche kleinere Bilder zur Verwendung, welche in den Text eingeschoben sind. Die Ausführung derselben ist recht gut, namentlich ist die Wiedergabe der Hoelzel'schen Bilder hervorragend zu nennen gegenüber den bei Alge (vergl. *hier* S. 95). Nichtsdestoweniger kann ich mich eines leisen Lächelns nicht enthalten, wenn ich die Bilder durchsehe. Es wird ja für den Schüler ganz unterhaltend sein, in seinem französischen Lehrbuch ein Messer, eine Uhr, ein Hufeisen, eine Leiter, einen Apfel, eine Birne, eine Lampe und ähnliche ihm gut bekannte Dinge abgebildet zu sehen, aber für notwendig halte ich s o l c h e Abbildungen nicht, namentlich halte ich es für überflüssig, dass solche Bildchen, wie es öfter geschieht, sich mehrmals wiederholen. Zweckdienlich sind überdies alle Bilder doch nur, wenn aus ihnen alles mögliche abgelesen wird, aber das ist bei Schmidt nicht immer der Fall. Da kommt irgend ein Gedicht, in dem von einer Schwalbe geredet wird, flugs wird auch eine Schwalbe abgebildet u. s. w. Dann soll aus den Bildern auch manches abgelesen werden, was sich überhaupt nicht ablesen lässt. Wie soll denn der Schüler befähigt sein, an einem nicht in Buntdruck beigefügten Storch, die Farben dieses Vogels zu erkennen. Dass er also die Frage nach den Farben nicht beantworten kann, ist selbstverständlich, aber auch wenn ihm der Lehrer dieselben nennt, wird er sie nicht verstehen, es muss ihm, was Schmidt durchaus vermieden sehen möchte, die deutsche Bedeutung „schwarz" „weiss" für „*blanche*" und „*noir*" gegeben werden; im besten Falle wird er sonst die beiden Farben verwechseln. Auch die Gefahr, dass der Unterricht auf Grund der Anschauung in Spielerei ausarte, scheint mir nicht ganz ausgeschlossen, wenn ich sehe, dass Schmidt z. B. (S. 5) drei Gruppen von Schülern bildet und jeder Gruppe abwechselnd einen Federhalter, ein Buch u. s. w. giebt, um auf diese Weise zu üben: *Voici notre porte-plume, voilà votre porte-plume.* Ich bin indessen überzeugt, dass der t ü c h t i g e Lehrer diese Klippe leicht meiden wird.

Wenn heutzutage die Anschauung als Grundlage des neusprachlichen Unterrichts von manchen Didaktikern so entschieden empfohlen wird, so müssen wir uns fragen, was man denn thatsächlich aus der Anschauung lernen kann. Unmittelbar doch nur dasjenige, was durch die Sinne wahrnehmbar ist, also konkrete Substantive, Adjektive, welche eine sinnliche wahrnehmbare Eigenschaft ausdrücken, Verben, welche eine äussere Thätigkeit bezeichnen, endlich Zahlwörter. Die Verbindung dieser Wörter zu Sätzen, also lebendiges Sprachmaterial, bietet uns die Anschauung nur in sehr beschränktem Masse. Der Anschauungsunterricht, um diese Methode kurz so zu bezeichnen, will den grammatischen Einzelheiten aus dem Wege gehen, verfällt aber in einen anderen, nicht minder schweren Fehler, indem sie statt lebendigen Sprachstoffes Vokabeln bietet. Wer das vorliegende Buch genauer betrachtet, wird nicht umhin können, den Verfassern hervorragendes didaktisches Geschick zuzusprechen, dieser Gefahr aber haben auch sie nicht ganz aus dem Wege gehen können. Ich beziehe mich zum Beweise auf Übungsstoffe wie: *Il y douze mois dans l'année. Le premier s'appelle janvier. Le second s'appelle février. Le troisième s'appelle mars* etc. (S. 13).

Oder: *La poire est le fruit du poirier. La cerise est le fruit du cerisier. La fraise est le fruit du fraisier* etc. (S. 22).

Oder: *Le chien aboie. Le chat miaule. Le cheval hennit. La vache beugle. L'âne brait* etc. (S. 28).

Oder: *La chienne est la femelle du chien; la jument celle du cheval; la lionne celle du lion* etc. (S. 28).

Oder: *Il neige; il neige à gros flocons; la neige tient; battons-nous à coups de boules de neige. Il gèle; il gèle à pierre fendre* etc. (S. 66).

Die vielgeschmähten Einzelsätze erfreuen sich grundsätzlich natürlich auch nicht des Beifalls Schmidt's, thatsächlich aber scheint es mir kaum geistvoller den Unterricht zu beginnen mit Sätzchen: *voilà la porte, voilà la fenêtre, voilà le plafonds,* als mit den älteren Sätzchen; der einzige Unterschied beruht nur darin, dass der Schüler die Thür, das Fenster, die Decke, von denen die Rede ist, wirklich im Augenblicke vor sich sieht, während er im anderen Falle sich manches aus dem Gedächtnis rekonstruieren musste. Einzelsätze hier wie dort, nur dass sie hier meist an die unmittelbare Anschauung, oder an die Anschauung im Bilde angeschlossen werden. *Où sont les poules. Les poules sont derrière la jeune fille. Où est la jeune fille? La jeune fille est devant les poules* (S. 29). Die Richtigkeit dieser Antworten erkennt der Schüler aus dem beigefügten Bilde, selbst ablesen kann er sie ja natürlich nicht, denn es fehlt ihm noch das notwendige Sprachmaterial. *Voilà deux fruits; celui-ci est une pomme, celui-là est une poire* (S. 43). Die Wahrheit dieser tiefen Weisheit erkennt der Schüler an den eigens beigefügten Bildchen. Ich kann mir wirklich nicht denken, und praktische Versuche bestärken mich in meiner Ansicht, dass der Schüler, weil er beim ersten Auftreten des Wortes *pomme* oder *poire* einen Apfel oder eine Birne im Bild oder auch in der Wirklichkeit vor sich gesehen hat, nun mit dem Begriff unwillkürlich die Bezeichnung *pomme, poire* verbinden wird. Ich glaube für den biedern deutschen Jungen bleibt der Apfel ein Apfel, die Birne eine Birne und im französischen Unterricht erinnert er sich, dass der Franzose denselben Gegenstand als *pomme* und *poire* bezeichnet.

Ein Hauptgrundsatz aller Reform des Sprachunterrichts ist die Vernichtung der hervorragenden Stellung, welche die Grammatik früher einzunehmen pflegte und die Forderung, dass die Grammatik sich aus

dem Unterricht, insbesondere aus dem Lesestoff zu ergeben habe. Es ist überflüssig zu erwähnen, dass Rossmann und Schmidt dem grammatischen Betrieb der Sprache abhold sind. Sie wollen eine Behandlung der Grammatik erst im dritten Unterrichtsjahre eintreten lassen. Was sie indessen thatsächlich in ihrem Buche durchführen, ist doch nicht ganz das, was wir erwarten. Sie halten dem Schüler die theoretische Regel freilich fern, aber praktisch wird eine ganze Menge grammatischen Stoffes gepaukt. Dies bös klingende Wort muss ich für die Art der Behandlung anwenden. Dass insbesondere in der Formenlehre der Schüler nicht mit Regeln geplagt wird, ist gewiss anerkennenswert, ist aber nicht etwa eine besondere Eigentümlichkeit der von den Verfassern eingeschlagenen Methode. Wer heutzutage noch etwa die Schüler durch Erlernen der Regel in die Geheimnisse der Stellung des Personalpronomina einführen wollte, der muss doch überhaupt aus einer recht antidiluvianen Zeit stammen.

Wie macht es nun Schmidt, um die Grammatik aus dem Lesestoff sich ergeben zu lassen? Dem Präsens der *-er*-Verben widmet er den 17. Abschnitt. Da heisst es (S. 24):

1. *Que fait le père? Il herse.* Und daran schliesst sich nun das ganze Präsens:

Je herse — *nous hersons*
tu herses — *vous hersez*
il / *elle* } *herse* — *ils* / *elles* } *hersent.*

2. *Que fait la mère? Elle bêche.* *Je bêche* — *nous bêchons*
tu bêches — *vous bêchez*
il / *elle* } *bêche* — *ils* / *elles* } *bêchent.*

Zur Gewinnung des Personalpronomens wird folgendes geboten (S. 68):

a) *Le père herse. Il herse. La mère bêche. Elle bêche* etc.

b) *Est-ce que le père herse le champ? Oui, il le herse. Est-ce que la mère bêche le jardin? Oui, elle le bêche.* Beim fünften Beispiele und den folgenden steht dann nur die Frage, während der Lehrer die Antwort, welche das Personalpronomen enthält, beifügen soll. Ich sage: der Lehrer, denn wenn gefragt wird: *Est-ce que vous voyez la forêt,* so kann zunächst nur der Lehrer die Antwort geben: *je la vois,* weil Beispiele mit *la,* ebenso wie mit *les* vom Buche bis dahin noch nicht geboten sind.

Betrachten wir noch die Behandlung des Passivs (S. 90). Nach der Zusammenstellung der Formen des Aktivs in folgender Weise:

Le	*paysan*	*laboure*	*le*	*champ*
„	„	*labourait*	*le*	„
„	„	*laboura*	„	„
„	„	*labourera*	„	„
„	„	*a labouré*	„	„
„	„	*avait*	„	„
„	„	*eut*	„	„
„	„	*aura*	„	„

folgt die entsprechende Gegenüberstellung des Passivs:

Le	*champ*	*est*	*labouré*	*par*	*le*	*paysan*
„	„	*était*	„	„	„	„
„	„	*fut*	„	„	„	„
„	„	*sera*	„	„	„	„
„	„	*a été*	„	„	„	„

u. s. w.

Als Aufgabe schliesst sich die gleiche Bearbeitung einiger ähnlichen Sätzchen an.

Wird, wie bei Breymann und Möller, der Grundsatz aufgestellt, dass Verbalformen nur innerhalb eines kleinen Sätzchens eingeübt werden sollen, so stimme ich dem voll bei, aber wenn die Verbalformen aus solchen Sätzchen abgeleitet, aus solchem Sprachstoff gewonnen werden sollen, so muss ich mich ablehnend verhalten. Dieser Sprachstoff ist nur ein etwas erweitertes Paradigma.

Das vorliegende Buch hat das Ausgehen von der Anschauung zur gesamten Grundlage. Es könnte scheinen, als ob die Verfasser es für ausgeschlossen hielten, dass im französischen Unterricht etwas vorkäme, wofür nicht Anschauung im Bilde geboten würde. So streng aber beabsichtigen sie den Grundsatz nicht durchzuführen, wie die kleinen zusammenhängenden Erzählungen und Beschreibungen beweisen, auf die wir noch zurückkommen. Auch da, wo die Anschauung zunächst die Grundlage bildet, wird vieles angeknüpft, das eben doch nicht auf der vom Buche oder von den Hoelzel'schen Bildern gebotenen Anschauung beruht. So bietet die Pfeife des Landmannes auf dem Herbstbilde Veranlassung von Columbus und der Entdeckung Amerikas zu reden (S. 86); und im Anschluss an Bildchen, welche das Äussere einer Mühle und das Innere einer Bäckerei darstellen, hören wir von allen Verrichtungen des Müllers und des Bäckers, von ihren Werkzeugen und den von ihnen bearbeiteten Stoffen, von denen der Schüler nur eine Anschauung haben könnte, wenn man ihn in eine Mühle und in eine Bäckerei hineinführte. Thatsächlich gehen damit die Verfasser auf denselben Standpunkt zurück, den sie bei ihren Vorgängern tadeln. Ich freue mich darüber, um so mehr, da sie mir mit diesen Teilen ihres Buches nach den Ausstellungen, die ich machen musste, Gelegenheit geben zur Anerkennung. Ich freue mich aber auch um deswillen, weil ich in der That die hohe Meinung der Verfasser von der Wirksamkeit der Anschauung nicht teilen kann und gerade an den beiden erwähnten Darlegungen, welche sich an die Mühle und die Bäckerei anschliessen, sehe ich, auf welche Abwege die Anschauungstheorie, um es kurz so zu bezeichnen, führen kann. Bei den Zielen, die thatsächlich unsere höheren Schulen erstreben müssen, und gegenüber der allgemeinen Bildung, welche sie ihren Schülern übermitteln sollen, halte ich es nicht für richtig, die Schüler mit möglicht vielen Ausdrücken des Müller- oder Bäckerhandwerks bekannt zu machen. Auch im praktischen Leben werden die Schüler davon keinen Nutzen haben, selbst angenommen, sie eigneten sich diese Ausdrücke wirklich dauerhaft an, denn für diejenigen Schüler, welche etwa in späteren Jahren als Müller- oder Bäckergesellen in die Fremde wandern, so unmittelbar zu sorgen, kann auf keinen Fall Aufgabe einer höheren Schule sein.

Nur anerkennend, wie schon angedeutet, kann ich mich aussprechen über allen zusammenhängenden Anschauungsstoff, den das Buch bietet, mag er nun im näheren oder entfernteren Anschluss an ein Bild uns eine Beschreibung bieten, oder, was namentlich in der zweiten Hälfte des Buches mehr in den Vordergrund tritt, von den Bildern unabhängige Erzählungen. Die Erklärung der Hoelzelschen Bilder halte ich von einigen Kleinigkeiten abgesehen für nahezu mustergiltig, und die freien Stücke sind mit grosser Umsicht ausgewählt, sodass sie in die Sprache des täglichen Lebens einführen und das Interesse des Schülers fesseln.

Dass Schmidt und Rossmann die Übersetzungen in das Französische verwerfen ist selbstverständlich.

Der grammatische Teil des Buches beginnt mit einer kurzen Übersicht der Laute, ihrer Verbindung zu Silben, Wörtern und Lautgruppen im Satz, sowie der Darstellung der Laute durch die Schrift.

Bei der Darstellung der Konjugation, von denen Rossmann drei unterscheidet auf *-er, -ir, re*, heben sich Stamm und Endung in anerkennenswerter Weise von einander ab, und die „Übersicht der Endungen des Verbs" (S. 212) bietet eine gute Zusammenfassung. Weniger einverstanden bin ich mit dem, was der Verfasser (S. 213) über die Ableitung der Zeitformen der Präsens-Gruppe sagt, da die eine Form durch Veränderung der Endung aus der anderen entstehen soll, statt dass die Endungen an den Stamm gehängt werden.

Da das Buch auf einen dreijährigen Kursus berechnet ist, so müsste die Formenlehre mindestens ganz durchgenommen werden. Es könnte überall etwas mehr von den Unregelmässigkeiten derselben die Rede sein, namentlich müsste beim „unregelmässigen" Verbum alles Notwendige gebracht werden. Der Abschnitt „Einzelne unregelmässige Verben" (S. 219 ff.) bringt 32 Verben ohne jede Komposita. Hätte der Verfasser noch etwa 10 hinzugefügt, so wäre die Liste ausreichend und die gebräuchlichten Komposita würden den Schüler im dritten Unterrichtsjahr auch nicht zu sehr belasten.

Das Buch schliesst mit einem alphabetischen Wörterverzeichnis mit phonetischer Umschrift.

F. Tendering.

Schneitler, F. H. *Lehrgang der französischen Sprache für kaufleute.* Dresden. G. Kühtmann. Zweite Auflage. 1891. Preis 1.20 Mark, gebunden.

Das Buch ist für Schüler von Handelsschulen und kaufmännischen Fortbildungsanstalten bestimmt. Es beginnt mit einer kurzen Abhandlung über Aussprache, die die Errungenschaften der Phonetik im letzten Jahrzehnt vollständig unbeachtet lässt; Umschreibungen wie: *woajascheh* (voyager) und *ackssangtägüh* (accent aigu) kennzeichnen wohl zur Genüge den veralteten Standpunkt des Verfassers in dieser Beziehung.

Die Angaben im grammatischen Teil, der sich wesentlich an Plötz anlehnt, sind mitunter gar zu kurz gefasst; so z. B. § 174 „das mit être oder ohne Hülfsverb konstruierte Participe passé ... richtet sich ... nach seinem *Substantiv*. Das mit avoir konstruierte Particip ist *unveränderlich*." Die §§ 165, 180, 195, 241, 250 u. a. ermangeln gleichfalls der nötigen Zuverlässigkeit.

Der folgende Abschnitt „Übungsbeispiele" ist in Unter-, Mittel- und Oberstufe zergliedert und bietet auf 90 Seiten *ausschliesslich* französische Übungssätze, die zum grossen Teil der Geschäftssprache entlehnt sind; die Übertragung *ins* Französische soll durch Rückübersetzung bewirkt werden. Um Schülern der *Unterstufe* Sätze wie: veuillez honorer ces traites de votre *intervention*; votre traite est en *souffrance*, und Begriffe wie: Order Eigene, Rücktratte etc. verständlich zu machen, wird der Lehrer statt Französisch vorwiegend Handelswissenschaften unterrichten müssen. — — Eine sorgfältige Sichtung des Stoffes wäre durchaus notwendig, auch um veraltete oder ungeeignete Ausdrücke wie *annoter* (noter) une traite; *surtiré* (tiré); *diligence*

(poste, messagerie); passer *l'extrait* (le solde) de conformité; payer quelques *à compte* (acomptes); se charger de *l'acquit* (acquittement) d'un engagement; *intervenir au payement* (payer par intervention); arrêter *le règlement* des comptes (arrêter les comptes) u. s. w. zu beseitigen, die zwar gebraucht werden mögen, aber doch keineswegs als Muster zu empfehlen sind.

Bedenklicher noch sind Wendungen, die ständig wiederkehrenden Fehlern im deutsch-französischen Briefstil Vorschub leisten, wie: nous *réclamions* (avons réclamé) qq. futailles; nous *acquittons* (acquitterons) la traite à l'échéance; *je prie* (je vous prie) d'excuser, etc. etc.

Es ist deshalb, trotzdem der Druck fast fehlerlos ist, doch zu bedauern, dass der Herr Verfasser nicht die früher in Aussicht gestellten Verbesserungen (Vorwort 1884) vorgenommen, sondern einen *vollständig unveränderten Abdruck* der ersten Auflage seines Buches veröffentlicht hat.

Th. de Beaux.

H. Rahn, *Lesebuch für den französischen Unterricht auf der unteren und mittleren Stufe höherer Lehranstalten zur Einführung in Land, Art und Geschichte des fremden Volkes. Ausgabe für Mädchenschulen. Mit einem Anhang, welcher enthält 1) einen kurzen Abriss der französischen Metrik, 2) eine Lebensskizze der Dichter La Fontaine und Béranger, 3) eine freie metrische Übertragung der Gedichte des dritten Abschnitts, 4) eine Ansicht von Paris nebst Plan der Stadt und der Umgebung, 5) eine Karte von Frankreich.* Leipzig, 1890. O. R. Reisland. Preis Mk. 2.40; gebunden Mk. 2.70. XI und 352 S.

Das vorliegende Buch ist — das sieht man auf den ersten Blick — das Werk eines erfahrenen Lehrers, der die Fähigkeiten und das geistige Bedürfnis der weiblichen Schuljugend kennt und sich bei der Ausarbeitung dieses Lehrbuches über die mannigfachen Gesichtspunkte und Fragen, die inbetracht kommen, genau Rechenschaft gegeben hat. Es bietet eine reiche Fülle anziehenden, nicht zu schwierigen Lesestoffes, der, von den Gedichten abgesehen, ausschliesslich modernes Französisch aufweist und zum grossen Teil Schriften entlehnt ist, die für die Jugend bestimmt oder doch geeignet sind. Dieser Stoff ist auf das zweckmässigste angeordnet. Der erste Abschnitt, „Frankreichs Land und Leute“, enthält Schilderungen und Beschreibungen, die dem Hauptzwecke des Buches, der Einführung in Land und Art des fremden Volkes, recht wohl zu dienen vermögen. In dem zweiten Abschnitte, „Aus Frankreichs Geschichte“, sind eine Reihe von Anekdoten und Erzählungen in chronologischer Reihenfolge vereinigt, sodass das Ganze eine Geschichte Frankreichs für das Kindesalter bildet. Der dritte Abschnitt, „Aus Frankreichs Litteratur“, bietet mit lobenswerter Beschränkung zehn Fabeln von La Fontaine, sechs Lieder von Béranger und neun Gedichte verschiedener Autoren. Mit dem vierten Abschnitt, „Französische Lektüre mit deutschem Inhalt“, welcher Übersetzungen Grimm'scher und Andersen'scher Märchen, Nachbildungen deutscher Gedichte, und Inhaltsangaben, namentlich Schiller'scher Dichtungen enthält, durchbricht der Verfasser zwar das von ihm aufgestellte und wohlbegründete Programm, aber meines Erachtens zum Besten jüngerer Schüler, deren Sprachgefühl und Vokabelkenntnis sich an diesen inhaltlich bekannten Stoffen ganz besonders fördern lassen dürfte. Ausser einem alphabetischen Wörter-

verzeichnis hat der Verfasser für sämtliche Nummern des Buches eine Präparation ausgearbeitet, und wieviel sonst nutzlos aufgewandte Zeit und Mühe dadurch den Lernenden erspart wird, liegt auf der Hand.

Auch die verschiedenen Anhänge zeigen den Freund der Jugend und den denkenden Lehrer. Nicht litteraturgeschichtlicher Notizenkram, sondern die ausführlich gehaltenen, an und für sich interessierenden Biographien der beiden Dichter, die für die Schule vor allen anderen in Betracht kommen. Sehr nützlich sind die Übertragungen der Gedichte des dritten Abschnittes; erst durch sie kann der ganze Gewinn aus der Behandlung der poetischen Stücke gezogen werden, und wie mühsam muss man sich sonst diese Übersetzungen zusammensuchen oder ausarbeiten! Der Plan von Paris und die Karte von Frankreich sind erwünschte Zugaben, aber die meiste Freude wird den Schülerinnen der bescheidene Stich machen, der ihnen die Weltstadt mit ihren Herrlichkeiten aus der Vogelperspektive zeigt. Es wäre zu wünschen, dass auch andere Lehrbücher, die von Anfang bis zum Ende mit den Tuilerien, dem Arc de Triomphe und so weiter bunt umherwerfen, diesen dürren Worten durch Beigabe eines ähnlichen Bildes etwas Anschaulichkeit verleihen möchten. Es ist dies eine Kleinigkeit, aber eine grosse.

Soviel Lob das vorliegende Buch nach seiner Idee, seiner Einrichtung im Grossen und Ganzen verdient, soviel Anlass zu Ausstellungen giebt es im Einzelnen in seiner Ausführung. Der Text lässt an Korrektheit sehr viel zu wünschen übrig. Es finden sich ungefähr zweimal so viel Druckfehler, als das Verzeichnis angiebt; darunter viele grammatischer Art. Die Zeichensetzung, die nicht nur viele Inkonsequenzen, sondern auch direkte Verstösse gegen die geltenden Regeln aufweist, bedarf der gründlichsten Revision. Am schlimmsten sieht es hiermit in den Gedichten aus. Die Metrik ist, nach dem als Anhang angefügten, viel Bedenkliches enthaltenden Abriss und den zahlreichen fehlerhaften Versen zu urteilen, das Stiefkind des Verfassers. Da die metrischen Fehler erfahrungsmässig schwer aufgefunden werden, so führe ich sie hier auf: 54, 18 *Des jours meilleurs auprès des mauvais jours* muss 12silbig sein; 75, 19 *Et leur donner de l'argent, quand on n'a pas de cuivre,* fälschlich dreizehnsilbig, wahrscheinlich *Et* zu tilgen; 86, 4 *Où donc me placer? Ah! pardon, s'il vous plaît* hat eine Silbe zu wenig; 87, 43 *Il sort de ce panier je ne sais pas quelle odeur; pas* ist zu tilgen; 87, 51 *Sous la pluie, n'est-ce pas? et c'est ce que j'ai fait;* die Präparation hat das Richtige, nämlich *est-ce pas;* 168, 30 ist *dévoûerai* zu verbessern; 166, 12 *payerai* in *paierai* oder *paîrai* (zweisilbig) zu ändern. Die, wenig ansprechende, Übersetzung von Platens „Grab am Busento“ enthält den unmöglichen Alexandriner 224. 16 *Le Romain ignore ton tombeau magnifique;* 227, 17 *Je cherche et je revois le tombeau,* das zweite *je* ist zu tilgen; 228, 31 ist *de* in *des* zu verbessern. In dem Gedichte *Jeanne d'Arc devant le Roi,* das viel zu wertlos ist, um Aufnahme zu verdienen, ist bei v. 14 ein Vers, vielleicht auch mehrere, ausgelassen. In Béranger's *Adieu de Marie Stuart* ist die viersilbige Strophe Refrain, also hinter jede der vier achtsilbigen Strophen einzuschieben oder wenigstens anzudeuten; es entsteht dadurch ein ganz anderes Gedicht.

Nicht alle Lesestücke des Buches eignen sich meines Erachtens als Lektüre für die Jugend, im besonderen für die weibliche. Die Rohheit der Gassenjungen gegen den armen Greis in No. 35, die Brutalität der Pflegemutter gegen ihr Pflegekind in No. 37 müssen jede feiner fühlende Kindesseele empören und quälen. Die herbe Ironie

der Erzählung: *Les deux petits abandonnés* scheint mir gleichfalls für die Jugend nicht geeignet. Auch gegen Voltaire's *Jeannot et Colin* hege ich Bedenken, die sich auf Erfahrung gründen; doch will ich sie nicht als massgebend angesehen wissen. Leider fehlt es im zweiten Abschnitt des Buches auch nicht an Hinrichtungen, auf Piken gesteckten Köpfen und dergleichen Graulichkeiten. Daran scheint man freilich, nach den an Mädchenschulen gangbaren Büchern zu urteilen, keinen Anstoss zu nehmen; unerwähnt aber durfte ich es nicht lassen. — Eine genauere Quellenangabe für sämtliche Stücke des Lesebuches wäre zu wünschen, um die Lesarten nachprüfen zu können.

In den Präparationen finden sich neben vielen unbedeutenderen Versehen auch einige gröbere Fehler. So liest man zu der Stelle: *Brisquet venait sur le pas de la porte* (S. 33) hinten mit Erstaunen: „*venir sur ses pas de la porte* nach der Thüre gehen und wieder umkehren". *Pas* heisst hier „Schwelle". So ist zu *c'est fini* (S. 44) hinten angegeben „*fini* sicher". Die Bearbeitung der *Chèvre de Monsieur Seguin* ist nicht geschickt; wenn *Gringoire* am Ende erwähnt wird, darf die Stelle: „*Tu ris, Gringoire?*" etc. in der Mitte nicht fehlen. Dass der Verfasser die Worte „*assis sur son train de derrière*" nicht, wie Wychgram in seiner Schulausgabe der *Lettres de mon moulin* etc. thut, als anstössig weglässt und so das anschauliche Bild des Dichters zerstört, muss ich billigen.

Trotz der Ausstellungen, zu denen das Buch in dieser seiner ersten Auflage Anlass giebt, glaube ich dasselbe den Lehrern an höheren Mädchenschulen als ein beachtenswertes Lehrmittel empfehlen zu können. Seinem Umfange nach vermag es, vielleicht mit Hinzunahme eines oder des anderen zusammenhängenden Werkes der französischen Litteratur, das Bedürfnis der ganzen Anstalt zu decken und vermöge seines wohldurchdachten Planes dem gesamten französischen Unterricht inneren Zusammenhang und Abrundung zu verleihen. Ohne Frage steht es unvergleichlich hoch über den Lesebüchern, die ohne Spur eines Planes oder Zieles ein buntes Sammelsurium von Anekdoten und Geschichten aus allen Gebieten des Wissens und aller Herren Ländern bieten, und ebenso über solchen, die unter verhängnisvoller Verkennung der Aufgaben des französischen Unterrichtes, sowie der Fähigkeiten eines zarten Alters den Schülern als geistige Nahrung lauter Stücke aus Klassikern, von Corneille bis V. Hugo (Pascal und Bossuet nicht ausgenommen) vorsetzen und daneben auch einen Hungerbissen modernes Französisch.

FELIX KALEPKY.

Augier et Sandeau. *Le Gendre de Monsieur Poirier.* Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von J. Maehly, Professor an der Universität Basel. Leipzig, E. A. Seemann, 1891. 10. Band der *Martin Hartmann'schen Schulausgaben.* 94 S. geb. 1 Mk.

Auf die vor einigen Jahren bei Velhagen & Klasing erschienene Schulausgabe des *Gendre de M. Poirier*, besorgt durch W. Scheffler, ist nun eine neue gefolgt. Es darf hierin wohl ein Beweis dafür gesehen werden, dass dieses in jeder Beziehung hervorragende Meisterwerk der modernen Bühne immer mehr als Schullektüre sich einzubürgern beginnt. Wir freuen uns dieser Erscheinung. Wenige Stücke sind, wie das Vor-

liegende, und etwa Jules Sandeau's *Mademoiselle de la Seiglière,* in dem Grade geeignet, den deutschen Schüler nicht nur in die moderne französische Umgangssprache einzuführen durch eine genussreiche Lektüre, sondern auch ihm einen Begriff zu geben von den sozialen und politischen Anschauungen der französischen Gesellschaft unseres Jahrhunderts. Wenn auch heutzutage, gegenüber der Zeit da *Le Gendre de M. Poirier* zum ersten Male über die Bühne ging, die Verhältnisse der Parteien in Frankreich sich merklich verschoben haben, so spielt dennoch der Gegensatz zwischen Legitimisten und Orleanisten, zwischen Adel und Bürgertum in die Gegenwart noch stark genug herein, um die Kenntnis dieser Verhältnisse und ihres Entstehens für das Verständnis so mancher litterarischer und politischer Erscheinungen in hohem Grade wünschenswert zu machen. Die Lektüre dieses Stückes bietet eine willkommene Ergänzung zum eigentlichen Geschichtsunterricht, in welchem, notgedrungen, die innere Geschichte Frankreichs von der Restauration bis zum zweiten Kaiserreich meist nur ziemlich stiefmütterlich behandelt werden kann. Diesen unserer Ansicht nach nicht unwesentlichen Punkt hätten beide genannten Ausgaben, in der Einleitung sowohl als im Kommentar, etwas mehr berücksichtigen können.

Die Einleitung der Mähly'schen Ausgabe bespricht zunächst in ziemlich ausführlicher Weise das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit Emile Augier's, sowie das Verhältnis des *Gendre de M. Poirier* zu dem Romane *Sacs et Parchemins* von Jules Sandeau; sodann folgt eine kurze Inhaltsangabe des Stückes begleitet von einer sehr guten Würdigung desselben, sowie der Eigenschaften, welche Augier als Schriftsteller charakterisieren. In einem Anhange wird endlich, an der Hand A. de Pontmartin's, über die Aufnahme berichtet, welche das Lustspiel bei seiner ersten Aufführung im Jahre 1854 fand, wobei der Herausgeber einige Aussetzungen de Pontmartin's mit feiner Begründung widerlegt.

Mit dem 47 Seiten umfassenden sachlichen und sprachlichen Kommentar können wir uns leider nicht in gleicher Weise wie mit der litterarischen Einleitung, in allen Beziehungen einverstanden erklären. Die vorhandenen wertvollen Vorarbeiten, Schefflers Ausgabe, deren vorzügliche Rezension durch M. Hartmann *(Zeitschr. f. nfrz. Spr. u. Litt.* X, 2 p. 78 ff.) und, für eine Anzahl Szenen, das *Manuel* von Plœtz, hätten noch sorgfältiger zu Rate gezogen werden können und es wären dann vielleicht auch manche irrige Auffassungen des Textes und der sprachlichen Erscheinungen vermieden worden. Wir geben im Folgenden eine Liste derjenigen Anmerkungen die uns der Umarbeitung besonders bedürftig erscheinen, und machen gleichzeitig auf etliche Stellen aufmerksam, bei welchen unserer Ansicht nach eine Erläuterung wohl angebracht gewesen wäre.

S. 18, Z. 22. In den Worten: *J'aime mieux mon régiment que le tien* liegt kein Wortspiel seitens des Herzogs, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Herausgeber es meint. *Régiment* hat nicht die Bedeutung: „Oberherrlichkeit des Pater familias", sondern unter *le tien* versteht der Herzog das *Régiment des hommes mariés* oder *des gendres,* in ähnlicher Beziehung wie kurz darauf, S. 21, Z. 25, Gaston sagt: *Je songeai à reprendre du service actif dans le corps des gendres.*

S. 19, Z. 1. *Ah çà!* wird hier, wie auch S. 44, Z. 33, mit: „Ach so!" übersetzt. An beiden Stellen hat der Ausruf die gleiche Bedeutung wie S. 25, Z. 5, wo er richtig mit: „Aber hör' mal!" wiedergegeben ist.

S. 19, Z. 18. „*Défonce les blagues,* eigentlich: schlägt dem Geschwätz den Boden aus, hier: macht das Geschwätz verstummen, *rend muettes les blagues.*" Durch den Hinweis auf die eigentliche Bedeutung von *blague* =

Blase, Beutel, wäre die Redensart erklärt, nicht bloss übersetzt worden Die Umschreibung durch *rend muettes l. b.* ist unglücklich.

S. 20, Z. 4. In *je n'entends pas que tu loges ailleurs* ist *je n'entends pas* viel energischer als das angegebene: „Ich sehe voraus, dass du nirgends sonst wohnst.“ Es heisst: Es versteht sich von selbst, dass etc. Du darfst nirgends sonst wohnen.

S. 21, Z. 8. In der Anmerkung lies: Schwiegereltern statt Schwiegermutter.

S. 21, Z. 24. Zu der Bemerkung des Herzogs: *Tu passais à l'état de neveu honoraire* wäre eine Erläuterung doch wohl wünschenswert.

S. 22, Z. 3. „*Il n'en a plus que trois.* Ist *plus* zeitlich zu verstehen (er hat fürderhin nur noch etc.) oder komparativ (er hat nicht mehr als drei)?“ Solche Fragen an die Schüler sind gerechtfertigt sobald ein Satz wirklich zwei verschiedene Bedeutungen haben kann und der Schüler aus dem Zusammenhang erkennen soll, welches im konkreten Falle die richtige ist. Wo aber, wie hier, der Satz sprachlich nur eine Bedeutung haben kann, erscheint mir die Frage von zweifelhaftem pädagogischen Wert.

S. 22, Z. 14. Die Konstruktion in dem Satze: *logé, nourri, chauffé, voituré, servi, il me reste vingt-cinq mille livres* wäre in doppelter Hinsicht einer Anmerkung wert gewesen. Ebenso S. 25, Z. 25, die Bemerkung Verdelets: *Un rat de plus dans le fromage.*

S. 26, Z. 8. Ein *coupé* ist keine nach vorn offene, sondern eine stets geschlossene Halb-Chaise. Der Herausgeber hat infolge dieses Irrtums auch die Pointe der Bemerkung des Herzogs S. 66, Z. 14 unrichtig aufgefasst. Poirier sagt daselbst zum Marquis: *D'ailleurs je garde mon coupé bleu. Je vous le prêterai;* worauf der Herzog, den die ganze Szene köstlich amüsiert, die spöttische Bemerkung einwirft: *quand il fera beau.* Die Pointe liegt nicht, wie Herausgeber meint, darin, dass die blau angestrichene Halbkutsche bei Regenwetter unbrauchbar ist, sondern darin, dass ein *coupé* nur bei Regenwetter angenehm, bei schönem Wetter jedoch, eben weil das *coupé* sich nicht aufschlagen lässt, eher unangenehm ist. Die Angabe der Farbe bezieht sich ausserdem nicht auf den äusseren Anstrich, sondern auf die Polster des Wagens.

S. 27, Z. 10. *Des bontés familières qu'il ne doit pas avoir pour les autres domestiques.* „Die Pointe liegt in den *autres,* wodurch Poirier selber zu der *domesticité* gerechnet werden kann. *Qu'il ne doit pas avoir* = *qu'il ne lui faut pas avoir* (die er nicht zu haben braucht).“ Der erste Teil der Anmerkung ist richtig, der zweite nicht. *Qu'il ne doit pas avoir* heisst: Die er sicherlich nicht hat.

S. 31, Z. 10. Es ist nicht richtig, dass das Wort *écu* um eine spezielle Münze zu bezeichnen so gänzlich aus dem Verkehr geschwunden ist; neben: *une pièce de cinq francs* ist *un écu de cinq francs* noch gang und gäbe.

S. 33, Z. 12. In der Anm. zu *graisser la girouette avant de souffler dessus* heisst es: „. . . Wäre das Bild einheitlich, so müsste es heissen: *avant de l'exposer au vent.* Im zweiten Teile scheint nun aber das Bild ungeölter Blasinstrumente vorzuschweben . . .“ Letztere Bemerkung ist mir unverständlich. Poirier hofft, dass sein Schwiegersohn, einer *girouette* ähnlich, seinen legitimistischen Überzeugungen untreu werden und unter einem sanften Drucke zum Julikönigtum übergehen wird; deshalb „schmiert“ er diese *girouette (graisser* hat dieselbe Nebenbedeutung wie das deutsche Schmieren), bevor er den Versuch macht sie in die Stellung zu bringen welche er wünscht.

S. 36, Z. 17. Das beispielsweise angeführte: *C'est bel à vous* ist nicht französisch.

S. 37, Z. 1. „*Pair de France!* sagt Poirier leise zu Verdelet — aber was will er damit? Der Dichter ist hier etwas lakonisch gewesen, er scheint sagen zu wollen: Als Pair von Frankreich müsste es sich doch herrlich spazieren gehen lassen.“ Diese Erklärung scheint mir sehr gezwungen. Ich nehme an, Poirier und Verdelet haben inzwischen etwas abseits, vielleicht im Hintergrand gestanden (darauf zielt die Z. 10 folgende Bühnenweisung: *s'approchant tous deux)* und sich über das Lieblingsthema Poiriers unterhalten; von der ganzen Unterhaltung aber dringt nur das mit besonderem Nachdruck gesprochene *Pair de France!* zu den Ohren des Publikums.

S. 40, Z. 22. Es ist nicht richtig, den Satz: *Voilà trois mois donnés aux douceurs de la lune de miel* als dem lateinischen Ablativus absolutus völlig entsprechend hinzustellen, da in *Voilà* ein Verbum finitum steckt.

S 45, Z 24. Die angegebene Regel: „*Pour* mit dem Infinitiv *passé* bezeichnet also den Grund, mit dem Infinitiv *présent* den Zweck; eine Verwechslung ist darum unmöglich.“ ist in dieser Allgemeinheit gefasst nicht richtig. Vgl.: *il se dépêche pour avoir fini* einerseits, andererseits: *Ah! pour être dévot, je n'en suis pas moins homme* (Mol. *Tart.* III, 3).

S. 47, Z. 17. Die grammatikalische Bemerkung zu: *en les faisant attendre* ist unrichtig.

S. 51, Z. 6 hätte bei *comme qui dirait* bemerkt werden sollen, dass die Redensart eine familiäre ist.

S. 52, Z. 18. Mit *le moment d'angoisses* meint Antoinette die augenblickliche Herzensangst ihres Mannes, nicht ihres Vaters, wie Herausgeber annimmt.

S. 63, Z. 8. Zu *Ventre-saint-gris* hätte ferner bemerkt werden können, dass dieser Lieblingsfluch Heinrichs IV. nach 1815 von den Legitimisten in ostentativer Weise bevorzugt wurde.

S. 63, Z. 33. *Vous ne faites partie d'aucune catégorie.* Die Erklärung von *catégorie* durch „Korporation“ oder (S. 64, Z. 3) durch: „(vornehmen) Stand“ genügt nicht. Es hätte hier, ähnlich wie Plœtz es in seinem *Manuel* thut, auseinandergesetzt werden sollen, was unter diesen *catégories*, aus welchen allein der König die Pairs wählen konnte, zu verstehen ist. Ebenso wäre kurz vorher (Z. 25) die Stellung des *Conseil d'Etat* unter dem Julikönigtum näher zu erläutern gewesen.

S. 65, Z. 25 hätte bemerkt werden sollen, dass die Form *muséum* heutzutage wenig mehr gebräuchlich ist.

S. 69, Z. 14. Der wahre Sinn von: *on veut me mettre en pénitence* ist durch: „man will mir eine Busse auferlegen“ nicht getroffen. Besser wäre: „Man will mich abstrafen wie einen Schuljungen.“

S. 72, Z. 24. „*Il n'a pas dû me condamner si vite,* er hätte mich nicht etc. (vgl. das Lateinische).“ Wenn statt: *il n'a pas dû* stände: *il ne devait pas,* so wäre die Anmerkung richtig. So aber bedeutet die Stelle: Es ist nicht möglich, nicht denkbar, dass etc.

S. 77, Z. 20. In der Bemerkung Poiriers: *En voilà une, par exemple, qui n'intéressera personne* liegt keine Ironie.

S. 79, Z. 29. „*A moins, pourtant, qu'il ne rende ma fille si heureuse* . . . Wenn er jedoch meine Tochter nicht glücklich macht . . .“ Der Sinn der Stelle ist gänzlich missverstanden. Es sollte heissen: Es sei denn, dass er meine Tochter so glücklich macht . . . Poirier öffnet sich hierdurch eine Hinterthüre.

S. 82, Z. 28. „*Orgueilleux que j'étais!* Hochmutsnarr der ich war! — welche doppelte Erklärung lässt *que* zu? (vgl. *que j'etais orgueilleux!)* und welches ist die wahrscheinlichere? (vgl. *Je le suis*) Konjunktion oder

Akkusativ des Relativums?“ Es ist nur eine Erklärung zulässig: *que* kann gar nichts Anderes sein als das Relativum.

S. 84, Z. 9. In der Anmerkung zu: *la destinée d'une femme séparée de son mari* hätte der Unterschied zwischen der bis vor wenigen Jahren in Frankreich allein möglichen *séparation* (Trennung von Tisch und Bett) und der eigentlichen Ehescheidung *(divorce)* Erwähnung finden dürfen.

Druckfehler sind mir nur folgende aufgefallen: Im Text: S. 37, Z. 18 lies *ingénieux* statt *ingenieux*. — S. 45, Z. 7 lies *auxquels* statt *auxquells*. — S. 80, Z. 24 lies *Pontgrimaud* statt *Pontgrimand*. — S. 88, Z. 19 lies *Antoinette* statt *Atoinette*. — S. 92, Z. 36 lies *de vivacité* statt *tde vivaéci*. — S. 94, Z. 26 lies *nous* statt *nons*. — Im Kommentar: S. 19, Z. 5 lies *voilà* statt *voila*. — S. 24, letzte Zeile lies Rechtsgefühl statt Rechtsgefühl. — S. 26, Z. 3 von unten lies *les choses* statt *lcs choses*. — S. 29, Z. 23 lies *les yeux de la tête* statt *de ma tête*. — S. 34, Z. 6 lies nur statt nnr.

G. Soldan.

Molière. *Le Bourgeois Gentilhomme.* Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. C. Humbert. Leipzig, 1890. Seemann. 2. Aufl. (7. Band der *Martin Hartmann'schen Schulausgaben französischer Schriftsteller.)* XX u. 90, nebst 39 Seiten besonders geheftete Anmerkungen.

Von diesem Bändchen kann man dasselbe sagen, was über die Humbert'sche Ausgabe des *Avare* in XI² dieser *Zeitschrift,* S. 147—149, gesagt ist: sie entspricht keinem Bedürfnis und bringt nichts Neues. Sie beruht in allem Wesentlichen auf meiner im Jahre 1879 erschienenen Ausgabe des BG, auf der von Desfeuilles, die in der von Despois und Mesnard besorgten Gesamtausgabe Molière's 1883 herausgekommen ist, und vielleicht auch auf einer von Vapereau 1884 veranstalteten, die ich nicht kenne. Nicht benutzt ist leider die von Livet, die 1886 bei Dupont in Paris gedruckt ist, sehr viel interessantes Material enthält und jedem, der sich eingehender mit Molière beschäftigen will, auf das wärmste empfohlen werden kann.

An die Spitze stellt Humbert dieselbe Lebensbeschreibung, die dem *Avare* vorangeht, in demselben schwülstigen Stil, mit denselben unklaren Definitionen. Einige Irrtümmer sind zwar verbessert, aber das Ganze macht noch immer einen unerquicklichen Eindruck. Von Seite IX an folgt an Stelle der Betrachtung über Stücke der höheren Komödie eine andere über Molière's Possen, bis Seite XII wieder in den alten Text eingelenkt wird. Seite XIII geht der Herausgeber zu einigen unklaren Bemerkungen über die Ballets und die Comédies-Ballets, besonders den BG über. Dabei liest man z. B. folgende Stilblüte: „Die Eitelkeit ist ein weitverbreiteter Fehler; darum hat der Held (Jourdain) viele Genossen. Seine Eitelkeit ist der Stamm, an den sich die ihrige anschliesst, um mit ihr zusammen die menschliche Eitelkeit im allgemeinen zu verkörpern; zugleich werden sie — die meisten sind seine Lehrer — als Schlingpflanzen von ihm genährt, und eben darum führt man sie im friedlichen Bunde mit ihm vor. Seine Eitelkeit gibt der ihrigen Gelegenheit sich zu offenbaren, und mit ihrer Hilfe offenbart sie sich selber; während aber Jourdain, unabhängig und frei, sich über alles Gewerbe hinweghebt, identificieren sich jene ein jedes mit seinem eigenen; ihre Eitelkeit kann sich nur heben, indem sie ihr Amt hebt.“ Wer wird durch solche Wortverschlingungen klüger? Lernt man solche Unklarheit bei Molière? Oder

was sagt man zu folgendem Chiasmus von Subjekt und Prädikat: „Des Fechtmeisters Verachtung liess die Eitelkeit des Tänzers und des Philosophen sich zur vollen Blüte entfalten, und der Wind, der die Flamme Jourdain'scher Eitelkeit gen Himmel emporlodern lässt, ist der Widerspruch seiner Familie.“ Himmel, welche Bilder, welche überflüssige Parallele, und welche unnnötige Erschwerung des Verständnisses durch die Umstellung des Subjekts im zweiten Gliede! Es ist traurig, dass solcher Stil in einem Schulbuche zu finden ist; er sollte freilich nirgend vorkommen. Trotzdem nun die Bedeutung des Ballets für das Stück hervorgehoben wird, lässt der Herausgeber doch das Ballet des Nations am Schlusse fort, das doch so charakteristisch für die ganze Gattung ist.

Zum Beweise, dass Berichterstatter sie gelesen, gestatte man einige Bemerkungen zu den Noten: S. 1. *Cléonte* ist nicht aus dem Griechischen ohne Weiteres abzuleiten, da *Κλέων* im Genitiv *Κλέωνος* hat; *Cléonte* ist vielmehr in falscher Analogie nach *Cléanthe* u. a. gebildet. — S. 2. *Covielle* ist Kürzung von *Jacovielle*, wie in der 2. Auflage der Molière-Studien zu lesen. — S. 29. *Altesse* ist nicht gleich Königl. Hoheit. Man unterschied *Altesse royale* und *Altesse sérénissime;* das erste Prädikat kam den Prinzen des regierenden Hauses zu, das zweite den Prinzen der Seitenlinien. So heisst Condé immer nur *Altesse sérénissime.* — S. 19. Was soll die Anmerkung zu S. 32 Z. 30? Das könnte man freilich bei vielen der Anmerkungen fragen. — S. 19. Zu *affilé, caquet affilé,* verweist der Herausgeber auf *fil* Faden. Weiss er denn nicht, dass *fil* die Schneide heisst? Freilich entwickelt sich diese Bedeutung aus der Bedeutung Faden, aber darauf kommt es doch hier nicht an. — Doch genug: es ist lästig, Kleinigkeiten herzuzuzählen, von denen jede einzelne nicht viel bedeutet, die aber doch keinen guten Eindruck machen. Es sei mir lieber gestattet, hier einiges Wenige zur Verbesserung meiner Ausgabe anzufügen. Zu Anmerkung 36 derselben notierte ich eine Stelle aus Viret's *Dialogues du Monde à l'Empire,* Genf, 1560, wo es schon damals heisst: *Car il n'y a si petit marchaud qui ne veuille contrefaire le gentilhomme. Il n'y a presque si méchant coquin qui ne veuille porter le bonnet de velours et avoir tapis et vaisselle d'or et d'argent en sa maison.* — Zu S. 38 vergl. Fournel II, 160 Note 1 und 2. — Zu Anm. 77 vergl. Fournel II, 136 Note 1. — Den letzten Satz von Anm. 81 bitte ich zu streichen. — Den Spruch *Nam, sine doctrina, vita est quasi mortis imago* in Akt II, Sz. 6 lässt schon Larivey in *La Fidelle* II, 14 durch den Pedanten Josse zitieren. — *Collet* in Anm. 115 ist ohne Zweifel nicht der Rockkragen, sondern der leinene Überkragen, der bei Stutzern übermässig gross ist. Dieser heisst *collet* auch EdM 30. — *Ce latin-là* in derselben Szene ist ohne Zweifel d a s L a t e i n d a, nicht der L a t e i n e r. — Zu Anm. 164 vgl. Anm. 433. Zu dieser aber kann man erklärend eine Stelle aus der *Farce à cinq personnages, c'est à sçavoir le Pelerinage de Mariage* (bei Picot, *La Sottie en France, Romania* VII, 313) anführen, wo Le vieil Pelerin sagt:

> *Olivier, baille luy* (dem jungen Pilger) *ses botes;*
> *Y tura Karesme Prenant!*

d. h. er hat viel Mut. — Zu Anm. 187 vgl. Darmesteter et Hatzfeld, *Le seizième siècle,* I, 280 § 255. Andere Beispiele bei Génin, *Récréat.* II. 105 ff. Er erklärt *ce a mon,* sc. *avis!* Zu interpungieren sei *ce a, mon.* So sagt das Théâtre du moyen âge 264: *Ce devons, mon.* Vergl. auch Livet in seiner Ausgabe. — Zu Anm. 209. Dass *louisd'or* damals so viel wie *pistole* war, geht aus den ersten Worten von Akt III, Sz. 6

hervor. Dorante forderte 200 *pistoles* und Jordain bringt ihm 200 *louisd'or.* — Zu Anm. 337 vgl. Mille et une nuits par Galland, *Le Dormeur éveillé*, 1730, Bd. IX, 19: *un bon chapon, cantonné de quatre gros poulets.* — Zu Akt IV, Sz. 11. Wenn man die Zwischenrufe u. dgl. weglässt, entsteht folgende Reihe gereimter Sektennamen: *Anabatista, Zuinglista, Coffita-Hussita, Morista-Fronista, Pagana-Luterana-Puritana, Bramina-Moffina-Zurina. Pagana* war einer der burlesken Namen, die sich Scaramouche gab, und die Reimung der Namen erinnert an eine ähnliche Aufzählung in den Doktorthesen des Scaramouche: *Tabuna-Tabella-Casella, Pagana-Zurfana, Minoffa-Catoffa, e dece-Minece* u. s. w. Vgl. Moland, *Mol. et la comédie italienne,* 180 f.

FRITSCHE.

Racine. *Athalie. Mit einer Einleitung und Anmerkungen.* Herausgegeben von K. A. Martin Hartmann. *(Mart. Hartmann's Schulausgaben* Nr. 9.) Leipzig, 1891. E. A. Seemann. XX, 86, 61 S. 8⁰.

Dass *Martin Hartmann's Schulausgaben*, von denen nun schon Nr. 11 vorliegt, neben den 5, 6 anderen Sammlungen von Schulautoren durch die starke Betonung der philologisch-historischen Seite in den gesondert beigegebenen Anmerkungen dem Lehrer überaus willkommen sind und von ihm sehr gewürdigt werden, ist in dieser *Zeitschrift* (X, 2; XI, 2; XI, 8; XII, S. 180 ff.) bereits mehrfach hervorgehoben worden; andererseits aber auch, dass eben diese Eigenart der Anmerkungen die Ausgaben für den Schüler weniger geeignet erscheinen lässt. Diesem Urteile müssen wir auch bezüglich der Ausgabe von Racine's *Athalie* beistimmen.

Nach einer schönen Abhandlung voll Klarheit und Wärme über *Racine's Leben und Werke* folgt die Ausgabe des Stückes in klein 8⁰ auf recht gutem Papier, ohne Druckfehler, soweit wir beurteilen können, und sodann als Anhang in französischer Sprache das Kapitel der Bibel, aus welchem das Stück hervorgewachsen ist. Die Anmerkungen sind als besonderes Heft gedruckt. So sehr wir auch die äussere Einrichtung der Ausgabe, sodann vor allem die grosse Belesenheit und Gelehrsamkeit des Herausgebers rühmend hervorheben müssen, so wenig können wir uns mit dem Standpunkte, von welchem aus die Anmerkungen beigefügt sind, einverstanden erklären. Uns will es scheinen, als ob der Schüler, auch der Primaner, nicht ein philologisches Erkennen des Stückes, sondern an erster Stelle ein völliges Wort- und Sachverständnis desselben erstreben müsste. Nach dieser Richtung hin wäre ein Mehr in den Anmerkungen sehr am Platze gewesen, wie beispielsweise: V. 28 *tiare* war sachlich zu erklären; V. 164, die Stellung der Vertrauten im pseudo-klassischen Drama ist nur gestreift, nicht des weiteren klargestellt; V. 404, *redoutable,* Bedeutung, 605 *devancé,* hier Übersetzung am Platze; V. 738, hier des besseren Verständnisses halber Hinweis auf V. 619 erwünscht, u. s. w. Raum dafür wäre reichlich vorhanden gewesen, wenn die überaus zahlreichen Bemerkungen über Racine's Stil auf ein geringeres Mass beschränkt worden wären. Wo die Feile des Dichters thätig gewesen ist, welche Varianten zu einem Verse etwa existieren, aus welcher Quelle Racine diesen oder jenen Ausdruck geschöpft hat, das alles hat viel mehr Interesse für den Philologen als den Schüler. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass besonders Bemerkungen der letzten Art die Grösse des Dichters in

den Augen des Schülers verkleinern und ihm die Freude an der Dichtung verderben; wie zum Beispiel bei V. 447, ob der Dichter zu einem ähnlichen Verse im *Britannicus* durch eine Stelle aus *Tacitus* oder aus *Bossuet* angeregt worden ist, ob ihm bei V. 778 eine Stelle aus *Catull* oder *Malherbe* vorgeschwebt hat und Ähnliches. Warum sollte der Dichter nicht aus der Fülle des eigenen Herzens schöpfen, zumal er ein Dichter ersten Ranges ist? Auch ist in der Anziehung von Bibelstellen unseres Erachtens des Guten zu viel geschehen. Uns will es scheinen, als ob der Schüler bei vielen Versen der Dichtung einer Bibelstelle als Anmerkung gar nicht bedürfte. Zu V. 227: *Dieu, qui de l'orphelin protège l'innocence* sind folgende Bibelstellen angemerkt: Psalm 10,14: *C'est à toi que se remettent les désolés; tu as aidé l'orphelin.* Psalm 146,9: *L'Eternel soutient l'orphelin et la veuve, et il renverse le train des méchants.* Hosea 14,3: *L'orphelin trouve la compassion devant toi.* Wozu das? Ist dem Schüler denn der Gedanke unbekannt, dass Gott den Waisen ein Vater und Beschützer ist? — Ähnliches findet sich fast auf jeder Seite der Anmerkungen; wollte man alle zur Erklärung der Dichtung angezogenen Bibelstellen, welche für den Gelehrten ein Interesse haben, für den Schüler aber überflüssig sind, da sie ihm das Drama weder sachlich, noch sprachlich, noch ästhetisch näher bringen, auslassen, so würde ein starkes Drittel des beigegebenen Erklärungsheftes schwinden.

Auch die Anmerkungen, welche die Ansichten anderer Erklärer des Dichters bringen und nötigenfalls berichtigen, sind in einer Schulausgabe nicht am Platze. Es geht den Schüler wahrlich nichts an, was *Aimé-Martin, die Académie, Larochefoucauld, Wogne, Geoffroy, Tivier, Deschanel, Mesnard, Granier de Cassagnac, Tüchert, Voltaire. La Motte, Fontenelle* zu diesem oder jenem Verse gedacht haben, es sei denn, dass ihre Bemerkung in hervorragendem Masse zum Verständnisse des Dichters beitrage. Hat es beispielsweise für den Schüler einen Zweck, zu dem Verse 527 *Dans le temple des Juifs un instinct m'a poussée* in einer Anmerkung von 17 Zeilen die Ansicht Tüchert's kennen zu lernen, dass hier sich eine dem Dichter selbst vielleicht unbewusste Erinnerung an den berühmten griechischen Roman des Heliodor, die Aethiopica, finde? Derartige Bemerkungen sind demjenigen, der bereits wissenschaftlich arbeiten kann oder es lernen will, willkommen, sie sind ein Beweis für die ausserordentliche Belesenheit des Herausgebers, aber sie taugen nicht für ein Schulbuch. Sympathischer dagegen stehen wir jenen Bemerkungen gegenüber, in welchen der Einfluss der *Athalie* auf spätere Dichter nachgewiesen wird. Zwar gehören solche Darlegungen, streng genommen, nicht zu einer Erklärung des Stückes, aber sie sind immerhin wertvoll, die Stellung und Bedeutung des Stückes innerhalb der Litteratur zu kennzeichnen.

Gänzlich vermisst haben wir Bemerkungen über die Rythmik und den Reim der französischen Verse, und doch bot sich an einzelnen Stellen, wie bei V. 129, 553, 1063, die Gelegenheit dazu von selbst dar. Wünschenswert wäre es sogar gewesen, der Ausgabe eine recht kurze Darstellung (30, 40 Zeilen) der französischen Verslehre beizufügen.

H. P. Junker.

Perles de la poésie contemporaine. Quatrième édition revue et augmentée. — Sneek, H. Pittersen, P. Hobbing. Leipzig. o. J. — 699 S. kl. 8. Preis 5 M. geh.

Der ungenannte Herausgeber dieser sehr reichhaltigen und mit gutem Geschmack zusammengestellten Auswahl aus der zeitgenössischen Lyrik Frankreichs teilt die Lyriker des 19. Jahrhunderts in drei Generationen ein, deren mittlere die meisten Beiträge geliefert hat. Zur ersten Generation zählt er die Schule Hugo's und Lamartine's nebst Béranger, Barbier u. a. Die zweite Generation hebt mit Leconte de Lisle, Banville, Baudelaire, Manuel u. a. an und geht bis Sully-Prudhomme, Armand Silvestre, José-Marie de Hérédia u. a. Bei den jüngsten schreitet Coppée an der Spitze, dann kommen Richepin, Delpit, Aicard, Déroulède, Rollinat, Jean Rameau u. a. Auch Schriftsteller, deren Hauptwirkungskreis ausserhalb der Lyrik liegt, werden in schönen Probegedichten vorgeführt, z. B. der berüchtigte, von Augier so meisterhaft porträtierte *Univers*redakteur Louis Veuillot, der feinsinnige Dramatiker Pailleron, Daudet, Bourget. Lemaître. Kurz, die Anthologie des Ungenannten giebt ein ziemlich vollständiges und sehr buntfarbiges Bild der Lyrik in unserem Jahrhundert, wie es nur aus liebevollem und unverdrossenem Studium der langen Bändereihen der Romantiker und der „Modernen" hervorgebracht werden kann.

Ein genauer und feiner Litteraturkenner braucht nicht zugleich auch ein gewandter Stilist zu sein. Von dieser Erlaubnis macht der Hrsgb. des *Perles de la poésie contemporaine* in einzelnen der den Gedichten des einzelnen Autors vorausgeschickten kurzen Lebensskizzen so ausgiebigen Gebrauch, dass mitunter auch die französische Grammatik — ganz abgesehen von den Hekatomben geopferter Tirets und Accents — schmerzerfüllt ihr Antlitz verhüllen würde. In der Notiz über Lamartine, der fälschlich als am 21. Oktober 1791 geboren aufgeführt wird, steht z. B. zweimal die Verbindung *suivi par le poème, suivi par les Secondes Méditations.* Von Victor Hugo, der in Bésançon (S. 29) zur Welt kommt, heisst es: *En 1809 sa mère vint s'installer au couvent des Feuillantines* (in dieser Form sachlich unrichtig!); *V. Il y resta jusqu'en 1811 quand il alla rejoindre son père.* Ferner S. 30: *il ne prit toute fois de rôle politique* etc.

Die Lebensskizzen werden gegen Ende des Buches immer dünner, verschwinden gänzlich, oder geben mitunter in lakonischer Kürze bloss eine Aufzählung anderer Werke des Dichters. Es wäre zu erwarten, dass mindestens das Geburtsjahr der jüngeren Dichter angegeben würde. Aus den mit Druckfehlern reich versehenen Bemerkungen zu Richepin ist zu schliessen, dass die neue Auflage nicht durchgehends auf das laufende gebracht wurde; denn es heisst dort: *Au théâtre il donna La Glu, Nana-Sahib, Monsieur Scapin et dernièrement avec un très grand succès „Le Flibustier"*. Ebenso kennt der Hgb. von *Lemaître's Etudes et Portraits littéraires* erst zwei, statt vier Bände, deren Haupttitel übrigens *Les Contemporains* lautet, Die wenigen Fussnoten in holländischer Sprache könnten ohne Schaden fehlen.

JOSEPH SARRAZIN.

Thiers, *Campagne d'Italie en 1800.* Für den Schulgebrauch erklärt von Aug. Althaus. Mit einer Karte und zwei Plänen. Leipzig, 1887. Renger. XI und 111 S. gr. 8⁰. Preis: geb. Mk. 1.40.

Thiers' Darstellung des italienischen Feldzugs von 1800 ist mit Recht beinahe so beliebt, wie die der Ägyptischen Unternehmung, weil sie — abgesehen vom spannenden Inhalt — durch Klarheit und Lebendigkeit in hervorragendem Grade sich auszeichnet und für die Sekunda einen sehr geeigneten Lesestoff abgiebt. Die Ausgabe von Althaus wird daher willkommen geheissen werden, zumal sie den Stoff geschickt einteilt nnd mit den notwendigsten sachlichen Noten begleitet. In letzterer Beziehung hätte hie und da etwas weiter gegangen werden können. Vor allem vermisst man die Aussprachebezeichnung abweichender italienischer Namen wie *Naviglio, Bocchetta,* desgleichen eine Erklärung zu *Auxonne* (34, 11), eine Erläuterung zu *Les arts l'ont dépeint franchissant les neiges des Alpes sur un cheval fougueux* (43, 2), wo auch des wahrheitstreuen Gemäldes von Delaroche Erwähnung geschehen konnte. Die *République cisalpine* (55, 2) kann nicht ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt werden, ebensowenig die Ereignisse in Deutschland, auf welche S. 55, 30 ff. angespielt wird. S. 166 und 108 steht unrichtig *Esslingen* statt *Essling.* Ein vortreffliches Hilfsmittel ist die nach der italienischen Generalstabskarte gezeichnete Karte mit den Plänen von Marengo und Genua. Unbedeutende Druckversehen findet man auf Seite 27, 21 und 58, 23 (Komma), was ebenfalls von der Sorgfalt bei Anfertigung dieser ausgezeichneten Schulausgabe zeugt. Ref. hat dieselbe im eigenen Unterricht erprobt.

Joseph Sarrazin.

---

1) **Erckmann-Chatrian,** *Histoire d'un Conscrit de 1813.* Zum Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Gustav Strien. Leipzig, 1889. Renger. VIII und 117 S. *(Franz. und engl. Schulbibliothek,* Band 43). Preis Mk. 1.40 gebunden.

2) **Erckmann-Chatrian,** *Waterloo.* Zum Schulgebrauch bearbeitet und erklärt von Joseph Aymeric. Leipzig, 1890. Renger. VIII und 110 S. *(Franz. und engl. Schulbibliothek,* Band 51). Preis Mk. 1,40 gebunden.

In Frick's *Lehrproben* (Band 22, Januar 1890, S. 116) hat F. Perle gelegentlich der Besprechung von Kühn's Entwurf eines Kanons französischer Schulschriftsteller die Wahl von Erckmann-Chatrian's *„Histoire d'un conscrit"* getadelt, weil der Held ein kläglicher Schwächling sei. Referent kann dieser Ansicht keineswegs beistimmen, da es bei der Wahl eines Lesestoffs nicht auf die Grösse des Helden allein ankommt, — sofern überhaupt ein „Held" im Mittelpunkt der Erzählung steht — sondern in höherem Masse auf den allgemeinbildenden Inhalt und auf den Reiz der Darstellung. Dass Erckmann und Chatrian lebenerfüllte, gemütvolle und anziehende Bilder der von ihnen geschilderten Zeit hervorgebracht haben, dass diese sturmbewegte Zeit das Interesse der heranwachsenden Jugend in hohem Grade fesselt, wird jeder zugeben, der unbefangenen Geistes diese volkstümlichen Romane gelesen, oder sogar — wie Referent — dem eigenen Unterricht zugrunde gelegt hat. Ausserdem enthalten die Erckmann-Chatrian'schen Erzählungen eine Fülle von Redensarten aus der täglichen Umgangssprache, auf deren Aneignung die Schüler bedacht sein müssen. Diesen grossen Vorteilen gegenüber fällt der

Umstand weniger ins Gewicht, dass an ganz wenigen Stellen das Französische des elsässischen Schriftstellerpaares kein ganz mustergiltiges ist.

1) Eine Erckmann-Chatrian-Ausgabe zum Schulgebrauch muss vor allem sämtliche Stellen ausmerzen, die handgreifliche historische Unrichtigkeiten, oder das deutsche Vaterlandsgefühl verletzende Betrachtungen enthalten. So wird dem etwas umfangreichen Buche die für Schullektüre erwünschte Kürze gegeben. Der Bearbeiter dieser neuen Ausgabe des „*Conscrit de 1813*“, G. Strien, hat sich dieser Arbeit mit grossem Geschick unterzogen und ausserdem den gekürzten Stoff in 20 Kapitel von je 20—22 Seiten eingeteilt, um den Überblick zu erleichtern.

Die sprachlichen Noten sind den Grundsätzen der Renger'schen „Schulbibliothek“ entsprechend wenig zahlreich, vielleicht etwas zu wenig. Redensarten wie *s'endormir à la grâce de Dieu* (14, 33), oder das schwer wiederzugebende *les joues pendantes* (26, 28), oder *dans le temps* (54, 20), oder *le manque d'exercice* (47, 40) hätten am Fusse der Seite angegeben werden können. Ebenso hätte bei der Anmerkung über den ungewöhnlichen Gebrauch von *de* beim Infinitiv als grammatisches Subjekt auf die anderen Fälle S. 7, 1, 58, 39 und 34, 22 hingewiesen werden können. Die sachlichen Anmerkungen, die in gedrungener Knappheit (z. B. zu 5, 29) jede erforderliche Auskunft geben, hätten ebenfalls an vereinzelten Stellen vermehrt werden können, z. B. S. 20 *sénatus-consulte, le premier ban de 1812,* oder S. 32 *le 6ᵉ léger.* Vielleicht hätte der Verfasser die Anmerkung über die Einteilung Frankreichs in *arrondissements, cantons* etc. schon S. 24 bringen können, weil dort zum ersten Male von einem *sous-préfet* die Rede ist; es hätte dann S. 33 ein Hinweis auf die frühere Anmerkung genügt.

Die Geringfügigkeit dieser Nachträge und Verbesserungsvorschläge mag als bestes Zeugnis für die Tüchtigkeit der Strien'schen Bearbeitung gelten.

Auch auf die Ausstattung ist die grösste Sorgfalt gelegt worden. Die Renger'sche „Schulbibliothek“ ist bekanntlich, was Papier, Druck und Einband betrifft, von sehr merklichem Einfluss auf die Fortschritte gewesen, welche die älteren Sammlungen nach Erscheinen der „Schulbibliothek“ gemacht haben. Nur ganz wenige Druckfehler sind zu berichtigen S. 2, 7; 21, 13; 39, 36; ein Komma fehlt 60, 38, das Gegenteil ist 62, 31 der Fall. Auf der Karte ist der Ort Schweinheim (47, 18) nachzutragen.

2) Wenn die Geschichte des Pfalzburger *Conscrit* im Feldzug von 1813 bereits in mehreren Schulausgaben vorlag, so war die Fortsetzung derselben, die Schilderung seiner Schicksale im Verzweiflungskampf von 1815, vor dem Erscheinen der uns gleichfalls vorliegenden Ausgabe von Aymeric der Schullektüre noch nicht zugänglich. Das Erscheinen derselben ist mit Freude zu begrüssen, da in *Waterloo* die elsässischen Erzähler die Greuel des Krieges mit noch grösserer dramatischer Kraft zum Bewusstsein der Leser zu bringen verstehen, ohne die anmutende Schlichtheit und Biederkeit des Tones zu verlassen. Schon der wirkungsvolle Eingang muss des jugendlichen Lesers Interesse sofort gewinnen: „*Je n'ai jamais rien vu d'aussi joyeux que le retour de Louis XVIII en 1814. C'était au printemps, quand les haies, les jardins et les vergers refleurissent. On avait eu tant de misères depuis des années, on avait craint tant de fois d'être pris par la conscription et de ne plus revenir .... qu'on ne pensait plus qu'à vivre*

en paix, à jouir du repos, à tâcher d'acquérir un peu d'aisance et d'élever honnêtement sa famille“. Dazu passt die Stimmung der Hauptperson: Joseph Bertha hat die ministerielle Heiratserlaubnis bekommen, ohne welche er als Dispositionsurlauber seine Catherine nicht heimführen dürfte. Er erfreut sich schon des glücklichsten Ehelebens, als die Rückkehr des gefesselten Prometheus aus Elba der beschaulichen Ruhe ein Ende macht. Joseph muss sehr wider seinen Willen von neuem ein Krieger werden und dem Untergang des auf Blut und Leichen aufgerichteten Kaiserthrones als thätiger Zuschauer beiwohnen.

Bei der Bearbeitung dieses Romans zum Schulgebrauch waren ebenso erhebliche Kürzungen nötig und möglich als beim *Conscrit de 1813*, denn Erckmann-Chatrian's Schilderung der Kriegsereignisse unterscheidet sich sehr stark von der Objektivität und Zuverlässigkeit eines Generalstabswerks. Aymeric hat die erforderlichen Streichungen vorgenommen, ohne dem Texte Eintrag zu thun. Seine sprachlichen Noten berücksichtigen vor allem die von Herausgebern anderer Werke stiefmütterlich behandelten alltäglichen Konversationswendungen, deren richtige Verdeutschung keineswegs nahe liegt, z. B. *comment voulez-vous que* ... „wie wäre es möglich, dass . . .“. Dass *ne-pas non plus* S. 63 angegeben ist, muss Referent bei der Beschaffenheit der gangbarsten Schulgrammatiken billigen. Auch den geschichtlichen und geographischen Noten des Anhangs kann Beifall gezollt werden; bei Lobau vermisst man aber die Erklärung, woher dieser General seinen Beinamen hat. Auf der Karte sind die Namen in ihrer französischen Form gegeben, weil sie im Texte so vorkommen; unrichtig ist *Zaverne* statt *Saverne*. Die Wendung „Weg *wo* die Preussen kommen“ ist undeutsch. Die Einleitung bedarf an manchen Stellen der Überarbeitung durch einen Deutschen; dass ein ganzer Abschnitt derselben aus des Referenten Neubearbeitung der Kreyssig'schen Litteraturgeschichte entnommen ist, hätte wenigstens in einer Anmerkung erwähnt werden sollen.

Die Ausstattung ist ebenso gediegen, wie diejenige des anderen Bändchens Erckmann-Chatrian's, aber der Druck weniger sorgfältig durchgesehen. So steht regelmässig, ausser einem guten Dutzend anderer Errata, das *Tiret* hinter *très* und anderes mehr.

JOSEPH SARRAZIN.

Neun Erzählungen aus „Lettres de mon Moulin“ und „Contes choisis“ par Daudet (Pros. français, 74. Lieferung), in Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von J. Wychgram. Bielefeld und Leipzig, 1890. Velhagen & Klasing. VIII u. 114 S. kl. 8⁰. Preis: 60 Pf.

Die Velhagen-Klasing'sche Sammlung, die durch die grosse Billigkeit ihrer gelb-roten Bändchen sich rasch eine weite Verbreitung verschaffte, hat in den Lieferungen der letzten 4—5 Jahre sehr grosse Fortschritte gemacht, angestachelt durch andere, allen wissenschaftlichen und pädagogischen Anforderungen genügende Sammlungen, vor Allem durch die vorzügliche *Französische und Englische Schulbliothek,* die Dickmannn bei Renger in Leipzig herausgibt. Während ältere Bändchen von der Kritik geradezu als Eselsbrücken bezeichnet worden sind, gibt sich seit dem angegebenen Zeitpunkt das Bestreben kund, dem Schüler mehr geistige Arbeit zuzumuten und auch kräftigere geistige Kost zu bieten.

Ein Vergleich dieses Daudetbändchens von Wychgram mit den älteren Souvestre-, Mignet-, oder Thiers-Ausgaben in den *Prosateurs* wird den grossen Abstand klar zeigen.

Obschon bereits vier Ausgaben Daudet's zum Schulgebrauch vorliegen (zwei von Lundehn, je eine von Gropp und Hönncher), so liess sich die Aufnahme eines für vorgerücktere Schüler so hervorragend geeigneten Schriftstellers unter die *Prosateurs* nicht umgehen, selbst wenn von den neun anmutenden Erzählungen die meisten in den anderen Ausgaben bereits Aufnahme gefunden hatten. Es ist eben schwer, aus Daudet's Werken noch etwas Neues für deutsche Schüler zu bearbeiten. So wie sie vorliegt, kann Referent der Auswahl Wychgrams nur zustimmen, während er mit der Art der Bearbeitung nicht durchweg einverstanden ist.

Die Einleitung gibt ein anschauliches und abgeschlossenes Bild von Daudet's Laufbahn und dichterischer Stellung, an dem das einzige auszusetzen wäre, dass W. den phantastischen Ortsnamen *Pampérigouste* ernst nimmt. Die Anmerkungen berücksichtigen in ausreichendem Masse die sachliche Erklärung, die gerade bei Daudet ungewöhnliche Schwierigkeiten bietet, und wofür dem Herausgeber französische Gewährsmänner zu Gebote standen. Aber selbst zugegeben, dass mit Hinblick auf rasches Fortschreiten der Lektüre viele Vokabeln und Phrasen in den Noten zu bieten sind[1]), so scheint uns W. hie und da des Guten gar zu viel zu thun. Denn Schüler, denen alltäglich vorkommende Redensarten, wie z. B. *on eût dit* oder *on dirait* (S. 102, bezw. S. 33) erklärt werden müssen, sind des Genusses Daudet'scher Dichtungen nicht würdig. Ebenso überflüssig sind Bemerkungen zu *toujours est-il,* zu *avoir beau faire qc,* zu *un rocher* S. 108 (wer wird da an einen ganzen Felsblock denken?!). An anderen Stellen wird, was bei den unter Benecke's Schutz erscheinenden Ausgaben schon mehrfach vergeblich bemängelt worden ist, aus geschäftlichen Rücksichten auf Benecke's französische Grammatik verwiesen. Dagegen vermisst man Hinweise auf Redewendungen, über welche keine Schulgrammatik, auch die Benecke'sche nicht, Auskunft gibt: *c'est à peine si* = kaum (S. 66), oder *tout au plus si* = höchstens (S. 68). Diese beiden *si* fallen nicht jedem Schüler und nicht einmal jedem Lehrer auf, obwohl sie der alltäglichen Umgangssprache angehören, Die Erklärung zu *qu'on lui faisait attendre* (S. 69) ist wissenschaftlich und pädagogisch unzureichend etc. etc.

Ausserdem hat sich Referent beim flüchtigen Durchlesen zweier Stücke der Sammlung einzelnes notiert. Bei *box* (S. 67) wäre zuzufügen gewesen, dass dieses Wort aus dem Englischen in die internationale Sportsprache übergegangen ist, wie *turf, start* u. a. S. 68 ist *accroupi* nicht sonderlich geschmackvoll mit „niedergehockt“ wiedergegeben, anstatt „kauernd“. Wenn S. 69 die Vokabel *bouilloire* angegeben ist, so hätte viel eher das Attribut *microscopique* = winzig klein beigefügt werden können; *bouillotte* (S. 70) ist das sog. „Zwicken“ mit drei Karten. S. 101 ist zu *mirage* richtig bemerkt, dass Daudet die Phantasie seiner Landsleute vom Süden mit der Luft (bezw. der Glutsonne) ihres Landes in Verbindung bringt. Wenn aber auf den Roman

---

[1]) S. 66 giebt ausser mehreren Fremdwörtern auch Wörter an wie *les blés, orge, herse, charrue, délabré,* S. 67 *grelottant, mangeoire châtelain, palefrenier, peint à la chaux.* Wozu ist dann das Spezialwörterbuch da?

Tartarin de Tarascon hingewiesen wird, so ist dies unvollständig, da Daudet diesen seinen Lieblingsgedanken nicht bloss in sämtlichen Tartarinaden, sondern in eingestreuten Bemerkungen an vielen Orten immer wieder bringt. (cf. Einleitung). S. 108 ist *raideur engoncée* — wofür übrigens ein guter deutscher Ausdruck zu geben gewesen wäre — nicht bloss auf die Frauentrachten, sondern allerdings auch auf die Militärtrachten der *maréchaux* zu beziehen, wie jedem einleuchtet, der eine Uniform aus Napoleonischer Zeit gesehen hat. — S. 114 sind *les petits tambours d'Iéna* zum ersten Male richtig erklärt: es sind hier nicht, wie Gropp *a. a. O.* will, die kleinen preussischen Trommler gemeint, sondern die Trommeln selbst, die bekanntlich kaum halb so hoch sind, wie die der Franzosen. Dagegen sind die Bemerkungen zur *Légion d'honnneur* (69—70) nicht ganz richtig. Das *grand cordon de commandeur* wird nicht wie eine Schärpe über Schulter und Brust getragen (nur beim *grand officier* ist dies der Fall), sondern um den Hals, soviel Referent sich erinnert; um seinen malerisch zu drapierenden „Haïk" könnte kein Eingeborener ein Band wie W. eines meint tragen, auch nicht wohl *se moucher dedans en toute innocence*. — Dass *masque* „gewöhnlich" von der schwarzsamtenen Damenschutzlarve gebraucht wird (S. 73), ist ganz unrichtig, der Ausdruck gilt allgemein für jede Gesichtslarve, von jedem Stoff und jeder Farbe. — Bei der Freigebigkeit, mit welcher sonst Ausdrücke suppeditiert werden[1]), hätte die wohl allen Schülern neue Phrase *l'air bon enfant* (74) auch verdeutscht werden können.

Es liessen sich diese Zusätze gewiss bei aufmerksamerem Durchgehen aller Stücke der Sammlung vermehren[2]). Um ein Gesamturteil zu fällen, möchte Referent die vorliegende Daudetausgabe Wychgram's als eine aus liebevollem Verständnis des Schriftstellers hervorgegangene, aber an einzelnen Stellen einer Überarbeitung bedürftige, anerkennenswerte Arbeit bezeichnen.

Joseph Sarrazin.

Le Joueur. *Comédie par Jean-François Regnard.* Für den Schulgebrauch erklärt von Otto Bœrner. Leipzig, Renger'sche Buchh. (Gebhard & Wilisch.) 1891. XX. 100 S. 1 M.

Seit einer Reihe von Jahren ist die Renger'sche Verlagshandlung bemüht, die Meisterwerke der französischen und englischen Litteratur der Schuljugend der höheren Gymnasialklassen vorzuführen. Die leitenden Grundsätze für die veröffentlichten Ausgaben: Bevorzugung des Sachlichen vor dem rein Grammatischen, Beschränkung der Erklärungen auf das für den Schüler Notwendige, Vermeidung alles dessen,

---

[1]) Auf den umliegenden Seiten sind angegeben: *du côté de la mer, bout, piquet, croissant de lune, s'acharner à, cramponné, à l'affût, coffres à bois, à force de majesté, décavé, berner, engrenage, pour sûr, ricaner, longer les murs, éclair, flamber, bronzé, cil, à tout jamais.*

[2]) Z. B. *passé* (= verschossen) wird S. 86 erklärt, kommt aber bereits S. 80 vor, wogegen *loque* zweimal kurz hintereinander erklärt ist, S. 82 und 86. *La capote* ist ungenügend mit „Soldatenrock" übersetzt (S. 82); es ist der Überrock, der Mantel, der Sommers ohne *veste* oder ohne *tunique* (= Waffenrock) im Felde getragen wird, Winters über der tunique. So war es wenigstens noch 1870—71.

was der Bequemlichkeit und Trägheit dient, wie Übersetzungen unter dem Texte, Speziallexia u. dergl., zweckmässige Auswahl und Kürzung der Originale haben in wissenschaftlichen Zeitschriften vielfache Anerkennung gefunden. Ein anerkennenswertes Bestreben des Chefredakteurs der Sammlung, Direktor Dr. Dickmann, ist es auch, alle diejenigen zur Mitarbeit heranzuziehen, welche durch ihre wissenschaftliche Bedeutung und litterarische Stellung wenigstens dafür Gewähr bieten, dass sie nichts von der Wissenschaft längst Beseitigtes als gewisse Thatsache ausgeben und dass sie mit den Resultaten der Forschung genügend vertraut sind. Natürlich ist nicht jeder zum Herausgeber von Schul-Autoren geeignet, der wissenschaftliche Werke schreiben kann, aber auch junge, noch unbedeutende oder ältere, nie bedeutend gewordene Männer, wie man sie mit Vorliebe für eine weitverbreitete, billige Massenedition von französisch-englischen Schriftstellern anzuwerben sucht, bieten an sich keine grössere Bürgschaft des feinfühligen Verständnisses für das rein Schulmässige. Solche Mitarbeiter können dann brauchbare, gefügige Werkzeuge in den Händen des Meisters werden, gewöhnlich aber merkt man schon an ihren Einleitungen, den besten Prüfsteinen der Sachkenntnis, wie wenig sie mit dem Stande der Forschung vertraut sind.

Von den Ausgaben der hier erwähnten *Französischen und Englischen Schulbibliothek* liegen bis jetzt 58 Prosawerke und 18 poetische vor, darunter sind die namhaftesten Schriftsteller der europäischen Weststaaten, in Sonderheit die der älteren Zeit, aber auch etliche noch der Gegenwart angehörige vertreten. Soeben erschienen ist eine Ausgabe von Regnard's *Joueur*, einem Stücke, das selten zum Gegenstand der Schuledition gemacht wird, weil man bei der Lektüre französischer Sachen gern an dem ziemlich vergessenen Dichter vorüberschlüpft. Nichtsdestoweniger verdient die witzig-unterhaltende, für die Kenntnis des gesellschaftlichen Lebens am Ausgange des XVII. Jahrhunderts höchst wichtige Komödie, dass sie ab und zu noch auf Schulen gelesen werde. Da Regnard überdies auch ein warmer Bewunderer und geschickter Nachahmer Molières ist, so sollten schon die vereinzelten Kenner oder Freunde des grossen Dichters, welche im Kreise ihrer Berufsgenossen, wie in einer *διασπορὰ* leben, dafür sorgen, dass neben dem Meister auch der Schüler nicht ganz vergessen werde.

Die Erklärung des *Joueur* bietet viele nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten. Die Sprache des Dichters ist ziemlich reich an veralteten, nicht leicht verständlichen Wendungen, die wir bisweilen vergebens in den besten Wörterbüchern suchen. Ebenso bedürfen die häufigen Anspielungen auf Gebräuche, Sitten und Bezeichnungen des damaligen gesellschaftlichen Lebens sorgfältiger Erläuterung, die ohne viel Mühen und Forschen nicht ausfindig zu machen ist. Der Herausgeber, Herr Dr. O. Bœrner in Dresden, ist an keiner dieser Schwierigkeiten vorbeigegangen, vielmehr hat er alles, was in sprachlicher, geschichtlicher und antiquarischer Hinsicht beigebracht werden musste, teils in den „Sprachlichen Bemerkungen“, teils in den Text-Noten, teils in den sachlichen „Anmerkungen“ mit gründlicher Sachkenntnis erklärt. Die Biographie des Dichters, die im Übrigen auf den besten Hifsmitteln ruht, hätte bei dem unleugbaren Interesse, welches Regnard's vielbewegtes Leben auch für jüngere Leute bietet, noch ausführlicher sein können, doch waren dem Herausgeber wohl hier, wie in den etwas kargen Text-Noten unüberspringbare Schranken gezogen.

R. Mahrenholtz.

Daudet, Alphonse. *Port-Tarascon,* dernières aventures de l'illustre Tartarin. Paris 1891, Librairie Marpon et Flammarion. 348 S. fr. 3, 50.

Der unverwüstliche Humor Daudet's und sein mutwilliger Spott über die Schöppenstädtereien seiner provenzalischen Landsleute ist den Lesern dieser *Zeitschrift* jedenfalls noch aus dem *Tartarin sur les Alpes* bekannt. In dieser Fortsetzung, die zugleich den Abschluss des humorvollen Romanes bildet, sehen wir Tartarin als Beherrscher einer wüsten Insel, Port-Tarascon, in die er mit einer Kolonie seiner leichtgläubigen Landsleute ausgewandert ist, durch die Schwindeleien eines angeblichen Duc de Mons bethört. In anmutiger, spannender Abwechselung werden uns die Leiden und Freuden des Alpenerklimmers und Bärenbändigers: seine Kämpfe mit den Wilden und seine Hochzeit mit einer Papua-Prinzessin, seine ehrfurchtgebietende Stellung als Gouverneur und Chef als Beamtenhierarchie, sowie der Abfall und Verrat mancher Missvergnügter, seine Gefangennahme durch einen englischen Kapitän und seine bittere Enttäuschung über den unglaublichen Betrug, dessen Opfer er geworden, die Ehren und Aufmerksamkeiten, welche ihm an der Tafel des Kapitäns erwiesen werden, seine Arretierung, Gefangenschaft und Prozess in seiner Vaterstadt, der Undank seiner Landsleute, seine Verarmung und Auswanderung in eine kleine Nachbarstadt, endlich sein Tod infolge des Heimwehs, geschildert. Kostbar sind namentlich die Lokalbeschreibungen von Tarascon, z. B. jene famose Verteidigung eines Klosters gegen die republikanischen Soldaten, welche die ehrwürdigen „weissen Väter“ vertreiben sollen, u. A. Eine litterarhistorische Würdigung dieses lachenerregenden, zuweilen zwerchfellerschütternden Büchleins wird man dem Referenten nicht zumuten; ein jeder lese selbst und lache sich gründlich aus.

R. Mahrenholtz.

Zola, Emile. *l'Argent.* Paris 1891. Bibliothèque Charpentier. 445 S. Fr. 3, 50.

Der Börsenschwindler Saccard ist durch manche Fehlschläge zum Bettler geworden. Auf der Börse weicht man dem früher Vielumschwärmten aus, sein eigner Bruder Rougan (Rouher), der Minister Napoleons III., wendet sich von ihm ab, das Judentum der hohen Finanz, an dessen Spitze Gundermann, d. h. Rothschild, steht, dreht ihm vornehm den Rücken. Aber das Bedürfnis nach äusserem Glanz und Lebensgenuss und die Eitelkeit des namenlosen Emporkömmlings treiben ihn zu einem abenteuerlichen Wagnis. Mit Hilfe einiger als Strohpuppen vorgeschobener angesehener Männer und einer katholischen Zeitung, der *Espérance*, unterstützt von dem gewissenlosen, käuflichen Deputirten Huret, dem Werkzeuge Rouhers, sowie von einem kenntnisreichen, fleissigen Ingenieur Hamelin, führt er seinen Plan, das Kapital der katholischen Welt in einer *Banque universelle* zu concentriren und dem jüdischen als feindliche Macht gegenüber zustellen, Jahre lang mit Erfolg durch. Hamelin unternimmt in seinem Auftrage weite Reisen, um die Transportgesellschaften für den Orienthandel zu einer grossen Kompagnie zu vereinen, um Kleinasien mit einem Bahnnetz zu umziehen und in Konstantinopel eine Bank zu gründen etc. Dabei wird er im Geheimen von Rouher, in dessen Dienst die *Espérance* sich anfäng-

lich stellt, gefördert, ahnt aber von den schwindelhaften, betrügerischen Mitteln, die Saccard anwendet, um die Kurse der Aktien in die Höhe zu treiben, nur wenig. Der Krach bleibt natürlich nicht aus, zumal Rothschild und seine Helfershelfer auf Baisse spekulieren und ihre vielen Millionen in der Hoffnung des endlichen Sieges auf's Spiel setzen. Saccard und Hamelin werden als Gründer verurteilt, erhalten jedoch auf Rouhers Verwendung die Erlaubnis, Frankreich ungehindert zu verlassen. So das Gerippe des vielbewunderten Romans, der uns ein grelles, aber höchst lebendiges und anschauliches Bild von der Korruption des zweiten Kaiserreiches vorführt. Alles, was von geschichtlichem und sozialem Interesse ist: die Agitation einer käuflichen, verlogenen Presse, die Intriguen der bestechlichen Deputirten, die innere, sittliche Zerrüttung der Gesellschaft, das hastige Jagen und Treiben an der Börse, die kalten Rechenkünste eines Rothschild, der fabelhafte Glanz der Millionäre und die Verkommenheit der Proletarier, der leere Standesdünkel eines verarmten Adels, daneben die weltbewegenden politischen Ereignisse, wie der dänische und österreichische Krieg (1864 und 66), die Pariser Weltausstellung (1867), die Vorzeichen des deutsch-französischen Konfliktes (1870), wird in grossen, scharfumrissenen Zügen diesem treuen Zeitbilde eingefügt. Das meisterhafte Schilderungstalent des vielangefeindeten und umsomehr gelesenen Führers der jungfranzösischen Schule verdient ungeteilte Bewunderung. Prachtstücke realistischer Schilderung sind z. B. die Scenen im Rothschild'schen Komptoir, die Börsenschlachten, in denen das Ringen der beiden sich bekämpfenden Parteien mit der detaillirten Genauigkeit eines Generalstabswerkes und zugleich mit spannendster, aufregenster Lebendigkeit uns vor Augen gestellt wird, das unter dem Schein äusserer Vornehmheit verhüllte Elend der verarmten, altadligen Familie Beauvilliers, der ekelerregende Schmutz der Proletarierhäuser in der „Cité de Naples", die Gaunerstreiche eines Busch und einer Méchain, die Fantasiepläne des Schwindsuchtskandidaten u. A. Auch die soziale Tragik des Selbstmordes, als einziger Lösung der finanziellen Zerrüttung, der Notzucht und der vornehmen Prostitution fehlt nicht, doch hat Zola hier seiner Vorliebe für effektvolle Schilderungen sexueller Art einige Schranken gezogen. Die Diagnose, welche er mit der sicheren, nie zagenden Hand eines secirenden Arztes stellt, trifft bei allen Ständen und Gesellschaftsschichten den Kernpunkt des organischen Leidens. Von Sympathie und Antipathie hält er sich in kühlster, leidenschaftslosester Objektivität frei, nie wird seine grelle Darstellung zur verzerrenden Karrikatur. Der Schwindel der Streber und Heuchler in der Gesellschaft des zweiten Empire wird uns mit derselben Treue geschildert, wie die Ränke und Kniffe eines herz- und gewissenlosen Finanz-Judentums. Aber auch die selbstlosen oder nur verblendenden Vertreter beider Gesellschaftsschichten kommen zu ihrem Rechte. Mit der Zerrüttung der katholischen Kirche versöhnt uns der aufopfernde Edelmut einer Prinzesse Orviudo, von dem Judentume mit seinen internationalen Umsturzplänen giebt uns der nervöse, an Leib und Geist kranke Bruder des Gauners Busch ein wehmütig stimmendes Abbild. Die sittliche Strebsamkeit des bessren Pariser Bürgerstandes lernen wir an dem Geschwisterpaare Hamelin schätzen; die mit gefasster Würde ihr Geschick ertragende Frau von Beauvilleurs zeigt uns, dass innerer und äusserer Adel keine Gegensätze sind. Der letzte Hoffnungsschimmer einer glücklicheren Zukunft des Korruptions-Zeitalters leuchtet in den versöhnenden Schlussworten des Romans durch. Nach den ekelerregenden Übertreibungen und Verzerrungen, die uns Z. in

seiner *Terre* und *Bête humaine* zugemutet hat und nach der langweiligen Enthaltsamkeit, die er seiner naturalistischen Lebensanschauung in dem *Rêve* auferlegen musste, sehen wir hier wieder den alten Menschen- und Sittenmaler in seiner ungebrochenen Kraft. Nur hätte der von nationalen Vorurteilen freie Vorkämpfer der *vérité vraie*, welcher den chauvinistischen Absynth-Patriotismus des Pariser Pöbels mit so schneidendem Spotte abgefertigt hat, nicht dem schlechten Geschmacke mancher Leser und Leserinnen in der Karrikierung eines Bismarck dienstbar sein sollen. Solche Zerrbilder bleiben besser dem *Figaro* und seinem verdienstlichen Mitarbeiter Jacques Saint-Cère, der unter dem Namen Rosenbaum (?) der deutschen Staatsanwaltschaft noch in bester Erinnerung steht, überlassen; des berühmten Verfassers der *Rougon-Macquart* sind sie gänzlich unwürdig.

R. Mahrenholtz.

Loti, Pierre. de l'Académie française, *Le Livre de la Pitié et de la Mort.* Calmann Lévy, 1891.

Der Verfasser erklärt dies Werk, gleichsam eine Fortsetzung des *Roman d'un enfant*, für das persönlichste von allen, die er geschrieben hat; er rät darum denen, die es abfällig beurteilen könnten, es lieber gar nicht zu lesen, damit ihre Schmähungen ihm teuer gewesene Personen und Dinge nicht auch zugleich treffen möchten. Man erwarte keine Erzählung; es sind nur Erinnerungen: ein Traum, in welchem ihm eine junge Dame der Kolonien aus uralter Zeit, vielleicht in Beziehung zu einem Seefahrer aus der Zahl seiner Vorfahren, erscheint; ein alter Sträfling, dem sein gezähmter Sperling, den er nach Neu-Kaledonien mitnehmen will, in's Wasser fällt; eine verstossene räudige Katze, der er sich annimmt und die er schliesslich durch Chloroform von ihren Leiden befreit; die Geschichte zweier Katzen, deren eine seine Mutter und Tante Claire sich halten und die andere von ihm aus China zur Gesellschaft der ersten mitgebracht worden ist; *L'Œuvre de Pen-Bron,* eine Empfehlung der Mildthätigkeitsanstalt für skrophulöse Kinder am Meere hinter Nantes; eine phantastische und traumhafte Rückkehr in die Vergangenheit seiner früheren Heimstätte auf der Insel Oléron und nebenbei ein Besuch im Hause der Familie Bonaparte in Ajaccio; ein Bericht über die Verteilung der von ihm durch Aufruf gesammelten Gelder für die Hinterlassenen verunglückter Islandfahrer, nebst Empfehlung der zu einem ähnlichen aber allgemeineren Zweck gegründeten Stiftung *Courcy;* der Tod der Tante Claire, welche seine Kindheit und Jugend gepflegt und erheitert hatte und ihm auch im Mannesalter eine liebenswerte Gefährtin geblieben war; das Abschlachten der Ochsen auf den Schiffen; alte hülflose Bettler in Japan: alles Skizzen, welche von reger Empfindung für Menschen nicht bloss, auch gegen Tiere zeugen, hier und da ans Sentimentale anstreifen; ein französischer Yorik, mit tieferem Gefühl als der englische, aber ohne seinen Humor. Die nicht einer sensationellen Romanaufregung bedürftige Lesewelt wird aus diesem Buche den Menschen eben so sehr wie den Schriftsteller lieb gewinnen. Übrigens ersieht man aus demselben, dass Viand, trotz seiner ausgedehnten Schriftstellerei, noch im Seedienst thätig geblieben ist.

H. J. Heller.

La phonétique expérimentale et la philologie franco-provençale.[1])

Vous avez vu tout à l'heure les ingénieux appareils de M. l'abbé Rousselot et vous avez une idée des recherches qu'on peut faire avec leur secours. Vous comprenez leur importance pour le progrès non seulement de la science phonétique, mais surtout pour celui des études linguistiques et philologiques. Ce n'est pas sans raison qu'un juge autorisé a dit qu'ils feront époque. En effet, leur emploi méthodique fait prévoir une nouvelle période grammaticale. Une partie de ces appareils a déjà des années d'existence, et d'autres savants ont pensé, comme M. Rousselot, à les utiliser; mais aucun ne s'est donné à cette tâche avec autant de persévérance et de circonspection. Les recherches pénibles et patientes de M. Rousselot ont été couronnées de succès: son *Étude sur le patois de Cellefrouin* va montrer tout le profit qu'on peut tirer de la phonétique expérimentale pour l'examen d'une langue vivante; plus que cela, elle va prouver qu'il faut travailler comme son auteur si l'on veut parvenir à des résultats assurés et vraiment scientifiques.

---

[1]) Der folgende Text enthält einen Vortrag, den ich Anfang April 1891 in einer Gelehrtenversammlung zu Paris hielt und der bereits im *Compte-Rendu du Congrès scientifique international des Catholiques*, Paris 1891, erschienen ist, an einer Stelle also, wo er nur wenigen Lesern dieser Zeitschrift zugänglich sein dürfte. Es schien mir darum nicht überflüssig und entspricht mir mehrfach geäusserten Wünschen, wenn ich ihn, mit einigen Anmerkungen versehen, auch hier zur Veröffentlichung gelangen lasse. Er soll zugleich eine Kritik des Heftes 14/15 der *Revue des patois gallo-romans* ersetzen, worin Rousselot's in Folgendem erwähnte *Étude sur le patois de Cellefrouin* inzwischen zum Abdruck gebracht worden ist.

Dem hier gegebenen Vortrage ging ein solcher Rousselot's voraus, worin er kurz die Entstehungsgeschichte und Verwendungsweise der von ihm benutzten und erfundenen Apparate angibt, mit deren Vervollkommnung er andauernd beschäftigt ist, und den Nachweis führte, dass es mit ihrer Hilfe möglich ist, die unbewussten Lautveränderungen der Sprache zu beobachten, die lebende Sprache in ihrer Entwickelung zu belauschen. Die Apparate findet man in dem genannten Hefte der *Revue des patois gallo-romans* und ausführlicher von mir in Herrig's *Archiv* LXXXVIII beschrieben. Dort wird auch gezeigt, wie ihre methodische Handhabung und Ausnutzung vorzunehmen ist. Eine

M. Sievers[1]), le savant germaniste, a défini la phonétique comme un domaine qui relève en même temps de la physique, de la physiologie et de la linguistique. Il appartiendrait au physicien et au physiologiste de la cultiver pour elle-même; le linguiste n'aurait qu'à s'informer des résultats de leurs recherches et à les utiliser pour l'explication historique de ce qui existe à présent. Malheureusement les physiciens et les physiologistes, auxquels on doit la fondation de cette jeune science, ne lui portent qu'un médiocre intérêt et ne connaissent pas les besoins des linguistes. C'étaient donc surtout les linguistes qui, marchant sur leurs pas, entreprenaient de la faire progresser: grâce a eux, bien des points obscurs ont été éclaircis, bien des observations utiles ont été faites. Mais, en général, ces phonéticiens-linguistes n'avaient pas une connaissance suffisante des sciences naturelles et de leur méthode; ils étaient donc forcément exposés à des erreurs et à des affirmations hasardées, s'ils ne préféraient pas lâcher prise, dès que se posaient des problèmes qui demandaient un examen plus sérieux. C'est pourquoi, malgré tous leurs efforts, justement les questions les plus délicates, où on avait le plus besoin de la phonétique, restaient sans réponse ou ne trouvaient que des réponses insuffisantes ou peu croyables. Je pense à des questions comme celles de l'accentuation française, de l'expression physiologique et acoustique des mouvements de l'âme, des mutations combinatoires des sons[2]) etc. Souvent on lisait des analyses même détaillées d'articulations qui demandaient des jeux de muscles absolument impossibles, des explications physiologiques

---

vollständig befriedigende Auskunft kann wohl nur in ihrem Besitz und beim Anblick des Anwendungsverfahrens erlangt werden.

Die Notwendigkeit, der Lautlehre lebender Sprachen auf instrumentalem Wege beizukommen, ist schon lange erkannt worden; insbesondere erinnere ich mich aus früheren Zeiten des Hinweises Prof. Böhmers auf dieses Verfahren. Die Urteile, die ich inzwischen von Fachgenossen hörte, denen ich einen Sonderabzug des Vortrags senden konnte, belehren mich, dass unter ihnen in Bezug hierauf Übereinstimmung herrscht. Das Gefühl ist allgemein, dass die Phonetik, die in den letzten Jahren fast ausschliesslich von Philologen gehandhabt wurde, auf dem besten Wege war, zu versumpfen. In dogmatischer Form gegebene Behauptungen, deren Begründung ausblieb, Aussprachelehren, in denen man nicht erfuhr, auf welche Beobachtungen sie gestützt waren, konnten, so weit sie Unzweifelhaftes brachten, pädagogischen Wert beanspruchen, nicht aber als streng wissenschaftliche Leistungen angesehen werden. Es fehlte der landläufigen Phonetik häufig sowohl philologische Methode als die Methode der exakten Wissenschaften, deren beider sie nicht entbehren kann. Hoffen wir, dass es damit anders wird. Die Apparate Rousselot's sind gewiss noch vervollkommnungsfähig, ihre Ausnutzung ist mit vielfachen Schwierigkeiten verbunden, deren Überwindung noch manche Erfahrung erfordern wird; aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird die Experimentalphonetik, die ja auch bei uns energische Vertreter hat, sich bald eingeführt und den Platz in der neueren Philologie erobert haben, den ich in folgendem Vortrage für sie erheische.

Mit Rücksicht auf den Leserkreis der *Zeitschrift* hielt ich es für überflüssig, den Vortrag ins Deutsche zu übersetzen.

[1]) Grundzüge der Phonetik (2. Ausg.) Leipzig 1881, p. 1 s.

[2]) Ich verkenne darum nicht den Wert des von Sievers, Schwan u. a. über diese Kapitel gegebenen. P. Passy's *Étude sur les changements phonétiques et leurs caractères généraux,* Paris 1891, ist erst nach Abhaltung des Vortrages erschienen.

faites par un philologue qui ne connaissait pas le premier mot de la physiologie. M. Rousselot a senti ces inconvénients: il en a tiré la conséquence logique que, pour être phonétiste, il faut d'abord se faire naturaliste, physicien et physiologiste. Il l'a fait. Et, comme, en sa qualité de linguiste, il savait ce qu'il cherchait, et, en sa qualité de naturaliste, comment il faut chercher, il a mené sa tâche à bonne fin. Si les appareils existant avant lui ne lui suffisaient pas, il en a tout simplement inventé de nouveaux qui répondaient mieux à ses besoins. C'est là le bon chemin. M. Rousselot a déjà ses rivaux[1]), il en trouvera, espérons-le, plusieurs encore, et bientôt il fera école. Par lui, la phonétique est retournée à son point de départ et est redevenue une science naturelle, ce qu'elle n'aurait jamais dû cesser d'être.

Tout bon phonétiste qui veut qu'on le croie se fera donc dorénavant naturaliste et travaillera d'après la méthode des sciences exactes. Mais il y a une complication. La linguistique moderne demande catégoriquement qu'on étudie surtout et avec le plus grand soin les parlers vivants, les patois aussi bien que les langues littéraires, dans leur système phonique comme dans leurs flexions, leur syntaxe et leur lexique. Comme la phonétique d'une langue donne l'explication de beaucoup de phénomènes des autres parties de sa grammaire et de son lexique, c'est donc par elle qu'il faut commencer. Or, pour étudier la phonétique d'un patois, d'un parler vivant quelconque, il faut être phonétiste, et pour *être phonétiste,* il ne faut pas se contenter de prendre seulement acte des recherches phonétiques faites par des physiciens et des physiologistes, comme le dit M. Sievers; non, il faut faire comme M. Rousselot, il faut se faire naturaliste soi-même. Ainsi la linguistique moderne, la grammaire de toutes les langues vivantes, entre dans une nouvelle phase; après avoir été une science philosophique et historique, elle sera une science naturelle.

J'ai dit que l'état actuel de la linguistique moderne exige impérieusement une étude approfondie des patois qui ont réussi à survivre aux attaques de plus en plus dangereuses de la langue littéraire. C'est presque un lieu commun. Il y a longtemps qu'on sait quelles informations les patois vivants peuvent donner sur les parlers du moyen âge qui possèdent, en France, une riche littérature et dont ils expliquent la grammaire et le dictionnaire. Il s'impose de chercher, dans ces patois, les phénomènes naturels et artificiels qui déterminent le développement non seulement de la langue à étudier, mais de toutes les langues. La physiologie pathologique ne veut ou ne peut pas se passer de la biologie et de la vivisection; la philologie des langues modernes exige qu'on observe, même sous le microscope, les conditions et les évolutions de leur vie actuelle, et qu'on dissèque leurs membres vivants. Bien longtemps la grammaire n'était qu'une sorte d'anatomie des langues mortes ou des périodes décédées des langues vivantes; cela était indispensable pour les langues classiques et était nécessaire aussi pour les langues modernes, puisque le présent trouve son explication dans le passé; mais, pour bien connaître le passé des langues et pour approfondir leurs transformations

---

[1]) MM. Schwan et Pringsheim, dans leur étude sur l'accent français, Herrig's *Archiv LXXXV,* 203 ss., et M. Ph. Wagner, *Über die Verwendung des Grützner-Marey'schen Apparats und des Phonographen zu phonetischen Untersuchungen,* dans les *Phonetische Studien IV* 68 ss. Über frühere experimental-phonetische Arbeiten vgl. u. a. Techmer, *Int. Ztschr. für Sprachwissensch. I,* 90 ff. u. *V,* 211 ff. Auch Kingsley, *Ebd. III,* 225 ff. u. Hagelin *(s. Ltbl. f. germ. u. rom. Phil. XIII,* 93) sind als Experimentalphonetiker zu nennen.

historiques, il faut recourir au présent et lui demander des moyens d'information. Quand nous connaîtrons bien les conditions de la vie actuelle des langues, nous serons mieux outillés pour l'examen de leur passé. Nous aurons aussi appris à nous résigner et à ne plus chercher l'explication de phénomènes linguistiques qui, par la foule de leurs causes possibles, éludent chaque investigation qui ne veut pas se perdre dans une mer d'hypothèses infructueuses.

La philologie française a souvent recouru aux patois actuels du Nord de la France pour y chercher l'explication de la grammaire et du lexique du moyen âge, surtout pour localiser des sons, des formes et des textes anciens. La philologie provençale a commencé, timidement il est vrai, à suivre cet exemple. On a profité aussi de l'ancienne langue d'oc pour élucider des questions de la grammaire française du moyen âge. On n'a pas négligé non plus les patois occitaniens dans des études comparatives embrassant tout le domaine roman. Mais on n'a pas encore pensé à utiliser les idiomes actuels du Midi pour l'histoire de l'ancienne langue française[1]). Il ne sera donc pas superflu de montrer la nécessité de cette utilisation et d'indiquer le chemin qu'il faut prendre pour résoudre quelques problèmes qui ont déjà beaucoup occupé les philologues du français, mais qui attendent encore une solution satisfaisante.

La langue occitanienne a probablement marché de pair, dans son développement, avec la langue française, jusqu'au ou VIe ou au VIIe siècle. Après, elle a ralenti son cours, tandis que les dialectes du Nord ont pris une marche plus rapide et montraient déjà au IXe siècle un système phonétique plus avancé. Depuis, les langues du Nord et du Midi se sont séparées de plus en plus; les idiomes du Midi réduits, au XIVe siècle, à l'état d'incultes patois, se sont conservés dans leurs variétés avec une fidélité surprenante; les idiomes du Nord, soumis au XIe et au XIIe siècle à une révolution intense d'une grande partie de leur phonétique, et supprimés eux aussi, au XIVe siècle, en faveur de l'idiome de l'Ile-de-France, ont gardé leur plus grande mobilité et ont été souvent tellement modifiés qu'ils n'accordent qu'un faible secours à l'étude de l'ancien français. Cette situation a pour conséquence naturelle que les patois actuels du Midi représentent souvent des étapes que les idiomes du Nord ont parcourues au moyen âge ou dans une époque préhistorique du français. Il est donc évident déjà, *à priori,* qu'il faut y chercher des éclaircissements pour l'ancienne grammaire française, au moins dans ces cas où les autres moyens d'exploration, l'observation de l'ancienne orthographe, des rimes ou des assonances des textes français du moyen âge et l'étude des patois français du Nord, ne donnent pas de renseignements suffisants. Néanmoins, quelques exemples pour montrer la justesse de cette thèse ne seront peut-être pas inutiles.

Dans des manuscrits vieux français, on trouve souvent l'orthographe *lz, ilz* pour une *l* mouillée suivie d'une *s*. M. G. Paris qui, le premier, a relevé ce fait[2]), croyait que le *z* substitué à *s* servait à

---

[1]) Wenigstens ist, dies zu thun, noch niemals als methodisches Prinzip aufgestellt worden. Stürzinger, *Orthographia gallica,* Heilbronn 1884, S. 46; Chabaneau a. unten a. O., vielleicht noch andere haben gelegentlich auf neuprovenzalische, dem Altfranzösischen analoge Lauterscheinungen hingewiesen.

[2]) *La vie de saint Alexis,* Paris, 1872, pp. 99 et 101.

indiquer le mouillement de l'*l* précédente. Schuchardt[1]) le contredit; d'après lui, le *z* marquait, au contraire, la suppression du mouillement. Dans des formes comme *amirailz, genoilz*, etc., « on conserva l'orthographe habituelle du mot tel qu'il se présentait sans signe de flexion et l'on préféra marquer le changement de prononciation par la lettre de flexion *(z)*. » « Le fait que *ly-s* s'est réduit à *l-s* est naturel, les sons mouillés demandant à être placés à la finale ou devant des voyelles. » « Les formes modernes: *genouil-genoux, œil-yeux, travail-travaux,* renvoient clairement aux formes anciennes: *genoil-genols, oil-ols, travail-travals.* » J'ai soutenu[2]) que ce *z* après les *l* mouillées ne marquait ni le mouillement, ni la suppression du mouillement de l'*l*, mais tout simplement l'ancienne prononciation de *z* = *ts* ou *dz*. M. Chabaneau[3]) expliqua: «le *y* engagé dans la consonne complexe *lh* se détache de *l* pour s'unir à *s* et donner à cette consonne de quoi former un son plus sifflant. » D'après lui, *soleilz, oilz,* etc. auraient perdu d'abord leur *l* mouillée, l'*y* de *l* mouillée ayant donné, avec *s* de la flexion, la combinaison *z* = *ts, dz* dont l'existence est assurée par des rimes; ensuite, ces mêmes formes *(soleilz,* etc.) se seraient mouillées de nouveau sous l'influence des cas obliques du singulier et des cas sujets du pluriel qui n'ont pas d'*s*. M. Horning, dans une étude sur les mots en question[4]), contesta cette explication. Il se demanda si, en effet, les mots écrits par *z* au sujet singulier et au régime pluriel ont eu une *l* mouillée ou non, et comment il fallait comprendre l'*i* qui dans *cunseilz, genoilz, oilz* précède l'*l*, quand on admet que le *z* soit la combinaison de l'*s* de la flexion et du *y* qui suivait l'*l* (dans *cunseily*, etc.). Il croit que *consĭlium, solĭclum,* etc., devenaient régulièrement *conseily, soleily* au régime singulier, et au régime pluriel *conseilys, soleilys.* Dans le groupe *lys,* il se serait dégagé entre *l* et *y* un *d* qui, après la chute de *y*, se serait uni à l'*s* et aurait produit *z*. La diphtongue *ei* aurait donc existé dans les formes avec *z* au même titre que dans les formes sans *z*. « L'*ĭ* de *soliclum, vermiclum* ayant dû passer par *é* avant de devenir *ei, solelz, vermelz* (au lieu de *soleilz,* etc.) peuvent être des formes plus anciennes que *soleilz, vermeilz* »; mais il est extrêmement probable que l'*i* a disparu pour faciliter la prononciation. Dans des formes telles que *conseiz* (: *segreiz), vermeiz (: peiz),* etc., on supprimait *l* également pour alléger la prononciation. « *Oil* qui se prononçait *oly*, et où l'*o* ne se diphtonguait pas nécessairement, a donné avec l'*s* de flexion *olys, ol*ᵈ*ys; d* s'unissant à *s* a produit *z*, et *y*, au lieu de tomber, aurait, sous l'influence de l'accent, été attiré par *o* et aurait formé avec cet *o* la dipthongue *oi* . . . C'est ainsi que nous obtenons *oilz,* où toutes les lettres auraient eu leur valeur entière. » Les formes *travalz, muralz,* etc., à côté de *soleilz, oilz,* dans les mêmes textes, « s'expliquent sans peine: *trabaclum* devient *travaly*, avec *s* de flexion *travalys*, puis *traval*ᵈ*ys*, et, après la chute de l'*y, travalz.* » On pourrait admettre aussi « que dans *trabalyo* (de **trabaclum) a* serait devenu *ai=travailyo; ai* n'aurait pas passé à *è* sous l'influence du *y* . . . Pour expliquer *travalz* (au lieu de *travailz* qu'on attendrait), il suffit d'admettre que *ailz* s'est simplifié en *alz*, de même que *conseilz* a été réduit à *conselz*, seulement à une époque antérieure, puisqu'on trouve dans les

1) *Romania,* III, 285.

2) *Überlieferung und Sprache der Chanson de voyage,* etc., Heilbronn, 1876, p. 64.

3) *Revue des langues romanes,* VI, 94 ss.

4) *Romanische Studien,* IV, 626 ss.

mêmes textes *conseils* et *travals* ». « Cette explication est-elle la seule possible? Si dans *travail ai* est diphtongue . . ., on peut toujours se demander si l'*i* n'est pas dû à l'influence de l'*y*, » etc.

Les citations que nous venons de faire de l'étude de M. Horning montrent suffisamment la complication du problème, ainsi que l'irrésolution de l'auteur et ses contradictions. Il a reconnu lui-même qu'il n'avait pas réussi à éclaircir la question. Après lui, M. Gröber s'en est emparé[1]). Celui-ci ne doute pas de la possibilité d'une épenthèse de *d* entre *ly* et *s*, mais il croit que, si elle avait eu lieu, il faudrait la trouver aussi sans qu'une *s* suive le groupe *ly*: *travaldys* ferait supposer une forme analogue *travaldy* qui n'existe pas. Il en conclut que l'*l* mouillée a été aussi devant *s*, non pas la succession de *l* + *y*, mais une véritable *l* mouillée, une *l* qui réunit dans son articulation *l* et *y*, sans que ces deux éléments soient séparables. Cette *l* mouillée aurait produit, devant *s*, l'insertion d'une plosive dentale, phénomène lingual qui, en effet, n'est que naturel. La possibilité d'une véritable *l* mouillée suivie d'une explosive dentale et *s*, est prouvée par les rimes de l'ancien provençal qui distinguent *altz (altus)* de *alhz (*allius)* et semblables. L'*l* mouillée ainsi que l'*l* provenant d'une *l* double latine aurait été une *l forte*, c'est-à-dire une *l* longue. Il est impossible de savoir si l'épenthèse d'une plosive dentale entre l'*l* mouillée et *s* avait lieu, en français, après que l'*l* mouillée avait perdu son élément palatal, où déjà pendant qu'elle possédait encore sa prononciation primitive (?). Les mots *molre: moldre, pulverem: poldre,* prouvent que l'épenthèse dentale entre *l* et *s* ne dépendait pas d'un mouillement de *l*. Ces observations judicieuses de M. Gröber contribuaient certainement à élucider la question; mais elles ne l'ont pas résolue. M. W. Meyer[2]), le dernier qui s'en soit occupé, nous dit seulement que, dans le traitement de *l* mouillée en contact avec une *s* de flexion, les dialectes du vieux français se séparent; « le normand exige *z*, c'est-à-dire qu'il conserve d'abord l'*l* mouillée et qu'il la laisse tomber plus tard: *filz, mielz;* au contraire, le centre change l'*l* mouillée en *l*, ł (*l* vélaire). » — On se demande quelle articulation spéciale une *l* mouillée prend devant une *s;* si elle produit nécessairement une explosive dentale entre elle et la consonne suivante; quelle influence le groupe *l̃s* exerce et sur la nature des voyelles précédentes et sur l'articulation de l'*s* qui suit? Prononçait-on *s* ou *z* (*s* sonore)? Était-ce un *d* ou un *t* qu'on insérait entre *l* mouillée et *s*? Est-ce qu'une *l* mouillée suivie de *s* dégage réellement devant soi un *y* qui se réunit avec la voyelle précédente et produit avec elle une diphtongue? Et si ce dégagement (qui n'a rien d'improbable) existe en réalité, peut-il se compliquer avec une action simultanée de *l* mouillée sur la consonne suivante?

Comment répondre à ces questions? Les anciens textes, même quand ils sont dépouillés et commentés avec le plus grand soin, avec la méthode la plus rigoureuse, ne nous fournissent pas les ressources nécessaires pour les résoudre. Les patois français actuels n'ont pas laissé de trace de cet ancien développement et ne peuvent donc nous aider en rien. Il faut recourir aux idiomes de la France méridionale. Là existent des patois qui ont conservé l'*l* mouillée avec son articulation primitive et qui ont gardé, en même temps, dans la prononciation l'ancienne *s* finale de la flexion. M. l'abbé Puységur, de Montaut (canton de Saint-Sever, département des Landes), en me lisant, dans

[1]) *Zeitschrift für romanische Philologie*, VI, 486, ss.
[2]) *Grammatik der romanischen Sprachen*, Leipzig, 1890, I, 473.

son patois, à Toulouse, une petite poésie de M. S. Salles[1]), me faisait entendre *lous youlhs* (str. 9) et *ent'aus ouelhs* (str. 11) (prononcé *lo hiols* et *ent au huels*) avec *l* mouillée et *s* absolument dans les conditions que nous désirons. C'est dans ce patois et dans ceux des régions voisines qui se trouvent dans une situation analogue, qu'il faut chercher la réponse aux questions que nous avons posées[2]). Et que celui qui veut se charger de cette tâche n'oublie pas de se munir de palais artificiels, de l'explorateur des lèvres et d'un des deux explorateurs du larynx que nous venons de voir!

Un autre problème encore plus compliqué est celui de l'origine et du développement successif des voyelles nasales dans la langue française. On ne connaît ni le commencement ni le progrès graduel de cette évolution qui, pour produire l'état actuel, a eu besoin de longs siècles. Et pourtant les savants ne l'ont nullement négligé. Diez[3]) crut que, déjà au XI[e] siècle, on prononçait *Salomon, ferculum, Zabulon, convivium* avec une voyelle nasale, même dans une poésie latine. La rime des désinences *en: an* qu'on trouve dès le XII[e] siècle, lui prouvait qu'on prononçait *ã* dans les deux cas. En cela, M. P. Meyer[4]) partagea son avis; il chercha à fixer la première apparition de ces assonances (qu'il date de la *Chanson de Roland*) et leur expansion dans les textes français du moyen âge. M. G. Paris ne vit, dans son *Alexis*[5]), aucune trace de la nasalisation de *on* et *un;* dans *an, en,* elle était, selon, lui, déjà assez développée, parce que les voyelles *e* et *a* de ces groupes n'assonent plus avec leurs pareilles placées dans d'autres situations et ne sont homophones qu'entre elles. Dans *in* la nasalisation n'a eu lieu que beaucoup plus tard. M. d'Arbois de Jubainville[6]) ne veut pas croire que la nasalisation d'*on* et d'*un* soit postérieure au XI[e] siècle à cause des formes *volomtate, nomcopante,* etc., qu'il trouva à côté de *conpendio, conmutit,* etc., dans des documents latins de l'époque mérovingienne. Les formes *adinplire, inpedimento,* dans ces mêmes textes, lui semblent indiquer un commencement de nasalisation de la syllabe *im.* M. Mall[7]) adopte pour *um, un, (om, on)* l'opinion de Diez et de M. d'Arbois de Jubainville. M. Bœhmer[8]) était d'avis qu'à la fin du XI[e] siècle, dans les groupes de *e* et de *a* + *nasale, n* (dentale) s'était généralement transformée en *n* vélaire, si cette *n* vélaire n'était pas primitive comme dans *flanc, sanc* et semblables, et qu'à côté de la prononciation d'une voyelle orale + une consonne nasale vélaire, il existait déjà, à la même époque, celle d'une voyelle nasale + une consonne nasale vélaire : *aη* à côté de *ãη*. M. Mebes[9]) s'efforça de montrer que *in* et *un* n'étaient pas encore nasalisés au XV[e] ou au XVI[e] siècle, et que *ien, on* et aussi *an (en)* conservaient *n* dentale au moins jusqu'à

---

[1]) *Semaine religieuse d'Aire et de Dax,* 15 nov. 1890, pp. 47 s.

[2]) Im Schweizer Französisch, insbesondere in Genf, begegnet man der Verbindung *l̄z*, wenn auf im Plural befindliche Worte mit auslautendem weichen *l̄*, das dort noch als solches erhalten ist, ein vokalisch anlautendes, mit ihm zu einem Satzglied zu vereinigendes Wort folgt.

[3]) *Grammatik der romanischen Sprachen,* I[3], 448, s.

[4]) *Mémoires de la Société de linguistique,* I, 244 ss.

[5]) *Vie de saint Alexis,* p. 82.

[6]) *Romania,* I, 325.

[7]) *Li Cumpoz Philippe de Thaün,* Strasbourg, 1873, p. 74.

[8]) *Romanische Studien,* I, 611 s.

[9]) *Jahrbuch für romanische und englische Litteratur,* N. F. II, 385 ss.

la fin du XIIIe siècle. L'assonance de *an* : *en* ne prouve pour lui que la transition de l'*e* en *a* devant les consonnes nasales. Dans mon étude sur la langue du Pèlerinage de Charlemagne[1]), j'ai cherché à montrer que l'emploi de *n* au lieu de *m* après *o*, ne prouve pas la nasalination de *o*, mais seulement la transition de l'*m* finale en *n*, que les voyelles orales devant une consonne nasale suivie d'un *e* féminin n'étaient pas traitées autrement, dans les assonances des plus anciennes poésies, que les mêmes désinences masculines, et que l'insertion d'un *b* après *m*, de *d* après *n* devant une *r*, qui avait lieu au XIIe siècle comme auparavant, supposait une dentale pour *n*, une labiale pour *m*. *En* aurait pu pendre tout aussi facilement la prononciation de *an* que *ẽ* celle de *ã*. En général, j'ai donc soutenu les conclusions de M. Mebes en tant qu'elles n'étaient pas défigurées par des exagérations et par des excursions phonétiques dénuées de sens. J'aurais dû faire valoir aussi que souvent, dans les manuscrits du XIIe et même du XIIIe siècle, une *n* finale est transformée en *m* devant la labiale qui commence le mot suivant : ce qui s'explique le plus facilement quand on rejette la nasalisation de la voyelle précédant l'*n*. Une *n* dentale s'assimile facilement à une labiale qui la suit; mais comment expliquer *m* pour *n* si *n* ne sert qu'à exprimer la nasalisation d'une voyelle? Après moi, M. Lücking[2]) a repris la question. Un long et minutieux examen d'anciens textes français le fit arriver à peu près aux mêmes résultats: les *n*, *ŋ* (*n* vélaires) et *ñ* (*n* mouillées), à la fin des syllabes, sont distinguées entre elles encore au XIIIe siècle, et la transition dialectale de *en* en *an* ne prouve pas l'existence d'un *a* nasalisé. Mais M. Lücking s'est fourvoyé plusieurs fois et a trouvé une légitime opposition dans M. G. Paris[3]) qui conteste la justesse de ces conclusions. Il admet cette fois que, dans la *Chanson de Roland*, l'*o* devant les nasales commençait à se nasaliser et que la nasalisation de *a* et de *e*, dans certaines conditions, était déjà antérieure même aux plus anciens monuments de la langue française. Plus tard, M. G. Paris revint encore une fois à la même question[4]). Il soutint, en complétant ce qu'il avait affirmé auparavant, que, « comme toutes les nasales françaises », l'*o* nasal « faisait, au moyen âge, entendre dans les terminaisoas masculines la consonne après la voyelle: *bõn*, et non *bõ* comme aujourd'hui, et que dans les mots féminins où l'*o* est séparé de l'*e* (sourd) final par *m* ou *n* simple ou redoublée, la voyelle était tout aussi nasale qu'elle l'est quand elle en est séparée par *m, n* suivies d'une autre consonne; ainsi *Rõme*, *bõne*, comme *rõmpe, bõnde* ». De la même manière, *femme* aurait été prononcé anciennement *fẽme*, puis *fãme*. Cette explication fait comprendre pourquoi, dans les assonnances du moyen âge, les mots féminins en *ome, om* ^{cons.} *e, ame, am* ^{cons.} *e*, etc., aimaient à se séparer des assonances en *o, a*, etc. devant d'autres consonnes suivies d'un *e* féminin. De plus, elle concorde avec les témoignages que nous avons pour la prononciation des voyelles nasales au XVIe et au XVIIe siècle.[5]) M. Engelmann, dans une étude

---

1) *L. c.*, p. 50, s.

2) *Die ältesten französischen Mundarten,* Berlin, 1877, pp. 106 ss.

3) *Romania*, VII, 126.

4) *Romania*, X, 53 s.

5) In der gehaltreichen Einleitung zu seinen *Extraits de la Chanson de Roland*, 3. Ausg., Paris, 1891, lehrt G. Paris für die Zeit dieses Gedichtes jetzt Folgendes: *m* und *n* vor Konsonnant nasalieren den vorausgehenden Vokal, behalten aber gleichzeitig die eigene Aussprache. *chãmpẽl* und nicht *chãpẽl; sãnglẽnt* und nicht *sãglẽt* (S. 20.) *M* und *n*

sur l'orgine des voyelles nasales en vieux français.[1]), soutient que les voyelles devant les *n* mouillées finales étaient déjà nasalisées vers le milieu du XII[e] siècle, tandis que le mouillement de l'*n* durait jusqu'à la fin du XIII[e] siècle. Comme les mots avec ces désinences assonaient avec les mots où les mêmes voyelles toniques étaient suivies d'une autre consonne, M. Engelmann croit que, dans les textes français du moyen âge, il était généralement permis d'assoner les voyelles nasales avec les voyelles orales qui leur correspondent. On aurait donc eu tort de conclure à la nasalisation des désinences en voyelle + une consonne nasale, de ce qu'elles évitaient l'assonance avec les mêmes voyelles suivies d'une autre consonne. Les résultats de M. Engelmann ne reposent pas sur une base bien solide. Nous omettons les mentions sommaires de notre problème faites dans les grammaires du vieux français plus ou moins élémentaires, et nous rappelons seulement, en passant, les recherches de M. Haase sur les voyelles *a* et *e* suivies d'une *n* entravée dans les textes picards et wallons du moyen âge[2]), et de M. Horning sur *en* + cons. et *an* + cons. dans les patois français actuels de l'Est[3]). Thurot, dans son précieux ouvrage sur la prononciation française depuis le commencement du XVI[e] siècle[4]), a dépouillé, par rapport à notre sujet, les grammairiens des quatre derniers siècles: il y a trouvé tant de détails, tant de contradictions, d'inexactitudes et d'indications erronées qu'il est fort difficile de puiser des faits assurés dans ces matériaux presque trop nombreux et pourtant insuffisants. Cependant il est clair que l'état actuel, pour la nasalisation des voyelles et diphthongues françaises, n'a été atteint que vers la fin du XVII[e] siècle et que, encore au XVI[e] siècle et même dans la langue littéraire, des divergences dialectales se faisaient sentir. M. W. Meyer[5]), venu le dernier, a résumé succinctement une partie des études faites sur notre sujet et a cherché, pour sa part, à élucider la question. Il croit que, déjà au moins depuis le XVI[e] siècle, la voyelle nasale n'apparait, au centre de la France, qu'à la fin de la syllabe; il conclut de *aîné* à un ancien *ẽné*, auparavant *ẽsné;* il mentionne et explique, sur les traces de M. G. Paris et des grammairiens cités par Thurot, les doubles consonnes originairement dialectales dans *bonne, aimme* par *bõne* et *ẽme,*

im Wortauslaut „se sont confondues dans un son nasal qui a fini par s'absorber dans la voyelle nasale précédente.“ *En* hatte bereits die Aussprache *ã* wenigstens in den männlichen Wortausgängen. Geht den nasalen Konsonanten *ei* voraus, so ist *e* nasaliert, und es entsteht ein Nasaldiphthong: *plẽjn, plẽjnes* (S. 6). Zu *ai* als Nasalvokal wird bemerkt: l'*a* y est nasalisé, et il en résulte ce qu'on peut appeler une diphthonque nasale; *ãjmet, mãjn;* cette diphthongue nasale assone avec l'*a* ordinaire. Mais il se peut faire aussi que la nasalisation ne se produise pas, et alors ces mêmes mots peuvent assoner en *è* comme ceux qui ont un *ai* ordinaire. La langue, an XI[e] siècle, hésitait sur ces points.“ (S. 4.) Geschlossenes *o* vor Nasalkonsonanten hat das Bestreben, sich zu nasalieren; aber es kann noch mit gewöhnlichem *o* assonieren. (S. 10). In dem Ausgange *ien* ist *e* nicht nasaliert. (S. 7.)

1) *Über die Entstehung der Nasalvokale im Altfranzösischen,* Halle, 1882.

2) *Das Verhalten der pikardischen und wallonischen Denkmäler des Mittelalters in Bezug auf a und e vor gedecktem n,* Halle, 1890.

3) *Zeitschrift für romanische Philologie,* XI, 542.

4) Paris, 1883, vol. II, pp. 427—555.

5) *Grammatik der romanischen Sprachen,* Leipzig, 1890, I, 309 s.

et l'*o* ouvert de *pomme* par *pŏme* issu de *pome* avec *o* fermé. Cet *o* fermé s'est nasalisé selon lui déjà avant que se soit établie la loi de syncope; « pour *a* le fait s'est produit encore au degré *ă*. » Comme théorie générale, nous apprenons que, dans la grande majorité des cas où il y a nasalisation d'une voyelle par l'influence d'une consonne nasale qui suit, la consonne nasale est devenue vélaire ou légèrement palatale, puis elle a communiqué sa qualité à la voyelle; elle l'a nasalisée (*ăṅ* ou *ăñ*) et est enfin tombée. M. Meyer croit aussi que ces phénomènes doivent être comptés au nombre des plus difficiles de l'histoire de la phonétique romane.

Ce que nous venons de dire sur les recherches faites par rapport aux voyelles nasales du français montre avec évidence l'embarras des savants qui se sont occupés de cette question, sa complication et le peu d'éclaircissements que nous fournit l'examen de l'orthographe et des rimes ou assonances des textes français du moyen âge. Excepté M. Meyer, personne n'a osé se prononcer sur les causes et les étapes physiologiques qui ont dû être parcourues par les voyelles et diphtongues orales suivies de consonnes nasales. C'est qu'on manquait d'un guide. Les patois actuels du Nord de la France, naturellement plus avancés que ceux du moyen âge, ne nous éclairent guère sur les origines de la nasalisation; il faut encore recourir aux idiomes du Midi. M. Gröber a conclu, il est vrai, d'une manière ingénieuse et de prémisses qui paraissent incontestables, que, déjà en vieux provençal, les voyelles suivies d'une *n* étaient nasalisées [1]), mais il n'en est rien; son argumentation ne prouve que le fallacieux de toute étude faite sur d'anciens textes sans une bonne connaissance des patois modernes. Cependant l'erreur de M. Gröber est excusable, d'autant plus que bien des Méridionaux qui parlent parfaitement leurs patois, égarés comme lui par l'orthographe, se trompent sur leur propre prononciation, croient prononcer une voyelle nasale pendant qu'ils font entendre distinctement une voyelle orale suivie d'une consonne nasale, dentale ou labiale.[2]) Dans les parlers du Midi et dans presque tout le territoire qu'ils embrassent, j'ai trouvé vivantes les étapes que le français a pu ou dû parcourir pour arriver à sa prononciation actuelle des voyelles nasales. On y trouve souvent, dans un même patois, une voyelle orale + une consonne nasale alvéolaire (*n*) devant d'autres consonnes dentales, une voyelle orale + une consonne nasale labiale (*m*) devant des consonnes labiales, une voyelle orale + une *n* vélaire devant les consonnes vélaires, une voyelle nasale très faible ou une voyelle orale + une *n* vélaire devant d'autres consonnes ou à la fin des mots. C'est là à peu près l'état actuel des idiomes du Languedoc et du midi de la Provence. Dans d'autres patois, j'ai trouvé des voyelles nasales plus ou moins distinctes devant des consonnes nasales conservées, des voyelles nasales d'une articulation tout à fait particulière et inconnue au nord de la France; enfin des combinaisons très variées dans le traitement de la voyelle devant des consonnes nasales conservées ou supprimées, selon la nature des consonnes qui suivaient ou suivent les consonnes nasales, selon l'accent d'intensité et selon la place des syllabes ou des mots dans la phrase. Je ne puis prendre à tâche de poursuivre la nasalisation telle qu'elle existe dans les voyelles du Midi, cette entreprise nous mènerait loin: qu'il suffise d'avoir fait remarquer qu'ici encore

---

1) *Zeitschrift für romanische Philologie*, VI, 487, note.

2) M. W. Meyer, *l. c.*, p. 312, ne tient pas compte de l'état actuel de la nasalisation dans les idiomes provençaux.

nous trouvons, dans les patois du Midi, vivant l'un à coté de l'autre, tous les phénomènes et toutes les étapes de transition qu'il faut supposer comme ayant existé auparavant dans les dialectes de la France septentrionale. C'est donc encore dans ces patois méridionaux, trop négligés jusqu'ici par les romanistes, qu'il faudra chercher et qu'on pourra trouver la clef de la nasalisation française et une solution satisfaisante du problème que nous venons de décrire et qui a déjà causé tant de travail plus ou moins stérile aux savants romanisants.

Les deux exemples donnés suffiront pour prouver la justesse de notre thèse. Nous pourrions facilement en ajouter d'autres et énumérer une foule de problèmes de la grammaire historique du français qui, malgré tous les efforts des savants, n'attendent pas moins leur solution définitive, faute d'un recours conséquent et méthodique aux idiomes du Midi. La transformation successive de *a* posttonique (et des autres voyelles posttoniques) en *e* sourd (en provençal *u, o, a, e* sourds); l'articulation exacte des diphthongues et des triphthongues de l'ancien français *ui, oi, ai, ei, ou, au, eu, iai, iei, ieu, ueu,* etc., qui tous existent encore dans les patois du Midi, et leur transformation en simples voyelles; la transition du *c* et du *g* prépalatal (et du *t* et du *d* latin devant un *i* en hiatus) en chuintantes, représentées dans les idiomes méridionaux par une richesse extrême de sons différents qui nous permettront de constater presque toutes les possibilités et toutes les vraisemblances de l'histoire compliquée des palatales latines; le changement successif des dentales et des labiales intervocaliques, arrivé à son dernier développement déjà dans le français du XII[e] siècle, mais s'accomplissant de nos jours dans les patois méridionaux du Sud-Ouest; bien des phénomènes de la phonétique syntaxique et de la flexion ayant existé en vieux français et subsistant encore dans les patois du Midi, toutes ces questions et bien d'autres d'un intérêt vital pour la construction de la grammaire historique du français ne peuvent être et ne seront jamais éclairées suffisamment que quand on aura appris à tirer profit des renseignements nombreux et concluants que nous fournissent les beaux idiomes qui, heureusement, persistent encore de nos jours au Midi de la France.

On pourra m'objecter que, quand même il existe dans les patois occitaniens des évolutions phonétiques et grammaticales parallèles à celles qui ont dû se faire au moyen âge dans le Nord de la France, il n'est nullement prouvé que ces évolutions soient identiques. L'égalité des sons français du moyen âge et du provençal moderne n'est peut-être qu'apparente; des transformations identiques dans leurs résultats ne s'accomplissent pas nécessairement de la même manière; les mêmes causes n'ont pas toujours les mêmes effets; il ne faut jamais perdre de vue que chaque évolution phonétique est en rapport avec le système phonique entier d'une langue ou d'un patois. Toutes ces objections sont bien fondées, elles nous disent qu'en utilisant les patois méridionaux il ne faut pas identifier à la légère. Mais il ne faut pas oublier non plus la proche parenté de la langue du Nord et de celle du Midi. Les sons du provençal et du français sont les continuateurs directs du même système phonique; il n'y a guère de vraisemblance que la même langue latine rustique, adoptée par une même nationalité, ait souvent développé des sons égaux pour l'oreille, mais différents dans l'articulation. Il y a des habitudes nationales aussi dans l'articulation des sons. Rien ne fait supposer que les sons conservés jusqu'aujourd'hui au Midi, mais perdus dans le Nord, ne représentent pas fidèlement ceux

qu'on employait dans le français du moyen âge. Si des transformations identiques dans leurs résultats ne se font pas toujours de la même manière, il est toujours plus que probable que, sur le même sol, dans des conditions plus ou moins identiques, ces transformations ont pris le même chemin, et, si les mêmes causes n'ont pas toujours les mêmes effets, il n'en est pas moins vrai que les mêmes effets sont la règle. Certes, il n'est pas indiqué de rapprocher à la légère un phénomène lingual quelconque du français avec un phénomène apparemment identique, mais peut-être d'origine foncièrement différente, dans quelque autre dialecte du grand domaine roman, bien que ce soit pour maint romaniste le dernier mot de la sagesse et de la bonne méthode; mais il ne faut pas exagérer les scrupules non plus et ne pas fuir des rapprochements qui, par la nature des faits, ont toute raison d'être établis.

Si nous demandons une utilisation constante et méthodique, et, en conséquence, une étude appliquée et approfondie des idiomes actuels du Midi de la France, pour pouvoir construire une grammaire historique du français, claire dans toutes ses parties, nous ne voulons pas pour cela qu'on néglige l'étude des patois de la France du Nord. Au contraire, l'idéal, c'est une combinaison de ces études qui seule pourra souvent mener à un éclaircissement total des parties obscures de l'ancienne langue française. Les patois français du Nord, qui continuent directement les anciens dialectes dans lesquels nous est transmise la littérature française du moyen âge, ont, en partie, conservé leurs anciennes formes et leur ancienne prononciation; en partie, ils se sont développés ultérieurement et se sont même éloignés extrêmement de leur passé littéraire. Mais, dans tous les deux cas, ils nous fournissent des renseignements sur l'ancienne langue, soit qu'ils nous les donnent directement (dans le cas d'une conservation intacte) ou qu'ils nous permettent de les déduire (dans le cas où le patois aurait progressé). Toujours la comparaison de ce qu'on a trouvé ou reconstruit, à l'aide des patois français, comme probable pour l'ancienne langue française, avec ce qui existe, dans le cas analogue, dans les patois conservateurs du Midi, mènera à des résultats plus assurés que ne le permet l'observation la plus sévère de l'ancienne orthographe et des rimes des textes français du moyen âge. Souvent, par la combinaison des faits observés dans les patois du Nord et du Midi avec les moyens littéraires des anciens textes, nous arriverons à l'évidence là où, sans le concours des patois méridionaux, il n'y aurait jamais que des ténèbres.

Si, de cette manière, le passé de la langue française est éclairé par la lumière directe que donnent les patois vivants, nous créerons une grammaire historique du français bien supérieure à tout ce que nous pouvons lui demander de nos jours, alors que l'étude des patois du Nord et surtout du Midi n'est que commencée. Une grammaire historique du français, construite avec ces moyens, éclaircira en même temps les développements analogues des autres langues romanes et contribuera à l'avancement de la grammaire romane comparée bien plus que ne le fait la comparaison intempestive ou prématurée des patois des différentes langues romanes entre elles; l'étude comparée des patois de la France nous permettra de construire la véritable grammaire historique française. Plus tard, quand des grammaires particulières, basées sur l'étude des patois, seront faites pour toutes les langues romanes, on recommencera avec succès la comparaison de ces langues, et l'on possèdera ainsi la grammaire comparée des langues romanes dans un état parfait. M. W. Meyer a repris l'ouvrage de Diez

déjà de nos jours: il est venu trop tôt, il a dû fatalement échouer.[1]) Nous ne sommes pas encore à l'époque des revues générales; au contraire, pour l'étude des époques plus récentes des grammaires romanes, un sain isolement vaut mieux aujourd'hui qu'une synthèse qui, présentement, ne peut jamais qu'être incomplète et superficielle.

Résumons-nous! Sans l'étude approfondie des patois aussi bien du Midi que du Nord de la France, pas de grammaire historique de la langue française et, par conséquent, pas de grammaire comparée des langues romanes qui vaillent. L'étude des patois est l'*A* et l'*Ω* de toute grammaire historique. Pour bien étudier les patois, il faut être un véritable phonéticien, c'est-à-dire un phonéticien naturaliste, physicien et physiologiste. Or, comme la grammaire historique qui ne peut plus se passer de l'étude des patois forme une partie intégrale de la philologie, ce ne sera pas seulement la grammaire, ce sera toute la philologie moderne qui prendra le caractère d'une science naturelle. On a oublié trop longtemps, et on l'oublie encore tous les jours, que les langues se composent de sons qui appartiennent par leur effet acoustique à la physique, par leur formation à la physiologie, et que les lettres de l'alphabet ne sont que des signes très imparfaits de ces sons vivants du temps présent et du passé. L'étude de la valeur réelle de ces lettres passées ou présentes ne peut être faite que par un naturaliste qui sache reconnaître les émissions de la voix cachées sous les lettres, qui sache faire revivre le passé en donnant aux lettres mortes une réalité vivante. Nous ne condamnons pas pour cela la méthode historique qu'on a suivie jusqu'à présent dans les recherches grammaticales: elle a sa valeur et elle nous a donné la préparation nécessaire pour bien étudier les parlers vivants, langues littéraires et patois; mais elle a besoin d'être rajeunie ou régénérée par l'étude de l'actualité vivante, si elle ne veut tomber dans un état stérile de pétrification.

Je ne veux pas revenir ici à mes idées sur le rôle que la phonétique doit jouer dans l'étude de la syntaxe historique,[2]) ni démontrer comment les sciences naturelles demandent leur admision même dans l'étude historique de la littérature et des mœurs, depuis que la psychologie va à l'école de la physiologie; qu'on me permette seulement encore quelques mots de consolation pour ceux qui aiment beaucoup les lettres et la philologie, mais qui détestent les sciences naturelles. La philologie conservera toujours des domaines où les sciences n'entreront pas, et, ce qui nous importe le plus, on pourra même toujours s'occuper utilement des patois modernes, sans posséder l'outillage coûteux et décourageant que M. Rousselot nous a fait connaître. On n'a qu'à s'informer des résultats de la science phonétique telle qu'elle existe, à s'habituer à bien entendre et à bien noter ce qu'on a entendu. Avec cela et avec un peu de résignation, quand on se trouve en face de sons inaccoutumés et difficiles à analyser et qu'il vaut mieux livrer aux investigations des phonéticiens naturalistes, on peut facilement collectionner des matériaux des plus utiles.

E. Koschwitz.

---

[1]) Es verhindert das nicht, dieser Arbeit die ihr zukommende Anerkennung zu gewähren.

[2]) *Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur*, XII, 12 ss.

Novitätenverzeichnis.

Albert, A. Biographie-Bibliographie du Briançonnais. Canton de l'Argentière. In-8°, 68 p. Grenoble, imprimerie Allier père et fils. (1891.)

Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Departements. T. 15: „Marseille"; par M. l'abbé Albanès. In-8°, XI-579 p. Paris, Plon Nourrit et Cᵉ. 15 fr.

Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Paris. Bibliothèque de l'Arsenal (t. 6); par Henry Martin. In-8°, 519 p, Paris, Plon Nourrit et Cᵉ. 12 fr.

Delisle, L. Notes sur le département des imprimés de la Bibliothèque nationale (septembre 1891). In-8°, 65 p. Paris, lib. Champion. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (année 1891, t. 52)].

Langlois, C. V. Formulaires de lettres du XIIᵉ, du XIIIᵉ et du XIVᵉ siècle. 22 S. 4°. Paris, Klincksieck. [Aus Notices et Extraits des manuscrits de la Bibl. nat. et autres bibliothèques. XXXIV.]

Meyer, P. Notice sur un recueil d'exempla renfermé dans le Ms. B. IV, 19 de la bibliothèque capitulaire de Durham. In-4°, 47 p. Paris, Imp. nationale; lib. C. Klincksieck. [Aus notices et Extraits des manuscrits de la Bibliothèque nationale et autres bibliothèques (t. 34, première partie).]

Savigny de Moncorps, de. Bibliographie de quelques almanachs illustrés du XVIIIᵉ siècle (1759—1790). Grand in-8°, 56 p. Châteaudun, imprimerie Pigelet. [Extrait du Bulletin du bibliophile, 1891, publié par la librairie Techener (H. Leclerc et P. Cornuau).]

Roque-Ferrier, A. Mélanges de critique littéraire et de philologie. Le Midi de la France, ses poètes et ses lettrés de 1874 à 1890. In-8°, XXIV-534 p. Montpellier, imp. Hamelin frères; lib. Calas. Paris, librairie Maisonneuve et Cᵉ. 12 fr. 50 cent.

Prou, M. Manuel de paléographie. Recueil de fac-similés d'écritures du XIIᵉ au XVIIᵉ siècle (manuscrits latins et français), accompagnés de transcriptions. In-4°, 32 p. Paris, lib. A. Picard.

Critique, la, contemporaine, littéraire, artistique et théâtrale. 1ʳᵉ année. (15 décembre 1891.) In-4° à 2 col., 12 p. Paris, impr. Pictou; 7. rue Mayran. Abonnement annuel : France et colonies, 15 fr.; union postale, 20 fr. Un numéro, 50 cent.

Nouvel, (le) Echo, revue littéraire et dramatique bimensuelle. 1[re] année. Nr. 1. 1[er] janvier 1892. In-8⁰, 32 p. Paris, imp. Noblet; 19, rue Cassette. Abonnement: un an, 12 fr.; six mois, 7 fr. Un numéro, 50 cent.

D'Arbois de Jubainville. Les noms gaulois chez César et Hirtius de bello gallico. Première série. Les composés dont rix est le dernier terme. Paris, Bouillon. fr. 4.

Bescherelle, aîné. Nouveau Dictionnaire classique de la langue française. Livraisons 1 à 12. In-8⁰ à 2 col., pages 1 à 96, avec grav. et cartes. Paris, imp. P. Dupont; lib. Garnier frères. [L'ouvrage formera environ 180 livraisons. Il sera également mis en vente par séries de 5 livraisons à 50 cent. La livraison, 10 cent. 1[re] livraison gratuite.]

Darmesteter, A, Cours de grammaire historique de la langue française. Première partie: Phonétique, publiée par les soins de M. Ernest Muret. In-18 jésus. XII-171 p. Paris, libr. Delagrave. (1891.)

Dictionnaire des mots réformés par la Société philologique française. In-8⁰, XVIII-16 p. Paris, Delagrave. 1 fr.

Gentsch, E., Über die Formen des Adverbiums der Gegenwart im Altprovenzalischen. Marburg. Dissertation. 58 S. 8⁰.

Godefroy, F. Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IX[e] au XV[e] siècle. Fascicule 68. (Sousterriné-Tant.) In-4⁰ à 3 col., pages 561 à 640. Paris, Bouillon.

Hatzfeld, A., A. Darmesteter, A. Thomas. Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVII[e] siècle jusqu'à nos jours. Fascicule 6. In-8⁰ à 2 col., pages 385 à 464. Paris, Delagrave.

Henri, A. Germanisme et romanisme. Essai sur les langues parlées en Belgique. Louvain VIII, 148 S. 8⁰. fr. 2.

Jörss, P. Ueber den Genuswechsel lateinischer Masculina und Feminina im Französischen. Progr. Ratzeburg. 32 S. 4⁰.

Mager, A. Syntaktische Untersuchungen zu Rabelais. Progr. Marburg. 27 S. 8⁰.

Mozin, Abbé, französisch-deutsches und deutsch-französisches kleines klassisches Wörterbuch. 4. Aufl. Umgearbeitet und bedeutend verm. v. Proff. Eugen Peschier, L. Gaille u. A. Besson. 2 Bde. gr. 8. (XIII, 534 S. m. 4 Tab. u. 984 S.) St., J. G. Cotta Nachf. Geb. in 1 Halbfrzbd. 7,50.

Paulet, L. H. Etude sur le substantif masculin „ais", les transformations et les mots dont il est simple ou transformé, la terminaison pure et caractéristique. Livraisons 1 et 2. In-8⁰, p. 1 à 98. Paris. lib. C. Klincksieck. [L'ouvrage entier comprendra 18 livraisons à 50 cent.]

Pourret, L. Nouveau Dictionnaire français; par L. Pourret. Nouvelle édition, augmentée: 1⁰ du tableau étymologique des racines étrangères et des mots français qui en dérivent; 2⁰ d'un recueil de 72 fig. synoptiques. In-12 à 2 col., VIII-950 p. avec fig. Paris, librairie Fouraut.

Rauschmaier, A. Ueber den figürlichen Gebrauch einiger Zahlen im Altfranzösischen. [In: Münchener Beiträge zur rom. und engl. Philologie, hrsgb. von H. Breymann III. Erlangen Deichert. M. 3.]

Theroulde, S[t]. H. Traité raisonné de la conjugaison française, avec des remarques sur les conjugaisons latine, italienne, allemande et grecque où l'on voit l'analogie de ces langues entre elles. In-8⁰. 327 p. Paris, Delagrave. 3 fr. 50.

Vising, J. Fransk Språklära. III. Syntax. Lund C. W. K. Gleerups Förlag. VIII, 281 S. 8⁰.

Wesemann, O. Ueber die Sprache der altprovenzalischen Handschrift

Acq. nouv. franç. No. 4138 der Bibliothèque Nationale zu Paris. Diss. Halle 1891. 43 S. 8⁰.

Crouslé, L. Eléments de versification française. Annexe à la Grammaire, cours supérieur. In-12, 82 p. Paris, Belin frères.

Augé, C. Premier Livre de grammaire. Grammaire enfantine. Livre du maître. In-12, 180 p. avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr.

Augé, C. Deuxième Livre de grammaire. Livre du maître. In-12, 396 p. avec 170 grav. Paris, impr. et libr. Larousse. 1 fr. 50.

Banderet, P. u. *Ph. Reinhard*, cours pratique de langue française à l'usage des écoles allemandes. [Abrégé des trois parties „Grammaire et lectures françaises".] 8. (VII, 160 S.) Bern 1891, Schmid, Francke & Co. kart. 1. 60.

Bayard, J. u. *M. Plate*, cours gradué de la langue allemande. II. Grammaire pratique. gr. 8. (VI, 285 S.) Dresden, L. Ehlermann.

Bechtel, Adf. u. *Paul Herzog*, Proff., französische Conversations-Grammatik für commercielle Lehranstalten. gr. 8. (XIV, 344 S.) Wien, Manz. Mk. 2.40; geb. in Leinw. 2.80.

Berens, Heinr., das Geschlecht der Hauptwörter im Französischen, in kurzen abschliessenden Regeln u. unter specieller Anführung sämmtlicher Ausnahmen erklärt und vollständig dargestellt. gr. 8. (57 S.) Haus Blumenthal, Post Wehr (Rheinland), Selbstverl. Mk. 0.60.

—, Tabellen zur Bestimmung d. Geschlechts der Hauptwörter im Französischen, nebst Geschlechtsregeln nach e. neuen System zum Gebrauche für Anfänger zusammengestellt. gr. 8. (15 S.) Ebd. Mk. 0.20 (wertlos).

Bierbaum, Prof. Dr. *Jul.* Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. 2. Tl. Mit e. Liederanh. 2. verb. Aufl. gr. 8. (VII. 127 S.) L. Rossberg geb. 1. 75.

Boerner, Gymn.-Oberlehr. Dr. *Otto*, die Hauptregeln der französischen Grammatik. Im Anschluss an das Lehrbuch der französischen Sprache für den Schulgebrauch bearb. gr. 8. (VIII, 144 S.) Leipzig, B. G. Teubner, geb. 1. 60.

—. Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. gr. 8. (XVI, 300 S.) Ebd. geb. 2. 40.

Brachet, A. et *J. Dussouchet*. Cours de grammaire française fondé sur l'histoire de la langue. „Théorie et Exercices". Cours moyen. Livre de l'élève. In-12, VIII-223 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr. 25.

Choiral, F. La Phonographie. Méthode phono-synthétique de lecture, d'écriture et d'orthographe; „Premier tableau." In-plano. Paris, Dentu.

—, La phonographie. Les Leçons de M, Durand. Deuxième Livre de lecture courante, à l'usage des classes élémentaires. In-18, VIII-132 p. Paris, Dentu.

Ehlers. Gymn.-Oberlehr. Dr. *Johs.*, französisches Kompendium. gr. 8. (VIII, 109 S.) Berlin, Friedberg & Mode.

Exercices sur chacune des parties de la grammaire élémentaire, à l'usage des écoles dirigées par les Fréres de l'instruction chrétienne de Saint-Gabriel; par Fʳᵉ M. S. B. Livre de l'élève. In-18 jésus, 156 p. Paris, Oudin et Cᵉ.

Fetter, J., la troisième et la quatrième année de grammaire française. gr. 8. (V, 52 S.) Wien, Bermann & Altmann.

Goué, E. L'Orthographe par l'image. Cours gradué de langue française destiné aux classes enfantines des écoles primaires. Livre de l'élève. In-12, 167 p. avec 350 grav. Paris, Larousse. 75 cent.

Grimblot, L. Jardin des racines françaises et Familles étymologiques de mots. Petit Dictionnaire en exercices, précédé d'une étude pratique des préfixes et suffixes, à l'usage des écoles normales, etc. Livre du maître. 2e édition, corrigée. In-12, 420 p. Paris, impr. et libr. Larousse. 2 fr.

Lassailly, Mlle M. A B C de l'orthographe, à l'usage des écoles maternelles et des classes enfantines. In-12, 72 pages avec grav. Paris, Larousse. 50 cent.

Lehrgang der französischen Sprache für die ersten Anfangsgründe des Unterrichts. (In 3 Tln.) 2. u. 3. Tl. gr. 8. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. [Inhalt: 2. Deutsche Uebungssätze. (74 S.) — 3. Französische Uebungssätze. (68 S.)] à —,50 (kplt. 1,60.)

Lhomme, F. et *E. Petit.* La Composition française aux examens du baccalauréat de l'enseignement secondaire moderne d'après les programmes de 1891, aux examens de l'enseignement secondaire des jeunes filles et aux concours d'Admission aux écoles spéciales. In-8⁰, XIV-503 p. Paris, lib. Nony et Ce.

Loewe, Dr. *Heinr.,* cours français. 1. partie. Einführung in die französische Sprache auf Grund seines Lesebuches La France et les Français. Unterstufe. gr. 8. (IV, 106.) Dessau, R. Kahle's Verl. —. 80, geb. 1. —.

Präparationen nebst Uebersetzung zu Plötz' Chrestomathie. Von e. Schulmann. 10 Sectionen in 8 Hftn. 32. (74, 156, 113, 64, 120, 87, 98 u. 75 S.) Düsseldorf, L. Schwann. à Hft. —. 50.

Kahn, Oberlehr. Dr. Vorschule zu dem Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Mädchenschulen und verwandte Anstalten. Vermittelnde Methode. gr. 8. (V, 65 S.) Leipzig, O. R. Reisland. —. 60.

Rengguer, F. Sujets de style. Livre de l'élève. 1re série. In-8⁰, 20 p. Nangis, imp. Ratel.

Richardot, P. Nouveaux sujets de composition française pour les élèves de onze à quatorze ans, les élèves de l'enseignement secondaire moderne et les élèves des classes de quatrième et de cinquième. Développements suivis de quatre-vingt-dix exercices nouveaux. In-12, VI, 279 p. Paris, Ch. Delagrave.

Schwartz, M., cours théorique et pratique de grammaire française. 2. partie. 12. (156 S.) Strassburg i. E., Treuttel & Würtz. kart. 1. 60

Wohlfahrt, Gymn.-Prof. Dr. *Thdr.,* französische Grammatik f. die bayerischen Gymnasien. 1. Tl.: Formenlehre m. syntakt. Anh. u. Uebungsbuch. gr. 8. (VII, 302 S.) München, Literar.-artist. Anstalt. geb. Mk. 3. —.

Allain, E. L'Œuvre scolaire de la Révolution (1789—1802). Etudes critiques et Documents inédits. In-8⁰, VIII-436 p. Paris, Firmin Didot et Ce.

Bourciez, L'enseignement français et l'enseignement supérieur des langues romanes. 8. S. Bordeaux, Ve Cadoret.

Denkschrift, betr. die geschichtliche Entwickelung der Revision der Lehrpläne und Prüfungsordnungen f. höhere Schulen, sowie Gesichtspunkte f. die vorgenommenen Aenderungen. gr. 8. (11 S.) —. 20.

Dorfeld, K. Beiträge zur Geschichte des französischen Unterrichts in Deutschland. (Beilage zum Programm des Grossherzogl. Gymnasiums in Giessen 1891/92). 19 S. 4⁰.

Flaschel, Ein Versuch mit der „neuen" Methode im französischen und englischen Anfangsunterricht. Programmabhandlung der Landwirtschaftsschule zu Brieg. 16 S. 8⁰.

Fleischmann, Dr. *Heinr.*, zur Reform des Gymnasialwesens. gr. 8. (32 S.) Wien, C. Konegen. —. 60.

Gollob, E. Zur Methodik des französischen Unterrichts in den ersten zwei Jahrgängen an Realschulen. Progr. Olmütz. 13 S. 8⁰.

Ohlert, A. Der Unterricht im Französischen. Eine Darstellung des Lehrgangs. Hannover. C. Meyer (G. Prior). 22 S. 8⁰.

E. Weber, Bemerkungen über den Anfangsunterricht im Französischen. Supplément au Programme des Cours du Collège Royal Français. (Exercice 1891-1892). Berlin 1892. 23 S. 4⁰.

Allais, Malherbe et la poésie française à la fin du XVIe siècle. Paris, Thorin. fr. 6.

Alheim, P. d'. Le Jargon jobelin de maistre François Villon I, les Ballades originales (texte, traduction et glossaire); II, les Ballades apocryphes; M. A. Vitu et l'Académie française. In-18, 144 p. Paris, lib. Savine.

Beaudouin, H. La Vie et les Œuvres de Jean-Jacques Rousseau. 2 vol. In-8⁰. T. 1er, x-588 p.; t. 2, 631 p. Paris, Lamulle et Poisson.

Benoit, C. Les Origines historiques du roman de Paul et Virginie, de Bernardin de Saint Pierre. In-8. Nancy, impr. Berger, Levrault et Cie. [Extrait des Annales de l'Est.]

Bijvanck, C. Un poète inconnu de la société de François Villon. Le grant Garde derrière, poème du XVe siècle, publié avec introduction, glose et index, suivi d'une ballade inédite de François Villon à sa dame. Paris, Champion.

Brunetière, F. Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française; (4e série: Alexandre Hardy, le Roman français au XVIIe siècle; Pascal, etc.) In-18 jésus, 391 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Brunetière, F. Histoire du théâtre français. Conférences du jeudi au théâtre national de l'Odéon. Les Epoques du théâtre français. „Première conférence : le Cid". In-18 jésus, 28 p. Paris, impr. Chamerot.

— — id. „2e conférence : le Menteur"; „3e conférence : Rodogune". 2 brochures in-18 jésus de 24 p. chacune.

— — id. 4e conférence : l'Ecole des femmes; 5e conférence : Andromaque. 2 brochures in-18 jésus de 23 p. chacune.

— — id. 6e conférence : Tartufe; 7e conférence : Phèdre. 2 brochures in 18 jésus de 23 et de 27 p.

— — id. 8e conférence : Autour de „Turcaret". In-18 jésus, 23 p.

— — id. 9e conférence. „Rhadamiste et Zénobie". In-18 jésus, 27 p.

— — id. 10e conférence : la Comédie de Marivaux, 23 p.; 11e conférence : Zaïre, 28 p.; 12e conférence : l'Evolution du drame bourgeois, 32 p.

— — id. 13e conférence : le Mariage de Figaro, 24 p.; 14e conférence : le Théâtre romantique, 32 p.

— — id. 15e et dernière conférence : „Scribe et Musset". In-18 jésus, 27 p.

Bourges, E. Quelques notes sur le théâtre de la cour à Fontainebleau (1747—1787). In-12, 83 p. Paris, lib. Lechevalier.

Cloetta, Wilh., Beiträge zur Litteraturgeschichte des Mittelalters u. der Renaissance. II. Die Anfänge der Renaissancetragödie. gr. 8. (X, 244 S.) Halle a. S., M. Niemeyer. 6. — (I. u. II. 10. —)

David-Sauvageot, A. Le Réalisme et le Naturalisme dans la littérature et dans l'art, In-18 jésus, IV-413 p. Paris 1890, C. Lévy; Libr. nouvelle. 3 fr. 50.

Denis, J. Essais sur la littérature morale et politique du XVIIe siècle. 41 S. 8⁰. Caen, Delesques. [Extrait des Mémoires de l'Académie nationale des sciences, arts et belles lettres de Caen.]

Duplessy, E. Victor Hugo apologiste. Abrégé du dogme et de la morale

catholique, extrait des œuvres de Victor Hugo. In-16, 214 p. Paris, lib. J. Leday et Ce.

Dupuy, A. Histoire de la littérature française au XVIIe siècle. Grand in-8, XIV-642 p. Paris. Leroux. 5 fr.

Faguet, E. Les Grands Maîtres du XVIIe siècle. Etudes littéraires et dramatiques. Nouvelle édition, revue, augmentée et ornée de portraits (reproductions du musée de Versailles). Grand in-8⁰, 319 p. Paris, librairie Lecène, Oudin et Ce.

Farges, L. Stendhal diplomate. Rome et l'Italie de 1829 à 1842, d'après sa correspondance officielle inédite. In-18 jésus, 299 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Franklin, A. La Vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Mœurs, Usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe siècle, d'après des documents originaux ou inédits. XI, 316 S. 18⁰. Paris, Plon, Nourit et Ce.

Frommel, G, Esquisses contemporaines (P. Loti, Amiel, Secrétan, Bourget, Schérer). Lausanne, Payot. fr. 3.50.

Gidel, Ch. Histoire de la Littérature française de 1815 à nos jours (2e partie). 12⁰. Paris, Lemerre. fr. 3.50.

Goncourt. Journal des Goncourt. Mémoires de la vie littéraire. 2e série. 3e volume. T. 6. (1878—1884.) In-18 jésus, VIII-357 p. Paris, Charpentier et Fasquelle. 3 fr. 50.

Gorde, D. C. Moralités, Sentences et Maximes des fables de La Fontaine. In-8⁰, 54 p. Aix, imp. Nicot.

Gouvenain, L. de. Le Théâtre à Dijon (1422—1790). In-4⁰. 175 p. Dijon, imp. Jobart. [Extrait du t. 11 des Mémoires de la commission des antiquités de la Côte-d'Or.)

Heinzel, Rich., üb. die französischen Gralromane. [Aus: „Denkschriften d. k. Akad. d. Wiss."] Imp.-4. (196 S.) Wien, F. Tempsky in Komm. 10. —.

Hémon, F. Cours de littérature, à l'usage des divers examens. VI: Corneille. In-12, 335 p. Paris, Delagrave. 1 fr. 50.

—, Cours de littérature, à l'usage des divers examens; par Félix Hémon, professeur de rhétorique au lycée Louis-le-Grand. VI: Molière. In-12, 455 p. Paris, Delagrave.

Joly, A. Etudes anglo-normandes. Gérold Le Gallois. Giraldus Cambrensis (suite et fin). In-8⁰, pages 69 à 228. Caen, Delesques.

Kabisch, O. Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné. 33 S. 4⁰. Programm des Luisenstädt. Gymnasiums zu Berlin.

Klitscher, Gust., die Fortsetzung zu Konrads v. Würzburg Trojanerkrieg u. ihr Verhältnis zum Original. Diss. gr. 8 (70 S.) Breslau, (L. Köhler). 1. —

La Harpe. Portraits littéraires du XVIIIe siècle. „Beaumarchais"; par La Harpe. In-8⁰, 36 p. Paris. Gautier. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent.]

Lamartine, A. de. A. de Lamartine par lui-même. (1790—1847.) In-18 jésus, II-425 p. Paris, Lemerre. [Bibliothèque contemporaine.] 3 fr. 50.

Lanson. Boileau. 1 vol. in-16, avec une photogravure. Paris, Hachette. fr. 2. [Collection des grands Ecrivains français.]

Larroumet, G. Etudes d'histoire et de critique dramatiques. In-16, II-331 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50 [Bibliothèque variée.]

Lemer, J. Balzac. Sa vie, son œuvre. Paris. Sauvaître. X, 350 S. fr. 3,50.

Lenient, C. La Poésie patriotique en France au moyen âge. In-18 jésus, XX-459 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Martin, Dupont. Etudes sur François Rabelais. In-8⁰. Montauban, imp. Forestié. 1891. [Extrait du Recueil de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Tarn et Garonne].

Meier, U. Über P. Corneille's Erstlingsdrama „Mélite" nebst einem Beitrag zum Leben Jean de Mairet's. Festschrift des Gymnasiums zu Schneeberg. Gärtner, Schneeberg. M. 1.50.

Meyer, F. Die Stände, ihr Leben und Treiben, dargestellt nach den altfranzösischen Artus- und Abenteuerromanen. Marburg, N. G. Elwert. 131 S. 8⁰. [Ausgaben und Abhandl. LXXXIX.] M. 3.50.

Morillot, P. Boileau. (Ce volume contient de nombreuses reproductions de la Bibliothèque nationale.) In-8⁰, 239 p. Paris, librairie Lecène, Oudin et Cᵉ. [Nouvelle collection des classiques français.]

Morf, H. Gil Blas. [In: Die Nation IX, S. 350-353].

Nivelet, F. Souvenirs historiques et Etude analytique sur Béranger et son œuvre. In-8⁰, 140 p. Paris, lib. Garnier frères.

Paléologue, M. Les Grands Ecrivains français. Alfred de Vigny. In-16, 154 p. et portrait. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr.

Prat, P. Histoire de la littérature. In-12, 308 p. Paris, Belin frères.

Prioleau, E. Molière, 270ᵉ anniversaire de sa naissance, conférence faite à l'Athénée de Bordeaux, le 15 janvier 1892. In-8⁰, 20 p. Bordeaux, Feret et fils. 50 c.

Rébelliau, A. Bossuet historien du protestantisme. Etude sur l'histoire des variations et sur la controverse entre les protestants et les catholiques au XVIIᵉ siècle. In-8⁰, XX-608 p. Paris, librairie Hachette et Cᵉ.

Reichel. C. Die mittelenglische Romanze Sir Fyrumbras und ihr Verhältnis zum altfranzösischen und provenzalischen Fierabras. Dissert. Breslau. 86 S. 8⁰.

Rigal, E. De l'établissement de la tragédie en France. [Extrait de la Revue d'art dramatique du 15 janvier 1892.] Paris, Impr. Noizette. 28 S. 8⁰.

Rossi, A. Rabelais écrivain militaire. In-18 jésus, 154 p. Paris, Charles-Lavauzelle. 2 fr. 50.

Taine, H. Les Origines de la France contemporaine. La Révolution. T. 3 : le Gouvernement révolutionnaire. 12ᵉ *édition*. In-8⁰, IV-650 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 7 fr. 50.

Tavernier, E. La Vie littéraire en province. Une vocation. In-15. 80 p. Besançon, imp. Bossanne.

Varnhagen, Herm. Passio Sanctae Catherinae Alexandrinae metrica, e duobus libris manuscriptis ed. gr. 4. 25 S. Erlangen, Th. Blaesing.

Weigand, Wilh. Essays. [Voltaire. — Rousseau. — Taine und Saint Beuve. — Zur Psychologie der Décadence. — Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts.] Gr. 8. 323 S. München, C. Merhoff.

Aucassin et Nicolette Chantefable (trois actes et trois tableaux, en vers); par Léon Riffard, In-8⁰, 68 p. Meulan, imprimerie Masson.

Bibliotheca normannica. Denkmäler normann. Literatur und Sprache, herausgegeben von Herm. Suchier. IV. gr. 8. Halle a/S., M. Niemeyer. Inhalt: Eneas. Texte critique, publié par Dr. Jacques Salverda de Grave. (VIII. LXXIX. 465 S.)

Bibliothek, romanische, herausgegeben von Prof. Dr. Wendelin Foerster. VIII. 8. Halle a/S., M. Niemeyer. — VIII. Bertran von Born, herausgegeben von Alb. Stimming. (VIII. 247 S.) 1892. n. 4.

Dammann, Osc. Die allegorische Canzone d. Guirant de Calonso: „A leis cui am de core de saber" und ihre Deutung. Gr. 8. 87 S. Breslau, W. Koebner.

Deschamps, E. Ballades historiques; par Eustache Deschamps. In-8ᵉ, 36 p. Paris, lib. Gautier. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent.]

Pisan, C. de. Œuvres poétiques de Christine de Pisan. Publiées par Maurice Roy. T. 2. (L'Epître au dieu d'amours; le Dit de la rose; le Débat de deux amants; le Livre des trois jugements; le Dit de Poissy; le Dit de la pastoure; Epître à Eustache Morel.) In-8⁰, XXIV-320 p. Paris. libr. Firmin-Didot et Cᵉ. [Publication de la Société des anciens textes français.]

Poésies hébraïco provençales du rituel israélite comtadin. Traduites et transcrites par S. M. dom Pedro II. d'Alcantara, empereur du Brésil. In-16, XIV, 61 p. Avignon, Seguin frères.

Robert v. Blois, sämtliche Werke. Zum 1. Male herausgegeben von Prof. Dr. Jac. Ulrich. 2 Bd. gr. 8. Berlin, Mayer & Müller. Inhalt: Floris und Liriopé. Ein altfranzös. Roman d. XIII. Jahrh. R.'s v. B. zusammen m. der Chanson d'Amors und den lyr. Gedichten. Nach den beiden Haupthandschriften herausgegeben. (V, 150 S.)

Roland, Chanson de, esperimento di traduzione dal verso 1049 al verso 1437 di Manfredo Vanni. Pitigliano. 29 p. 8⁰.

Le Roman de Thèbes, publié d'après tous les manuscrits; par Léopold Constans. 2 vol. In-8⁰. T. 1ᵉʳ, 517 p.; t. 2, CLXIX-408 p. Paris, Firmin-Didot et Cᵉ. 1890.

The *Song of Dermot* and the Earl. An Old French Poem on the Invasion of Ireland. Ed. by Goddard H. Orpen. Oxford, Clarendon Press.

Aubigné, A. d'. Oeuvres complètes, publiés pour la première fois d'après les manuscrits orginaux, par E. Reaume et de Caussade. V. Paris, Lemerre. fr. 10.

Balzac, H. de. Œuvres complètes de H. de Balzac. La Maison du Chat qui pelote; le Bal de Sceaux; la Bourse; la Vendetta. In-18 jésus, 327 p. Paris, C. Lévy. 1 fr.

— — id. Le Médecin de campagne. In-18 jésus, 317 p.

— — id. Le Curé de village. In-18 jésus, 339 p.

— — id. L'Illustre Gaudissart: la Muse du département. 291 p.

— — id. Scènes de la vie privée: Modeste Mignon. In-18 jésus, 350 p.

— — id. Scènes de la vie parisienne: Histoire des Treize: Ferragus; la Duchesse de Langeais; la Fille aux yeux d'or. In-18 jésus, 459 p. Paris, C. Lévy. 1 fr.

— — id. Le Chef-d'œuvre inconnu; les Marassa; Maître Cernélius. In-18 jésus, 291 p.

Baudelaire, C. Œuvres complètes de Ch. Baudelaire. Nouvelles histoires extraordinaires. (Traduit d'Edgar Poë.) Petit in-12, 489 p. Paris, Lemerre. 6 fr.

Bertaut, Oeuvres poétiques, publiées d'après l'édition de 1620 par Ad. Chenevière. Paris, Plon et Nourrit. LXIV, 557 S. 16⁰. fr. 6.

Chénier, A. Poésie et Prose; par André Chénier. In-8⁰, 36 p. Paris, Gautier. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent.]

Coppée, Novellen von François Coppée. Aus dem Französ. von L. Feil. [Meyer's Volksbücher. No. 912. 913.] Leipzig, Bibliogr. Institut.

Corneille. Cinna tragédie; par Corneille. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Écrivains de la France, avec des notices, une analyse et des notes grammaticales, historiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. Petit in-16, 159 p. Paris, librairie Hachette et Cᵉ. 1 fr. [Classiques français.]

Corneille, P. Le Cid, tragédie; par P. Corneille. Novelle édition, conforme au dernier texte revuc par Corneille, avec toutes les variantes, une notice sur la pièce, un commentaire historique, philologique et littéraire,

et l'analyse du drame de Guillem de Castro, „la Jeunesse du Cid", par Gustave Larroumet. In-12, 167 p. Paris, Garnier frères.

Darmesteter, A. et A. Hatzfeld. Morceaux choisis des principaux écrivains en prose et en vers du XVIe siècle. 5e édition, revue et corrigée. In-12, VII-384 p. Paris, Delagrave.

Feuillet, O. Théâtre complet d'Octave Feuillet, de l'Académie française. T. 1er. (Un bourgeois de Rome; le Pour et le Contre; la Crise; Péril en la demeure; le Village; la Fée; le Roman d'un jeune homme pauvre.) In-18 jésus, 479 p. Paris, C. Lévy; Libr. nouvelle. 3 fr. 50.

Florian. Fables de Florian. Précédées d'une étude sur la fable, suivies de Ruth et de Tobie, et accompagnées de notes par E. Geruzez. Petit in-16, XVI-144 p. avec vignettes. Paris, lib. Hachette et Ce. 75 cent.

Gasté, A. Petite Anthologie viroise, ou Recueil de morceaux extraits des œuvres des poètes virois depuis le XVe siècle jusqu'à nos jours, avec introduction, notices biographiques et notes. In-8^0, 131 p. Caen, impr. Le Boyteux.

Gautier, T. Le Capitaine Fracasse; par Théophile Gautier. Edition artistique, avec 60 grandes compositions de Gustave Doré, gravées sur bois et tirées en planches hors texte. Séries à 3. In-8^0, p. 1 à 48. Paris, G. Charpentier et E. Fasquelle. [L'ouvrage paraîtra en 31 séries à 50 cent. La 1re série est exceptionnellement vendue 10 cent.]

Gautier, T. Œuvres de Théophile Gautier. Mademoiselle de Maupin. 2 vol. Petit in-12. T. 1er, 307 p.; t. 2, 313 p. Paris, impr. et libr. Lemerre. 10 fr. [Petite Bibliothèque littéraire.]

Hugo, V. Œuvres complètes de Victor Hugo. Édition définitive, d'après les manuscrits originaux. Roman. L'Homme qui rit. T. 2. in-16, 264 p. Paris, libr. Hetzel et Ce. 2 fr.

— — id. Poésie. „Le Pape; la Pitié suprême." In-18 jésus, 168 p.

— — id. Œuvres complètes de Victor Hugo. Édition nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Roman. (Les Misérables. V : Jean Valjean.) T. 9. Fascicule 4. 5. Petit in-4^0, pages 305 à 416. Paris, Testard.

— — id. Roman. (Les Travailleurs de la mer. I.) T. 10. Fascicules 1, 2. Petit in-4^0, p. 1 à 176. Paris, Testard.

La Fontaine, J. de. Œuvres de J. de La Fontaine. Nouvelle édition, revue sur les plus anciennes impressions et les autographes, et augmentée de variantes, de notices, de notes, d'un lexique des mots et locutions remarquables, de portraits, de fac-similés, etc.; par M. Henri Regnier. T. 8. In-8^0, II-517 p. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50. [Les Grands Écrivains de la France. Nouvelles éditions publiées sous la direction de M. Ad. Regnier.]

La Fontaine. Fables de La Fontaine. Publiées par D. Jouaust. Avec une préface de Paul Lacroix. 2 vol. In-16. T. 1er, XXXVII-247 p.; t. 2, 312 p. Paris, imp. Jouaust; lib. Flammarion. 6 fr.

Lamartine, A. de. Nouvelles méditations poétiques, avec commentaires; par A. de Lamartine. (Le Dernier Chant du pèlerinage d'Harold; Chant du sacre.) In-16, VII-381 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Molière. Le Malade imaginaire, comédie; par Molière. In-18, 114 p. Paris, Delalain frères. 75 cent.

— — id. Les Précieuses ridicules, comédie; par Molière. In-18, 44 p. Paris, impr. et libr. Delalain frères. 60 cent.

— — id. Les Œuvres de J. B. P. Molière, accompagnées d'une vie de Molière, de variantes, d'un commentaire et d'un glossaire par Anatole France. T. 4. In-8^0, 421 p. Paris, Lemerre. 10 fr. [Classiques français. Collection Lemerre.]

Montesquieu. Der Geist der Gesetze, mit Anmerkungen von Voltaire, Crévier, Mably, La Harpe u. A., übersetzt von A. Fortmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Mk. 5.

Ohnet, G. Œuvres complètes de Georges Ohnet. Les Batailles de la vie. Le Maître de forges. Avec 10 eaux-fortes de Paul Avril. In-8⁰, 359 p. Paris, Ollendorff.

Racine. Les Plaideurs, comédie; par Racine. In-18, 50 p. Paris, Delalain frères. 60 cent.

— — id. Andromaque, tragédie; par J. Racine. Edition classique, avec introduction et notes par Th. Trouillet. In-18, VIII-64 p. Paris, Delalain frères. 40 cent.

— — id. Esther, tragédie; par J. Racine. Edition classique, avec introduction et notes par Th. Trouillet. In-18, X-72 p. Paris, Delalain frères. 40 cent.

Rousseau, J. J. Emile, ou De l'éducation; par J. J. Rousseau. Livre 2. Nouvelle édition, précédée d'une notice sur la vie et les écrits de J. J. Rousseau, et accompagnée de notes historiques et littéraires, par M. J. Labbé. In-12, XXXIV-172 p. Paris, Belin frères.

Saint-Simon, de. Mémoires de Saint-Simon. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au journal de Dangeau et de notes et appendices par A. de Boislisle. et suivie d'un lexique des mots et locutions remarquables. T. 8. In-8⁰, 721 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 7 fr. 50.

Scribe, E. Œuvres complètes d'Eugène Scribe, de l'Académie française. Haÿdée, ou le Secret, opéra-comique en trois actes. Musique de M. Auber. Grand in-8⁰, 42 p. Paris, E. Dentu. 1 fr.

Sévigné, Mᵐᵉ de. Lettres choisies de Mᵐᵉ de Sévignée. Nouvelle édition, collationnée sur les meilleus textes, précédée d'une notice sur Mᵐᵉ de Sévigné, et accompagnée de notes historiques et littéraires, par M. J. Labbé. In-12, XV-449 p. Paris, Belin frères.

Theuriet, A. Œuvres d'André Theuriet. La Maison des deux Barbeaux; Toute seule. Petit in-12, 327 p. Paris, Lemerre. 6 fr. [Petite Bibliothéque littéraire.]

Boileau Despréaux, Nic. l'art poétique, e. Lehrgedicht in 4 Gesängen. Zum Schul- und Privatgebrauche mit Noten versehen v. Wilh. Ulrich. 16. II, 58 S. L. A. Neumann's Verl.

Defodon, C. Choix de fables de La Fontaine, Florian et autres auteurs, avec des notices biographiques et des notes explicatives, à l'usage des écoles primaires. Nouvelle édition, refondue, illustrée par Gustave Doré et Wogel. In-16, 160 p. Paris, lib. Hachette et Cᵉ. 60 cent.

Da Costa, G. et *M. Roë.* Nouveau Livre de lectures courantes, à l'usage de l'enseignement primaire. 2 vol. In-12. Cours élémentaire (sept à neuf ans), 160 p. avec vign.; cours moyen et supérieur (neuf à quatorze ans), 224 p. avec vign. et portraits. Paris, May et Motteroz.

Fallex, E. et *J. Poiret.* Cours complet de morceaux choisis des auteurs français (prose et poésie.) Enseignement secondaire. Classe de septième. In-18 jésus, 180 p. Paris, Delagrave.

— — id. Classe de huitième. In-18 jésus, 144 p. Paris, Delagrave.

— — id. Enseignement secondaire. Classe de neuvième. In-18 jésus, VIII-136 p. Paris, Delagrave.

Fénelon. Les Aventures de Télémaque; par Fénelon. Suivies des Aventures d'Aristonoüs, par Fénelon. Avec introduction, notes et appréciations littéraires par M. S. Bernage. 2ᵉ édition. In-12, XX-474 p. Paris,

impr. et libr. Delalain frères. 2 fr. [Enseignement secondaire moderne et enseignement supérieur.]

Feugère, L. Morceaux choisis des prosateurs et poètes français des XVIIe et XVIIIe siècles, à l'usage des classes supérieures, recueillis et annotés et précédés d'une introduction sur la poésie au moyen âge et au XVIe siècle. Chefs-d'œuvre de poésie. 27e édition. In-12, XVIII-424 p. Paris, Delalain frères. 3 fr.

Günther, Rekt. Dr. Französische Gespräche für den Schulgebrauch. gr. 8. III. 81 S. Danzig, A. W. Kafemann.

Güth, A. und *Ed. Muret,* Proff. DD. Französisches Lesebuch in 3 Stufen. Obere Stufe. 3. Aufl. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Ed. Muret. gr. 8. VIII, 280 S. Berlin, L. Simon, geb. 2.25.

La Fontaine. Fables de La Fontaine, précédées de la vie d'Esope, avec une introduction et des notes à l'usage des écoles élémentaires par Charles Defodon. In-18, XXXVI-291 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

Lebaigue, C. Morceaux choisis de littérature française (prose et poésie), avec notices biographiques et littéraires. 5e édition, précédée d'extraits des auteurs du XIe au XVIe siècle. In-12, CXIV-592 p. Paris, libr. Belin frères. [Enseignement secondaire classique et enseignement secondaire moderne.]

Lebaigue, C. Morceaux choisis d'auteurs français (prose et poésie). Lectures expliquées. 6e édition. In-12, 144 p. Paris, Belin fréres. [Enseignement secondaire classique.]

Marcou, F. L. Morceaux choisis des classiques français (XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe sièles], à l'usage des classes de sixième, cinquième et quatrième. Prosateurs. (Programme du 28 janvier 1890.) 7e édition. In-12, VIII-456 p. Paris, Garnier frères.

Miguet, Mme et *M.* Cinq cents proverbes français, avec notice explicative; par Mme et M. Miguet. In-12, 67 p. Grenoble, imp. Berger et Peyraud.

Moltke. Maréchal comte de, la guerre de 1870. Édition française par Prof. E. Jaeglé. Für den Schulgebrauch im Auszuge herausgegeben von Dr. W. Kasten. I. Mit 2 Karten u. e. Wörterbuche. 12. (VII, 76 und 14 S.) Hannover, C. Meyer.

Parigot, H. Diderot. Lectures choisies. In-18 jésus, XLIX-286 p. avec portrait. Paris, libr. Lecène, Oudin et Ce.

Prosateurs français, m. Anmerkungen zum Schulgebrauch. 86., 88—90. Lfg. 12. Bielefeld. Velhagen & Klasing. kart. — Inhalt: 86. Le roman d'un jeune homme pauvre par Octave Feuillet. Im Auszuge herausgegeben von Direktor Alb. Benecke. (VII, 131 und Anhang 37 S.) — 90. — 88. Procès et mort de Louis XVI par Lamartine. Im Auszuge aus histoire des Girondins. Herausgegeben von Oberlehrer Paul Voelkel. (XII, 130 und Anhang 40 S.) n. 1. — 89. Le siège de Paris. Par Francisque Sarcey. Im Auszuge herausgegeben von Gymnasial-Lehrer Dr. Arnold Krause. Mit einer Übersichtskarte. (VII, 114 und Anhang 49 S.) 1,—. — 90. Recueil de contes et récits pour la jeunesse. 1. Bändchen: La pièce de cent sous, par Mme de Bawr. — L'aveugle de Clermont, par Mme Foa. — Le cousin, par Émile Souvestre. Für Mittelklassen herausgegeben von Direktor Dr. J. Wychgram. (IV, 129 S.) — 60.

— —. Ausgabe A. mit Anmerkungen zum Schulgebrauch unter dem Text, Ausgabe B. Text und Anmerkungen getrennt. 11., 28., 38., 43., 51., 65. und 70. Lieferung. 12. Bielefeld, Velhagen & Klasing, kart. — Inhalt: 11. Le lépreux de la cité d'Aoste. — Les prisonniers du Caucase par Xavier Maistre. Herausgegeben von Schulinspektor Frdr. d'Hargues. (84 S.) — 28. Précis de l'histoire moderne par J.

Michelet. (In 2 Teilen.) In Auszügen herausgegeben von Realsch.-Oberlehrer C. Th. Lion. 1 T. (116 S.) — 38. Aventures de Télémaque par Fénelon. (In 3 Teilen.) In Auszügen herausgegeben von Gymn.-Prof. Dr. G. Jaep. 3. T. (180 S.) — 43. Voyage au centre de la terre par Jules Verne. In Auszügen herausgegeben von Oberrealschul-Lehrer G. Opitz. (224 S.) — 51. Zwei Erzählungen aus Les derniers paysans par Émile Souvestre. Herausgegeben von Gymnasiallehrer Dr. O. Hallbauer. Ausgabe A. (120 S.) — 65. Discours choisis de Mirabeau. Herausgegeben von Oberlehrer Dr. Emil Grube. (X, 163 S.) Ausgabe A. — 70. Histoire d'Alexandre le Grand par Charles Rollin. Herausgegeben von Gymnasialoberlehrer Dr. Gerh. Franz. Ausgabe A. (175 S.)

Racine. Athalie, tragédie; par Racine. Précédée d'une étude et accompagnée de notes historiques, grammaticales et littéraires, par E. Anthoine, à l'usage des classes d'enseignement secondaire et des candidats au brevet supérieur. In-12, XXXV-100 p. Paris, libr. Hachete et C[e]. 1 fr. 25.

Racine. Britannicus, tragédie; par Racine. Précédée d'une étude et accompagnée de notes historiques, grammaticales et littéraires, par E. Anthoine, à l'usage des classes d'enseignement secondaire de jeunes filles et des candidats au brevet supérieur. In-12, XL-103 p. Paris, lib. Hachette et C[e]. 1 fr. 25.

Schulbibliothek, französische und englische, hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Serie A. Prosa. 59. Bd. gr. 8. Leipzig, Renger. Inhalt: Le siège de Paris. Impressions et souvenirs v. Francisque Sarcey. Auswahl. Mit 1 Karte der Umgegend v. Paris. Erklärt von U. Cosack. (IX, 142 S.)

— — id. Serie B: Poesie. 19. Bd. 8. Ebd. Inhalt: L'avare. Comédie par Molière. Erklärt von W. Mangold. (XX, 87 S.)

— — Serie C. Für Mädchenschulen. Prosa und Poesie. 1. Bd. 12. Ebd. 1892. Inhalt: Le petit paresseux. — Premier voyage du petit Louis. D'après Mme de Witt, née Guizot. — Histoire d'une petite fille heureuse. Par Mme Bersier. Bearb. v. M. Mühry. (65 S.)

Théâtre français. Ausg. A. m. Anmerkungen zum Schulgebrauch unter dem Text, Ausg. B. Text u. Anmerkungen getrennt. II. Folge. 4. Lfg., XII. Folge. 5 Lfg. u. XVII. Folge. 1. Lfg. 12. Bielefeld, Velhagen & Klasing. kart. Inhalt: II, 4. L'abbé de l'épée. Comédie historique par J. N. Bouilly. Hrsg. v. Realgymn.-Oberl. Dr. O. Schulze. (112 S.) — 60. — VIII, 10. Phèdre. Tragédie en vers. Par J. Racine. Hrsg. v. Oberschulr. Prof. Dr. Chr. Rauch. Ausg. A. (116 S.) — 60. — XII, 5. Zaïre. Tragédie en vers par Voltaire. Hrsg. v. Prof. Dir. Dr. S. Waetzold u. Dir. Alb. Benecke. Ausg. B. (XXX, 72 u. 24 S.) — 60. — XVII. 1. Polyeucte. Tragédie par P. Corneille. Hrsg. v. Gymn.-Oberl. Dr. Wilh. Mangold. Ausg. A. (144 S.) — 60.

Ulrich, W. L'Art poétique. Ein Lehrgedicht in vier Gesängen von Nicolas Boileau Despréaux. Zum Schul- und Privatgebrauch mit Noten versehen. Leipzig, August Neumann's Verl. (Fr. Lucas). M. 0.60.

Bigarne, C. Patois et Locutions du pays de Beaune, Contes et Légendes; Chants populaires (paroles et musique). In-8⁰, XX, 273 p. Beaune, imp. Batault. 1891.

Doutrepont, G. Tableau et théorie de la Conjugaison dans le wallon liégeois. Liége, imp. H. Vaillant-Carmanne. 1891. 124 S. 8⁰. [Extrait du Bulletin de la Société liégeoise de littérature wallonne, t. XIX.]

Fertiault, F. Dictionnaire du langage populaire Verdune-Châlonnais (Saone-et-Loire). Première livraison. Paris, Bouillon. fr. 2.50.

Loje, Piàre de la. Glossaire du Bas-Bêri (Indre.) Fasc. 1. Paris, Bouillon. In-4.

Mélanges wallons. Liége, H. Vaillant. Carmanne. VIII, 124 S. [Sommaire. A. Bovy. Phonétique comparée des patois de Jehay-Bodegnée et de Hannut. — G. Doutrepont et J. Haust. Les parles du Nord et du Sud-Est de la province de Liége. — A. Doutrepont. Formes variées de quelques mots wallons. — A. Gittée. A propos d'un jeu wallon. — J. Simon. Les limites du picard et du wallon en Belgique et la question des dialectes. — C. Boclinville. Les limites du wallon en Belgique. — E. Monseur. A propos d'un usage wallon.]

Almanac patoues de l'Ariejo per l'annado bissextilo 1892. (Segundo annado.) Costo soulomont tres sous, quinze centimos! Aquo per res. (Prumie milo.) In-16, 64 p. Foix, Gadrat aîne.

Armanat garounenc per 1892. Manegat des felibres de l'escolo de Jansemin d'Agen et la rédaciou del calél. In-16, 64 p. Villeneuve-sur-Lot, imprimerie Ve Chabrié et fils. Costo 10 sos.

Armana prouvençau pèr lou bel an de Diéu 1892, adouba e publica de la man di felibre joio, soulas e passo-tèms de tout lou pople dóu miejour an trento-vuechen dóu felibrige. Grand in-16, 114 p. et portrait. Avignon, imprim. Seguin frères; libr. Roumanille. Paris, Thorin; Taride; Martin; Marpon et Flammarion.

Bouvet, E. Lou Femelan. In-16. 119 p. Avignon, Pau Bernaud et Ce. (1891.)

Cacho-Fiò, lou. Armana prouvençau per lou bel an 1892. Gai, courous, agradieu atrença pèr uno tiero felibrenco. In-16, 112 p. Carpentras, imprim. Tourrete; Encò Brun. Avignoun, Encò Durand. 10 sou.

Desrousseaux. Chansons et Pasquilles lilloises; (Légende de saint Christophe, pasquille; l'Homme-Cat, pasquille; Bertine, pasquille.) In-18 jésus, 8 p. Lille, imprimerie Danel. [Livraisons à 15 centimes.]

— — id. Chansons et Pasquilles lilloises; (Le Mariage de l'Amour, pasquille; Chut! chut!!! pasquille; Une fermière compatissante, pasquille.) In-18 jésus. 8 p. Lille, imp. Danel. [Livraisons à 15 cent.]

Duc, L. Li Sèt Rai de moun Estello, pouësìo de Lucian Duc, mèstre en gai sabé dóu Felibrige. Emé la traducioun en vers francés per Amable Dubrac. In-8^0, 78 p. 1 Lilas de Paris, estamparié felibrenco de L. Duc.

Gautier, Mme J. Brut de canèu, pouësio. Em' uno prefàci de Frederi Mistral. In-16, 136 p. avec vignettes. Marseille, imp. du journal franco-provençal „la Cornemuse". 3 fr.

Leroy, C. Oune excepcheune, monologue comique. In-18 jésus, 8 p. Asnières, imprim. Chevallier. Paris, Lib. théâtrale. 50 cent.

Lou Galel, journal patois per paressé lou prumiè et lou quinzé de cado mès. 1re année. N° 1. 1er janvier 1892. In-4^0 à 3 col., 4 p. Billonèbo-sur-Lot, impr. Leyguos. Agen, cours Victor-Hugo (pavillon central). Abonnement annuel : 5 fr. Un numéro 2 sous.

Martin, C. Troues de proso. In-8^0, 57 p. Aix, imp. Nicot.

Mount-Peliè, poésie languedocienne (6e centenaire de l'Université), accompagnée d'une version française; par Antoine Roux. In-8^0, 11 p. Montpellier, imp. Hamelin frères. [Extrait du Félibrige latin (1891).]

Oun Tal. Oun poc da tout; par Oun Tal. (Lou Moutou, la Cábre y lou Porc al Canigou; lou Parpalloulet lou gat dal Sabatè, etc.) In-8^0, 19 p. Perpignan, imp. Latrobe. 50 cent.

Saviè de Fourviero. La Creacioun dou mounde, counferènci biblico dounado a Marsiho, dins la glèiso de Sant-Laurèns, et ounourado d'uno letro

de mounsegne l'evesque. (Traduction francéso en regard.) T. proumié. In-8⁰, 322 p. Avignon. Aubanel frères.

Andrews, J. B. Contes ligures. Traditions de la rivière, recueillies entre Menton et Gênes. Avec notes et index. Petit in-18, IV-359 p. Paris, E. Leroux. 5 fr. [Collection de contes et chansons populaires.]

Benaut, L. A. Histoire populaire de Compiègne et de son arrondissement. In-16, XVI-312 p. Compiègne, Leroy-Joly. (1890.)

Berquin, le, de l'enfance. Contes choisis pour les enfants. Grand in-8⁰, 160 p. et gravure. Limoges, E. Ardant et Cᵉ.

Blanlœil, A. Récits bretons. In 8⁰, 383 p. Paris et Lyon, lib. Delhomme et Briguet.

Bouilly, J. N. Contes populaires. Edition revue. In-8⁰, 192 p. avec gravure. Limoges, E. Ardant et Cᵉ.

Chansons populaires de la France. Ed. with Introduction and Notes by Th. Fr. Crane. New-York and London, G. P. Putnam's Sons. Knickerbocker Nuggets vol. XXXII—XXXIX, 282 S. 8⁰. Doll. 1,50.

Chapuis. E. Trois légendes jurassiennes. In-32, 31 p. Paris, Lamulle et Poisson.

Dardy, L. Anthologie populaire de l'Albret (sudouest de l'Agenais, ou Gascogne landaise). II: Contes populaires. In-18 jésus, 425 p. Agen, imp. Vᵉ Lenthéric; lib. Michel et Médan.

Doncieux, G. La Pernette, origine, histoire et restitution critique d'une chanson populaire romane. 52 S. 8⁰. Paris.

Gevin-Cassal, Mᵐᵉ O. Souvenirs du Sundgau. Récits de la Haute-Alsace. 2ᵉ édition. In-18 jésus, 322 p. Poitiers. Paris, libr. Lecène, Oudin et Cᵉ. [Nouvelle Bibliothèque variée. Romans, nouvelles, théâtre.]

Hervé de Rauville. L'Ile-de-France légendaire. (Trois légendes de L'Ile-de-France: les Robinsons de l'Ile do Cirne; Leguat; Légende de Sacalavou; Bernardin de Saint-Pierre et „Paul et Virginie“. In-18 jésus, XXXII-288 p. Paris, lib. Challamel et Cᵉ. (1889.)

Moreau, H. Petits contes en prose (le Gui de chêne; la Souris blanche; les Petits Souliers; Thérèse Sureau); par Hégésippe Moreau. Illustré d'un portrait et de douze compositions par Félix Oudart. In-8⁰, IX-87 p. Paris, Rouquette.

Schuré, E. Les Grandes Légendes de France. (Les Légendes de l'Alsace; la Grande-Chartreuse; le Mont-Saint-Michel et son histoire; les Légendes de la Bretagne et le génie celtique.) In-16. IV-305 p. Paris, Perrin et Cᵉ.

Valplane, J. Récits bas-alpins (le Diable de Mélan; le Gigot du mercredi des cendres; le Papillon). Grand in-16, 38 p. avec grav. Paris, Magasin littéraire, 11, rue Paul Louis Courier.

Referate und Rezensionen.

Le Magasin littéraire. *Revue mensuelle illustrée.* Directeur: J. Henry. Secrétaire de la rédaction: Pr. Jullien. Paris, Rue Paul Louis Courier 11. 1ère année, 1891.

Das vorliegende Magazin hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Lesern eine unanstössige, aber dennoch fesselnde Lektüre und Bekanntschaft mit den bedeutendsten gegenwärtigen französischen Schriftstellern zu billigem Preise zu verschaffen. Jeden Monat (bei grösserer Abonnentenzahl soll es alle vierzehn Tage geschehen) erhält man ein Heft, das je sechs von einander unabhängige Druckbogen in Klein-Oktav umfasst, die in den folgenden Monaten einzeln fortgesetzt werden und, richtig angeordnet, am Schluss des Jahres sechs getrennt paginierte Bände ergeben mit besonderen Titeln und Inhaltsverzeichnissen und mit verschiedenartigem Inhalt. Die beiden ersten Bände enthalten ausgewählte Erzählungen der bekanntesten französischen Schriftsteller, teils kleinere Novellen, teils geschickt ausgeschnittene und ein zusammenhängendes Ganze gebende Auszüge aus umfangreicheren Werken; der dritte Band enthält Theaterstücke; der vierte Band ausländische Novellen in geschmackvollen französischen Übersetzungen; der fünfte litterarische Skizzen und Biographien berühmter französischer Schriftsteller; der sechste endlich zum ersten Male veröffentlichte französische Novellen. In ihm soll jüngeren Talenten eine Stätte für ihre Schriftleistungen gewährt werden. Alles, was den Ausländer, insbesondere auch den Deutschen verletzen könnte, ist streng vermieden. Jeder Band zählt etwa 200 Seiten in trefflicher Ausstattung; der Text ist mit Holzschnitten in französischer Manier geschmückt; jedes Exemplar ist numerirt und mit dem Namen des Subskribenten versehen. Das Jahresabonnement für das Magazin (also sämtliche sechs Bände) beträgt ausserhalb Frankreichs 15 frs.

(= 12 Mk), so dass der Band auf 2 Mark zu stehen kommt. Nach den gewöhnlichen Buchhändlerpreisen würde der Band 3 oder $3^1/_2$ Mk, der ganze Jahrgang also etwa 20 Mk kosten. Das Magazin hält seine Leser somit nicht nur auf dem Laufenden über die wichtigeren Erscheinungen der neueren französischen Litteratur, aus der es Proben gibt, und befreit den Abonnenten von der Mühe, sich selbst aus der Spreu der neueren französischen litterarischen Erscheinungen den Weizen herauszusuchen, es bildet zugleich auch einen wirklichen Schmuck jeder Familienbibliothek und gewährt ausserdem eine nicht unerhebliche Ersparnis.

Vor uns liegt der in pünktlichen Monatslieferungen ausgegebene, vollendete erste Jahrgang (1891). Die Vorführung seines Inhalts wird eine selbständige Beurteilung des Unternehmens ermöglichen.

Bd. I *(Contes choisis)* enthält *Les Étoiles* (S. 1—12), eine Hirtenidylle A. Daudet's, von der mir der Herausgeber angibt, sie sei dem *Robert Helmont* dieses Verfassers entnommen, also der bekannten patriotischen Icherzählung, zu deren Abfassung Daudet durch die Ereignisse des letzten Krieges veranlasst wurde. Ich vermag die im Magazin abgedruckte Episode aber in der mir allein zur Verfügung stehenden Ausgabe des *Helmont* (in der *Collection Guillaume,* Dentu 1891) nicht zu finden, und meine Bücherschätze gestatten mir keine weitere Nachforschung. Nach Henry's Ansicht ist die fragliche Idylle ursprünglich selbständig entstanden, und dann erst hat sie der Verfasser, um sie unterzubringen, einer umfangreicheren Erzählung eingeflochten. Es folgen *La Peur,* eine phantastische Erzählung, Guy de Maupassant's Novellensammlung *Mlle Fifi* entnommen; die Erzählung François Coppée's *Le Remplaçant,* von einem edelmütigen Sträfling handelnd, der, aus der Haft entlassen, an einem Maurergesellen einen ersten Freund findet, und, als dieser einen Diebstahl begangen, sich für ihn opfert; Ferd. Fabre's *École buissonnière*, eine Jugenderinnerung, aus der heut unfindbaren Novellensammlung *Histoires de toutes les couleurs; Les deux Saints,* eine niedliche Dorfgeschichte J. Lemaître's, aus dessen *Serenus;* Catulle Mendès' *Puck dans l'orgue,* eine Phantasie aus desselben *Pour lire au Couvent;* von Villiers de l'Isle Adam *Impatience de la foule,* die Erzählung von dem Untergange eines Spartiaten, der, die Siegesnachricht heimbringend, für einen flüchtenden Feigling gehalten wird und vor den Thoren der Vaterstadt einen entsetzlichen Tod findet, aus des Verfassers *Contes cruels; le Bouleau,* eine Waldidylle, von A. Theuriet, ebenfalls den *Histoires de toutes les couleurs* entlehnt; *la petite*

Noémi, aus Renan's vielgefeierten *Souvenirs d'enfance et de jeunesee* (auch in Renan's *Pages choisies*, einer für die Jugend bestimmten Sammlung von Episoden aus seinen Werken); die heitere Erzählung von Lud. Halévy *le cheval du trompette*, aus seiner Sammlung Pariser Phantasiestücke *Madame et Monsieur Cardinal;* Eugène Mouton (bekannt unter dem Pseudonym Mérinos) *la chambre d'ami*, die hübsche Schilderung einer Geduldsprobe, die einem auf Besuch kommenden Freunde auferlegt und von ihm glücklich bestanden wird, aus seinen *Contes;* endlich die rührende Erinnerung an eine Episode aus der Kindheit *Aline*, von dem gegenwärtig in Paris hochgefeierten *P. Bourget*, seinen *Pastels* entlehnt.

Bd. II enthält: Die niedliche Erzählung A. Theuriet's *le Portrait*, in der ein auf der Suche nach einem Clouet befindlicher Künstler zwar nicht zu diesem, aber zu einer lebendigen Kopie desselben, seiner späteren Gemahlin gelangt, aus Theuriet's *Contes;* eine Studie P. Bourget's *Musée de Province*, aus seinen *Etudes et Portraits;* eine Probe aus Richepin's Schaudergeschichten *les Morts bizarres*, nämlich *Constant Guignard*, die traurige Erzählung von einem unverbesserlichen Pechvogel; eine Skizze: *Au Tombeau des Samouraïs*, aus P. Loti's *Japoneries d'automne;* eine charakteristische Episode *Lœta Acilia*, aus Anat. France's *Balthasar;* eine humoristische Erzählung von Pouvillon, aus dessen selten gewordenen *Histoires réalistes; Un jour de congé*, die Geschichte eines armen Teufels von Bureaubeamten, den der wohlhabende Onkel zur Hochzeit seiner Tochter einladet, aber an einem falschen Datum, von Henri Amic, aus dessen *Plaisirs d'amour*; *le second régisseur*, die Leidensgeschichte eines Regisseurs, den seine Frau, eine Opernsängerin, verlassen, von ihm erzählt, während er hinter den Kulissen seinem Berufe nachgeht, aus Abr. Dreyfus' *L'incendie des folies plastiques; l'Amour et la mort*, eine romantische Schilderung Paul Arène's, deren Schauplatz in der südlichen Heimat des Verfassers (in Arles) liegt, vorher unveröffentlicht; *Tuyet*, die Erzählung von einem kleinen Tonkinesen, der, um Schnee zu sehen, in Paris allein zurückbleibt und dort dem winterlichen Klima erliegt, aus Clarétie's *la Cigarette; le Ménuet*, eine hübsche Skizze von einem alten Tänzerpaar, das in Gedanken an die alte Herrlichkeit einen Augenblick die Gegenwart vergisst, von Guy de Maupassant; endlich die rührende Weihnachtserzählung Coppée's: *les sabots du petit Wolff*, aus seinen *Contes rapides*.

Band III (Théâtre français) bringt: Banville's historisches Lustspiel *Gringoire*, das, auch in Deutschland bekannt, in Frankreich noch immer die Runde über die Bühnen macht und hier

zum ersten Male in einer guten Ausgabe vorliegt; den Einakter in Versen, Guy de Maupassant's *Histoire du vieux temps*, worin zwei Alte, sich in Jugenderinnerungen ergehend, zu spät erfahren, dass sie, in Kriegswirren flüchtig einander begegnet, für einander in eine unauslöschliche Liebe entbrannt waren, aus des Verfassers Gedichtsammlung; *l'Œillet blanc*, ein Einakter A. Daudet's in Prosa, ein Stück Romantik aus der französischen Revolutionszeit, dem *Théâtre* des Verfassers entnommen und dem Repertoir des Théâtre Français angehörig; zuletzt A. Theuriet's *Jean Marie*, ein einaktiges ländliches Trauerspiel, das auf dem Odéontheater aufgeführt wird.

Band IV (Portraits littéraires) gibt eine Broschüre Clarétie's über Sardou; eine vorher noch nicht veröffentliche Skizze Prosper Jullien's über *Feuillet;* A. France's kritischen Aufsatz über J. Lemaître aus seiner *Vie littéraire;* einen schwächeren Artikel de Bonnières über *A. Daudet*, dem wegen seines Namens (*Daudet* = *Davidet*, Davidchen) jüdische Abstammung zugeschrieben wird, aus irgend einem Journal entnommen; ferner mehr oder minder ansprechende, die Autoren mehr nach ihrer häuslichen Seite schildernde Aufsätze von Lemaître über *Banville* (aus den *Contemporains)*, von Fouquier über *Sylvestre* (aus *Profils* et *Portraits*), von Lemaître über *P. Loti* (wiederum aus L.'s *Contemporains*), von Houssaye über *Coppée*, von Varagnac über *Renan*, von Hugues Le Roux über *Guy de Maupassant* (auch in des Verfassers *Portraits de cire*).

Band V (Nouvelles étrangères) enthält acht geschickt ausgeschnittene ausländische Novellen, die in guten Übersetzungen sämtlich bereits in französischen Zeitschriften oder Novellensammlungen veröffentlicht waren. Es sind Erzählungen von Turgenyeff (*Téléguine et Pawlowna*, aus *Souvenirs d'enfance)*, Bret-Harte *(Une nuit à Wingdam*, aus *Récits californiens)*, Tcheng-Ki-Tong (*Chrysantème*, aus dessen *Contes chinois)*, Ouida *(La Rénommée*, aus der Sammlung *Contes de tous les pays)*, Mathilde Serao *(Une séduction*, aus der *Revue bleue)*, Hildebrand *(le Cocher de louage*, aus *Types hollandais)*, W. Irwing (*le Spectre-Fiancé*, aus *les Bords de la Tamise*), Leïla-Hanoum (*Une Esclave*, aus den *Bulletins de la société des gens des lettres*, deren Vorsitzender seit einigen Jahren Zola ist).

Band VI (Nouvelles françaises) enthält der Bestimmung gemäss Inedita. Die beste Novelle dieser Abteilung, *Maman*, mit dem Motiv der Aufopferung einer Mutter für ihre gefallsüchtige und leichtfertige Tochter, deren Glück sie schliesslich mit ihrem Leben erkauft, hat zum Verfasser einen jungen, bei uns noch weniger bekannten Schriftsteller, Foley, dessen Romane

(Guerre de femmes; La Course au mariage; Risque-tout; Bon lieur conquis) gut beobachtete, aber oft rücksichtslose Sittengemälde des Pariser Lebens enthalten, dessen Novellen dagegen, der Härte seiner Romane entbehrend, mit scharfer Beobachtung oft eine melancholische Grundstimmung verbinden, die ihnen einen gewissen Reiz verleiht. Foley ist Verfasser auch von Dichtungen in gebundener Form, von kleineren Theaterstücken in Versen (sg. saynètes), einiger anderer kleinen Bühnenstücke, des Libretto zu den Opern *Caprice de reine* (Musik von Thomé) und *Vendée*, die wiederholte Aufführungen gefunden haben. Seine Erzählungen erscheinen häufig in Pariser Blättern reproduzirt; unter seinen Kameraden gilt er als ein *jeune d'avenir.* Die an zweiter Stelle gegebene kurze Erzählung *Grand mariage et petite noce* schildert eine wahre Begebenheit. In der Eustachiuskirche hat eben eine „grosse Hochzeit“ mit allem Prunk stattgefunden; unmittelbar nach ihrer Beendigung traut der Pfarrer (Simon) unter Beibehaltung allen Kirchenschmucks und mit derselben Feierlichkeit ein einfaches Paar, das sich durch diese unerwartete Erscheinung in den Himmel versetzt glaubt. Und so liess jedesmal der Priester nach einer reichen Heirat einen Armen davon mitgeniessen. Die wirkungsvolle Skizze rührt her von Frau Jenny Thénand, der bekannten früheren Schauspielerin vom Théâtre Français, Verfasserin einer Anzahl von Monologen und in Frankreich als Lehrerin der *diction* hoch gefeiert. Die folgenden Stücke: eine kleine Legende *Le diable de Mélan*; *le Gigot du mercredi des Cendres*, eine Sittenskizze, und die liebenswürdige phantastische Erzählung *le Papillon* entstammen der Feder eines jungen Südfranzosen, Jean Valplane, der seiner Heimat in seinen Schilderungen treu bleibt und die malerische Darstellungskraft seiner Landsleute in hohem Grade besitzt. Eine Szene aus einem chirurgischen Lehrsaal von packendem Realismus, wenigstens soweit der Operateur in Frage kommt, bringt Prosper Jullien in *la Tumeur.* In *Jenny Lind* schildert Amic, den wir bereits als Verfasser von *un jour de congé* antrafen, eine Szene aus dem Leben der schwedischen Sängerin: ein Amerikaner, der sie als Kind gehört und auf den sie einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, sucht sie in Cannes auf. Sie öffnet ihm selbst, er erkennt sie nicht, hält sie für ihre eigene Kammerfrau und trägt ihr seine Bitte vor, ein Autograph der Sängerin unter ein Portrait zu erhalten. Lind erfüllt seine Bitte, ohne sich erkennen zu geben. Einige unbedeutende Skizzen von de Coulènes und eine derb-phantastische Bauernnovelle von de Nonval (Pseudonym?) beendigen das Bändchen.

Die vorstehende Inhaltsangabe lässt ersehen, dass der

Herausgeber nichts versäumt hat, um den Lesern des Magasin eine abwechslungsreiche und fesselnde Lektüre zu bieten. Die von uns hinzugefügten Quellenangaben zeigen zugleich, dass die Mühe der Auswahl keine kleine war: fast durchweg müssen wir sie als eine glückliche bezeichnen. Möge das nützliche Unternehmen, das recht geeignet erscheint, namentlich Nichtfranzosen über die Entwickelungsgänge der heutigen französischen Litteratur zu unterrichten, auch bei uns zahlreiche Freunde gewinnen!

E. Koschwitz.

Borinski, Karl, *Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik zur Revision der Prinzipien der Sprachwissenschaft.* Stuttgart, Göschen, 1891. XI und 66 Seiten. 8°.

Wenn man mit rückwärts gewandtem Auge die Entwicklung der Sprachwissenschaft überschaut, so kann man sich dem Eindrucke nicht verschliessen, dass innerhalb der letzten Dezennien so gewaltige Fortschritte auf prinzipiellem Gebiete gemacht sind, dass die Sprachforschung eigentlich erst seit dieser Zeit auf den Namen einer Wissenschaft, die sich der grossen universitas cognoscendi an passender Stelle einreiht, vollgültigen Anspruch erheben kann. Wenn die vergangenen Bestrebungen, so wertvoll sie an sich waren und so wenig wir sie heute missen möchten, doch immer mehr oder weniger ein unsicheres Tasten bedeuteten, einem Spaziergang im Nebel zu vergleichen waren, mit vereinzelten Aussichten zwar, jedoch ohne klar erkanntes Ziel und häufig abirrend vom rechten Wege, so macht, um im Bilde zu bleiben, das heutige Sprachstudium alle seine Schritte im glänzenden Sonnenlichte geläuterter Methode, geklärter Einsicht, darum auch in weit fruchtbarerer Lebendigkeit. Damit soll bei weitem nicht gesagt sein, dass keine Irrtümer, keine verfehlten Ansätze, keine bedenklichen Hypothesen mehr vorkämen: wie wäre das unter uns Menschen möglich, von denen keiner die Wahrheit für sich allein hat und darum auch es nicht von sich behaupten soll! Aber gesunde Kraft und Frische sind trotz allem Mangelhaften, das nun einmal mit menschlichem Streben auf immer verknüpft ist, dasjenige, was die moderne sprachwissenschaftliche Forschung charakterisiert.

Es sei gestattet, die drei Momente, denen die Sprachwissenschaft diesen kolossalen Aufschwung zu neuem sprossenden Leben zu verdanken hat, kurz zu mustern. Es war dies erstens eine klarere Einsicht in das Wesen sprachlicher Vorgänge: Physiologie und Akustik, vor allem die erstere, gaben die klare

Erkenntnis der materiellen Bedingungen und des organischen Verlaufs sämtlicher Sprechvorgänge; aus einer willkürlichen Buchstabenvertauschung, auf der Voltaire's Spott mit Recht ruhte, ward eine organisch begründete Lautlehre; statt Thatsachen zu registrieren begann man Vorgänge und Entwickelungen zu verstehen; die immer klarer werdende, an sich eigentlich sich von selbst verstehende Überzeugung, dass ein physiologischer Lautvorgang alle gleichartigen Fälle in gleicher Weise betreffen muss, brachte Einfachheit und Konsequenz in die Wissenschaft der Lautlehre; daneben lehrte ein Studium der Psychologie die Thätigkeit der psychischen Sprachorganismen in ihrer mannigfachen Verknüpfung und Beeinflussung und die Bedeutung dieser Dinge für das Leben der Sprache klarer in's Auge fassen und in der Sprache einen Teil des wechselvollen Lebens der psychischen Welt erkennen, wo „ein Tritt tausend Fäden regt, die Schifflein herüber, hinüber schiessen, die Fäden ungesehen fliessen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt". Hier bot ein Werk wie Paul's Prinzipien der Sprachgeschichte die erste klargedachte, vorurteilsfreie Darstellung der wirklichen Verhältnisse, ein Buch, das ohne Frage seit den genialen, gedankentiefen, heute leider zu wenig mehr studierten Abhandlungen Wilhelm von Humboldt's die grösste Leistung ist, die die sprachwissenschaftliche Litteratur aufzuweisen hat. Das zweite Moment war die Umwandlung der Methode aus einer deskriptiven in eine historisch-genetische, wie sie jede echte Wissenschaft heutzutage mehr oder weniger anstrebt, ein Schritt auf der grossen Bahn, die Winkelmann und Herder in einzelnen Gebieten der Geisteswissenschaften zuerst ahnend geschaut und zu betreten versucht hatten: für die Sprachforschung war diese Klärung der Methode gleichbedeutend mit der Befreiung aus den Fesseln der toten Fakta, an deren Stelle lebende, zusammenhängende Entwicklungen traten; Sprachgeschichte, Morphologie, Worte, die früher zwar schon zuweilen gebraucht waren, aber mit deren Inhalt und Begriff man es nie recht ernst genommen hatte, wurden jetzt die Losung der Forschung. Drittens endlich war von Bedeutung die richtige Eingliederung der Sprachwissenschaft in den grösseren Kreis der Philologie, im Sinne Heyne's und Humboldt's, der Wissenschaft von der Nationalität in allen ihren Lebensäusserungen: die Überzeugung des allseitigen Zusammenhangs aller dieser Seiten des Volkslebens, der Sprache, der Sitte, der Mythologie, des Rechts, der Künste, der Wissenschaften u. s. w. belebte die Sprachwissenschaft mit neuem Geist und wies durch ihr universelles Ideal den Einzelforscher immer und immer wieder über die erdrückende und beengende Last der Einzelbeobachtungen

auf den grossen psychophysischen Zusammenhang aller Lebensäusserungen, auf die Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Nach der Lektüre des hier zu besprechenden Heftchens von Borinski soll man nun nach der Absicht des Verfassers keine andere Überzeugung gewonnen haben, als dass alle diese herrlichen Errungenschaften, deren wir uns freuen und auf die wir stolz sind, rein illusorischer Natur sind, dass sie, weit entfernt, die Wissenschaft und den echtwissenschaftlichen Geist gefördert zu haben, die Sachlage vielmehr verschlimmert, ja sogar uns zu einer radikalen Unsicherheit der Prinzipien verholfen haben. Das Büchlein Borinski's will nichts weniger als ein ganz neues System an die Stelle dieser veralteten, unbrauchbaren, für die Rumpelkammer reifen Überzeugungen setzen. Eine schwere Aufgabe fürwahr und ein gar eigenartiges Beginnen, von dem von vornherein schon Jeder mit leisem Kopfschütteln hören wird, der, innerhalb der selbstthätigen Forschung stehend, die belebende und erwärmende Kraft jener methodischen Überzeugungen an sich in ernster Arbeit erlebt hat.

Der erste Vorwurf, der dem Büchlein zu machen ist, gilt dem Stil und der Sprache: sie sind, wie auch Ludwig Tobler in der deutschen Litteraturzeitung hervorgehoben hat, durch das ganze Buch durch dunkel und orakelhaft. Das erschwert nicht nur die Lektüre und die Kritik, sondern auch die Wirkung der Ideen an sich, einmal ganz abgesehen von der folgenden Prüfung. Ist es denkbar, dass die Resultate „einer fünfjährigen angestrengten und konzentrierten Thätigkeit" (s. V.) nur in so unklarer Form sich haben krystallisieren können, so darf man berechtigte Zweifel hegen, ob das Gedankensystem selbst viel klarer und durchsichtiger gewesen ist, und es läge nahe, die vorwurfsvolle Anwendung des „diabolischen Worts Talleyrand's" (S. 64) über den Zweck der Sprache gegen Borinski selbst zu kehren. Mir kamen, sehr bald nachdem ich zu lesen angefangen hatte, bis zu Ende des Buches Tegnér's schöne Worte nicht aus dem Sinn: „Was Du nicht klar kannst sagen, weisst Du nicht; mit dem Gedanken wird das Wort geboren, dunkel gesagt ist dunkel auch gedacht." Zu dieser sibyllinischen Rätselhaftigkeit des Stils gesellt sich noch der böse Umstand, dass der Verfasser fortwährend zur näheren Begründung und Aufklärung seiner dunkeln Theoreme auf Bücher und Darlegungen verweist, die wir von ihm noch zu erwarten haben, wodurch eigentlich jede Möglichkeit einer Kritik seiner Aufstellungen verschwindet, und dass er in den an sich schon schwierigen Partieen, wo er sich in das Gebiet der Erkenntnistheorie wagt, sich nicht die Mühe nimmt, seine termini technici zu definieren, wodurch die Verwirrung den

höchsten Gipfel erreicht. Schon von dieser formellen Seite aus betrachtet ist das Elaborat des Verfassers vollständig embryonal und hätte lieber erst im Zustand lebensfähiger Reife veröffentlicht werden sollen, wenn es dann vor einem kritischen Blicke noch Stand hielt.

Soll ich der Grundcharakter von Borinski's System in kurzen Worten zusammenfassen, so würde ich es ein Konglomerat von spekulativen und naturwissenschaftlichen Ideen (übrigens in beiden Gebieten ganz inkonsequent und absolut eklektisch), durchsetzt mit einer eigenartigen Mystik, nennen. Es war eins der Hauptverdienste von Paul's Prinzipien, aller Mystik, allen Abstraktionen, aller grauen Theorie bei Betrachtung der lebendigen Sprache und ihrer Geschichte den Laufpass gegeben zu haben. Für Borinski besteht dies gute Beispiel nicht, bei ihm ist umgekehrt von einer vorurteilsfreien unbefangenen Auffassung der vorliegenden sprachlichen Thatsachen gar keine Rede, sondern alles abstrakte Theorie und Bewusstheit, so dass ihm über seinen phantastischen Vorstellungen das eigentliche Objekt seiner Untersuchung entweder sachte entgleitet oder doch so verschoben sich darstellt, wie es eben nur durch eine stark subjektive Brille erschaut werden kann. So erscheinen ihm die Mehrzahl der unbewussten Sprachvorgänge sämtlich bewusst und absichtsvoll und zwar teilweise auf sehr raffinierte Weise; man höre folgende Sätze: „Dies aber ist Artikulation, dass zwecks einer Bezeichnung Diskretion in diese Continuität (der Stimmbewegung) hineingebracht und demgemäss wahrgenommen und aufgefasst wird“ (s. 7.); „im artikulierten Laute . . . ist es (die Klangfarbe) ein Spezifikum, mit dem seine praktische Brauchbarkeit steht und fällt; denn diese ist von vornherein auf eine gewisse Mannigfaltigkeit charakteristischer Hülfsmittel der Unterscheidung gestellt, die, wenn man sie nur erst einmal in ihrer Unterschiedenheit aufgefasst hat, sich als solche dem Gedächtnis einprägen können“ (S. 12); „wo sie (die Scheideformen) aber verschiedene Stadien einer einheitlichen mechanischen Lautzersetzung oder Lautbindung darstellen, . . . ist das Bedürfnis des organischen Wechsels . . . nicht nur der Grund für ihre Erhaltung neben einander, sondern es kann dann selbst zur spontanen Neuschaffung solcher Ersatzformen führen; oft scheinen sich jene Sprachen gar nicht genug thun zu können im Ausproben des Wechsels der Klangwirkung, und die Entscheidung für eine bestimmte Form wird ihnen gerade aus diesem Interesse schwer“ (S. 52) u. s. w. Man kann meiner Überzeugung nach in der Verdammung solcher mythologischen Vorstellungen gar nicht scharf genug sein, weil sie jede gesunde Auffassung der Sprache notwendigerweise ersticken.

Ich wäre nun wohl den Lesern dieser Zeitschrift eine knappe Inhaltsübersicht des Borinski'schen Aufsatzes schuldig, damit sie daran meine allgemeinen Ausstellungen prüfen könnten. Doch ist es ganz unmöglich, von des Verfassers schon so wie so sehr gedrängten Ausführungen über die nach seiner Ansicht wichtigsten Teile seines Systems (Laut, Lautwandel, Wort- und Neubildung) einen noch kürzeren Auszug zu geben, wenn man nicht Gefahr laufen will, absolut unverständlich zu werden. So muss ich denn diejenigen, welche sich näher auf des Verfassers Gedanken im Einzelnen einlassen mögen, auf sein eigenes Schriftchen verweisen und kann hier nur noch eine Reihe Einzelbemerkungen anreihen, ohne alle Stellen berücksichtigen zu können, die mich zum Widerspruch reizen; mögen sie dem Verfasser bezeugen, dass ich seinen Aufsatz eifrig studiert habe!

S. 2. Schon den Unterbau des ganzen Systems halte ich für verfehlt; der Verfasser teilt die Phonetik im weitesten Sinne in melische (Musik) und artikulierte (Sprache) und fährt dann fort: „Thatsächlich sind auch jene Gebiete, wie es historisch erweisbar ist, ursprünglich völlig oder mindestens nahezu eins gewesen wie jetzt noch bei niedriger oder zurückgebliebener Kultur." Ich möchte den Verfasser bitten, mir einen einzigen historischen Beleg für diese Behauptung anzuführen: ich kann trotz eingehender anthropologischer und geographischer Studien, die ich seit Jahren um Georg Forsters willen gemacht habe, keinen finden. Thatsächlich sind Musik und Sprache (oder, wie der Verfasser klarer sich hätte ausdrücken sollen, Gesang und Sprache) niemals und nirgends identisch: schon auf den untersten Kulturstufen (ich verweise hier auf eine in diesem Jahre hier in Jena eingereichte lehrreiche Dissertation: Hagen, *Über die Musik einiger Naturvölker*, Hamburg 1892) finden wir Musik deutlich von Sprache getrennt und stets nur in Momenten der höchsten Spannung der Empfindungen und Gefühle angewandt und zur Sprache sich stellend wie Kunst zur Natur, wie eine feierliche erhabene Stimmung zur Alltagsstimmung. Man betrachte die drei Grundelemente der Musik, Rhythmus, Melodie und Harmonie, in ihrer Verwendung in der Sprache: wo ist in der Sprache eine Spur von musikalischer Harmonie? kann man die musikalische Melodie mit der sogenannten Satzmelodie ernstlich vergleichen? wo findet sich in der Sprache etwas, was entfernt dem vielgestaltigen Rhythmenbau eines musikalischen Satzes entspräche? wo bleibt schliesslich die Instrumentalmusik? Ich empfehle dem Verfasser, seine musikalischen Anschauungen, die auch sonst sehr absonderlich sind (vgl. S. 20) einer eingehenden Klärung zu unterwerfen durch Hanslick's Buch vom Musikalisch-schönen und

Lotze's Rezension dieses Buches in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* sowie des letzteren Musikkapitel in seiner kleinen Ästhetik. Durch die Gleichheit (soll heissen: partielle Gleichheit, vgl. die Instrumentalmusik) des Materials, der menschlichen Stimme, ist Borinski zu diesem πρῶτον ψεῦδος seines ganzen Systems verführt worden. Was er S. 4 ferner zum Beweise der Zusammengehörigkeit von Musik und Sprache anführt, die gemeinsame historische Methode, ist hinfällig, da diese Methode niemals das Spezifikum einer Wissenschaft gewesen ist noch sein kann, sondern allen Geistesbestrebungen, die wissenschaftlichen Ausbau erfahren, mehr oder weniger gemeinsam zukommt. Der ganze S. 4 gewonnene Begriff einer phonetischen Wissenschaft, zu der sich die Sprachwissenschaft entwickeln müsse, fällt sonach in nichts zusammen.

S. 6. „Der Laut ist nichts für sich selbst, er ist Ausdrucksmittel und zwar Mittel bezeichnenden, nicht bruten beziehungslosen Ausdrucks." Hierin liegt gleich ein weiterer methodischer Fehler: vom Laut, noch dazu einem bezeichnenden, den es nicht gibt (denn ausser einigen Interjektionen bezeichnen nur Lautkomplexe), darf keine rationelle Sprachbetrachtung ausgehen, da er nirgends absolut gegeben ist, sondern nur in der Welt unserer Abstraktionen lebt. Dies war eins der klarsten und fruchtbarsten Resultate der modernen sprachwissenschaftlichen Richtung: für Borinski existiert es nicht. — Dass in der idg. Sprachwissenschaft ein „laut *x*, der jeden Vokal und Konsonanten bedeuten kann", sein Wesen treibe, ist unwahr und übertrieben. Brugmann's ə soll wahrhaftig nicht „eine unbestimmte Lautstufe in der Artikulation" bezeichnen, diese giebt es natürlich nicht, sondern soll nur ausdrücken, dass die phonetische Geltung dieses uridg. Lautes sich aus den Töchtersprachen nicht mit Sicherheit rekonstruieren lässt. Fast immer übrigens, wo Borinski Sprachforscher und ihre Resultate zitiert, hat er sie irgendwie missverstanden: so wie er hat offenbar kein Indogermanist, der vom Irrationalvokal sprach, denselben aufgefasst; ein paar weitere Beispiele von Missverständnissen Paul's folgen unten.

S. 7. Den Begriff der Artikulation habe ich schon oben beim Stil zitiert: wer klar wissen will, was Artikulation ist, muss freilich diese Klarheit hier nicht suchen, sondern in Sievers' Phonetiken. — Bei der Erörterung der „naiven Buchstabentheorie" wird das Traditionelle der Orthographie ganz übersehen: das Kapitel über Sprache und Schrift in Paul's Prinzipien scheint für den Verfasser ungeschrieben zu sein. Wie würde eine englische Phonetik aussehen, die den Klangwert der Laute nach der Orthographie bestimmen wollte, in der nach des Verfassers Meinung

„das Charakteristikum der Lautwirkung in ihrem Wechsel und Gegensätzen“ sich niederschlägt?

S. 8. Der Vorwurf, den Borinski hier der neueren Sprachforschung wegen ihrer individualistischen Ideale macht, fällt auf alle Wissenschaften. Wie ist denn allüberall Erkenntnis, Begriffsbildung anders möglich als durch Hervorhebung gewisser durchstehender Charakteristika, die sich bei allen Individuen derselben Art, bei allen Vorstellungen der gleichen Qualität finden, wobei natürlich alles spezifisch Individuelle, wenn seine Miterkenntnis auch als Ideal aufzustellen ist, zunächst übersehen werden muss? Was sollte aus der Logik, aus der Ethik, aus den Naturwissenschaften im weitesten Sinne, was aus der Anthropologie werden ohne diesen Abstraktionsprozess? Wenn dann S. 9 Molières *bourgeois gentilhomme* für den Verfasser der einzige überzeugte Anhänger der Lautphysiologie ist, so muss er im Allgemeinen recht schlecht von den heutigen Sprachforschern denken, die ihm in der festen Gewissheit fruchtbarster Förderung durch phonetische Studien auf seine spöttische Frage, was für die linguistische Erkenntnis dabei herauskomme, klar und sicher antworten würden: klare Begriffe über Natur und Wesen der Lautvorgänge, phonetische Schulung, auf deren Grund allein sprachhistorische Untersuchungen möglich sind.

S. 17. „Denn der Konsonantismus steht für die systematische Betrachtung nur in graduellem, nicht in generellem Gegensatz gegen den Vokalismus.“ Das ist ein längst von der Lautphysiologie erkanntes Faktum, und kein neuerer Sprachforscher verbindet mit den Worten Vokal und Konsonant die alten starren Begriffe. Hier übrigens wie auch sonst schadet der Verfasser der Klarheit des Verständnisses, das schon ohnedies durch seinen Stil gefährdet ist, durch Hereinziehen von Bildern und dergleichen aus dem Gebiete der musikalischen und chromatischen Welt: hier kann man Lessing's altes Motto nicht eindringlich genug wiederholen *ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως διαφέρουσιν.* Durch solche Bilder werden die notwendigen Grenzen verwischt und dadurch der klare Blick für die spezifischen Verschiedenheiten getrübt, die das Schaffen in Ton und Farbe doch nun einmal hat.

S. 23. Es war zu erwarten, dass Borinski wieder gegen den Begriff eines Lautgesetzes opponieren würde. Niemand hat das Wort jemals anders gebraucht als für gewisse begrenzte Spracherscheinungen der Vergangenheit, in deren gleichmässigem Vollzug man die Wirkung eines Gesetzes, d. h. einen ausnahmslosen Verlauf konstatierte, welches Gesetz natürlich auch rein der betreffenden Epoche der Vergangenheit angehörte und nicht für ewige Zeiten gelten sollte; solche Gesetze kennt selbst die

Naturwissenschaft nicht. Der Streit um die Ausnahmslosigkeit dieser Lautgesetze (wir werden den Gegnern zum Trotz bei diesem bequemen und klaren Ausdruck bleiben) war bei dieser Fassung des Begriffes überflüssig und ist auch seit der Klärung derselben verschwunden. Dass die Bezeichnung Lautgesetz jetzt „noch fortdauernd Verwirrung anrichtet", ist unwahr: seit der grossen Aussprache der namhaftesten Fachgenossen über unsere Prinzipien im Jahre 1885, hervorgerufen durch die kritische letzte Schrift von Georg Curtius, ist niemand mehr über Wesen und Berechtigung unserer Begriffe im Unklaren.

S. 26. Hier werden alle Lautveränderungen auf Accentwirkungen zurückgeführt. Ich bekenne mich mit Paul sicher zu der Überzeugung, dass die Hauptursache alles Lautwandels in der Übertragung der Sprache auf die folgende Generation zu suchen ist, deren Bewegungsgefühl sich in gewissen Richtungen anders gestaltet als das der vorhergehenden. Gegen diese nach meiner Ansicht einzig haltbare und wahrscheinliche Auffassung kann ich weder Borinski's neuem Prinzip noch Kauffmann's in der Vorrede zu seiner *Geschichte der schwäbischen Mundart* vor einigen Jahren vorgetragenen Theorieen irgend eine Beweiskraft, ja nur Wahrscheinlichkeit zuerkennen. An anderer Stelle komme ich vielleicht ausführlicher auf diesen Kardinalpunkt zurück. Ebensowenig ist Borinski's Polemik gegen den Begriff der sprachlichen Analogie überzeugend.

S. 39. *μέλος* soll „Gliederung" bedeuten: Curtius stellt es zu *μείλιχος*, deutsch m i l d e. — „Die etymologische Auffassung von *μέλος*, die sich dann auch auf unser Lied (Glied) übertrug": soll hier etwa „Lied" und „Glied" etymologisch gleichgestellt sein (ich vermag die Klammer nicht anders zu verstehen), so würde das Urteil über des Verfassers germanistische Kenntnisse nicht scharf genug lauten können, die sich auch danach beurteilen lassen, dass er (allerdings mit einem Fragezeichen) „Sprache" von „brechen" ableiten will. — Die Zunge heisst altbulgarisch nicht *język*, sondern *językŭ*.

S. 40. Das Wort Philologie ist von seinen Schöpfern, den Griechen, niemals als reine Wortwissenschaft aufgefasst worden und der moderne Begriff, den neuerdings besonders Brugmann betont hat, daher durchaus in echtantikem Sinne.

S. 41 und 53 sind die beiden oben berührten Stellen, wo Paul's Prinzipien zitiert und missverstanden sind; an beiden fehlt es zudem an dem gebührenden Respect, den ein so viel jüngerer Kopf billig vor einem Manne von der Bedeutung Paul's haben sollte. Paul hat der Tiersprache nicht Huldigungen dargebracht, sondern nur behauptet, dass, wenn man den Begriff der Sprache

auf Reproduktion gründet, gewisse Lock- und Warnrufe der Tiere, die nicht mehr spontan hervorgebracht werden, als Sprache aufzufassen seien; es bedurfte ferner für ihn keines „Abmühens", einen so klaren Unterschied wie den zwischen Lautwandel und Lautwechsel in's rechte Licht zu rücken.

S. 42. Auf den unbegründeten und nicht klaren Zweifel wegen idg. sonantischer Nasale brauche ich nicht einzugehen. Der übrigens recht matte Spott, der an derselben Stelle über die Nasalierung als Lautvorgang ausgegossen wird, kann nur auf einer ganz subjektiven Antipathie des Verfassers gegen Nasale und Nasalvokale beruhen: mit chronischer Rachenaffektion haben diese Dinge wahrlich nichts zu thun. —

Doch genug der Glossen zu einem Buche, mit dem ich die Geduld der Leser schon zu lange missbrauchen muss. Die Wissenschaft wird stille hinweggehen über diesen Revisor der sprachwissenschaftlichen Prinzipien, ohne, wie ich glaube, grossen Einfluss von ihm zu erfahren, denn des Guten und Brauchbaren findet sich in seinen Ausführungen wenig. Der „Zutritt der fortschreitenden Wissenschaft" zu seiner Überzeugung, um den der Verfasser S. VII nicht besorgt zu sein versichert, wird schwerlich erfolgen.

Jena. ALBERT LEITZMANN.

Krzywicki, C., von, Dr. med. *Über die graphische Darstellung der Kehlkopfbewegungen beim Sprechen und Singen; ein kurzer Beitrag zur Lehre von der Stimmbildung.* Königsberg, 1892. Hartung. 16 S. 4⁰.

Der Verfasser ist Assistenzarzt an der Poliklinik für Hals-, Ohren- und Nasenkrankheiten von Prof. Berthold in Königsberg. Er erkennt die ideale Aufgabe des Laryngologen darin, dem Menschen, welcher seine Stimme verloren hat, dieselbe wiederzugeben. Wenn er von den Vorgängen spricht, die bei der Stimm- und Sprachbildung zu betrachten sind, so will er dadurch der praktischen Laryngologie einen Dienst erweisen. In seiner Untersuchung geht von Krzywicki davon aus, dass der Kehlkopf mit seinen Stimmbändern einer offenen Zungenpfeife gleicht, deren Blasebalg die Lungen, deren Windrohr die Bronchien und die Trachea und deren Resonatoren Mund- und Nasenhöhle sowie der Nasenrachenraum sind; er glaubt, dass man bisher in Beziehung auf die Regulierung des erzeugten Tones den Kehlkopfbewegungen, durch welche das Ansatzrohr gelängt oder gekürzt wird, zu wenig Beachtung geschenkt hat. Dabei sieht von Krzywicki von den Einzelbewegungen der Kehlkopf-

knorpel ab, er will nur prüfen, welchen Einfluss die Bewegungen des ganzen Kehlkopfes auf die Tonhöhe ausüben und kommt zu dem Schlusse, dass die Tonhöhe nicht sowohl von dem Grade der Spannung und von der Länge der Stimmbänder, sowie von der Stärke des Anblasens, sondern auch von dem Kehlkopfstande, d. h. von der Länge oder Kürze des Ansatzrohres abhängig ist.

Um dies nachzuweisen, liess von Krzywicki durch den Mechaniker Sokol in Berlin einen Apparat konstruieren, vermittelst dessen die Auf- und Abwärtsbewegungen des Kehlkopfes graphisch dargestellt werden sollen, er nennt denselben „Laryngograph". Dieser Apparat besteht ähnlich dem Marey'schen Sphygmographen aus einer Druckfeder, einer Schreibübertragung und einer Scheibe, die mittelst eines Uhrwerks sich fortbewegt. An dieser Scheibe ist das berusste Papier angebracht, auf welches geschrieben wird. Um die Berührung mit dem Adamsapfel durch die Spitze der Druckfeder zu erleichtern, wurde der letzteren eine besonders gekrümmte Form gegeben; mit der Federspitze steht noch ein knöcherner Keil in Verbindung, der an die *Incisura thyreoidea superior* angelegt wird. Dieser Keil übt bei höherem Kehlkopfstande einen stärkeren, bei niederem einen schwächeren Druck auf die Feder aus und bewirkt dadurch einen mehr oder minder grossen Ausschlag der Schreibfeder. Der Apparat wird an einem dreigliederigen Stativ angebracht und der Kopf des Sprechenden oder Singenden nach hinten auf einen verschiebbaren Kopfhalter mittelst eines Riemens fixiert, den man um die Stirne schnallt. In seinen Untersuchungen verwendete von Krzywicki nur Männer, zunächst wohl deshalb, weil der Schildknorpel beim Manne hervorragender ist als beim Weibe und die Feder dadurch einen besseren Stützpunkt gewinnt. Um die Feder für alle Kehlkopfstellungen empfindlich zu machen, lässt man zunächst ein möglichst tiefes *u* singen oder sprechen und fixiert dann die einzelnen Apparatteile.

Als Resultat seiner noch nicht abgeschlossenen Untersuchungen stellt von Krzywicki zunächst fest, dass bei hohen Tönen der Kehlkopf steigt, dagegen bei tiefen fällt; dies legt ihm den Gedanken nahe, dass zwischen Kehlkopfstellung und Tonhöhe ein kausaler Zusammenhang besteht. Wir sehen dem weiteren Verlauf dieser Untersuchungen, die auch für den Phonetiker mannigfaches Interesse bieten, mit grosser Spannung entgegen und hoffen in dieser Zeitschrift später darauf zurückzukommen, möchten aber dem Verfasser zunächst Folgendes zur Beachtung empfehlen:

Es ist, wie namentlich aus Grützner ersichtlich ist, längst nachgewiesen, dass Hebung des Kehlkopfes meist mit stärkerer Spannung der Stimmbänder und Senkung desselben mit Erschlaffung der Stimmbänder verknüpft ist. Wenn dies beachtet worden wäre, so würde es S. 13 der Abhandlung richtiger heissen: die Aktion der *Sterno-thyreoidei* und *Thyreo-hyoidei* ist für die Tonhöhe dadurch massgebend, dass sie den Kehlkopfstand und die Spannung der Stimmbänder ändern. Warum heissen wir einen Ton hoch, den anderen tief? Zunächst wohl deshalb, weil wir bei der Erzeugung eines hohen Tones den Kopf in die Höhe halten, um die Muskeln zu spannen, während wir beim Singen oder Sprechen in tiefem Tone den Kopf senken, um die Muskeln in schlafferen Zustand zu versetzen.

Im Anschluss an das Weber'sche Experiment ist es ferner bekannt, dass man das Ansatzrohr bedeutend verändern muss, um entsprechende Erhöhung oder Vertiefung zu erhalten. Bei der Klarinette wird durch Verlängerung oder Verkürzung des Ansatzrohres die Höhe des Tones allerdings modifiziert, allein beim Ansatzrohr des menschlichen Sprechapparates kann von einer derartigen Veränderung durch Hebung oder Senkung des Kehlkopfes nicht die Rede sein, weil der Grad der Hebung und Senkung ein verhältnismässig geringer ist; überdies ist die „Zunge" des Kehlkopfes von ganz anderer Beschaffenheit als bei der Klarinette. Die Änderung des Ansatzrohres durch Erweiterung, Verlängerung oder Verkürzung bewirkt hier in erster Linie eine Änderung der Klangfarbe, nicht aber der Tonhöhe. Wenn man einen Vokal singt oder spricht und dann, ohne irgend etwas im Kehlkopfe zu verändern, den Mund öffnet oder schliesst, wodurch das Ansatzrohr in viel ausgiebigerer Weise verändert wird als durch Hebung oder Senkung des Kehlkopfes, so bleibt, wie jeder weiss, die Höhe absolut die gleiche.

Dass die Annahme v. K.'s eine unrichtige ist, kann aus seinen eigenen Kurven nachgewiesen werden. Fig. 3 giebt eine graphische Darstellung der Kehlkopfstellungen beim Singen des Liedes: „Im tiefen Keller sitz' ich hier". Fig. 4 stellt den Anfang desselben Liedes dar, nur wurde dasselbe langsamer und stärker gesungen. Es ist bekannt, dass die Stärke des Anblasens auch auf die Kehlkopfstellung von Einfluss ist, indem bei stärkerem Singen der Kehlkopf höher steigt; wie kommt es nun, dass nicht auch der Ton ein höherer ist, da das Ansatzrohr durch Höhersteigen des Kehlkopfes doch verkürzt wird? Da müsste doch, wenn die Ansicht des Verfassers richtig wäre, eine ganz andere Melodie zu Grunde liegen!

Im einzelnen haben wir noch folgende Ausstellungen zu machen: Nach Fig. 12 scheint der Apparat mehr die Vorwärtsdrängung als die Hebung des Kehlkopfes anzuzeigen; wenn v. K. behauptet, dass die Bildung des menschlichen Tons dadurch zu stande kommt, dass durch Anblasen der mit Hilfe bestimmter Muskeln mehr oder weniger gespannten Stimmbänder mittelst der aus den Lungen exspirierten Luft die ersteren in stärkere oder schwächere, grössere oder kleinere Vibrationen versetzt werden, so ist dies falsch, da es sich hier nicht um Saitenschwingungen handelt; es wird wohl schwer nachzuweisen sein, dass der Kehlkopf durchschnittlich beim Weibe höher steht als beim Manne; der auf S. 16 ausgesprochene Wunsch, dass am lebenden Hunde Experimente derart ausgeführt würden, dass man demselben die Sterno-thyreoidei und die Sterno-hyoidei durchschnitte, ist längst erfüllt, s. Vierordt und Grützner.

Wir bedauern überhaupt, dass der Verfasser in seiner Arbeit die so gründlichen Ausführungen Grützner's in Beziehung auf diesen Gegenstand vollständig unbeachtet liess; da diese hochinteressanten Untersuchungen jedoch noch nicht abgeschlossen sind, so ist zu hoffen, dass v. K. für seine weiteren Feststellungen die vorhandene Litteratur nicht länger unberücksichtigt lässt; auch wir Philologen werden ihm dann für seine mühevolle und zeitraubende Arbeit zu grossem Danke verpflichtet sein und aus derselben mancherlei Anregung schöpfen.

Reutlingen. PH. WAGNER.

Naetebus, Gotthold. *Die nicht-lyrischen Strophenformen des Altfranzösischen.* Ein Verzeichnis, zusammengestellt und erläutert. Leipzig, S. Hirzel, 1891, 8⁰, X, 228 S. nebst einer Tabelle.

Von verschiedenen Seiten und sicher mit Recht ist N.'s Arbeit mit Freuden begrüsst und anerkennend beurteilt worden. In der That erleichtert sie wesentlich die künftigen bibliographischen Studien über die einschlägigen Litteraturwerke und fördert ebenso auch die französische Metrik durch manche interessante Beobachtung. Dass eine Zusammenstellung, wie die vorliegende, nie vollständig sein kann, ist selbstverständlich, doch hat der Verfasser es an Fleiss und Mühe nicht fehlen lassen, um innerhalb der Grenzen, welche er sich gesteckt hatte, alles von Bedeutung herbeizuschaffen. Allerdings war er von vornherein auf die Litteratur angewiesen, welche in Drucken vollständig oder auszugsweise zugänglich gemacht war. Von dieser wird ihm aber nur wenig entgangen sein. Dass sich

aus den bisher noch nicht veröffentlichten Texten noch reichliche Nachträge ergeben werden, wird kein billig Urteilender dem Verfasser zum Vorwurf machen. Seine Arbeit wird eben dazu beitragen, jetzt noch Unbekanntes leicht als solches zu erkennen und die weitere Forschung wird nach und nach die vorhandenen Lücken auszufüllen haben.

Als untere Grenze für die aufzunehmenden Gedichte hat N. das Jahr 1400 festgestellt. Es ist freilich oft schwer mit Sicherheit anzugeben, ob ein Gedicht vor oder nach dieser Zeit abgefasst ist. Verfasser glaubt als ein ziemlich sicheres Mittel, um dieses entscheiden zu können, „die Erhaltung oder Nichterhaltung von unbetontem *e* vor folgendem lauten Vokal als selbständige Silbe", ansehen zu dürfen. Ich kann das nicht zugeben. Die Abneigung gegen den Hiat im Innern der Worte beginnt teilweise bereits im 13. Jahrhundert und ist im 14. Jahrhundert, besonders gegen den Schluss hin, meistens bereits vollkommen zum Durchbruch gekommen. Gleichwohl lassen sich aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts noch zahlreiche Dichtungen nachweisen, welche noch manche derartige Hiate dulden.

Vorsichtiger ist N. bei der Scheidung der nicht-lyrischen und lyrischen strophischen Dichtungen verfahren. Verschiedengeschlechtige Reime in den sich entsprechenden Strophenzeilen sind in der That aus den zum Gesang bestimmten Dichtungen mit verschwindenden Ausnahmen ausgeschlossen. Eine solche Ausnahme bildet auch ein bisher unbekannt gebliebenes Lied der Oxforder Aschmol Hs. 1285, welches ich unter „Handschriftliches aus Oxford" *hier* Bd. XIV 1 S. 137 f. unter B. I gleichzeitig veröffentlicht habe. In dem Gedicht: *J'ai un cuer* u. s. w. beruht der Wechsel im Reimgeschlecht nicht nur vermutlich, wie N. S. 5 sagt, sondern ganz sicher auf Textverderbnis der von mir beschriebenen Hs. Digby 86. Das ergibt schon die Anmerkung zu S. 9 von P. Meyer's *Documents*, wo der Text der beiden ersten Strophen nach der Pariser Hs. f. fr. 12,581 mitgeteilt ist, und wird überdies von der Oxforder Hs., Douce, No. 252, Bl. 24, bestätigt, deren Text ebenfalls unter „Handschriftliches" *hier* XIV 1 S. 138 ff. unter B. II mitgeteilt worden ist. Umgekehrt verzichten Gedichte, welche gesagt wurden, nur ausnahmsweise auf solchen Geschlechtswechsel der Reime.

In der Absicht, Ausschliessung oder Aufnahme einzelner Gedichte in sein Verzeichnis zu rechtfertigen, sowie die Wahl der Stelle, an welcher sie eingeordnet sind, näher zu begründen, handelt der Verfasser darum noch eingehend über Reim, Strophenverszahl (S. 27 wäre wohl auch der zweite Teil des *Roman de Rou* zu erwähnen gewesen. Auch er ist, wie es scheint, ursprünglich in 4-zeiligen Alexandrinerstrophen gedichtet worden, diese sind dann aber später grossenteils zu

einreimigen Tiraden erweitert), Versarten (Statt der seltenen Versarten der 14- und 16-Silbner werden überall da, wo prinzipiell durchgeführter Binnenreim vorliegt, strophische Gebilde aus Kurzzeilen anzusetzen sein, dasselbe gilt sicher auch für den sonst nirgends nachweisbaren 12-Silbner mit betonter siebenter Silbe. Er ist einfach in einen 7- und einen 5-Silbner zu zerlegen. Überhaupt kann, meine ich, von einem grundsätzlich durchgeführten Binnenreime vom Standpunkte der mittelalterlichen Dichter aus gar keine Rede sein. In allen solchen Fällen lagen für sie einfach Kurzzeilen mit Endreimen vor, mochten auch diese Kurzzeilen oft erst durch Zerlegung von Langzeilen, unter Einfügung von Binnenreimen, entstanden sein), syntaktische Selbstständigkeit der Strophen, Strophenverbindung (Die S. 40 ausgesprochene Vermutung, hinsichtlich VIII 74, trifft über das Gesagte hinaus zu, wie der Abdruck in „Handschriftliches", S. 140 f. ergibt, der ausserdem erweist, dass das 7-strophige Gedicht aus je sechs 14-Silbnern unter IIIa 1 einzureihen war. Ein ganz ähnliches Acrostich, wie das S. 43 erwähnte von Frere Renaut de Louens, ist das von Jaquet Bruiaut Clerc in seiner *Priere et confession a nostre Dame*, ein Gedicht, welches nach Hs. 411 der Bibl. de la ville de Chartres von G. D[uplessis] im Appendix des *Catalogue de la bibl. de Chartres* 1840 S. 155—161 abgedruckt und bei Naetebus unter XXXVI nachzutragen ist. In der letzten Strophe gibt der Dichter selbst an, dass die Anfangsbuchstaben der 18 voraufgehenden Strophen seinen Namen ergeben) und Strophenmischung. Im Anschluss an das recht umfangreiche Verzeichnis der Strophenformen und der in denselben verfassten Gedichte folgen dann weitere dankenswerte Listen für die Gedichte auf einzelne besonders häufige Strophenformen und zwar nach ihrer mutmasslich chronologischen Reihenfolge, weiter alphabetische Register der Verfasser, der Überschriften, der Anfangszeilen, der ersten Reime, endlich ein Verzeichnis der im Hauptverzeichnis angeführten Hss. der Pariser National- und Arsenal-Bibliothek. Warum sind hier aber nicht ebenso auch die im Buche erwähnten Hss. der übrigen Bibliotheken zusammengestellt? Und warum ist nicht auch hier auf die Nummern des Hauptverzeichnisses verwiesen? Die heutigen Nummern der S. 227 am Schluss, zitierten Hss. der Pariser National-Bibliothek hätten sich wohl auch durch eine einfache Anfrage in Paris feststellen und angeben lassen.

Es sei mir nun noch gestattet, den Nachträgen Suchiers im Litt.-Bl. 1891 Sp. 273 f. zum Hauptverzeichnis einige weitere Ergänzungen und Berichtigungen, besonders aus meinen Notizen über die französischen Hss. der Oxforder Bibliotheken, hinzuzufügen. Ich glaube dadurch dem Verfasser am besten meinen Dank für seine lehrreiche Gabe abstatten zu können.

IIIa 1. Hierher gehört, wie bereits erwähnt, VIII 74, vergl. den Text in „Handschriftliches“ S. 140 f.

IV füge hinzu: a 1. 8-Silbner. Gedicht über Busse von **Frere Simon de Kernerthin.** 45 Strophen. Hs. Oxford, Bodleyan. Bibl. Seld supra 74 Bl. 31 ff. Gedruckt in „Handschriftliches“ S. 147 ff.

V 1. Zu den Hss. füge: 6. Oxford Rawlinson C. 641 Bl. 10—13. Sie bietet übrigens nur 36 Strophen, von denen Strophe 1—30 dem Kapitel 33 der Hippeau'schen Ausgabe S. 84—90 unter Weglassung einiger Strophen entsprechen, Strophe 31—32 = Str. 3 und 4 der S. 51 sind, während ich Str. 33—36 in der Hippeau'schen Ausgabe überhaupt nicht habe auffinden können. Siehe „Handschriftliches“ S. 141 ff.

VI füge hinzu: Ein kommentiertes Vaterunser, dessen Anfang fehlt. Hs. Oxford Bodl. 57 Bl. 91a—102a. Anfang: *Li toun noun seit seintifié! | Bien est ton nun seinz assez. Que est ceo dunc que requerrez? || Ore le dirrai, si l'entendez. | Nus in ceste peticion | Prium par grant deuociun* | u. s. w.

VIII 5 Hs. 4 enthält 126 Strophen.

VIII 66. Hier war noch auf „R. Wenzel: *Die Fassungen der Sage v. Florence de Rome.* Marburg 1890“ zu verweisen.

VIII 70. Zu den Hss. füge weiter hinzu: 1) Oxford Douce 188 Bl. 168—179b (Bricht nach Z. 1509 des Méon'schen Abdrucks ab), 2) Oxford Seld supra 57 Bl. 157—165 (Anfang fehlt, weil ein Blatt herausgeschnitten ist. Der Text beginnt also erst mit Z. 143 d. Ausg.), 3) Oxford Bodl. Additional I A 22 Bl. 189—216, 4) Paris Nat. Bibl. f. fr. 24, 392, alt La Vall. 28, beschrieben im *Catal. des Livres de . . . M. le Duc de La Vallière* v. G. de Bure II, S. 253, unter No. 2742 (Eine zweite dort S. 257, unter No. 2754 beschriebene Hs. ist nicht für die Nat.-Bibl. erworben worden), 5) Turin Univ.-Bibl. Ms. fr. 49 (i IV 30) Bl. 115 ff.

VIII 74 vgl. IIIa 1.

VIII 77a. Füge ein: *Oracio sancti Eadmundi archiepiscopi Cant.* in 2 Oxforder Hss: 1) Digby 86 Bl. 200 v° (nur 12 Z.), 2) Bodl. 57 Bl. 6 c—d (hier 12 Str.). Nach Hs. 2 lautet der Anfang wie folgt:

1. *Duz* (Digby: *Beaus) sire Jhesu Crist, aiez merci de mei*
Ke del cel en tere uenistes pur mei,
E de la virgine Marie nasquistes pur mei
E en la croiz mort suffristes pur mei!

2. *Merci uus cri, mun Jhesu, mun sauueur,*
Mun solaz, mun confort, ma ioie, ma ducur.
Ostez de mun quer orguil, ire e rancur,
Ke ieo uus puisse a gré seruir e am[er] cum seignour!

3. *Mult vus dei ben amer; kar vus me amastes auant,*
Quant uostre deïté humilier en uoliez tant,

Ke si cum vus futes e estes deu tut puissant.
Hume deuenistes char humaine portant.
4 *En quei vus suffristes trauail e meseises plusurs . . . . .*

VIII 79. Zu den Hss. füge: 6) London Harleian Ms. nach Hippeau in: *Arch. des Missions scientif.* t. V Paris 1856.

XVII 1. Zu den Hss. füge: London Harleian No. 4657 Bl. 98b. Alle Strophen beginnen mit: *Douz sire* (Vgl. S. 40 bei Naetebus).

XXVI. Füge ein: 3. Gebet, 12 Strophen, Hs.: Oxford Seld supra 74 Bl. 31 d—e (Vgl. „Handschriftliches“ S. 146 f.).

XXIX 11. Zu den Hss. füge: Oxford Hs. Douce N° 80 Bl. 196a—205b.

XXXVI. In derselben Strophenform dichtete **Jaquet Bruiant Clerc** eine: *Prière et confession a nostre Dame* in 19 Strophen (Vgl. die obige Bemerkung über das Acrostich zu S. 43).

XXXVI 4. Vgl. über Brisebarre den Eingang zu den: *Regles de la Seconde Rhétorique* (E. Langlois: *De artibus rhetoricae rhythmicae* etc. Paris 1890 S. 28).

XXXVI 6. Vgl. eine *Complainte d'Acre* in: Hs. Brüssel Kgl. Bibl. No. 9416.

XXXVI. Füge weiter ein: 33a. Gebete an die Jungfrau etc. Hs. London Additional Ms. 16, 608 Bl. 236a—263d. Beginnen: *O dame de grasse diuine,* | *O dame sainte o char vergine,* | *O seule mere virginaus,* | *O seule sanz parel voisine,* | *O arcele de medicine,* | *O espeise medecinaus,* | *O exemplaires doctrinaus,* | *O resplandans aube jornaus,* | *O trescleire esteile marine* | *Entre les perieus marinaus,* | *En ces tenebres nocturnaus* | *Gouerne nos et enlumine! . . .* — Enden: *Hom ne me vant, ne ne cointoi,* | *Ne ne di, que ie te chastoi;* | *Mes diex ki par moi te chastoie* | *Par moi te somont: haste toi* | *De repentir; car fol estoi* | *Fait cil ki son bñ frut estoie.* | *Hom aueules ne t'alentoie* | *Por osteir de ton oeil la toie.* | *A la grant murgesse t'envoi* | *Ki tos les enfers sains renuoie.* | *Por tel besoingne et por la moie* | *Ensi diras: enten a moi!*

XXXVIII 1. Die bezüglich Hs. 5 und 8 von LXVI 1 ausgesprochene Vermutung trifft für 8 wenigstens nicht zu (Siehe „Handschriftliches“ S. 154 ff.)

XL 11. Zwei weitere Hss. sind nachgewiesen in: „Handschriftliches“ S. 128: A IIIb.

LXIII 3. Eine weitere Hs. ist nachgewiesen in: „Handschriftliches“ S. 128: A IIId.

LXVI 1. Vgl. das zu XXXVIII 1 Bemerkte (Gedruckt in: „Handschriftliches“ S. 154 ff.)

LXXXVII. Hierher gehört auch: *Le soungnarie Daniel le prophete, si est apelé: Lunarie,* Hs. Digby 86 Bl. 41a—46a. Der

Anfang ist mitgeteilt in meiner Beschreibung der Hs. S. 8 f. Danach beginnt dieser wie Prosa geschriebene Text mit drei ungleichen Zeilen auf *-able*, denen eine grosse Zahl auf *-a* reimende folgt. Ob auch Hs. London Brit. Mus. Royal 16 E VIII Bl. 145 unseren Text bietet, lässt sich aus F. Michel's Angabe (*Rapport* 1838 S. 28) nicht ersehen. Sicher verschieden, inhaltlich aber doch nahestehend, ist die Reimpaarfassung, welche Méon *Nouv. Rec.* I 364 ff. nach der Pariser Hs. f. fr. 837 (alt 7218) abgedruckt hat und welche auch noch in der Vaticanischen Hs. Regius 1420 (alt 733) Bl. 11—52 erhalten ist.

LXXXVIII 2. Die Vermutung, es liege vielleicht die Form VI vor, trifft nicht zu; es folgen vielmehr den mitgeteilten 7 Zeilen: 8c 8c 8d 8d und Gebet an Maria: 12d' 12d' 12d' 12e 12e. Das Gedicht lautet vollständig: *Sire, fiz deu omnipotent, | Si cum ieo crei vere[e]ment, | Ki li prestre tent en present | Vostre seint cors en sacrement, | Me doignez hui sen e reisun | E deuaunt (la) mort confessioun | E de(me)s pecchés remisioun! | Amen! ‖ Damne deu [Jhesu], rey du cel, | A uostre cors comand le men. | Et vostre saunc me seit salu | Ki pour nous fu espaundu! ‖ (Gloriouse) Dame seinte Marie ke le fiz deu portastes, | Virgine le concutes (e) virgine l'enfauntastes | Et de virginau let virginament l'eletastes. Dame, si cum [i]ceo est veirs e ieo le crey, | Eez en garde le cors e l'alme de mey! | Amen oremus!*

E. Stengel.

Binet, Hyacinthe, *Le Style de la lyrique courtoise en France aux XIIe et XIIIe siècles.* Paris. Bouillon. 1891. 106 S. 8.

Schon die provenzalische Minnedichtung war eine stereotype, schablonenmässige Kunstausübung. Wo es kein wahres Gefühl gab, konnte man nicht Originalität und Schwung erwarten; keine Persönlichkeit tritt aus dieser Dichterwirksamkeit hervor. Die provenzalische Lyrik überschritt die Alpen, die Pyrenäen, die Loire. Was selbst nie original war, sollte nun nachgeahmt werden; kein Wunder, wenn wir in Italien, Spanien und Nordfrankreich nur eine hohle, erstarrte Form statt einer Poesie, die vor allem die des Gefühls sein sollte, finden. Daher ist es auch möglich, allgemein über den Stil der französischen Minnedichtung *ein* Buch zu schreiben, statt die einzelnen Vertreter dieser Poesie, wie Thibaut von Champagne oder den Kastellan von Coucy, auf ihre stilistische Eigenart hin gesondert zu untersuchen. Mit eben demselben Recht könnte man den Stil der

sizilianischen Dichterschule oder der portugiesischen Hoflyrik zusammen behandeln oder sogar die italienische, portugiesische, spanische, französische Minnedichtung in ein und demselben Buche zur Darstellung bringen.

Herr Binet macht nun, besonders in seiner letzten Abteilung, *Conclusions*, recht klar, wie unpersönlich die alte nordfranzösische Liebeslyrik war. Dass man sich mit dem trockenen Formenspiel begnügte, erklärt sich aus einem besonderen Character des Zeitalters, den Jeanroy, von Binet zitiert, trefflich gefasst hat: *Le moyen âge avec sa docilité un peu enfantine, a eu la superstition de l'autorité; c'est un assujettissement de l'individu à une règle commune, à une pensée antérieure à la sienne, qui explique le caractère impersonnel, anonyme de tant de créations, même des plus heureuses, de l'architecture et de la statuaire aussi bien que de la poésie.* Dies ist ausgeführt, was schon Diez gelegentlich der doch so viel inhaltsreicheren provenzalischen Lyrik aussprach. „Jene Zeit gewöhnte ihre Menschen an eine gemeinsame Art des Denkens und Empfindens, und so kam gar manches geistige Vermögen nicht zur völligen Reife" (*Poesie der Troubadours*, ed. Bartsch, S. 108).

Die Einzelheiten der Untersuchung Binet's sind nach der Rhetorik Baron's in folgende Abteilungen gebracht worden: I. *Figures par rapprochement d'idées semblables ou contraires:* A — 1. *Comparaison*, 2. *Métaphore*, 3. *Allégorie*, 4. *Métonymie*, 5. *Synecdoque*, 6. *Personnification*, 7. *Allusion*, 8. *Hyperbole*, 9. *Litote*, 10. *Euphémisme*. B — 1. *Antithèse*, 2. *Ironie*. — II. *Figures par développement ou abréviation de l'expression de l'idée:* A — 1. *Distribution*, 2. *Périphrase*, 3. *Répétition*, 4. *Parallélisme*, 5. *Tautologie*, 6. *Pléonasme*, 7. *Conjonction*. B — *Asyndeton ou disjonction*. — III. *Figures par changement de forme de l'idée:* 1. *Interrogation oratoire*, 2. *Exclamation*, 3. *Apostrophe*, 4. *Parenthèse*, 5. *Hystérologie*.

Innerhalb dieses Rahmens gibt es Platz für gar manche Beobachtungen, sogar für mehr als Grosse betreffs Chrétien de Troyes und die vielen Nachfolger Grosse's deren gemacht haben. Es kommen nämlich hinzu die Allusion, die Conjonction, d. h. das Polysyndeton, und das Asyndeton, abgesehen von den zufälligen Figuren der Ironie und der Hysterologie. Die Allusion ist sogar eine der ergiebigsten und interessantesten Figuren, nicht nur weil sie erlaubt, Schlüsse in Bezug auf Abfassungszeit und Lebensverhältnisse des Verfassers zu ziehen, sondern auch weil sie erfrischende Realitäten inmitten der vielen Abstraktionen darbieten. Eine Allusion will Verfasser in den Worten Conons de Béthune *l'abeïe as souffraitous* sehen; *souf-*

fraitous wäre ein Wortspiel mit *s'offre à tous* — so wollte schon Paulin Paris, erklären, *Romancéro* 89 — und darin würde eine Anspielung auf die Leichtfertigkeit der betreffenden Dame liegen. Es ist doch eine beträchtliche lautliche Verschiedenheit zwischen *souffrai-tous* und *s'offre à tous;* und alte Handschriften haben übereinstimmend nur *souffraitous;* siehe Wallensköld, *Chansons de Conon de Béthune*, S. 249.

Das Asyndeton und das Polysyndeton sind willkommene Zusätze zu dem gewöhnlichen stilistischen Schema. Man weiss, welche ausserordentlich wichtige Rolle das Asyndeton spielt in der neuesten französischen Litteratur; es wäre interessant, diese Erscheinung in frühere Zeiten zurückzuverfolgen. Diese beiden Figuren, wie sie beim Verfasser heissen, sind nun endlich syntaktischer Natur. Aber wie viel andere Phänomene, die in der Mitte zwischen Syntex und Stilistik stehen, uud die daher weder hier noch dort behandelt zu werden pflegen, hätten noch mit ebenso gutem Recht Beachtung verdient; z. B. die Unter- und Nebenordnung der Sätze, der Periodenbau u. ä. m., das für die Schreibart eines Verfassers höchst charakteristisch ist.

Sind nun Allusion, Asyndeton und Polysyndeton zu dem gewöhnlichen Schema hinzugekommen, so fehlt doch die Beachtung des Sprichworts und der Sentenz. Verfasser hat sich dafür in der Vorrede entschuldigt, und seine Entschuldigung muss man gelten lassen. Aber er hat sich damit einer wahren Zierde für seine übrigens gut geplante und tüchtig ausgeführte Arbeit begeben.

Göteborg. JOHAN VISING.

Witte, Hans, *Zur Geschichte des Deutschtums in Lothringen.* Die Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes im Metzer Bistume zur Zeit des ausgehenden Mittelalters bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts. Nebst einer Karte. Strassburger Dissertation. Metz, 1890. 74 S. Gr. 8⁰. M. 2,50.

Vorliegende Arbeit, die fast ausschliesslich auf Materialien des Metzer Bezirksarchivs beruht, zerfällt in vier Teile. Der erste (S. 3—15) handelt von der deutschen Sprache in der bischöflich metzischen Kanzlei. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheint das Metzer Bistum unter dem Bischof Konrad Beyer von Boppart in zwei Teile zerlegt, einen nordöstlichen und einen südwestlichen. Dem nordöstlichen Teile urkundet die Metzer Kanzlei regelmässig deutsch, dem letzteren französisch. Verfasser

glaubt, dass diese Einteilung auf Grund der sprachlichen Abgrenzung stattfand. Die Urkundensprache der Kanzlei dieses Bischofs richtete sich in der Regel nicht nach der Nationalität des Adressaten; vielmehr war, mit geringen Abweichungen, die Sprache des Ortes massgebend für diejenige der Urkunde. Diese Regel der Beurkundung blieb im allgemeinen auch unter dem Bischof Georg von Baden bestehen. Auch die Berufung des Franzosen Heinrich von Lothringen auf den bischöflichen Stuhl führte kaum eine Änderung herbei. Dagegen stellte die Regierungszeit des Bischofs Johann von Lothringen eine entschiedene Reaktion zu gunsten des Französischen dar; die französische Sprache überwog in der Kanzlei.

Der zweite Teil (S. 16—21) handelt von den Urkundensprachen in den der Sprachgrenze nahe gelegenen Ortschaften des Metzer Bistums. Die Urkundensprache der bischöflichen Kanzlei lässt sich zur Bestimmung der ehemaligen sprachlichen Abgrenzungsverhältnisse verwerten. Dies kann von den örtlichen Urkundensprachen höchstens in einem sehr beschränkten Sinne gesagt werden. Zwar war in einzelnen Gegenden Lothringens, namentlich in den Städten (z. B. Saarburg), seit dem 15. Jahrhundert ein kräftiges deutsches Bewusstsein erwacht; aber im grossen und ganzen hat selbst auf dem deutschen Boden Lothringens die deutsche Urkundensprache niemals eine ausschliessliche Alleinherrschaft erlangt. Ein Deutscher pflegte an einen Franzosen in dessen Muttersprache zu urkunden, letzterer aber an einen Deutschen nur in seiner Muttersprache. An den Bischof allein urkundeten die Deutschen seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in ihrer Muttersprache. Die lokale deutsche Urkundensprache kann in weit höherem Grade zur Bestimmung der damaligen Sprachgrenze herangezogen werden als die französische. Denn sie beschränkt sich durchaus auf das deutsche Sprachgebiet. Die französische Urkundensprache dagegen greift derart in das deutsche Gebiet über, dass, wenn man darnach das Deutschtum bestimmen wollte, dies gegen die thatsächlichen Sprachverhältnisse eine bedeutende Einengung erführe.

Der dritte Teil (S. 21—32) handelt über die Metzer Bischöfe in ihrer Stellung zum Deutschtum. Bischof Konrad schuf Massregeln, welche, bei konsequenter Handhabung, vielleicht eine Erweiterung des deutschen Sprachgebiets herbeigeführt haben würden. Einen ganz anderen Umfang nahm der Zug nach Westen unter seinem Nachfolger, Georg von Baden, an. Man gewinnt bei ihm die Überzeugung, dass seine Begünstigung des Deutschtums eine planmässige war. Johann von Lothringen, der zweite Nachfolger Georgs von Baden, versetzte dem Deutschtum einen sehr harten Stoss durch seinen Erlass vom 28. Februar 1548,

durch welchen er in Marsal, das überwiegend deutsch gewesen war, das Französische obligatorisch als Gerichtssprache einführte.

Der vierte Teil (S. 33—69) handelt über die deutsch-französische Sprachgrenze im ausgehenden Mittelalter bis zur Wende des 16. Jahrhunderts. In dieser Zeit findet man die Sprachgrenze in Lothringen fast überall derart ausgeprägt, dass auf der einen Seite rein deutsches Gebiet, auf der anderen rein französisches sich befindet. Verfasser glaubt in dieser Sprachgrenze noch die ursprüngliche Gestalt derselben, wie sie sich infolge der Völkerwanderung feststellte, zu erblicken. Als Beweismaterial für deutsche Nationalität eines Ortes dienen ihm die deutschen Beurkundungen von Ortsansässigen einerseits und die Flur- und Beinamen, für welche die alten Grundbücher herangezogen werden, andererseits. Vergleicht man die für die Wende des 16. Jahrhunderts sich ergebende Sprachgrenze mit der heutigen, so ergibt sich, dass nur an einer Stelle das Romanische keine Fortschritte gemacht hat: der Forst von Remilly hat jedes sprachliche Vordringen gehemmt, was den Kenner der Gegend durchaus nicht Wunder nimmt. Im Nordwesten und besonders im Südosten hat das Romanische ganz beträchtliche Fortschritte aufzuweisen. Dass noch heute in den seit dem 16. Jahrhundert romanisierten Gebieten die ursprünglich deutschen Flurnamen nicht gänzlich verschwunden sind, hat Ref. auf seinen Reisen durch diese Gebiete Gelegenheit gehabt festzustellen.

Die beigegebene Karte, auf welcher beide Sprachgrenzen eingezeichnet sind, gewährt einen sehr guten Überblick über die Sprachverhältnisse. Die im Zusammenhang liegenden Ortschaften deutschen Namens und die meisten doppelnamigen gehörten noch zu Ende des 16. Jahrhunderts dem deutschen Sprachgebiet an, wenn auch wohl zugegeben werden muss, das an vielen dieser Orte die Französierung bereits im Vordringen war.

Nachdem die Sprachgrenze für den Ausgang des 16. Jahrhunderts historisch festgestellt ist, bleibt für den Sprachforscher die interessante Arbeit übrig, sprachlich zu untersuchen, besonders für den Südosten, ob die heute in den später romanisierten Gebieten gesprochenen Spracharten dieselben sind wie die in den westlich angrenzenden Ortschaften oder ob sie zum Teil andere charakteristische Merkmale aufweisen, d. h. mit anderen Worten, ob diese Gebiete durch ein einfaches Vordringen von Westen her romanisiert worden sind oder ob aus einem anderen französischen Gebiet Anpflanzungen stattgefunden haben.

C. This.

Zimmerli, J., *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz.* I. Teil. Die Sprachgrenze im Jura. Nebst einer Karte. Göttinger Dissertation. Darmstadt, 1891. VII u. 80 S. und 16 Tabellen. Gr. 8⁰. M. 3.

An der Stelle, wo Ref. an der elsässisch-schweizerischen Grenze seine Untersuchungen über die deutsch-französische Sprachgrenze abgeschlossen hat, setzt Z. ein und führt dieselben in einem ersten Teile bis an den Neuenburger See fort. Diese Sprachgrenze wird auf Grund persönlicher Beobachtungen mit Hinzuziehung des vorhandenen statistischen und urkundlichen Materials festgestellt. Z. hat seine Beobachtungen und Erkundigungen auf Wanderungen, die er im Herbst 1889 und im darauffolgenden Winter unternommen hat, gesammelt. Er hat dabei alles aufgezeichnet, was zur Feststellung der heutigen Sprache und Sprachgrenze für seinen Zweck dienlich sein konnte. Verf. weicht natürlich in seinen Ergebnissen bedeutend von Nabert's im Jahre 1856 veröffentlichter Arbeit über die deutsch-französische Sprachgrenze ab. Denn die Industriezweige, welche sich in diesen Gebieten seitdem entfaltet haben, und die entstandenen Verkehrswege haben an der Sprachscheide eine starke Einwirkung auf die Sprachverhältnisse ausgeübt.

Verfasser beginnt seine Darstellung mit einem historischen Überblick (S. 1—6) über die Sprachverhältnisse, wie sie sich in der Westschweiz infolge der Völkerverschiebungen gestaltet haben. Er glaubt annehmen zu dürfen, dass am Anfang des achten Jahrhunderts die Grenzscheide zwischen den beiden Sprachen im allgemeinen mit der heutigen zusammenfiel. Zu dieser Annahme veranlassen ihn die Orts- und Flurnamen, der Häuserbau und die erhaltenen Urkunden. Eine Verschiebung der Sprachgrenze lasse sich im Jura nur für das linke Ufer des Bieler Sees nachweisen, wo im Laufe der Zeit ein Germanisierungsprozess stattgefunden hat, und für die Gemeinde Bözingen, wo Familien- und Flurnamen für einstige romanische Bevölkerung sprächen.

Auf diese historische Skizze folgen (S. 6—57) die Beobachtungen, welche Verf. auf seiner Wanderung durch die einzelnen Ortschaften gemacht hat. Alles zum Zwecke der Aufklärung Wichtige wird herangezogen: die heutige Patoisbenennung und die urkundlich belegten Namen der Ortschaften, die Zahl der patois, französisch oder deutsch sprechenden Familien, die Sprache der Kirchhofinschriften und die darauf erscheinenden Familiennamen, die Schulverhältnisse, der Typus der Häuser. Diese sorgfältigen Beobachtungen ergeben, dass die Sprachgrenze nur auf einer ganz kurzen Strecke rein verläuft, während auf dem grössten

Teile derselben sehr bedeutende Sprachmischungen vorhanden sind. Der Prozentsatz der deutsch sprechenden Bevölkerung steigt bis 50, ja in einigen Orten geht er noch weit darüber hinaus. Leider bietet uns der Verfasser keine kartographische Übersicht über diese Verhältnisse. Die beigegebene Karte gibt durch einen roten Strich die Sprachgrenze an, wie sie westlich von den rein deutsch sprechenden Ortschaften verläuft, ohne die rechts und links von dieser Linie liegenden gemischten Orte irgendwie kenntlich zu machen. Auf solche Weise ist es kaum möglich, sich einen Überblick über das Ganze zu verschaffen, zumal noch die Karte nicht alle Ortschaften und Gehöfte angibt, die im Texte verzeichnet sind. Die Sprachmischung ist durch Wanderbewegungen der letzten fünfzig Jahre herbeigeführt worden. Beim Aufkommen der Uhrenindustrie gab die einheimische welsche Bevölkerung den Ackerbau auf, um in den Fabriken ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Eine eingewanderte deutsch sprechende Bevölkerung übernahm die Bebauung des verlassenen Bodens.

An diese statistischen Beobachtungen schliessen sich Angaben über den Häuserbau, der durch neun Grundrisszeichnungen veranschaulicht wird (S. 57—63). Dabei stellt sich heraus, dass die Sprachgrenze im schweizerischen Jura im allgemeinen zusammenfällt mit der Scheidelinie zwischen dem keltoromanischen Hause, welches für den welschen Jura charakteristisch ist, und dem dreisässigen Hause, das in der ganzen Nordschweiz vorherrscht.

Den Schluss der trefflichen Arbeit bilden sprachliche Bemerkungen. Für das Deutsche werden (S. 64—66) diejenigen Lauterscheinungen namhaft gemacht, welche die Mundarten in der Nähe der Sprachgrenze von den übrigen allemannischen Mundarten der Schweiz unterscheiden. Für das jurassische Patois wird die Sprachart von 19 Ortschaften zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht (S. 67—80) und durch 16 Lauttabellen veranschaulicht. Ref. hat in einer früheren Besprechung vorliegender Arbeit (D. L. Z. 1891, No. 46) bereits darauf aufmerksam gemacht, dass die Mundart des Gebietes der oberen Birs und des oberen Doubs in den charakteristischen Merkmalen mit derjenigen übereinstimmt, welche südlich vom Elsässer Belchen gesprochen wird und vom Ref. das burgundische Sprachgebiet genannt worden ist.

Ref. hat die vorliegende Arbeit von neuem mit sehr grossem Interesse durchgegangen und muss nochmals seinen Wunsch wiederholen, dass Verf. uns sobald wie möglich mit der Fortsetzung beschenke.

C. This.

Henninger, E., *Sitten und Gebräuche bei der Taufe und Namengebung in der altfranzösischen Dichtung.* Inauguraldissertation. Halle, 1891.

Der Gedanke, die altfranzösischen Dichtwerke auf die in ihnen vorkommenden kirchlichen Sitten zu untersuchen, ist ein sehr glücklicher, für den Theologen und den Kulturhistoriker in gleichem Masse Nutzen versprechender. Herr Henninger hat sich auf die Gebräuche bei der Taufe und Namengebung beschränkt und dabei überaus reichlichen Stoff getroffen. Seine Arbeit ist sehr sorgfältig und umsichtig. Sie beruht auf einer umfassenden Ausnutzung der altfranzösischen Texte; im Eingange werden unter 51 Nummern die zur Lektüre gewählten Werke namhaft gemacht. Ich bin freilich nicht im stande, Herrn Henninger im einzelnen zu kontrollieren und nachzuprüfen, ob er in seinen Quellen alle wesentlichen Partieen benutzt habe und ob die Verwertung der Zitate überall eine vollkommen korrekte sei. Das Bild, welches man durch die Schrift gewinnt, erscheint im Vergleich mit den kirchlichen Quellen so vielseitig und im einzelnen so glaubhaft, dass ich keinen Grund habe, Zweifel in der einen oder anderen Richtung auszudrücken. Henninger hat die kirchlichen Quellen, besonders nach Martène, mit viel Glück herangezogen. Vielleicht hätte er zuweilen noch Höfling, *Das Sakrament der Taufe nebst den damit zusammenhängenden Akten der Initation*, I (1859), mit Nutzen vergleichen können. Eine über ein ganz bestimmtes Mass hinausgehende Erforschung der Herkunft und Entwickelung der geschilderten Bräuche nach den kirchlichen Quellen kann niemand von dem Verfasser verlangen. Ich meinesteils danke ihm für mannigfache Belehrung, wäre es auch nur eine Bestätigung für solches, was im allgemeinen als bekannt über die kirchlichen Taufbräuche des früheren Mittelalters bezeichnet werden mag. Die Arbeit zerfällt in drei Teile: I. Die Taufe, II. die Namengebung, III. das Kindbett. Bei weitem am ausführlichsten ist der erste, er umfasst S. 9—63 und handelt von folgenden Thematen: a) die Taufarten, b) der Taufort und die Taufgefässe, c) kirchliche Vorbereitungen zur Taufe, d) der Täufling, e) der Taufende und die Taufformel, f) die Bekehrung der Heiden, g) die Paten, h) Zeremonien und Gebräuche vor, während und nach der Taufe (dieser Abschnitt ist der inhaltreichste, S. 39—60), i) die Patengeschenke. Der dritte Teil, dessen Überschrift zunächst frappiert, behandelt Fragen, die ohne Zweifel mit zum Thema gehörten, da der Verfasser nicht nur die kirchliche, sondern auch die weltliche Tauffeier berücksichtigt; übrigens berühren sich die beiden Feiern hier insofern, als nach dem Verfasser am Ausgange des Mittelalters die „weltliche Tauffeier“ an dem Tage des „ersten Kirchganges“ der Mutter statt hatte.

Henninger beginnt mit der These: „Zwei Taufformen kennt die mittelalterliche christliche Geschichte: die *Immersio* und die *Infusio*. Bis in das 13. Jahrhundert hinein hatte sich jener ursprünglichere Taufmodus erhalten, um dann von der Übergiessung gänzlich verdrängt zu werden.“ Es ist nicht ganz richtig, dass mit dem 13. Jahrhundert die *Immersio* ganz aufhört. Um von den orientalischen Kirchen zu schweigen, die bis heute an der vollen Untertauchung des Täuflings festhalten und diese Form für so wesentlich ansehen, dass sie eine nicht so vollzogene Taufe grösstenteils überhaupt nicht anerkennen, so scheint auch bis tief in die protestantische Zeit hinein die Taufe in manchen Gegenden Deutschlands als *Immersio* geübt worden zu sein. Eine Reihe lutherischer Taufordnungen deutet darauf (Höfling, a. a. O. 52 ff.). Hat Henninger richtig gesehen, dass die französischen Quellen nur bis zum 13. Jahrhundert diese Form (neben der anderen der *Infusio* oder *Aspersio!)* noch voraussetzen, so wäre bis auf weiteres etwa zu denken, dass die französ. Kirche mit bezug auf die Allgemeinheit der Besprengungstaufe einen Vorsprung in der Entwickelung hatte. Auf der anderen Seite irrt Henninger, wenn er meint, die Form der „Begiessung“ oder der „Besprengung“ sei überhaupt erst gegen das Mittelalter hin oder im Mittelalter aufgekommen. Diese Form ist zu jeder Zeit im Notfalle, besonders in Sterbensgefahr, angewandt worden, und es ist aus Cyprian zu ersehen, dass die Kirche zu seiner Zeit kein dogmatisches Gewicht auf die volle Untertauchung legte, wiewohl sie diese im allgemeinen bei Gesunden vorschrieb. Auch bei diesen aber ist zu betonen, dass es nur die „Regel“ war, die Taufe *per immersionem* vorzunehmen. Unter den vielen interessanten Notizen, die wir der neuaufgefundenen „Lehre der zwölf Apostel“ verdanken, ist nicht die wertloseste jene, aus der zu ersehen ist, dass im Oriente (Ägypten oder Syrien) zu Beginn des 2. Jahrhunderts die „Besprengung“ eine durchaus erlaubte Form war. Die „Lehre der zwölf Apostel“ hat auch im Abendlande Verbreitung gefunden und es steht dahin, wieweit auch hier seit Alters die „Besprengung“ bei Gesunden geübt worden. Merkwürdig sind bei Henninger die Notizen, wonach Taufen „im Namen der Maria oder irgend eines Heiligen“ (S. 27) vorgekommen sein müssten. Ich halte es für ganz unmöglich, dass hier Thatsachen durchschimmern; wahrscheinlich handelt es sich an diesen Stellen blos um freie Phantasien des Dichters, vielleicht um eine Vermischung der Namengebung und der Taufe! Aus bestimmten Gründen hätte ich mich dafür interessiert, S. 55 mehr zu erfahren über das „Glaubensbekenntnis“, welches im früheren Mittelalter in der französischen Kirche bei der Taufe üblich war; ich vermute, dass Henninger in seinen Quellen nicht mehr gefunden hat, als er mitteilt. S. 58 berührt Henninger den Brauch, jeden Getauften

Milch und Honig darzubieten; er meint, derselbe sei „jedenfalls eine symbolische Andeutung ihres Eintritts in das gelobte Land". Diese Deutung liegt nahe und wird früh geübt sein. Der Brauch stammt jedoch aus dem Mithraskult und repräsentiert eine der vielen Vermischungen christlicher und heidnischer kultischer Sitte. Ich schliesse diese Anzeige mit dem Wunsche, dass sich noch weitere Romanisten finden möchten, die in so gründlicher Weise, wie Henninger, die altfranzösischen oder andere romanische Dichtungen daraufhin durchforschen, wie sich die kirchlichen Sitten in ihnen darstellen. Z. B. die Hochzeitsbräuche wären gewiss ein dankbares Thema. Oder Beichte und Busse! KATTENBUSCH.

Mussafia, A., *Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden.* IV. Wien 1891. (S. A. aus den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philos.-hist. Klasse Bd. CXXIII.)

Nachdem der gelehrte Verfasser in den drei ersten Heften seiner Studien (*Sitzungsber.* Bd. CXIII, p. 917; CXV, p. 5; CXIX, IX. Abt.) Mitteilungen über eine grosse Anzahl lateinischer Sammlungen von Marienlegenden gemacht und ihr gegenseitiges Verhältnis, soweit es bei dem ihm bekannten Material möglich war, aufgehellt hat, gelangt er in dem vorliegenden vierten Hefte zu den metrischen Fassungen in den Vulgärsprachen, zunächst zu zwei anglonormannischen Sammlungen, der des Adgar — herausgegeben von Neuhaus in Förster's *Altfranzös. Bibliothek* Bd. 9, Heilbronn 1886 — und der noch ungedruckten Sammlung, die in Hs. *Brit. Mus. Roy.* 20, B. XIV enthalten ist. Bekanntlich erklärt Adgar, er habe seine Legenden aus einem der Bibliothek der St. Paulskirche zu London gehörigen lateinischen Buche eines gewissen Meister Alberich (*mestre Albri*) übertragen, und es geht aus seinen Äusserungen hervor, dass er sich an seine Vorlage eng angeschlossen hat. Dieses Buch hat sich nun, soweit bis jetzt unsere Kenntnis reicht, nicht erhalten, wohl aber lassen sich für nahezu sämmtliche Adgar'sche Legenden die direkten Vorlagen, die in dem genannten Buche enthalten gewesen sein müssen, in anderen lateinischen Sammlungen nachweisen. War dieser Nachweis bisher nur für einen Teil der Legenden erbracht worden, so ist es Mussafia gelungen, auch für die Hauptmasse der übrigen hinsichtlich ihrer Quelle noch nicht bestimmten Legenden die gemeinsame Vorlage zu ermitteln in einer von Wilhelm von Malmesbury veranstalteten lateinischen Sammlung von 55 Marienwundern, die sich in einer dem 13. Jahr-

hundert entstammenden Handschrift der Bibliothek zu Salisbury findet. Der Kompilator der Adgar'schen Vorlage hat die Sammlung jedoch nicht in der uns erhaltenen ursprünglichen Gestalt benutzt, sondern in einer von Wilhelm selbst oder einem Anderen vorgenommenen Redaktion, in der die Reihenfolge der Erzählungen modifiziert worden war. — Die zweite anglonormannische Sammlung, Hs. *Roy.* 20, B. XIV, stimmt, wie Mussafia zeigt, bis auf geringe Abweichungen genau überein mit der in einer Oxforder Handschrift — *Bibl. Balliol* 240 — erhaltenen lateinischen Legendensammlung, deren Kompilator gleichfalls aus dem Werke Wilhelm's resp. aus der davon veranstalteten Redaktion geschöpft hat. Was das Verhältnis der beiden abgeleiteten Sammlungen zu der gemeinsamen Quelle betrifft, so ergibt eine Vergleichung, dass Alberich-Adgar sich enger an das Original anschliesst, als Oxford-Royal, welches abkürzend verfährt. Zur Veranschaulichung dieses Verhältnisses publiziert Mussafia zwei Legenden, die *Vision des Wettin* und *Liebe durch Teufelskunst* nach Adgar, Salisbury und Royal 20 in Paralleldruck. (In der letzteren gibt Z. 309—10: *U al derain serum ataint Selunc* deu, *qui trestut [nus] veint* keinen rechten Sinn. Ich möchte vorschlagen, zu lesen: *Selunc l'aé qui trestut veint*, entsprechend dem *aut etatis processus conficit* der lateinischen Vorlage. Der Vers hätte dann seine volle Silbenzahl, ohne dass wir nötig hätten, ein *nus* zu ergänzen.) Da Wilhelm bereits 1144 starb, so kann man nun die Belagerung Ramleh's, deren in Adgar's 38. Legende Erwähnung geschieht, nicht mehr wie bisher auf ein Ereignis vom Jahre 1162 beziehen, sondern es muss darunter das Treffen vom Jahre 1103 verstanden werden, und der daselbst genannte Balduin ist nicht Balduin III., sondern der I.

Die lehrreiche Abhandlung schliesst mit einem vollständigen Nachweis der von Adgar benutzten Vorlagen. Wir können nur wünschen, dass es dem Verfasser gelingen möge, bei den übrigen vulgärsprachlichen Sammlungen, mit denen sich die nächsten Hefte beschäftigen sollen, die Quellenfrage in gleich mustergiltiger Weise zu lösen und so unsere Kenntnis der mittelalterlichen Legendendichtung um ein wichtiges Kapitel zu bereichern.

Würzburg. R. Zenker.

Lenient, *La Poésie patriotique au moyen âge.* Paris, 1891. Hachette. XX u. 459 S. 8^0, fcs. 3. 50.

Der rühmlichst bekannte Geschichtsschreiber der französischen Tendenzdichtung hielt während der Belagerung von Paris zur

Ermunterung seiner Landsleute Vorlesungen über die patriotische Dichtung. Dies der Ursprung vorliegenden Werkes, von dem der Verfasser selbst sagt:

„Les années écoulées depuis, les suppressions nombreuses apportées à la rédaction primitive n'ont pu effacer tout à fait l'émotion qui nous dominait alors. D'ailleurs, faut-il l'avouer? nous n'aurions pas voulu la faire disparaître entièrement" und: „je parle surtout à ceux qui placent au-dessus même des austérités de la science et des sévérités du goût la sainte passion de la patrie."

Den Inhalt der umfangreichen Arbeit lassen wir uns am besten von Lenient selbst erzählen: „Nous avons vu la muse française tout d'abord évoquant les souvenirs et les grands noms de l'époque carlovingienne, Charlemagne, Roland, Olivier, Guillaume au Court Nez; Aymeri de Narbonne: puis avec les croisades, ouvrant un nouveau cycle, exprimant tour à tour la foï naïve et enthousiaste des premiers âges, le découragement, les tristesses et l'abandon final au déclin. Plus tard, secondant avec Jean de Meung les vues politiques et novatrices de Philippe le Bel; annonçant, dans Renart le Contrefait, les premiers frémissements de l'esprit bourgeois et démocratique; préludant aux états de 1357; déplorant les désastres et les hontes de Crécy et de Poitiers; flétrissant par la voix d'Alain Chartier les fuyards d'Azincourt; célébrant avec Christine de Pisan et les auteurs du théâtre populaire le miracle de Jeanne d'Arc et de la France ressuscitée; enfin faisant entendre un dernier cri avec Charles d'Orléans, avec Villon et Coquillart en faveur de la paix et de l'unité nationale."

Beim Durchlesen dieses Werkes fragte ich mich kopfschüttelnd, ob die deutsche Wissenschaft zu seiner Beurteilung überhaupt kompetent sei; dann, ob der deutsche Kritiker imstande sei, sich trotz der meistens an den Haaren herbeigezogenen politischen Gehässigkeiten die Unbestechlichkeit des Urteils zu wahren. Herr Lenient hasst die Deutschen nach jeder Seite hin. Er ist ein wütender Gegner des *„pangermanisme, ce fléau de notre époque."* Natürlich will er nicht einmal der Zeit Karls d. Gr. den kleinsten germanischen Zug belassen. Der deutschen Litteratur gegenüber verhält sich Lenient in gar verschiedener, aber niemals sympathischer Weise, und selbst die deutsche Wissenschaft kommt bei ihm gerade noch knapp mit zwei recht blauen Augen davon. Angesichts dieser Thatsachen möchte der deutsche Kritiker am liebsten die Feder weglegen, wenn er nicht die Wahrheit zu sagen hätte, selbst auf die Gefahr hin, bei Herrn Lenient in den Geruch des Chauvinismus zu kommen.

L.'s Arbeit ist viel zu breit angelegt und nur des Verfassers

bestechender Stil kann uns über die verhältnismässige Armut des Inhalts hinwegtäuschen. Dass manche Kapitel ihre wissenschaftlichen Ergebnisse aus L.'s „*La Satire au moyen-âge*“ beziehen, soll zwar kein Vorwurf sein, spricht aber doch für unsre Ansicht, dass das Buch künstlich gestreckt ist; daher die langen, sagengeschichtlichen Untersuchungen, in denen L. ein mageres Stückchen Wissenschaft mit den herrlichsten Blumen der Rhetorik garniert, daher die breitspurigen Auseinandersetzungen politisch-historischen Inhalts wie bei Kap. VII, daher überhaupt die Kap. VII, VIII, IX und X, die zum grossen Teil aus dem Rahmen der Arbeit herausfallen. Einen viel besseren Eindruck machen die letzten 7 Kapitel. Hier fliesst L. Stoff in Hülle und Fülle zu, hier steht er auch auf der Höhe seiner Aufgabe.

Unser Gesamturteil geht dahin, dass das Buch, nicht nur was wissenschaftliche Gründlichkeit anlangt, in den einzelnen Teilen sehr ungleich ist. Der Litterarhistoriker wird hier nicht viel Neues entdecken, der gebildete Laie möge sich am blendenden Stile L.'s ergötzen und, wenn er ein Franzose ist, an des Verfassers Patriotismus erwärmen.

ERNST DANNHEISSER.

Rigal, E. *De l'établissement de la Tragédie en France*, Extrait de la „Revue d'art dramatique“ du 15 janvier 1892, Paris, Impr. Noizette 28 S.

Vorliegende Arbeit tritt in der bescheidenen Form einer Antrittsvorlesung auf. Dieselbe ist von geradezu epochemachender Bedeutung und ich glaube, im Sinne der meisten Kenner der französischen Theatergeschichte zu sprechen, wenn ich sage, dass Rigal's neueste Arbeit in jeder Beziehung das Beste ist, was seit Ebert's „Entwicklungsgeschichte“ über das Emporkommen der französischen Tragödie von 1552—1640 geschrieben wurde. R.'s Gedanken sind gross und originell und zeugen von einer in der neueren Litteraturgeschichtsschreibung sehr selten zu findenden historischen Auffassung. Referent hat in diesem Blatte jüngst die Anschauung vertreten, dass das Auftauchen der dramatischen Einheiten gegen 1628 mit den Theorien der Dramatiker des XVI. Jahrhunderts in keinem kausalen Zusammenhang stehe. Was ich da nur von den Einheiten behauptet, lässt Rigal von der franz. Tragödie des XVII. Jahrhunderts überhaupt gelten. „Die Tragödie eines Garnier ist nur eine wissenschaftliche Episode in der Geschichte der französischen Tragödie,“ das ist die neue, grosse Grundidee Rigal's, der sich künftig kein Litterarhistoriker

wird verschliessen können, wenn anders er ernst genommen werden will. Den wissenschaftlichen Beweis für seine Behauptungen hat sich Rigal natürlich noch vorbehalten — aber er beschreibt uns in grossen Zügen den Weg, den seine Beweisführung einschlagen wird, und — wir können uns schon damit zufrieden geben. Ganz besonders kommt dem hervorragenden Forscher seine umfassende Kenntnis der Theatertechnik jener Zeit zu gute. Noch niemals wurde der innige Zusammenhang zwischen Theater-, Bühnen- und Dramengeschichte so scharf hervorgehoben, wie bei Rigal. Wir können es uns nicht versagen, den Gedankengang der ausgezeichneten kleinen Schrift, womöglich mit des Verfassers eigenen Worten, durch die Wiedergabe folgender Thesen zu skizzieren:

1. L'école classique avait succombé vers la fin du XVIe siècle, cédant la place à l'école irrégulière dont Hardy est le principal représentant. D'où venait cette école irrégulière?

2. L'imitation du drame espagnol sur notre théâtre est bien postérieure à l'apparition de l'école irrégulière de 1600: elle ne date que de Rotrou.

3. Le drame irrégulier „la tragi-comédie“ ne devait pas sa naissance à la décomposition de la tragédie.

4. La tragi-comédie ne peut être qu'une continuation et une transformation de notre théâtre du moyenâge.

5. L'histoire véritable de la tragédie commence au XVIIe siècle, non au XVIe.

6. Les œuvres des La Taille et des Garnier intéressent l'histoire de notre littérature, elles ne sauraient intéresser l'histoire de notre théâtre.

7. Tant qu'a duré l'école classique du XVIe siècle, manque d'un théâtre où elle pût régulièrement représenter ses œuvres.

8. Le système décoratif des Confrères était incompatible avec celui dont usaient les poëtes tragiques.

9. Au temps où paraît la Sophonisbe, notre première école classique est déjà oubliée.

10. Hardy avait une préférence marquée pour le classique et, sans doute, nourrissait secrètement l'ambition d'être le successeur joué de Garnier.

11. Mais on demandait à Hardy de se tenir plus près du drame du moyenâge qu'il n'avait essayé de le faire: le dramaturge était forcé d'obéir, et, entre la tragédie pure et le mystère, il s'en tint à ce compromis: la tragi-comédie.

12. La bonne compagnie se pressa de plus en plus aux représentations publiques.

13. Les ennemis du drame populaire pouvaient entrevoir le jour, où les règles domineraient.

14. Si l'Hôtel de Bourgogne avait continué à être le seul théâtre de Paris, la tragédie eût tardé encore à paraître.

15. Heureusement de nouveaux comédiens venaient — en 1634 donc, Sophonisbe est représentée sur le théâtre du Marais.

16. Das Verschwinden der veralteten szenischen Gesamtübersicht verhalf der Tragödie zum Siege.

Man sieht, Rigal gesteht den Regeln den nämlichen Einfluss auf die Entwicklungsgeschichte der Tragödie zu, wie ich in *Rom. Forsch. IV, S. 314.* Den Einfluss des Verschwindens der szenischen Gesamtübersicht auf die Entwicklung der Einheiten habe ich übereinstimmend und gleichzeitig mit Rigal jüngst in diesen Blättern besprochen.

These 14 und 15 scheinen mir die Einwirkung der neuen Bühne zu übertreiben. Einzelne auf S. 22 stehende Details wird Rigal vielleicht berichtigen, wenn ihm meine jüngste Publikation zugegangen sein wird. Ich hätte nur den Wunsch, dass Rigal die Pastorale nicht so stiefmütterlich behandelt hätte und noch einen — dass ich seinen Vorlesungen beiwohnen könnte.

Ernst Dannheisser.

D'Huart, Martin. *Le Théâtre des Jésuites.* 1ère partie. Progr. Luxembourg, 1892. 64 p. 4°.

Die Abhandlung, welche durch ihre grosse Gelehrsamkeit und kritische Schärfe ein günstiges Vorurteil erweckt, umfasst in dem ersten Teile nur die Einleitung zum Thema, nämlich das mittelalterliche Schuldrama und die lateinischen Schuldichtungen des XVI. Jahrhunderts. Hier, wo es sich um einen Überblick umfassender Zeiträume handelt, können weniger neue Resultate erwartet werden, als in dem enger gesteckten zweiten Teile. Der Verfasser ist auch genötigt, sich häufig auf Urteile und Forschungen seiner Vorgänger zu verlassen, die er indessen stets selbständig prüft und kritisch sichtet.

Im Mittelalter schlossen sich die Schuldramen den herrschenden Formen der Mysterien, Mirakeln, Farcen an, behandelten biblische Stoffe und hatten religiösen Charakter. Von einem antiken Schuldrama kann vor der Renaissance nicht die Rede sein, auch gehen diese Dichtungen und Aufführungen nicht über das XII. Jahrhundert hinaus. Jemehr das Mittelalter sich der Reformationsepoche nähert, destomehr überwiegt der satirische Charakter, der mancherlei Verbote und Einschreitungen von Seiten

der Fakultäten und Parlamente Frankreichs zur Folge hat. Da in den Klosterschulen des Mittelalters das Spätlatein und die Kirchensprache gepflegt, zugleich aber auch ein dem Altertume feindlicher Geist grossgezogen wurde, so ist der Abstand zwischen dem lateinischen oft mit antiken Entlehnungen erfüllten Formen und dem streng mittelalterlich kirchlichen Geiste begreiflich. Nicht immer wurden die Rücksichten der Moral in diesem für heranwachsende Jünglinge bestimmten und von ihnen aufgeführten Dramen gewahrt, wofür u. a. die bekannten Komödien der Nonne Hroswitha sprechende Zeugnisse sind. Aus der Zahl der röm. Dichter wurde nicht bloss von dieser gelehrten Nonne Terenz zur Bearbeitung und Nachahmung herangezogen. Die Darstellung dieser Schuldramen war auf die Klöster beschränkt, wo es allein eine Bühne, Sinn für dramatische Darstellung und für Gelehrsamkeit gab. Selten ist aber in diesen Dichtungen die Nationalsprache, wie z. B. an dem Kollegium von Navarra (in Paris) in den Jahren 1426 und 1433 zwei französische Moralitäten dargestellt wurden. Bei der grossen Gleichförmigkeit der Schulerziehung im Mittelalter, ist es begreiflich, dass es zwischen den Schuldichtungen Englands, Frankreichs und Deutschlands (diesen wendet sich Verfasser fast ausschliesslich zu) keine bemerkenswerten Unterschiede gibt. Mit dem XVI. Jahrhundert beginnt ein wirklich lateinisches Schuldrama, das den Anforderungen der Klassicität gerecht zu werden strebt. Italien ist der Ausgangspunkt desselben; doch überwiegen noch die religiösen, besonders alttestamentlichen Stoffe. In protestantischen Schulen dienen diese Stücke den neuen Religionsanschauungen, wodurch sie namentlich in Frankreich der Zensur verfallen. Terenz gilt noch als Musterbild für die Komödie, Seneca für die Tragödie, griechische Dichter werden selten zur Nachahmung herangezogen, ebenso selten sind griechische Schuldramen. Verfasser erörtert hier die Verdienste Sturm's, Wimpfeling's, Frischlin's, Buchanan's, Muret's u. a., ohne erheblich Neues beibringen zu können. Es herrschte in diesen Dichtungen das dem antiken Drama entlehnte Schema vor. Die Einteilung in Szenen und Akte war eine sehr äusserliche, die Charakterzeichnung eine rohe, die Überladung mit Sentenzen und Betrachtungen störend, die moralische Nutzanwendung aufdringlich. Gewöhnlich ging ein teils moralisierender, teils den Inhalt des Stückes angebender Prolog voran, ein Epilog mit empfehlenden Bemerkungen für die Darsteller folgte. Für die des Latein unkundigen Zuhörer bediente man sich in den Inhaltsangaben bisweilen auch der Landessprache. Für die Tragödie war der Vers das Regelrechte, in der Komödie liess man auch die ungebundene Rede zu. Die antiken Chöre finden

sich hie und da, ohne Zusammenhang mit der Handlung. In der Anwendung des Metrums herrscht grosse Freiheit und Abwechslung. Der Abschluss ist oft ein unvermittelter und plötzlicher, die Charaktere werden zu Sprachrohren des Verfassers. Obwohl das Schuldrama des XVI. Jahrhundert in die Öffentlichkeit trat, wie von den Zuschauern denn ein Theatergeld erhoben wurde, so hatte es doch nur den Zweck, die Zöglinge im Lateinreden zu üben und ihnen moralische Lehren ans Herz zu legen. Der poetische Wert dieser Sachen ist daher kein hoher, doch die formale Reinheit der Sprache anzuerkennen, wogegen der Inhalt, trotz der moralischen Tendenz, nicht immer ein ganz sauberer ist. R. Mahrenholtz.

Büttner, Dr. Hermann, *Studien zu dem Roman de Renart und dem Reinhart Fuchs*, 2. Heft: Der Reinhart Fuchs und seine französische Quelle. Strassburg, Trübner, 1891. 123 Seiten. 8⁰.

Seit der ersten Herausgabe der altfranzösischen und mittelhochdeutschen (nicht althochdeutschen, wie Büttner S. 1 sagt) Fuchsdichtung haben eine ganze Reihe von Gelehrten sich mit der Frage nach dem historischen Verhältnis beider Gedichte beschäftigt: so vor allem Jakob Grimm, Wackernagel, Fauriel, Jonckbloet, Reissenberger, Martin. In neuester Zeit ist die Frage wieder von zwei jüngeren Gelehrten fast gleichzeitig behandelt worden: von Büttner in dem vorliegenden zweiten Hefte seiner Renartstudien und ausführlicher in der vortrefflichen, auf breitester Basis aufgebauten und mit feiner Methode durchgeführten Abhandlung von Karl Voretzsch (in den letzten Bänden der *Zeitschrift für romanische Philologie).* Die Endresultate beider Arbeiten sind entgegengesetzte: Büttner sucht Martin's Behauptung, dass der deutsche Reinhart eine abgekürzte und vielfach entstellte Bearbeitung des französischen Renart sei, ausführlicher zu begründen, während Voretzsch die entgegengesetzte Anschauung vertritt. Zum wirklichen Beweise, der keinen Zweifel mehr übrig liesse, ist natürlich in dieser Frage nicht zu kommen, wo die subjektive Wirksamkeit der Einzelgründe, die ästhetische und litterarhistorische Gesamtauffassung des Beurteilers und so manches andere so bedeutend mitsprechen. Mir scheint Voretzsch in allen Hauptpunkten auf dem richtigen Wege zu sein, auf den ihn hauptsächlich die breite Basis der Untersuchung und ein im Vergleich zu Büttner ungleich feineres, inneres Verständnis der Dichtungen gewiesen haben; zugleich scheint mir für meine Person in seiner

Abhandlung die endgültige Widerlegung von Büttner's Grundthese geliefert zu sein.

Büttner's πρῶτον ψεῦδος ist die falsche Auffassung der Tendenz beider Dichtungen, die bewirkt hat, dass sich ihm das Bild Heinrich's des Glîchesaere's erheblich getrübt hat. Er sieht in Heinrich's Werk eine „strenggegliederte Satire" und behauptet sogar, dass Heinrich alles habe möglichst vermeiden müssen, was wie Ergötzung seines Publikums ausgesehen habe (S. 32, 105); demgegenüber soll im Renart Satire, sowohl als Ergötzung bezweckt sein, was mir zu konstruktiv erscheint, um wahr sein zu können. Von dieser Grundanschauung aus ist denn auch der Sinn von Heinrich's Prolog (S. 65) viel zu sehr gepresst. Vorurteilsfreierer Blick und eine Berücksichtigung der Tierdichtung in der Gesamtheit ihrer Entwicklung im Abendlande hätte den Verfasser vor dieser Verkennung des wahren Charakters von Heinrich's Werk wohl bewahrt, während er so im ganzen Verlauf des Buches mit Argumenten arbeitet, die nur unter Voraussetzung der Richtigkeit obiger Anschauung und selbst dann nicht überall mit gleicher Sicherheit gelten können.

Albert Leitzmann.

Strauch, Ernst, *Vergleichung von Sibote's Vrouwenzuht mit den andern mittelhochdeutschen Darstellungen derselben Geschichte, sowie dem Fabliau de la male dame und dem Märchen des Italieners Straparola.* Breslau, 1892. 11 Seiten. Programm des Breslauer König-Wilhelms-Gymnasiums.

Der Verfasser gibt nichts wesentlich Neues, sondern nur eine breitere Auserzählung der behandelten Gedichte und ihrer inhaltlichen (nicht historischen, worauf er sich nicht einlässt) Zusammengehörigkeit; alles dies findet sich schon in Lambel's Vorbemerkung zu Sîbote's Gedicht (*Erzählungen und Schwänke* [2] *325*), von dessen Ausgabe Strauch nur die erste Auflage zu kennen scheint. Der wesentlich kompilatorische und populäre Charakter der Arbeit lässt sie wissenschaftlich als absolut bedeutungslos erscheinen. An die längeren Inhaltsangaben der im Titel genannten Gedichte und Märchen schliesst sich eine recht äusserlich gehaltene Vergleichung derselben, die ohne Rücksicht auf historische Zusammenhänge die ästhetisch ansprechendste Darstellungsform eruieren soll, die Strauch bei Straparola findet; den Schluss bildet ein Hinweis auf Shakespeare's Zähmung der Widerspenstigen und ihre Bearbeitung als Oper.

Fälschlich wird S. 2 mit Lambel ([1]) das Vorkommen der Phrase *jâ hennenberc*, Frauenz. 436, 584, für die Heimat Sîbote's im Hennebergischen als Beweis angeführt: vergl. schon Grimm, Gramm. 3, 307. — S. 3, Anm. 2, wird das Shakespearejahrbuch als „Shakespeare's Jahrbücher“ zitiert.

ALBERT LEITZMANN.

Otto, R., *Altlothringische geistliche Lieder.* Abdruck nach einer Münchener Handschrift von Richard Otto. Erlangen, Fr. Junge, 1890. 38 S., 8° (Separatabdruck aus der Festschrift für Konrad Hofmann, Romanische Forschungen Bd. V).

In diesem Büchlein druckt Otto neun geistliche lothringische Lieder ab, die sich in einer Münchener Handschrift aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts finden. Dieselben sind nebst anderen in verschiedenen Handschriften enthalten und eine kritische Ausgabe ist nach O.'s Angabe in Aussicht. Dennoch glaubte O., die Münchener Handschrift für sich mitteilen zu sollen. Ein diplomatischer Abdruck hätte, falls er zuverlässig gewesen wäre, wenigstens den Vorteil gehabt, dass er dem zukünftigen kritischen Herausgeber allenfalls die ihm vielleicht nicht bequem zugängliche Münchener Handschrift ersetzt hätte. Einen lesbaren Text auf Grund einer einzigen Handschrift zu machen, ist, wenn andere Handschriften bekannt und erreichbar sind, ein Notbehelf, der sich unter gewissen Umständen entschuldigen lässt, falls man z. B. von einzelnen Liedern bei Beschreibung einer Handschrift oder bei ähnlichem Anlass eine Probe geben will, wie das ja Paul Meyer für eines der uns vorliegenden Gedichte nach einer in Privatbesitz übergegangenen Handschrift im *Bulletin de la Société des Anciens Textes* 1884, S. 77, gethan hat. O. hat nun weder das eine Verfahren gewählt, noch das andere, sondern ein Mittelding, das sich philologisch und methodisch in keiner Weise rechtfertigen lässt, weil es eben gar keine Methode hat. Im Vorwort erklärt er zwar, dass er einen diplomatischen Abdruck gebe, das ist aber keineswegs der Fall; freilich bietet die wissenschaftliche Terminologie keinen Ausdruck für seine Art der Textgestaltung.

Zuvörderst ist zu bemerken, dass die Münchener Handschrift eine recht schlechte ist. Nicht nur ist sie um etwa ein Jahrhundert jünger als die Originale und zeigt sie z. B. einen bedeutend jüngeren Sprachstand als die Handschrift, nach der

Paul Meyer uns eines der Gedichte mitgeteilt hat, sondern der Text ist auch sonst stark verderbt; einer mehr oder minder starken Korrektur bedürftige, ja ganz unverständliche Stellen, falsche Verse u. s. w., sind häufig, von dem vollständigen Verfall des auslautenden Konsonantismus und dem damit zusammenhängenden der Declination, der im Original, wie Meyer's Abdruck zeigt, lange nicht soweit gediehen war und der in der Münchener Handschrift fast in jeder Zeile Emendationen fordern würde, ganz zu schweigen.

O. bemüht sich nun nicht, irgend eine Stelle lesbar zu gestalten, irgend einem der zahlreichen hinkenden Verse die richtige Silbenzahl zu geben, auch lässt er konsequent die Eigennamen mit kleiner Initiale (doch steht IX, Str. 8, *Joseph* am Ende der Strophe), löst die Abkürzungen von *Jhesus*, *Johannes* nicht auf. Dagegen weicht er in der Worttrennung von der Handschrift ab, setzt Apostrophe, erlaubt sich, wenn auch nur selten und ganz vereinzelt, eine kleine Emendation, löst die Abkürzungen bald auf, bald nicht, und führt eine vollständige, moderne Interpunktion ein. Was hat das aber für einen Sinn, einen nicht gereinigten, unkorrekten Text, offenbar unrichtige, unverständliche Stellen zu apostrophieren und zu interpungieren? Das gleicht ja einem Schneider, der einen Rock nähen wollte, bevor er zugeschnitten ist! Jedenfalls kann dann die Interpunktion den Leser nur verwirren, ihm das Eindringen in das Verständnis erschweren, und sicher hat sie O. auch oft falsch gesetzt. Z. B. muss nach II 1 ein Komma stehen, ebenso noch II 5, aber keins nach II 6, II 71 u. s. w. Nach II 20 muss wieder ein Komma stehen, und ebenso II 21 nach *tient*. Vers II 26 ist, wie haufenweise andere Verse, wiederum um eine Silbe zu kurz; da er also unmöglich stehen bleiben kann, so durfte er ebensowenig wie die andern mit einer Interpunktion versehen werden; wahrscheinlich ist statt: *Por c'or ni pues monteis,* wie O. druckt, zu lesen: *Por ceu c'or n'i pues monteir*, und gehört der Vers zum folgenden, von dem ihn O. nicht durch ein Semikolon trennen durfte. Ganz unberechtigt ist das Semikolon auch nach II 125, wo O. das folgende *La toie tres grant mercit* nicht zu verstehen scheint. II 145 ist *Si* die Konjunktion „wenn", der Doppelpunkt also falsch; unter *seit* ist wahrscheinlich *seis* zu verstehen und im folgenden Vers, der eine Silbe zu viel hat, das ganz sinnlose, bloss verschriebene, *se* zu streichen; *serait* wäre dann = cfz. *seras.* Darf man aber Verse, die man grundsätzlich so bestehen lässt, wie sie uns die Unachtsamkeit und der Unverstand eines mittelalterlichen Kopisten überliefern, interpungieren? IV 37: *Pour lou povre fransois, lou dit,* ist das Komma vor *lou*

ganz unberechtigt; der Sinn verlangt *lou di*, wie schon Paul Meyer hervorgehoben hat. Dies möge als kleine Auslese aus den zahlreichen sicher falschen Interpunktionen genügen. Es fehlt natürlich nicht an Stellen, von denen es sich nicht sagen lässt, ob die Interpunktion richtig ist oder nicht, weil der Text zu verderbt ist und wir nicht wissen können, was O. sich dabei gedacht und wie er die Stelle in Gedanken emendiert hat. Um so mehr fällt es auf, dass er bei einer einzigen Stelle, VIII 216—222, eigens zu bemerken für nötig hält, „Text verderbt" — an anderen Stellen ist er es wohl nicht? — und es erst beim IX. und letzten Liede, als dem „corrumpiertesten", für angezeigt hält, die Interpunktion ganz sein zu lassen und sich zu „bemühen, die Handschrift genau zu reproduzieren". Aber er kann es auch hier nicht über sich bringen, keine Apostrophe einzuführen und die Abkürzungen durchweg unaufgelöst zu lassen, und auch in diesem IX. Liede sind die Worte gewiss nicht immer so abgeteilt wie in der Handschrift, wenn auch jede Angabe darüber fehlt.

Die Abkürzungen sind also, wie gesagt, in allen Liedern bald aufgelöst, und dann durch kursive Schrift angedeutet, bald unaufgelöst gelassen. Ein Grund für diese zwiefache Behandlung ist nicht angegeben und auch nicht zu erkennen. So steht z. B. I 27 die Abkürzung *q* für das Relativpronomen, während sie sonst bald mit *que*, bald mit *qui* aufgelöst ist, s. z. B. I 34 u. 39 etc. An anderen Inkonsequenzen (ausser den Eigennamen *Jhesus* und *Johannes* ist, soviel ich sehe, nur die Abkürzung von *bien* konsequent nie aufgelöst) und an zweifelhaften Auflösungen fehlt es nicht. So ist V 21 ***pr**evande* aufgelöst, VIII 72 steht aber *provende* in der Handschrift ausgeschrieben. In Wörtern wie *p**er**leir* IV 74, *dep**er**ties* V 14, *dep**er**t* V 28 und *p**er**adix* VIII 197 (VII 13 steht ja *p**a**raidix* ausgeschrieben in der Handschrift), *aq**ue**steir* IV 59 u. s. w. wäre die Auflösung gewiss auch besser unterblieben.

Durchweg wollte O. Apostrophe setzen, selbst in dem nicht interpungierten IX. Liede. Wiederum aber werden diese Apostrophe zu Verrätern, indem sie zeigen, dass O. die betreffenden Stellen, trotz aller schönen Interpunktion, nicht verstanden hat. So müsste I 9 *Qui* in *Qu'i* (= *Qu'il)* getrennt sein; II 128 *tot* in *t'ot;* VII 43 *tondour* in *t'oudour;* umgekehrt finden wir einen Apostroph gesetzt, wo keiner hingehört: IV 38 *n'en*, das *nen* gelesen werden muss.

Wörter, die in der Handschrift getrennt geschrieben sind, schreibt O. zusammen, oder er trennt Wörter, die in der Handschrift zusammengeschrieben sind, je nachdem es der Sinn nach

seiner Meinung zu fordern scheint. Dann musste aber *adroit* II 13 und 145, *atenir* II 40, *adouteit* (lies *a douteir)* IV 83 u. s. w. auch getrennt werden, und hätte umgekehrt *an tor* IX, Str. 9, zusammengeschrieben werden sollen.

An einigen Stellen hat O. es doch für notwendig erachtet, direkt zu bessern: II 3 setzt er *li* statt des handschriftlichen *si* in den Text; *li tours* ist VII 41 in *licours* geändert; VIII 1 ist wegen des Metrums der Anfang geändert, während doch sonst zahllose falsche Verse ganz anstandslos stehen bleiben; VIII 100, wo der Vers wieder unbeanstandet um eine Silbe zu kurz bleibt, ist *asorbie* für *aforbie* eingesetzt. VI 31 ist *santir navrement* in *navrement santir* umgestellt, im folgenden Verse aber das sinnlose *La mort* (l. *A mort)* anstandslos stehen gelassen. Wieso VI 40 das in den Text korrigierte *Cor deus* besser sein soll als das handschriftliche *Deus cor*, ist mir ganz unverständlich, denn keines von beiden gibt einen Sinn; wahrscheinlich ist *Por deu* zu lesen. Wozu aber überhaupt an diesen wenigen Stellen ändern, wenn alle übrigen unzähligen emendationsbedürftigen Stellen unangetastet bleiben?

III 11 ist statt *biaul: biaus* in den Text gesetzt und in der Anmerkung bemerkt: „*s* und *l* sind öfters verwechselt“. Fast in jedem Verse aber steht *t* für *r* und umgekehrt, und zahlreiche andere Konsonantenverwechslungen, wie *misent* VIII 156 für *mises;* oder es stehen Konsonanten, wo gar keine hingehören, wie z. B. *desirent* II 17 für *desire(t)*, *sont* II 19 für *son; rut* (rivus) IV 30 und 35; *sences* VI 45 (l. *sente;* das auslautende *s* stört sogar den Vers); *toit* für *toi* IX, Str. 4, und auch andere umgekehrte Schreibungen, wie *jalosiee* VIII 8, *oiee* IX, Str. 19, finden sich, die O. doch alle ungehindert bestehen lässt.

Bei dem schlechten Zustande der Münchener Handschrift konnte nur ein diplomatischer Abdruck empfohlen werden; auf Grund derselben und ohne Zurateziehung der andern Handschriften einen lesbaren Text herzustellen, wäre nur durch zahlreiche kühne, ganz unsichere Konjekturen möglich gewesen, und hätte auch keinen Sinn gehabt. O.'s Interpunktionen, Apostrophe und Worttrennungen dienen nur dazu, zu verwirren und Konjekturen zu erschweren. Abkürzungen durften nicht aufgelöst werden; wenn aber die Druckerei die nötigen Typen nicht hatte, so musste jedesmal genau die Abkürzung der Handschrift beschrieben werden, was O. keineswegs gethan hat, und doch war das viel wichtiger, als die vielen „gelben Punkte“, die in den Initialen fehlen.

Berlin. W. Cloetta.

Waitz, Hugo, *Die Fortsetzungen von Chrestiens Perceval le Gallois nach den Pariser Handschriften.* Strassburg 1890. Verlag von Karl J. Trübner, VI und 87 S. 8°.

Das vorliegende Buch gibt in mancher Beziehung mehr, als der Titel verspricht, insofern ausser den Pariser Handschriften natürlich auch die Potvin's Text zu Grunde gelegte Monser Handschrift, ausserdem die im Jahre 1530 gedruckte französ. Prosaübersetzung und die deutsche Übersetzung von Claus Wisse und Philipp Colin herangezogen sind. Dass die Handschrift von Montpellier nicht zu Rate gezogen ist, ist von geringem Belange, da der Verfasser aus den von Potvin gegebenen Varianten erkennen konnte, dass sie sich mit der Pariser Handschrift F deckt (S. 3). Dagegen ist es zu beklagen, dass die Edinburger und die Berner Handschrift 113 nicht berücksichtigt werden konnten. Letztere ist nur ein einziges Mal nach den von Potvin gegebenen Varianten benutzt (S. 29—31), erstere überhaupt gar nicht. Allerdings war das nach dem Titel des Buches auch nicht zu verlangen.

Was nun die Untersuchung selber anlangt, so ist es bei dem ungeheueren Umfang der in Betracht kommenden Dichtungen natürlich, dass sie sich nur auf einen geringen Teil der zahlreichen Abweichungen, aber auf die wesentlichsten, zu erstrecken hatte. Dass dies vom Verfasser in aufmerksamer und sorgfältiger Weise durchgeführt ist, wird man, soweit man sich davon überzeugen kann, zugeben müssen, und auch das lässt sich nicht leugnen, dass die für die oft verwickelten Verhältnisse gegebenen Erklärungen immer verständig und oft einleuchtend sind, wenn man ja auch bei einzelnen zweifeln oder verschiedener Ansicht sein kann. Volle Sicherheit konnte schon bei der Beschränkung, die sich der Verfasser selber auferlegte, nicht erzielt werden, und es würden wohl auch bei Heranziehung des ganzen Materials der fraglichen Punkte genug übrig bleiben.

Zu wenig Wert scheint mir der Verfasser auf die äussere Einrichtung gelegt, zu wenig Mühe daran gewandt zu haben, das Lesen seines Buches zu erleichtern und angenehmer zu machen. Die Einteilung nach Handschriften, bezw. Redaktionen, ist ermüdend und beschwerlich. Es ist nicht immer leicht, wenn wieder eine neue Handschrift zur Besprechung gelangt, sich gleich darüber Rechenschaft zu geben, in welchem Zusammenhang der Handlung man sich wieder befindet, und das ewige Nachschlagen, um zu sehen, wie sich die andern Handschriften an der entsprechenden Stelle verhalten, ist recht lästig. Wäre es vielleicht nicht übersichtlicher gewesen, und wären dadurch nicht manche der her-

vorgehobenen Übelstände weggefallen oder doch vermindert worden, wenn statt dessen die einzelnen Episoden in der Erzählung der Fortsetzer zum Einteilungsprinzip erhoben worden wären? Wenigstens hätte man davon den Vorteil gehabt, einigermassen im Zusammenhang der Handlung zu bleiben, wodurch das Buch entschieden anziehender geworden wäre. Zum Schlusse hätten ja dann die einzelnen Resultate noch übersichtlich zusammengestellt werden können, wie es der Verfasser auch bei der von ihm befolgten Einteilung nach Handschriften zu thun mit Recht für nötig hielt.

Zur Übersichtlichkeit trägt es auch nicht bei, dass innerhalb des Textes gar keine Kapitelüberschriften und Abteilungen angebracht sind. W. Cloetta.

Andresen, H. *Ein altfranzösisches Marienlob, aus einer Pariser Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts* zum ersten Mal herausgegeben. Halle a. S. 1891. M. Niemeyer. 48 S. 8⁰.

Das interessante kleine Gedicht von 552 Versen, welches Andresen hier in einer sorgfältigen, mit sprachlicher Einleitung, Anmerkungen und vollständigem Glossar versehenen Ausgabe zugänglich macht, bietet dem Verständnis vielfach nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Dieselben beruhen teils in der sehr ausgiebigen Verwendung des bildlichen Ausdrucks, teils in der Geschraubtheit und Abgerissenheit des Stiles, zu der der Dichter offenbar durch das von ihm gewählte, überkünstliche Versmass getrieben wird: die 12zeilige Strophe mit der Reimstellung *a a b a a b b b a b b a* oder *a a b a a b c c b c c b*, die Zeile zu nur 5 Silben. (Über eine Anzahl verwandter Strophenformen hat Suchier, *Reimpredigt p. XLII — LII* gehandelt). Unser Dichter mag wohl der Meinung gewesen sein, er werde sich durch den sauern Schweiss, den ihm das Einzwängen seiner Gedanken in das Prokrustesbett dieses Schemas kosten musste, ein besonderes Verdienst in den Augen der Himmelskönigin erwerben, deren Beistand er, ein bejahrter, bettlägeriger Mann, aus zerknirschter Seele anruft. Nach Reimen haschend, bewegt er sich vielfach sprunghaft hin und her, und nur zu deutlich tritt es oft hervor, dass eben der Reim der Vater des Gedankens gewesen ist. Neben solchen Mängeln verdient aber eine schöne Wärme und Innigkeit der Empfindung rühmend hervorgehoben zu werden. Der Herausgeber ist meist mit Erfolg bemüht gewesen, die Dunkelheiten, welche der Text bietet, aufzuhellen. Manches freilich bleibt noch unerklärt und

so mögen folgende Bemerkungen gestattet sein. Z. 187 gibt *enfantiex*, wie mir scheint, keinen rechten Sinn; ich vermute *ententiex.* Z. 375 ist das Fragezeichen zu streichen, da *passant fuer etc.* und der Relativsatz mit *qui* doch coordinirt sind. Die für Z. 472—74 in der Anmerkung gegebene Erklärung ist schwerlich zutreffend; mit *li pluiseur* können doch unmöglich blos die Mönche gemeint sein. Vielleicht ist für *marceant meskeant* zu lesen und sind dann unter den *dras sans couleur* einfach „Trauerkleider“ zu verstehen: „Sie geben sich den Anschein, unglücklich zu sein, indem sie Trauerkleider anlegen.“ Z. 550 scheint Herausg. als Worte des *ribaut* zu fassen; es sind aber wohl vielmehr Worte des Dichters und *estre toi* in der vorhergehenden Zeile wird zusammenzuziehen sein in ein Wort, Objekt zu *dire:* „Der Lump, den der Würfel im Stich lässt, redet Ungesetzliches: so thue ich nicht.“

Würzburg. R. ZENKER.

Heuckenkamp, F. *Le Dit de la Rose von Christine von Pisan.* Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses, 1891, in-8⁰, 20p.

Cette publication a servi à M. H. *d'Einladungsschrift* à son *Antritts-Vorlesung* sur „le refrain dans l'ancienne chanson populaire française“, faite à Halle le 22 Octobre 1891. Selon lui, le ms. (Bibl. fr. 604) d'après lequel le *Dit de la Rose* paraît ici pour la première fois, est le seul connu. Or M. Maurice Roy vient d'achever, pour la *Société des anciens textes*, le second volume des *Œuvres poétiques* de Christine (exercice 1891) où figure ce petit poème édité d'après trois mss. (outre celui de la Bibl. Nat. utilisé par M. H., le n⁰ 12779 et le ms. Morgand). On comprend difficilement que M. H. n'en ait pas eu connaissance puisque leur description se trouve déjà dans le premier volume. L'éditeur allemand semble ignorer un détail bibliographique que donne l'éditeur français, à savoir que quelques vers de ce Dit ont été publiés par Paulin Paris *(Mss. français, V, p. 170)*, vers 638 à 649. Hâtons-nous de dire que les divergences entre les deux textes sont minimes, que les corrections que M. H. a apportées au sien sont généralement heureuses et se trouveut justifiées par celui de M. Roy et que pourtant sa publication pourra rendre des services. Le *Dit de la Rose* comprend 649 v. de 8 syllabes rimant deux par deux. Il est daté du 14 Février 1402 (n. st.). Son mérite littéraire est réel et sa valeur, comme document historique, est grande. Christine y apparaît rivale heureuse de Jean de Meun contre l'œuvre duquel elle a longtemps et vaillamment soutenu la lutte.

Christine assiste à une réunion des officiers de la maison du duc Louis d'Orléans qui les reçoit en son hôtel. „Une dame de grand noblesse“, la déesse de Loyauté, y vient fonder l'ordre de la Rose en vue de protéger le sexe féminin contre ses détracteurs, bientôt après l'auteur voit en songe cette dame qui prononce un long discours contre les *mesdisans* et les *jongleurs* et lui confie la mission de décerner son „Ordre“ et de faire le „dictié“ de la Rose.

Il faut aussi signaler trois ballades et un rondel que récite la déesse.

Dans les remarques qui précèdent le texte, M. H. a montré, trop brièvement peut-être, l'intérêt de ce poème au point de vue de l'histoire des idées. M. Piaget nous a fait connaître (*Romania*, XX, 417—454) une association semblable, la *Court amoureuse de Charles VI* dont étaient membres Gaulthier Col et Pierre Col, les défenseurs du *Roman de la Rose* contre Christine. Si le protecteur de celle-ci, le duc d'Orléans, n'en fait pas partie, c'est qu'avec ses gens[1]) il avait élevé autel contre autel en opposant l'ordre de la Rose à la dite cour de création bourgeoise. Isabeau de Bavière avait été étrangère à la fondation de la société de Charles VI; aussi dans les *Epistres sur le Roman de la Rose*, Christine recherche-t-elle sa protection.

Le lecteur n'aura que peu de corrections à faire au texte de M. H. d'après celui de M. Roy pour pouvoir l'employer avec sécurité. Pourquoi M. H. a-t-il changé 255 *promectant* en *promettant* et laissé *seulecte* 282, *commectes* 526, *lectre* 558?

GEORGES DOUTREPONT.

Stecher, J. *Jean Lemaire de Belges, sa vie, ses œuvres.* Louvain, Lefever, 1891, CVII p. in-8⁰.

M. S. a donné l'édition complète des œuvres (prose et vers) de J. Lemaire en quatre forts volumes. Dans le présent travail, il expose la vie peu connue de cet auteur, à la fois héritier du moyen âge et précurseur de la Renaissance, avec d'intéressants détails sur les milieux qu'il a traversés; il analyse chacune des œuvres (poétiques, historiques, polémiques), en retrace la formation et montre ce qui se dégage de leur étude pour la connaissance de Lemaire lui-même et de son temps. Il termine en caractérisant finement son style „amphibie et de transition“.

Je prépare une étude sur Jean Lemaire de Belges historien.

GEORGES DOUTREPONT.

---

[1]) V. *Oeuvres poét. de Christine*, éd. Roy, II, 305—306, noms des officiers de la maison du duc à cette époque ayant pu assister à la réunion dont parle Christine.

Meyer, U. *Über P. Corneille's Erstlingsdrama „Mélite“*. S. 54—73 der Festschrift des Gymnasiums zu Schneeberg. Schneeberg, 1891. Gärtner. M. 1,50.

Vorliegende Arbeit muss vom Standpunkte der Gelegenheitsschrift beurteilt werden, da sie kein abgeschlossenes Ganze bildet. Aber auch in dieser Form ist sie herzlich willkommen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Vorgeschichte des Drama's folgt die Inhaltsangabe der Mélite. Hierauf wird die Frage geprüft, ob und in wie weit Corneille's Erstlingswerk Autobiographisches enthalte. Meier glaubt die anmutige Geschichte vom Erstehen der Mélite. Die von ihm angeführten Beweise sind überzeugend — Tircis ist Corneille. M. ist indessen vorsichtig genug, nur die ersten drei Szenen des I. Aktes als autobiographisch gelten zu lassen. Was den übrigen Teil des Stückes anbelangt, so hält er es, gegen die Meinung Schmidt's und Langenscheidt's, nicht für Wahrheit, sondern für Dichtung. Den Nachweis für diese seine Behauptung sucht er dadurch zu erbringen, dass er nach den Quellen der vier letzten Akte forscht. Er beginnt mit dem Einflusse Hardy's auf Corneille und weist mit guten Gründen Nagel's Behauptung zurück, der Corn., selbst was den Stoff anbelangt, als abhängig von Hardy hinstellte. Sodann kommt M. zu Mairet's Silvie und gestattet sich nun einen Exkurs, um gegen des Referenten frühere Ansichten nachzuweisen: 1) dass Mairet erst 1625 nach Paris gekommen, und 2) erst 1626 mit Montmorency bekannt geworden sei. Sodann folgen die Inhaltsangaben folgender Werke: *Silvie, Hypocondriaque, Climène* und *Folies de Cardénio.* Nach M.'s Ansicht hat Rotrou's Werk sicher, die beiden letztgenannten Werke vielleicht Mélite beeinflusst.

Man sieht, Meier hat sich die Sache nicht leicht gemacht und ist mit grösster wissenschaftlicher Gründlichkeit zu Werke gegangen. Alle Klippen der in unserer Zeit geradezu zahllosen Quellenuntersuchungen sind hier vermieden, und die Kritik kann getrost an die Arbeit herangehen, um ihre Einwände zu erheben.

Zu S. 55. Neben dem Pastor Fido hätte auch Aminta genannt werden müssen. Das Schäferdrama gelangt erst im 3. Jahrzehnt zu unbestrittener Herrschaft.

Zu S. 60. Ebert's Urteil über Mélite scheint von M. nicht recht aufgefasst worden zu sein. Sollte der närrische Adraste aus D'Urfe's Silvanire vielleicht auch in irgend einer Beziehung zu Eraste stehen? Warum nicht?

Zu S. 62. Meier sollte doch bedenken, dass die *Epistre dédic.* vom 4. Januar 1636 ist.

Zu S. 63. Was Mairet's Mangel an Wahrheitsliebe angeht,

hält Referent an seiner Anschauung fest. Selbst alle von M. aufgestellten Behauptungen zugegeben, ist und bleibt Mairet mit dem Makel der Unwahrheit behaftet, schon aus dem Grunde, weil er sein Geburtsjahr falsch angegeben. Und wenn M. vom Jahre 1610 ausgeht, so glaubt er eben Mairet's Altersangabe nicht, während ich seine Zeitangabe nicht geglaubt, — das „Lügengewebe“ bleibt immerhin zu Recht bestehen. Die von M. angezogene Stelle aus der ersten Ausgabe der Sylvie ist mir allerdings entgangen. Und doch müssen wir 1625 als Zeit des Eintritts Mairet's in den Dienst Montmorency's annehmen, weil Montm. ihn schon auf der Insel Rhé kennen gelernt hatte, und Mairet selbst behauptet, zwei Jahre mit dem 1626 gestorbenen Théophile verkehrt zu haben. Die Zeit vor 1625 bleibt in Mairet's Biographie auch nach M.'s Darstellung dunkel, und wer sich der nicht gerade dankbaren Aufgabe unterziehen will, dieses Dunkel zu lichten, möge sich zum ersten Prinzipe machen, Mairet über diesen Zeitabschnitt seines Lebens überhaupt nichts zu glauben.

Wir empfehlen das anspruchslose, aber um so inhaltreichere Schriftchen hiermit allen denen, welche sich mit der Theatergeschichte jener Tage beschäftigen.

Ernst Dannheisser.

Weyhe, J. *Boileau's Satiren in freier Nachbildung.* Berlin, 1890. Alfred Oehmigke's Verlag. 92 S. 8⁰.

Boileau's Satiren sind nicht nur für den Litterarhistoriker wegen ihrer zahlreichen Angriffe auf die Schwächen und Verirrungen der litterarischen *dii minores* seiner Zeit, eines Perrin, Pradon, Cotin, Chapelain, Quinault u. a. von Wichtigkeit, auch die Kultur- und Sittengeschichte, wird in ihnen manche interessanten Angaben und Aufklärungen finden. Weyhe verfolgt noch einen andern Zweck mit seiner Bearbeitung oder Nachbildung der Boileau'schen Satiren. Er glaubt, dass die scharfen Angriffe, die Boileau gegen die moralischen und litterarischen Zustände seiner Zeit richtet, auch noch auf die Gegenwart in Frankreich und ebenso in Deutschland passten, und dass man aus den französischen Satiren am besten lernen könne, wie man mit Benutzung der Alten eine für die Neuzeit geeignete Form der Satiren zu bilden habe.

Gerade heutzutage lasse sich der Kampf, den Juvenal und Boileau gegen die schlechten Dichter führten, mit innerer Berechtigung fortsetzen, denn die Geschmacklosigkeiten und die Frivolität drängten sich auf allen Gebieten des litterarischen und

künstlerischen Lebens immer unangenehmer vor. Auch die sittlichen Zustände unseres Volkes seien heutzutage so wenig erfreulich, dass die Satire auch hier einen ausgiebigen Stoff finden würde. Weyhe's Buch wendet sich an das grössere Publikum; einen wissenschaftlichen Beitrag zur Geschichte der Satire hat er nicht liefern wollen. Daher dienen die einleitenden Bemerkungen über den Begriff und Gegenstand der Satire, über Horazens Bedeutung als Satiriker, über Juvenals Verdienste nur als allgemeine Orientierung. Er giebt einen kurzen Überblick über Boileau's Vorgänger Vauquelin de la Fresnaye (nicht Fresnaie, wie Weyhe schreibt), der das satirische Genre als selbständige Dichtungsgattung in die französische Litteratur einführte, Théodore Agrippa d'Aubigné und Mathurin Régnier (nicht Regnier). Er hätte hier aber hinzufügen können, dass Boileau ausser Régnier keinen französischen Satiriker kannte und sich direct an die Lateiner anlehnte.

Weyhe hat für seine Nachbildungen der Satiren als Versmasse den Hexameter und das Distichon gewählt. Nur die zweite und die siebente sind der Wortspiele wegen in gereimten Versen niedergeschrieben. Im Hexameter hat er sich unter Berufung auf Klopstock, Voss, Platen u. a. auch der Trochäen bedient, und man muss eingestehen, dass Weyhe den Hexameter und das Distichon mit grosser Gewandtheit zu gebrauchen versteht. Als Beispiel diene eine Stelle aus der ersten Satire:

Dass ein Gott uns regiert und lenkt in den Bahnen das Weltall,
Dass ein ewiges Leben es giebt, ein Sein nach dem Tode,
Das wird nimmer, so mein' ich, ein solcher Spötter gestehen.
Wer, wie ich, noch glaubt an den Herrn, der die Erde geschaffen,
Wer die unsterbliche Seele noch glaubt und der Sünde Vergeltung,
Hat in Paris kein Heim und hat keine bleibende Stätte.

Weniger gelungen sind ihm zuweilen die gereimten Verse z. B.:

Si je veux d'un galant dépeindre la figure
Ma plume pour rimer trouve l'abbé de Pure;
Si je pense exprimer un auteur sans défaut,
La raison dit Virgile et la rime Quinault.

Wird wiedergegeben mit:

Doch mal' ich seines Leibes Wohlgestalt,
Tritt vor die Seele mir Jodocus Kalt.
Betracht ich einen Dichter, der von vino
Und Venus singt, komm' ich auf Meister Quinault.

Das in der vierten Satire geschilderte litterarische Diner, das in eine Prügelei ausartet, weil man sich über den Wert des Dichters nicht einigen kann, ist von Weyhe mit grosser Freiheit, aber frisch und humorvoll wiedergegeben; die litterargeschicht-

lichen Anmerkungen hätten hier aber zahlreicher sein müssen. Über den „feinen" Théophile de Viau, den neuerdings Jean Richepin in seinem merkwürdigen Buche *La Chanson des Gueux* neben dem liederlichen Villon und dem „guten, dicken" Saint-Amant als einen Hauptvertreter des gallischen Geistes hinstellt, hat Weyhe gar keine Angaben gemacht. Auch die wichtige neunte Satire, die von der Bedeutung des satirischen Genres handelt, wird manchem Leser stellenweise unverständlich bleiben. Die elfte, in der Boileau eine vortreffliche Betrachtung über den Ehrbegriff anstellt, ist dem Bearbeiter gut gelungen. Sinn entstellende Druckfehler kommen nicht vor. Statt Eugolis (S. 1) ist zu setzen Eupolis, statt Romsard (S. 31) Ronsard, statt Dicher (S. 24) Dichter. Weyhes Nachbildungen zeichnen sich durch Reinheit und Schönheit der Sprache aus und sind den Freunden des satirischen Genres zu empfehlen.

Ernst Joh. Groth.

Sturmhoefel, Konrad, *Französische Königsgeschichten aus der Bourbonenzeit.* Mit 42 Holzschnitten nach Zeichnungen von A. de Neuville u. a. Leipzig 1892. Otto Spamer. 318 S. 8⁰. Preis: 5 Mk.

Man ist heute darüber einig, in der geschichtlichen und litterarischen Entwickelung Ausstrahlungen eines und desselben Geistes zu erblicken. Die Litteratur ist gewissermassen als der geistige Niederschlag eines grösseren Zeitabschnittes anzusehen und es thut, um sie richtig zu erkennen, vor allem not, für jede Litteraturepoche die Begründung ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen herauszufinden. Auch sind nicht immer jene Züge im geistigen Antlitz einer Zeit die wahrsten, die uns aus den offiziellen Handlungen und grossen Staatsaktionen entgegensehen; man muss vielmehr zur richtigen Würdigung auch jene intimeren Vorgänge belauschen, die von den Hofhistoriographen mit diskretem Wohlwollen übergangen werden, jene Regungen der Volksseele, jene geflügelten Epigramme, die der oft bittere Humor aufflattern lässt, um seiner gepressten Stimmung Luft zu machen. Selbst der Hintertreppenwitz in der Geschichte verdient Beachtung, wenn man ihn auf seinen richtigen Wert zurückführt. Der Geschichtsschreiber muss es verstehen, das Unbedeutende mit bedeutendem Auge zu schauen, und in den dürftigsten Regungen des Lebens, an denen mittelmässige Beobachter gleichgiltig vorbeigehen, den Zusammenhang mit dem Ganzen und das Weben eines höheren Geistes zu erkennen; er

muss besonders, um ein richtiges Bild zu gewinnen, jene Memoirenwerke heranziehen, in denen der Berichterstatter von den ihm sonst auferlegten tausenderlei Rücksichten losgebunden ist und er darf die historische Anekdote selbst da, wo sie unverbürgt ist, nicht zu gering schätzen, wenn sie nur gut erfunden ist. Dann tritt ihm die Geschichte vor die Seele, nicht wie eine eingetrocknete Mumie im Glaskasten, sondern in lebensfrischer lebenswahrer Gestalt oder, um mit Thiers zu sprechen, wie die Dinge in einem jener grossen Spiegel, die so gross und durchsichtig sind, dass wir das Glas gar nicht wahrnehmen. Wenn man nun die Richtigkeit dieser Erwägungen im allgemeinen zugibt, so wird deren Zutreffen für die französische Geschichte von der Thronbesteigung Heinrich's von Navarra bis zum Sturze der bourbonischen Monarchie besonders einleuchten, wo in ganz eminenter Weise die jeweiligen künstlerischen Ideale der Zeit aus den sittlichen und sozialen Zuständen abzuleiten sind. Es ist dies die Zeit von der Lotheissen so treffend sagt: „Die Kraft des siebzehnten Jahrhunderts lag aber in der Innigkeit, mit der Alle an der Lösung der Aufgabe arbeiteten und in der seltenen Übereinstimmung, mit welcher man auf allen Gebieten demselben Ziele zustrebte. Staat und Kirche, Gesellschaft und Kunst — Alles wurde von dieser Strömung ergriffen und gehorchte dem unwiderstehlichen Zuge.“ Es war die Zeit, wo die geile Sonne eines allgewaltigen glänzenden Königs und seines üppigen Hofes eine neuartige Litteratur zur schnellen Reife brachte, ihr aber auch viel von der frischen Urwüchsigkeit benahm, was Friedrich d. Gr. richtig erkannte, indem er sagte, man werde es ihm einmal Dank wissen, dass die deutsche Litteratur in ihrer Entwickelung nicht von Fürstengunst beeinflusst worden sei. Hier gilt es also, die Persönlichkeit der Herrscher und ihrer Berater bis in die feinsten Einzelzüge zu verfolgen, da ihr Geschmack und ihre Voreingenommenheit einerseits und die ästhetische Richtung andererseits in innigster Wechselwirkung stehen.

Wenn man nun das vorliegende Buch von Sturmhoefel auf diese Erfordernisse hin prüft, so wird man ihm Anerkennung zollen müssen und es besonders jenen Lehrern empfehlen dürfen, die sich zum Studium dieses so wichtigen Abschnittes der französischen Litteratur die einschlägige historische Vorbildung aneignen wollen. Der Verfasser führt uns nicht nur auf jene Höhe, von der aus wir den Gang des Kampfes, den Zusammenhang und Fortschritt der Massen, den sich schliessenden siegreichen Kreis und den sich endlich verwirklichenden Plan der siegreichen absoluten Monarchie erblicken, sondern er steigt dann mit uns

auch hinunter in das Gewühl der Einzelkämpfe, der sich kreuzenden Interessen und weiss, weit entfernt von einer unterschiedslosen Zusammentragung bunter Thatsachen, jene Lebensakte herauszuheben, in denen sich der Charakter der führenden Geister am prägnantesten ausspricht und ihre geistige Physiognomie am klarsten ausprägt. Neben der lichtvollen Darstellung der grossen politischen Verwickelungen fällt uns besonders angenehm die feinsinnige Auswahl charakteristischer Episoden auf, die die Lektüre des Buches ebenso fruchtbringend und instruktiv als interessant gestalten. Viele derselben sind entlegener und daher wenig bekannt und ganz danach angethan, auf die im Vordergrunde stehenden Personen neue Streiflichter zu werfen.

Wir können es uns nicht versagen, auf einzelne derselben hier aphoristisch kurz hinzuweisen. Wie trefflich wird der Herzog von Mayenne in seiner philiströsen Sorglosigkeit und gemeinen Genusssucht charakterisiert, wenn man ihm nachsagte, er versitze mehr Zeit beim Mahle, als der Bearner zum Schlafe gebrauche, wie bezeichnend seine Ruhmredigkeit durch Anführung seiner prahlerischen Verheissung, er werde den Bearner bis ans Meer drängen, um ihn dann darin zu ersäufen, jenen Bearner, der beinahe in allen Stücken einen Gegensatz zu ihm bildet, der schon in seiner Jugend mit den Ziegenhirten seines Heimatlandes um die Wette barfuss in den Bergen herumgeklettert war, und dessen soldatische Bedürfnislosigkeit aus einem seiner Briefe hervorgeht, in dem er schreibt: „Ich habe kein Pferd mehr, auf dem ich in die Schlacht reiten, keinen Harnisch, den ich anlegen könnte. Meine Hemden sind zerrissen, meine Röcke an den Ellbogen durchgestossen; Schmalhans ist bei mir Küchenmeister; Mittags und Abends esse ich bei den Leuten herum." Er erkannte auch richtig, dass, um seine Finanzen zu verbessern, er der „Dame Grivélée Arme und Beine amputieren müsste", und machte Sully zu seinem Minister. Sully ist es auch, der in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, Maria von Medici habe ihrem königlichen in ewigen Liebeshändeln verstrickten Gemahle in einem Wutanfalle ins Gesicht gekratzt und hätte ihm eine regelrechte Ohrfeige appliziert, wenn nicht der Minister den Schlag mit seinem Arme aufgefangen hätte. Kulturhistorisch merkwürdig ist Richelieu's so energisches Vorgehen gegen die Duellwut, indem er den Grafen von Bouteville aus der alten Familie der Montmorency samt seinem Sekundanten dem Grafen von Chapelles auf dem Grèveplatze enthaupten liess. Recht merkwürdig ist die publizistische Thätigkeit Ludwig's XIII. in der von Richelieu als Amtsblatt begründeten *Gazette de France.* Überaus wichtig ist das unmittelbare Eingreifen Richelieu's in die durch den nationalen

Aufschwung mitbedingte litterarische Entwickelung des französischen Schrifttums. Er behielt, wie man weiss, trotz seiner fieberhaften politischen Thätigkeit noch Sinn und Musse, aus dem kleinen Zirkel Conrart's die *Académie française* zu schaffen, nachdem er schon früher dem Rambouillet'schen Kreise angehört hatte. Sein hohes Interesse für das Drama, das ihn veranlasste in seinem Palais Cardinal eine Bühne zu errichten und für diese selbst Stücke zu schreiben, seine anfangs unwillige, dann aber einsichtsvolle Aufnahme einer Kritik Chapelain's, seine bekannte Fehde mit P. Corneille aus persönlicher Gereiztheit, die Anrufung der Académie als Schiedsrichterin in diesem Streite, sein Versuch, den *Cid* durch eine von Lakaien und Küchenjungen dargestellte Parodie desselben tot zu machen, die Rolle des Spassmachers Boisrobert (der Arzt verschrieb dem kranken Richelieu einige Drachmen Boisrobert!) als Vermittler in diesen Weiterungen, alles das ist bei Sturmhöfel mit ebenso grosser Klarheit als Sachkenntnis dargestellt. — Das Prügeln war damals bis in die höchsten Kreise sehr verbreitet. Gelegentlich einer Entscheidung über die Bretagne kam es zwischen dem Herzog von Vendôme und dem Marschall de la Meilleraie am Bette des sterbenden Ludwig's XIII. beinahe zu einer förmlichen Rauferei und derselbe Herrscher erhielt, als er schon den Titel eines Königs trug, noch von der Mutter Schläge. Auch die Geschichte Mazarin's ist mit vielen instruktiven Details ausgestattet, so, dass der bei seiner Ächtung auf seinen Kopf gesetzte Preis von 50 000 Franken aus dem Verkaufe seiner berühmten Bibliothek bestritten werden sollte, wie die selbstlosen echt patriotischen Anstrengungen Mazarin's die Liebesheirat zwischen Ludwig XIV. und des ersteren Nichte Marie zu durchkreuzen, durch den wahrhaft heldenhaften schliesslichen Sieg Maries über ihre tiefe Herzensneigung vom Erfolge gekrönt wurden; wie aber der habsüchtige Kardinal, nachdem ihm zwölf Ärzte seinen bevorstehenden nahen Tod voraussagten, noch auf dem Sterbebette Karten spielte und dabei die vollwichtigen Goldstücke, die er gewann, einheimste, während er dagegen beschnittene zum Einsatze verwendete; wie ihm unter allen Päpsten Johann XXII. am meisten imponierte, weil er acht Millionen hinterlassen hatte, und durch welche List er seinen grossen Nachlass, den er nicht immer in einer über allen Zweifel erhabenen Art erworben hatte, vor etwaigen unberufenen fremden Eingriffen zu schützen wusste. Auch die Geschichte des in die Lebensschicksale Lafontaine's so stark eingreifenden Fouquet ist mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit mitgeteilt, besonders dessen unversöhnliche Bekämpfung durch Colbert. Wir entnehmen, dass besonders Fouquet's angeknüpfte Verbindung mit

der Geliebten des Königs, dem Fräulein de la Vallière, und die noch mehr bekundete Kühnheit, die aus seinem Wappenbilde und Wappenspruche hervorging (es war ein klimmendes Eichhörnchen mit der Unterschrift: *quo non ascendet?)*, seinen Sturz herbeiführten; auch die Episode mit der „eisernen Maske" ist nicht übergangen. In der Geschichte Colbert's ist besonders sein prinzipieller Kampf mit dem Könige wegen der Anlegung von Versailles und die hochherzige Art und Weise, wie Colbert die durch diese Differenzen hervorgerufene Ungnade des Königs zu ertragen wusste, bemerkenswert: Als der König seinen so verdienten Minister am Rande des Grabes sah, wollte er seinen früheren Undank durch ein huldvolles Schreiben gutmachen; Colbert aber legte den Brief uneröffnet bei Seite und sagte: „Ich will nichts mehr vom Könige hören, er soll mich wenigstens ruhig sterben lassen. Jetzt habe ich dem König der Könige Rede zu stehen. Wenn ich für Gott gethan hätte, was ich für jenen Menschen gethan habe, würde ich zehnmal erlöst sein, jetzt weiss ich nicht, was aus mir werden wird!" Die Bezeichnung der Gegner Ludwig's XIV., die ihn einen „Revüenkönig" nannten, ist sehr zutreffend. Eine besonders gelungene Partie des Buches scheint uns der Abschnitt über Frau von Maintenon oder, wie sie der Hofwitz nannte, Frau von Maintenant. Ihre berühmte Klugheit und äusserliche Wohlanständigkeit, die einen Mann wie Ludwig XIV. so sympathisch berühren mussten, tritt deutlich hervor und ist verdichtet in den Worten: *Il n'y a rien de si habile qu'une conduite irreprochable!* Ebenso gut gegeben ist die damit innig zusammenhängende Aufhebung des Edikts von Nantes. Zuerst versuchte man die Bekehrung durch Geldprämien. Sechs Livres betrug die Taxe für eine gewonnene Seele, aber die meisten kehrten, nachdem das Geld verthan war, wieder zum Hugenottentum zurück. Colbert wollte die darauf folgende rücksichtslose Härte vergeblich hemmen. Die Worte der Maintenon: „Es wird bald lächerlich sein, dieser Religion (der hugenottischen) anzugehören", verdienen angemerkt zu werden. Blaise Pascal und die *Lettres pvovinciales* (für die selbst Bossuet schwärmte) sind genügend gewürdigt. Für die Ludwig XIV. gezollte Anbetung spricht wohl am lautesten, dass der Herzog und Marschall von Feuillade dem Könige in seinem Palaste ein vergoldetes Standbild errichten liess, vor dem man nächtlicherweise eine Art Götzendienst verrichtete; trug ja doch Ludwig seit 1675 die Perücke des olympischen Zeus. Die am Hofe heimische Verschwendungssucht wird am hellsten durch die Thatsache beleuchtet, dass die Montespan in einer Nacht vier Millionen verlor und Fräulein von Fontanes, ebenfalls eine der königlichen

Mätressen („schön wie ein Engel und dumm wie ein Sieb"), an zwanzigtausend Thaler für Neujahrsgeschenke verausgabte. Die Stellung der ehrlich derben Elisabeth von der Pfalz am königlichen Hofe ist gut gekennzeichnet und auch hier hören wir wieder, dass dieselbe ihrem Sohne bei dessen wieder ihren Willen erfolgten Verlobung mit einer der illegitimen Töchter der Montespan öffentlich eine schallende Ohrfeige verabreichte. Vom recht gut mitgeteilten Law'schen Aktienschwindel heben wir das Kuriosum heraus, dass das Gedränge zum Ankaufe der Papiere so gross war, dass sogar einzelne ihre hohen breiten Rücken vermieteten, um bei den rasch abzuschliessenden Kaufgeschäften sich als Schreibpult verwenden zu lassen.

Doch halten wir ein! Es liegt uns ja fern, eine erschöpfende Inhaltsangabe des Buches zu geben und wir wollten nur über dessen Anlage und Richtung und besonders von dessen Fülle und Reichhaltigkeit eine Vorstellung geben. Wir haben nur noch zwei Dinge anzuführen: ein arges Versehen und eine starke Geschmacklosigkeit des sonst so sprachgewandten Verfassers: S. 213 heisst es: „Als sich Spanien 1692 endgültig geweigert hatte, auf Ludwig's Vorschläge einzugehen, sorgte dieser zunächst dafür, dass der widerhaarige Nachbar auf der Insel keine Ruhe finden sollte." Viel schlimmer erscheint uns der so triviale und bei den Haaren herbeigezogene Witz (S. 383), wo von „edlen Polen in der Polackei" die Rede ist.

Nikolsburg. JOSEF FRANK.

Rothschild, Henri de, *Lettres inédites de Jean-Jacques Rousseau* (correspondance avec madame Boy de la Tour), avec une préface par Leo Claretie. Trois portraits et trois fac-similés. Paris, 1892. Lib. Lévy. LV et 316 pages in-8⁰. Prix: fr. 7. 50.

M. Fritz Berthoud, parlant des lettres de Jean-Jacques Rousseau, disait il y a douze ans: « Combien sont perdues ou égarées! celles de la famille Boy de la Tour entre autres, une liasse énorme, plus d'une centaine . . . »[1])

Cette liasse existait toujours; elle n'était que trop bien gardée. Comme des lettres qui demeurent inédites ont plus de valeur vénale que si elles étaient publiées, certains amateurs gardent jalousement celles qu'ils ont dans leurs collections; mais

---

[1]) J. J. Rousseau au Val de Travers, par Fritz Berthoud. Paris, 1881, page 114.

ils meurent à la fin, et leurs trésors se dispersent. Les lettres de Rousseau à madame Boy de la Tour appartiennent aujourd'hui à M. Henri de Rothschild. Avec la libéralité de la jeunesse, dès qu'il eut en mains ces documents, le nouveau possesseur se décida à les publier. C'est une branche intéressante de la correspondance de Rousseau, qui vient s'ajouter heureusement à toutes celles qu'on possédait.

L'édition des Œuvres de Rousseau, qui parut à Genève et à Paris, chez Volland, libraire, en 1790 (15 vol. 4⁰) contenait déjà un certain nombre de ses lettres. Le titre du tome XV annonçait même près de trois cents lettres, adressées à M. M. de Voltaire, Malesherbes, Diderot, etc. Ce chiffre est exagéré: ce tome XV contient 174 lettres seulement, auxquelles il en faut ajouter 62, qui se trouvent dans les tomes précédents. — Trente ans plus tard, Musset-Pathay, dans son *Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau*, classait et analysait plus de neuf cent cinquante lettres.

Aujourd'hui, dans l'édition Hachette des Œuvres de Rousseau, la Correspondance qui occupe les tomes X, XI et XII, contient près de onze cents lettres; elle est très incomplète, puisqu'on connaît aujourd'hui environ dix-huit cents lettres de lui. Une édition complète et critique se fera sans doute quelque jour; mais en attendant que cette grosse entreprise arrive à bonne fin, un recueil qui réunirait les lettres dispersées, et qui y ajouterait quelques lettres inédites faciles à dénicher, serait une œuvre utile et intéressante.

J'ai parlé de l'édition Hachette; je profiterai de cette occasion pour placer ici quelques notes qui s'y rapportent:

Lettre LII. A M. Moultou. L'original de cette lettre est à la bibliothèque de Genève; l'adresse porte: à monsieur Marcet de Mézières, rue du Cendrier, à Genève. Jean-Jacques a parlé de Marcet de Mézières au livre VIII des *Confessions;* on trouvera quelques détails sur ce personnage dans mon article: Isaac Rousseau, le père de Jean-Jacques *(Revue internationale de l'Enseignement*, 15 avril 1891, page 337).

Lettre CLIII. Elle est antérieure à la lettre CXLIII, comme on le voit en comparant les passages de ces deux lettres où il est parlé des *Voyages de l'Amiral Anson.* Jean-Jacques empruntait ce livre à madame d'Epinay, en vue de la composition de la *Nouvelle Héloïse.*

Lettre CCI. Elle est datée du 6, et non pas du 15 mai 1759, dans l'original, d'après M. Bailly de Lalonde *(Le Léman, ou Voyage pittoresque, historique et littéraire, à Genève et dans le canton de Vaud.* Paris, 1842. Tome premier, page 490.)

Lettre CCXXI. A madame d'Houdetot. Il faut rectifier la date de 1760, donnée à cette lettre, qui est une réponse à la lettre de madame d'Houdetot, du 19 février 1758, publiée par M. Streckeisen (*Jean-Jacques Rousseau, ses amis et ses ennemis.* Paris, 1865. Tome premier, page 408).

Lettre CCXXIX. A M. *** (en note: Duclos?) Sans doute, c'est une réponse à la lettre de Duclos, publiée par M. Streckeisen (même ouvrage, I, 292).

Lettre CCLXXXIV. A M. R.... Lisez: Ribotte. Voir le *Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français*, tome II, page 363; tome IV, page 542; tome V, page 132.

Lettre CCCCV. A M. de Malesherbes. Motiers, 11 novembre 1762. Cette lettre a été imprimée deux fois dans quelques éditions de la Correspondance. On la retrouve dans l'édition Hachette sous le numéro MLXXIII, avec la même adresse, et une autre date: Paris, 11 novembre 177...

Lettre CCCCXXIX. A M. Petitpierre, procureur à Neuchâtel. Cette lettre est datée du 30 décembre 1762, et l'adresse doit être rectifiée ainsi: à M. Daniel de Pury, Docteur en Droit. Voir le *Musée neuchâtelois*, année 1872, pages 53 et suivantes, 109 et suivantes.

Lettre CCCCXXXVII. A M. ***. 1763. C'est le brouillon d'une lettre du 26 novembre 1762, adressée à De Luc père.

J'ai sous les yeux une des trois copies qu'on possède à Genève de la correspondance échangée entre Rousseau et les De Luc. L'une de ces copies a été faite sur les lettres originales de Rousseau, qui ont ensuite été vendues à un amateur; les deux autres copies ont été faites sur la première. Je crois savoir que cet amateur a publié cette correspondance dans le feuilleton d'un journal français, et que cette publication a passé inaperçue.

La lettre CCCCXXXVII a été publiée, je viens de le dire, d'après un brouillon que les éditeurs de Rousseau ont trouvé dans ses papiers. Le texte de la lettre que De Luc a reçue, offre de notables variantes.

Lettre CCCCXLVII. A madame de ***. Lisez: à madame de Verdelin. Cette lettre a été publiée par les éditeurs de Rousseau d'après un brouillon. Comme toutes celles que Rousseau a écrites à madame de Verdelin, elle a été publiée d'après l'original, par l'*Artiste*, en 1840.

Lettre CCCCLIV. A M. Watelet. Motiers, 1763. Il faut rectifier cette date. Watelet avait écrit à Rousseau, le 20 décembre 1767, pour le remercier de l'envoi du *Dictionnaire de musique;* après lui avoir fait des compliments sur ce livre, il lui

parlait d'un opéra dont il venait de composer le libretto pour un jeune musicien. La réponse de Rousseau a donc été écrite à Trye.

Lettre CCCCLXIII. A M. A. A. Lisez: à M. Antoine Audoyer. Cet individu, originaire d'Alais en Languedoc, était habitant de Genève, où il s'était marié en 1748. L'original de la lettre de Rousseau, daté du 28 mai 1763 (et non pas du 5 juin) se trouvait parmi les papiers De Luc.

Lettre CCCCLXXIII. A M. F. H. Rousseau. Lisez: à M. Théodore Rousseau.

Lettre CCCCLXXXIV. A M. G., lieutenant-colonel. M. Fritz Berthoud assure que cette lettre, datée du 10 septembre 1762, a été adressée à M. Abraham de Pury *(J. J. Rousseau au val de Travers.* Paris, 1861, page 59).

Lettre CCCCXCV. A M. l'abbé de ***. Cette lettre est adressée à M. l'abbé de Carondelet, qui avait écrit à Rousseau une lettre datée de Paris, à la communauté de Saint-Nicolas du Chardonnet, 12 novembre 1763 (Manuscrits de la Bibliothèque de Neuchâtel).

Lettre CCCCXCVII. A M . . . Motiers, 7 décembre 1763. La date est fautive. Cette lettre est une de celles que Rousseau a écrites à Dom Deschamps; et elle a été reproduite d'après l'original, avec quatre lettres inédites, dans le livre de M. Beaussire: *Les antécédents de l'hégélianisme dans la philosophie française. Dom Deschamps, son système et son école.* Paris, 1865, 12°.

Lettre DXXXVII. A M. de P. Lisez: à M. Jérémie de Pourtalès.

Lettre DXLVII. A M. H. D. P. Lisez: à M. Fr. D. Petitpierre.

Lettre DCVIII. A M. ***. Lisez: à M. Foulquier. Voir pour ces trois lettres le *Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français,* III, 321 et IV, 542, et pour la seconde, *les Quatre Petitpierre,* de M. Charles Berthoud, Neuchâtel, 1875.

Lettre DCCLXXVII. A M. F. H. Rousseau. Lisez: à M. Jean Rousseau; c'était le frère de Théodore. Voir la généalogie de la famille Rousseau dans le tome II des *Notices généalogiques sur les familles genevoises,* de M. Galiffe. Seconde édition. Genève, 1892.

Lettre DCCCXCIII. A madame la marquise de Mesmes. Lisez: de Verdelin. C'est une réponse à la lettre LIX de madame de Verdelin *(J. J. Rousseau, ses amis et ses ennemis.* II, 576).

C'est dans la Correspondance de Rousseau, autant que dans les *Confessions,* qu'il faut étudier l'histoire de sa vie; mais

l'importance de ces deux sources de renseignements n'est pas la même à chaque époque successive. Il n'est pas hors de propos de marquer ces proportions variables.

Livre premier des *Confessions.* Seize ans, depuis la naissance de Jean-Jacques (28 juin 1712) jusqu'à sa fuite de Genève (21 mars 1728). On n'a pas conservé les lettres qu'il dit avoir écrites à cette époque à mademoiselle de Vulson.

Livre second des *Confessions.* Quelques mois de l'année 1728. Le récit s'arrête au moment où Rousseau sort de chez madame de Vercellis, quelques jours après qu'elle fut morte, sans doute à la fin de l'année. On n'a pas conservé les lettres que Jean-Jacques dit avoir écrites alors à madame de Warens.

Livre III des *Confessions.* Seize mois. Le récit s'arrête au moment où Rousseau revient de Lyon à Annecy, sans doute dans la seconde semaine après le jour de Pâques (9 avril 1730). Il ne paraît pas que Rousseau ait écrit aucune lettre à cette époque.

Livre IV des *Confessions.* Quinze ou dix-huit mois d'une vie aventureuse, qui prend fin à l'arrivée de Rousseau à Chambéry, dans l'automne de 1731 (et non pas en 1732, comme Rousseau le dit). C'est ici que nous rencontrons les deux premières lettres de Rousseau: l'une à mademoiselle de Graffenried, datée sans doute des derniers jours de l'année 1730; l'autre à son père, écrite au printemps de 1731. Toutes les éditions placent à tort celle-ci avant celle-là.

Livres V et VI des *Confessions.* Années 1731—41. Il faut joindre ces deux livres où, par suite d'une grave erreur chronologique de Rousseau, qui place son entrée aux Charmettes (dans l'été de 1738) avant son départ pour Montpellier (septembre 1737) la suite des évènements a été brouillée. L'édition Hachette donne pour ces dix ans vingt-deux lettres, et je n'en connais qu'une seule à y ajouter.

Livre VII des *Confessions.* Années 1741—49. Vingt-cinq lettres (22 dans l'édition Hachette).

Livre VIII des *Confessions.* Années 1749—56. Cent neuf lettres (65 dans l'édition Hachette). A partir du voyage que Rousseau fit à Genève dans l'été de 1754, les lettres qu'on a de lui deviennent beaucoup plus abondantes; et dès lors, la Correspondance ne le cède point en importance aux *Confessions.* Depuis cette époque, en outre, les lettres adressées à Rousseau, tant celles que M. Streckeisen a publiées, que beaucoup d'autres qui mériteraient de l'être, et qui se trouvent à la Bibliothèque de Neuchâtel, nous ont été conservées en très grand nombre.

Livre IX des *Confessions.* Années 1756 — 57. Quatre-vingt-onze lettres en vingt mois (59 dans l'édition Hachette).

Livre X des *Confessions.* Années 1758—60. Cent quatre-vingt-dix lettres en trois ans (75 dans l'édition Hachette).

Livre XI des *Confessions.* Années 1761—62. Deux cents lettres en dix-sept mois (108 dans l'édition Hachette). La célébrité de Rousseau approche de son point culminant: chacun garde précieusement les lettres qu'il reçoit de l'illustre écrivain. Je crois que jusqu'à la publication de la *Nouvelle Héloïse*, les lettres perdues de Rousseau sont en plus grand nombre que les lettres conservées, et que l'inverse est vrai depuis cette époque.

Livre XII des *Confessions.* Années 1762—65. C'est par centaines que se comptent les lettres de Rousseau qui datent de son séjour en Suisse. A partir de son arrivée à Yverdon, la Correspondance devient sans contredit la principale source pour l'histoire de sa vie, et les *Confessions* ne sont plus que peu de chose à côté d'elle; d'ailleurs elles ne vont que jusqu'à la fin d'octobre 1765. La Correspondance à son tour s'arrête presque entièrement à la fin de 1773; et depuis lors, c'est aux relations des amis de Rousseau, Corancez, Bernardin de Saint-Pierre, etc., qu'il faut s'adresser pour le suivre dans les dernières années de sa vie.

Les 91 lettres que publie M. de Rothschild, et qui s'échelonnent de 1762 à 1773, viennent se joindre à onze cents lettres environ qui datent de la même époque. C'est un notable enrichissement. Le contenu de ces lettres nouvelles est bien celui que faisait attendre le chapitre où M. Fritz Berthoud a parlé de madame Boy de la Tour *(J. J. Rousseau au val de Travers*, pages 68 à 77). Ce sont des lettres de ménage: Voltaire en écrivait de pareilles à l'abbé Moussinot. M. de Rothschild a très bien dit que dans les documents qu'il met au jour, on voit le philosophe en pantoufles. M. Léo Claretie a placé en tête du volume une préface intéressante, où il a relevé les traits les plus saillants des lettres de Rousseau. Tout y est à l'honneur de madame Boy de la Tour; et si Rousseau ne s'y montre à nous que par les petits côtés de son existence, nous devons nous rappeler que nous n'avons là qu'une parcelle de sa Correspondance, et que ces morceaux ne prendront leur juste valeur que lorsqu'ils seront mis à leur place dans une publication complète.

Dans la *Revue critique* du 18. juillet 1892, M. Lucien Brunel a fait de très bonnes remarques sur la publication de

MM. de Rothschild et Claretie. ([1]) Je ne suis cependant pas d'accord avec lui sur tous les points.

Je comprends autrement que lui une phrase de la page 168: «M. Rousseau trouve bien cruel que l'heureux M. Arouet soit mort si aisément, et que l'infortuné Rousseau ne puisse pas mourir quoi qu'il le désire» ce qui me paraît pouvoir se traduire ainsi, d'accord avec le contexte: «L'heureux Voltaire a bien su enterrer le nom d'Arouet, tandis que moi, Renou, je ne réussis pas à enterrer mon ancien nom de Rousseau!»

Le billet LXXXVII, où Jean-Jacques parle de Thérèse comme de sa femme, date sans doute du séjour à Lyon, au printemps de 1770.

La lettre XC: «Donnez-moi ici le plus de temps que vous pourrez, et si vous y avez des gens à voir, renvoyez cela jusqu'après mon départ,» doit être datée de Motiers, et non pas de la Ferrière, à 33 kilomètres de là, petite localité où madame Boy de la Tour n'avait personne à voir, et où, si la lettre avait dû partir le 15. juin 1765 pour Yverdon, comme le veut M. Brunel, le temps matériel aurait manqué avant le 18, jour du départ de Rousseau, pour «les doux moments destinés à l'amitié.» — Je placerais volontiers cette lettre au samedi 7. août 1765. Huit jours après, Rousseau écrivait à d'Ivernois que pour être sûr de le trouver, et de le trouver libre, il ne fallait pas venir avant le 4. ou 5. de septembre. Il projetait donc une absence qu'en définitive il n'a pas faite. La lettre XC se rapporterait ainsi à cette visite dont parle M. Brunel, et que madame Boy de la Tour fit à Rousseau un peu avant l'arrivée de madame de Verdelin.

Page 98. M. Cornabé (ou plutôt Cornabès) était un riche propriétaire, originaire de Vevey, et établi à Saint-Germain, village à trois lieues au-dessus de Lyon, près de la Saône. Il écrivit à Rousseau en 1761 une lettre que j'ai publiée dans le premier numéro de *la Suisse romande* (une revue qui paraissait à Genève en 1885, et qui n'a eu qu'une année d'existence).

Page 172. «Je suis sans nouvelles de M. Tissot.» Dans *l'Essai* de M. Charles Eynard *sur la vie de Tissot*, on voit que Rousseau s'était adressé au médecin vaudois pour lui parler de sa santé. «On peut m'écrire, lui disait-il, sous le couvert de madame Boy de la Tour, à Lyon, ou ici (à Bourgoin) directement, si l'on aime mieux.» Rousseau qui, à la date du 19. janvier 1769, marquait son inquiétude d'être sans nouvelles, ne tarda

[1]) Notons aussi un article de la *Bibliothèque universelle* (septembre 1892) dans lequel M. Philippe Godet a donné quelques renseignements sur l'odyssée des autographes qui ont fini par arriver dans le cabinet de M. de Rothschild.

pas à recevoir la lettre qu'il attendait de Tissot; au mois de février, il lui répondait: «Enfin je reçois une lettre d'homme écrivant à un homme!»

Les deux tableaux généalogiques qui se trouvent à la fin du volume, indiquent assez bien les rapports de filiation qui existent entre les contemporains de Jean-Jacques et les nôtres. Mais ils ne donnent pas assez de renseignements sur quelques personnes dont Rousseau a parlé dans ses lettres et dans les *Confessions.* Mon collègue M. Ernest Roguin, professeur de Droit à l'Université de Lausanne, a bien voulu me donner quelques renseignements qui complètent le second de ces tableaux, celui de la famille Roguin.

Le grand ami de Rousseau, Daniel Roguin, l'un des neuf enfants de Roguin-Fatio, était né à Yverdon le 6. septembre 1691, et il y mourut célibataire le 25. mai 1771, «laissant à ses parents une succession des plus honnêtes,» dit un registre de famille. Il avait été dans sa jeunesse officier au service de Hollande, et avait résidé à Surinam avant de s'établir à Paris.

La famille Roguin remonte à deux frères, qui furent anoblis en 1647 par l'empereur Ferdinand III. A l'aîné, Jean, se rattache la branche dont M. de Rothschild a donné la généalogie; son frère Etienne fit souche aussi; et c'est à cette branche cadette, encore aujourd'hui subsistante, qu'appartenait le banneret Georges-François Roguin, dont il est parlé page 90, et qui mourut à Yverdon le 15. septembre 1764, dans sa 70e année.

Le tableau de la famille Boy de la Tour offre aussi quelques lacunes. On lit par exemple, à la fin de la lettre de Rousseau, du 5. Mai 1765: «Monsieur Boy de la Tour, votre associé, m'a paru un fort galant homme, et honnête en toute chose. Mais je ne puis m'empêcher de vous dire qu'il a pour père un furieux et un enragé.» Ce furieux, cet enragé, est sans doute celui que Rousseau a voulu tourner en ridicule dans sa *Vision de Pierre de la Montagne:* «Boy, trop heureux Pierre Boy, hâte-toi de boire.» On eût aimé savoir quelle était sa parenté avec le défunt mari de madame Boy de la Tour.

La mère de madame Boy de la Tour, Esther Goudet, que le tableau dit être originaire de Lyon, appartenait à une famille genevoise, encore aujourd'hui florissante (Galiffe, *Notices généalogiques sur les familles genevoises*, III, 244).

Parmi les enfants de madame Delessert, qui figurent dans ce tableau, on a omis sa fille aînée, cette petite pour qui Rousseau écrivit, à celle qu'il appelait sa cousine, ses *Lettres sur la Botanique.*

Dans ses Mémoires (Londres, 1840, tome premier, page 65)

sir Samuel Romilly parle de madame Delessert, qu'il avait connue à Paris en 1781. «C'est à elle, dit-il, que Rousseau a adressé ses charmantes lettres sur la botanique. Elle possède une grande collection d'autres lettres de lui, dont elle m'a permis de prendre copie.» — On se demande de quelles autres lettres sir Samuel Romilly veut parler. S'agit-il de lettres adressées à la mère ou aux frères de madame Delessert? Ce seraient celles que vient de publier M. de Rothschild. — Ou s'agit-il de lettres adressées à madame Delessert elle-même? Alors elles seraient encore inédites; et dans cette hypothèse, on peut espérer en retrouver un jour l'original ou la copie. EUGÈNE RITTER.

Ehrhard. *Sources historiques des Maximes de la Rochefoucauld.* Programm des bischöflichen Gymnasium zu Strassburg. 1891, 64 S. 4⁰.

Verf. erörtert die persönlichen und allgemein geschichtlichen Erinnerungen, welche aus den *Maximes* von Larochefoucauld zu entnehmen sind. Nachdem er das an Enttäuschungen reiche Leben dieses Mannes besprochen hat, schildert er Larochefoucauld nach einzelnen Stellen der *Maximes*, weist dann nach, dass Ludwig XIII., Richelieu, Mazarin, Condé, Turenne, Retz, der duc de Beaufort und andere Zeitgenossen dort in ähnlicher Weise skizziert sind. Die Auffassung richtet sich natürlich nach dem Parteistandpunkte des Verfassers, ist aber in den überwiegendsten Fällen eine scharfe und ungünstige. Dagegen spricht es für den edlen Charakter des Schriftstellers, dass er Richelieu lobt. — Ob übrigens die angeführten Stellen wirklich nur aus so persönlichen Eindrücken hervorgegangen sind oder verallgemeinerte Betrachtungen enthalten, bleibt doch in manchen Fällen ungewiss. Immerhin gebührt dem Verfasser Dank dafür, dass er für Larochefoucauld dasselbe zu thun versuchte, was Victor Cousin für die Romane der Scudéry geleistet hat. Schade ist es, dass Verf. Hasbach's lehrreiche Abhandlung über Larochefoucauld und Mandeville *(Schmoller's Jahrbücher für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft, Band XIV)*, nicht mehr lesen konnte.

R. MAHRENHOLTZ.

Spitzner, R. A. *Natur und Naturgemässheit bei J. J. Rousseau.* Leipziger Dissertation. Jena, 1891. Herm. Pohle. 101 und IV. S. 8⁰.

Der Verf., der mit Rousseau's Schriften und mit der neueren Rousseau-Litteratur wohl vertraut ist, gibt in einer kurzen Ein-

leitung einen Überblick über die pädagogischen Vorläufer Rousseaus in Frankreich und Deutschland und bespricht alsdann die Ideen des Genfer Philosophen über die Rückkehr zur Naturgemässheit auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens, besonders auf dem der Erziehung. Alles wird quellenmässig begründet und den Auffassungen neuerer Kritiker stets Rechnung getragen. Sp. ist kein blinder Verehrer Rousseaus, er tadelt z. B. am *Emile* „die vollständige gesellschaftliche Isolirung des Zöglings und die damit in Zusammenhang stehende auschliesslich negative (prophylaktische) moralische Erziehung während der Kindheit desselben“. Ferner „die fast ausnahmslose Verwendung der Geschichte, Fabel und Lektüre als positiv bildender moralischer Erziehungsmittel.“ Bei Rousseau fehle „die positive Pflicht, das Gebot der thätigen Menschenliebe, die tiefere Beachtung des kindlichen Gemütslebens nach ethischer, ästhetischer und auch religiöser Hinsicht“. Mit einem Worte: Rousseau kann sich weder zu dem Menschheitsideal aufschwingen, weil er Individualist und Feind der nach seiner Ansicht corrumpirenden menschlichen Gesellschaft ist, noch auch zu dem christlichen Religionsideal. In die Lücken seines Erziehungsplanes treten Basedow und Pestalozzi ergänzend und mildernd ein, was indessen Verf. nur kurz andeutet. Man vergleiche dazu die Schrift Gössgen's über Rousseau und Basedow, welche Ref. in der *Zeitschrift* XIII, S. 162 besprochen hat. — Die Arbeit ist ebenso fleissig, wie auf Sachkenntnis ruhend.

R. Mahrenholtz.

Chamborant de Périssat, Baron de. *Lamartine inconnu. Lettres et documents inédits.* Paris, 1891. Librairie Plon, Nourrit et Co. XI, 393 S. 8⁰. fr. 7. 50.

Es ist für kleinere Geister oft recht erspriesslich, in engeren Beziehungen zu grossen Männern gestanden zu haben. Nach dem Tode dieser Grössen oder nach einer Centenarfeier derselben, kann man Erinnerungen mehr oder weniger langweiliger Art in die Welt senden. Neugierige Leser und Leserinnen fehlen nicht, und so wird man zugleich mit dem gefeierten Toten von den Lebenden gefeiert. Das ist die Rechnung, welche Baron de Ch. d. P. sich macht, wenn er uns des Langen und Breiten seine und seines Vaters Freundschaft für Lamartine schildert, Briefe von und an Lamartine als Empfehlungskarten abdrucken lässt, und uns über den „grossen Mann“ wenig Grosses oder Unbekanntes sagt. Wir erfahren, dass Lamartine Unterhosen mit Fusssocken getragen hat, dass er dieselben in einem Vorzimmer auf einer

Reihe von Stühlen zur Schau stellte, dass Besuch über Besuch ihn am Arbeiten störte, wir erhalten genaueste Berechnungen seiner Passiva und detaillirteste Auskunft über seine geschäftlichen und litterarischen Speculationen. Wir werden auch darüber belehrt, dass L. eigentlich strenger Royalist und gläubiger Katholik gewesen ist, der nur — *faute de mieux* — die „christliche Republik“ als Abschlagszahlung für das allerchristliche Lilienkönigtum der Bourbonen annahm, der die Verherrlichung der revolutionären Schreckenszeit in seinem historischen Romane *les Girondins* reumütig bedauerte, für die Unterdrücker Italiens gegen das nationale Einheitsstreben Partei nahm und bei alle dem sich für die ungläubigen Muselmannen gegen das orthodoxe Russland erklärte. Allerdings hatte ihm der Sultan eine einträgliche Besitzung geschenkt! Auch die Bilanz einer Gesellschaft, welche Lamartines Werke zu Geld machen sollte, wird mit peinlichster Genauigkeit gezogen. Die treue Gattin des Dichters, die für ihren verschuldeten „grossen“ Gatten Subskriptionen zusammenbrachte und eine Adoptivtochter Lamartines dürfen der Nachwelt weder in dem, was wissenswert, noch in dem, was höchst entbehrlich, vorenthalten werden. In dieses Consortium der auf Nachruhm und litterarische Unsterblichkeit Speculirenden schmuggelt der Verf. auch seinen — Grossvater ein, die Grossmutter scheint leider mit einer Niete abgehen zu müssen. Es ist nur gut, dass in dem pietätsvollen Frankreich langweilige Bücher über „grosse“ Männer noch Anklang finden und die Schwindelmarke des *Inconnu* noch düpirende Wirkung hat! Auf den Missbrauch aber, der mit solchen „grossen“ Männern noch 24 Jahre nach ihrem Tode getrieben wird, sollte eine empfindliche Strafsumme gesetzt werden. R. Mahrenholtz.

Rossel, Virgile. *Histoire littéraire de la Suisse romande des origines à jours.* T. II. Genève, Bâle, Lyon, Paris, 1891. H. Georg, Libraire-Editeur. 637 S. 8⁰.

Den ersten Band dieses grossen Werkes, welcher bis zum XVIII. Jahrhundert reicht, haben wir in dieser *Zeitschrift* vor mehr als einem Jahre (Bd. XI, S. 113 f.) besprochen und die umfassende Belesenheit, wie die verhältnismässig parteilose Auffassung des Autors, zugleich aber auch seine Neigung, den Stoff in allzu popularisirender Form darzustellen, hervorgehoben. Im Ganzen bestätigt der zweite Band, welcher bis in die unmittelbare Gegenwart hinein reicht, dieses Urteil. Der Verf. beginnt damit, den Umschwung zu schildern, welchen mit dem Beginne des XVIII. Jahrhunderts die öffentliche Meinung und die Litteratur in der Schweiz erfahren

haben. Bis dahin war der Charakter beider ein ausschliesslich calvinistisch-religiöser, die nationale Färbung trat zurück. Seit der Aufhebung des Edictes von Nantes begann, zum Teil durch den directen Einfluss der nach der Schweiz fliehenden Hugenotten, hauptsächlich aber durch die Verbreitung der französischen Refugiés-Litteratur in der Schweiz, sich die Einwirkung des grösseren Nachbarstaates in Sprache und Gedankengang sehr fühlbar zu machen. An Stelle der Theologie traten als Hauptfächer der Forschung und Darstellung die Philosophie und Naturforschung. Doch auch der französische Styl verliert ebenso, wie der der „Refugiés", an Reinheit und Durchsichtigkeit, namentlich die Entlehnung von Redewendungen aus den französischen Bibelübersetzungen wirkt nachteilig. Verf. bespricht nun einige Naturforscher der romanischen Schweiz, die noch in's XVIII. Jahrhundert hineinreichen, weist dann nach, dass auch in den theologischen Schriften ein noch ziemlich farbloser Rationalismus sich mehr und mehr einbürgerte, dass z. B. die halb rationalistisch, halb pietistisch denkende Genfer Schriftstellerin Marie Huber die Dreieinigkeit und Erlösung leugnete, dass auch in die Theorien des Natur- und Völkerrechtes sich Ideen drängten, die Rousseau später für seine umstürzenden Lehren ausnutzen konnte, dass der Genfer Patrizier Micheli du Crest in Theorie und Praxis die Verfassung seiner Vaterstadt so bekämpfte, wie zwei Jahrzehnte nachher der berühmte Verfasser der *Lettres écrites de la Montagne.* Auch die Geschichtsschreibung und Journalistik spürt den neuen Geist. Wenig bedeutend ist in jener Epoche noch die Poesie, sie geht über Nachahmungen französischer Vorbilder nicht hinaus.

Als den eigentlichen Zerstörer des alten, calvinistischen Geistes betrachtet Rossel mit vieler Einseitigkeit den ihm sehr verhassten Voltaire. Nicht nur durch seine in der romanischen Schweiz viel verbreiteten Schriften, sondern auch durch seine Theateraufführungen soll Voltaire weltlichen Leichtsinn und religiöse Zerfahrenheit in der Stadt Calvins verbreitet haben. Aber, da nach des Verf. eigener Darlegung die Sittenzucht und Glaubensstrenge in Genf und Umgegend schon sehr gelockert war, so hat Voltaire bereits einen empfänglichen Boden vorgefunden. Richtig und bereits von Friedrich d. Gr. beissend verspottet ist es ja, dass viele Genfer Schöngeister, Blaustrümpfe und selbst die ehrwürdigen Nachfolger des gottseligen Calvin ihre Pilgerfahrten nach Ferney machten, dass das neugegründete Theater Anlass zu Zerstreuungen und auch zur Sittenverderbniss durch den Verkehr mit den zweifelhaften Elementen unter den Schauspielern gab. Aber wenn es schon vor Voltaires Eintreffen in der Schweiz in einer Genfer Kirche zu Szenen kam, wie sie R. (S. 78)

schildert, wenn es mit dem Dogmenglauben der Genfer Geistlichen so stand, wie es d'Alembert in jenem von Voltaire inspirirten Encyclopädieartikel mit ironischem Lobe hervorhob, und wie es die Gelobten selbst oder ihr Vertheidiger Jean-Jacques Rousseau nicht widerlegen konnten, so hat Voltaires Sceptizismus das Werk Calvins nicht erst zu zerstören brauchen. Der Abschnitt über Voltaire ist überhaupt der ungenügendste des ganzen Buches. Verf. berücksichtigt die deutsche Voltaire-Litteratur garnicht und etwas komisch berührt es, wenn er die Verhandlungen Voltaires mit der Berner Regierung (1752 und 53) als etwas wenig Bekanntes hinstellt. Nichtbeachtung der deutschen Litteratur, mit Ausnahme von 2 Werken, zeigt sich auch in dem Abschnitt über Jean-Jacques Rousseau und sie ist bei einem Manne natürlich, der, wie Rossel (S. 314) die deutsche Nation als *tout ensemble indolente et brutale, rêveuse* (trotz 1870!) *et pratique* (?) bezeichnet. Was über den grössten Schriftsteller der romanischen Schweiz, der wenigstens einen Teil seines Lebens in seinem Geburtslande zubrachte, gesagt wird, ist zwar ebensowenig bedeutungsvoll und parteilos, wie das über Voltaire Bemerkte, aber R. gilt doch Rossel als echter Schweizer (wenngleich mit wenig Grund), und diesem Umstande hat der arme Dulder es zu verdanken, dass wenigstens das Vorgehen des Genfer Rates gegen ihn und seine Austreibung aus der Petersinsel nicht gebilligt werden. Sonst aber nimmt R. sichtlich die Partei der Gegner Rousseaus.[1]) Auch für J. R. Tronchin tritt er ein, und seine Abschätzung von R.'s litterarischer Bedeutung und Nachwirkung kommt über die herkömmliche Auffassung nicht hinaus. Übrigens gehört Jean-Jacques Rousseau nur soweit in eine Geschichte der Litteratur der romanischen Schweiz, wie Voltaire, nämlich in seiner Einwirkung auf die öffentliche Meinung in seinem Geburtslande. Im Übrigen wird sich Frankreich einen Rousseau als Schriftsteller nicht entreissen lassen und die Schweizer Behörden haben sich unwürdig gemacht, als eines Landsmannes sich seiner zu rühmen, indem sie ihn von Ort zu Ort trieben, so dass er in fremden Staaten ein Asyl suchen musste. Auch Albrecht v. Haller, mit dem R. anderswo grossthut, gehört der deutschen Litteratur an, am wenigsten hat er in der „romanischen Schweiz" seinen Platz. Die Schweizer Prediger und Litteraten, mit denen Voltaire und Rousseau in Verbindung kamen, werden vom Verf. in dankenswerter, übersichtlicher Kürze uns vorgeführt, dasselbe gilt von anderen Theologen und Philosophen. Dass R. dabei einen Vernes, Vernet, Roustan u. A. etwas zu hoch gestellt, mag dem nationalen

[1]) Den Geistlichen möchte ich es am wenigsten vorwerfen, dass sie nicht mit R. eine Art Handelsgeschäft machten (s. S. 127 und 129).

Charakter seines Werkes zu Gute gehalten werden. Recht gut ist der Abschnitt über die Naturforschung in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts (S. 160—177), auch die über die politischen, historiographischen und journalistischen Schriftsteller (S. 180—225), der über die Schweizer Presse vor der Revolution, aber zu dürftig (S. 225—230). Sehr ausführlich wird die Poesie vor und während der Revolution geschildert, trotzdem sie kaum etwas von dauerndem Werte hervorbrachte. (S. 231—295.) Allgemeines Interesse haben die Abschnitte über Frau v. Staël und Benjamin Constant. (S. 303—330). Verf. hält sich bei der gefeierten Schriftstellerin von naheliegender Überschätzung frei, doch weiss er über sie so wenig Neues zu sagen, wie über ihre Eltern. (S. 296—303.) Der Tadel, der gegen Lady Blennerhasset's Biographie dieser hochbedeutenden Frau ausgesprochen wird *(où l'on trouve plus de renseignements que de critique)*, ist richtig. In dem Folgenden sind besonders die Angaben über Mirabeaus Mitarbeiter aus der Schweiz von Interesse (333 ff.), auch der Abschnitt über Mallet Dupan (342 ff.), den Verf. in seinen Vorzügen, wie einseitigen Übertreibungen sehr richtig beurteilt. Vieles wenig Bekannnte bringen auch die Abschnitte über die Pädagogen, Theologen, Naturforscher, Geschichtsschreiber in den ersten Jahrzehnten des 19ten Jahrhunderts. Doch kann der Verf. die litterar-historische Thatsache nicht verschleiern, dass mit der stärkeren Loslösung der engeren Schweizer Litteratur von der grösseren Frankreichs ein Rückgang beginnt. Die Schweiz lebt einmal in der Litteratur, wie in ihrer materiellen Existenz nur von den Fremden, wenngleich sie auf dem ersteren Gebiete noch nicht zu dem grossen Wirtshause aller Nationen geworden ist, sondern hauptsächlich von französischem und deutschem Capitale zehrt. Eine nationale Litteratur setzt eine Nation und eine Nationalsprache voraus, die Schweizer sind aber ein Gemisch von 3 Nationen und reden 3 Sprachen, die sich in den Grenzgebieten öfters zu einem wundersamen Rührbrei verquicken. Darum haben in dem Werke Rossels auch die Abschnitte über die Zeit bis zu M[me] de Staëls Tode das allgemeinere litterar-historische Interesse. Seitdem man wirklich von Schweizer Schriftstellern und Schriftstellerinnen reden kann, fehlen Persönlichkeiten, wie Jean-Jacques Rousseau, M[me] de Staël, wie der gewaltige Publizist Mallet du Pan u. A. Nichtsdestoweniger hat auch die Schilderung der romantischen und der gegenwärtigen Epoche der Schweizer Litteratur ihr selbständiges Interesse, wobei es charakteristisch bleibt, dass die französischen Schriftwerke das entschiedene Übergewicht behalten, die romanische Schweiz litterarisch vor der deutschen sich auszeichnet. Wenn

seit 1870 im politischen, sozialen und litterarischen Leben der Schweiz sich wieder eine grössere Hinneigung zu Frankreich zeigt und das Deutschtum selbst in manchen Kreisen der Deutsch-Schweizer nicht eben ein verzogenes Lieblingskind ist, so mögen wir als Deutsche das bedauern, aber der schlaue Schweizer folgt dabei einem richtigen Instinkte. Wir heben von den letzten 3 grösseren Abschnitten des Buches noch als besonders wohlgelungen die Kapitel über Alexandre Vinet (493 ff.), über Eugène Rambert (539 ff.) und über Rudolf Töpffer (593—602) hervor. Die andern sind zu sehr eine Nomenclatur von Namen und Büchertiteln und entbehren der Anziehungskraft, welche in früheren Zeiten die Personen Voltaires, Rousseaus, Mirabeaus, Mme de Staëls ihren Schweizer Anhängern und Gegnern verliehen. R. hat seine Aufgabe nach Form und Inhalt im Ganzen treffend gelöst und verdient die Auszeichnung, welche ihm die Pariser Akademie zu Teil werden liess. Die Fehler des Werkes liegen in dem nach unserer Meinung falschem Bestreben, einen Stoff zu popularisiren, der über die Grenzen der Schweiz hinaus doch nur in geringem Masse populär werden kann. Das hat den Verf. auch bestimmt, Citate aus bedeutenden oder beliebten französischen Werken in verschwenderischer Fülle und nicht immer mit scharfer Sichtung aufzunehmen, denn solche Anführungen ziehen stets, wenngleich sie nur bei Kennern der französischen Litteratur wirklich etwas bedeuten. Dem Popularisirungszwecke entgegen steht die übergrosse Vollständigkeit der besprochenen Schriftsteller und Schriften. Vieles hätte weit kürzer und weniger ermüdend erörtert werden können, alsdann wär das wirklich Bedeutende und für alle Zeiten Wertvolle noch schärfer hervorgetreten. Der Verf. urteilt überdies zu sehr von localpolitischen Gesichtspunkten aus. Um den Ruhm der litterarischen Schweiz zu vermehren, zieht er Schriftsteller hinein, die, wie schon bemerkt, ausführlicher nur in einem Werke über die Geschichte der französischen Litteratur hätten erörtert werden sollen. Persönlichkeiten wie Voltaire und Rousseau vermag er nur von dem einseitigen Standpunkte der Genfer Interessen zu überschauen. Die deutschen Schriften über die Hauptvertreter der französischen Litteratur, welche auch in Frankreich Beachtung gefunden haben, werden nur dann zitirt, wenn Namen und Stand des Verfassers oder der Verfasserin etwas Anlockendes haben, und sie werden mehr zur Verbrämung des Notenmaterials angeführt, als wirklich berücksichtigt und geprüft. Auch der religiöse Standpunkt des Verf. drängt sich in dem zweiten Bande mehr als in dem ersten hervor.

R. Mahrenholtz.

Weigand, W. *Essays.* München, 1892. Merhoff's Verlag. 321 S. 8⁰.

Unter diesem Titel hat der Verf. eine Anzahl Abhandlungen, meist über französische Litteratur vereinigt, die mit Voltaire beginnen und etwa mit Zola endigen. Leider lässt sich zu ihrem Lobe wenig sagen. Der Styl des Verfassers ist weitläufig und geschraubt, seine Neigung, sich in allerhand Abschweifungen zu verlieren und sich weltschmerzlichen Betrachtungen zu überlassen, wirkt auf die Dauer ermüdend. Seinen oft sehr scharfen Urteilen über Personen, wie Voltaire und Rousseau, fehlt die nötige wissenschaftliche Reife und sachliche Begründung. In der Hitze der Polemik versteigt sich W. zu Schimpfwörtern, wie Tigeraffe, Hofnarr, u. s. w. Natürlich bringen die Essays über Voltaire und Rousseau nichts Neues, wohl aber manches Zweifelhafte und Falsche. Besser ist der Essay über Sainte-Beuve und Taine, wenngleich er auch nur längst Bekanntes gibt und Verf. nicht imstande ist, Taine's Auffassung der französischen Revolution kritisch zu würdigen. Am besten werden Amiel und Baudelaire geschildert, zwei der Weltanschauung des Verf. verwandte Schriftsteller. Der letzte Essay: *Zur Psychologie des 19. Jahrhunderts,* ist eine breite litterarische Bettelsuppe, die mit absprechenden Phrasen gewürzt ist, und in der Namen wie Renan, Zola, Carlyle, v. Schack u. A. wie Fettaugen in Spülwasser, umherschimmern. Verf. wird es bei seiner Schreibweise sicher zum Lieblingsautor schöngeistiger Damen bringen, für gelehrtere Leser wiegt seine Kritik zu leicht. R. MAHRENHOLTZ.

√ **Müller, R.** *Bemerkungen über Pierre Loti und seine Stellung in der Litteratur.* Programm der fürstlichen Realschule in Sondershausen, 1892, 24 S. 4⁰.

Eine litterar-historische oder ästhetische Abhandlung über Pierre Loti, für den Rumäniens schriftstellernde Königin auch bei uns Propaganda gemacht hat, wäre sehr verdienstlich gewesen, aber der Verf. gibt sie durchaus nicht. Was wir in seiner Programmabhandlung finden, sind Aphorismen aus allen möglichen Litteraturgeschichten, Zeitungsartikeln u. s. w., mit denen einige Auszüge aus Loti's Romanen verbrämt sind. Diese Zitate sind ohne kritische Auswahl; neben einem Lemaître und Brunetière finden wir auch Eduard Engel und Dr. Nathan, zitirt. Ausser Loti widmet der Verfasser seine Aufmerksamkeit noch Victor Hugo, Alfred de Musset, Zola, Flaubert u. A., ohne dass wir mehr als vage Allgemeinheiten zu hören bekommen

und über das litterarische Verhältnis dieser Schriftsteller zu Loti Eingehenderes erfahren. Was über Loti's Weltschmerz, Skeptizismus, Schilderungstalent und Bekanntschaft mit fremden Ländern gesagt wird, ist meist französischen oder deutschen „Autoritäten" nachgeschrieben und für jeden, der Loti nur oberflächlich kennt, zweifellos. Was sollen aber Programm-Abhandlungen, die „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe" verfasst werden? Statt für sie das Geld zu verschwenden, gebe man doch lieber einem der unbezahlten Probanden ein Jahresstipendium!

R. Mahrenholtz.

Waetzoldt, St. *Ein Dichter der Décadence, Paul Verlaine.* [In: *Festschrift zur Begrüssung des fünften Allgemeinen Deutschen Neuphilologentages.* Berlin, 1892. Weidmann. S. 168—202.]

Zu dem letzten Neuphilologentage, der vom 6.—8. Juni in Berlin abgehalten worden ist, hatte Se. Majestät der Kaiser des Deutschen Reiches die Beisteuer von 2000 Mark zu spenden geruht, ein erhebendes Zeugnis, wie die Nachfolger des grossen Friedrich wissenschaftliche Bestrebungen anerkennen, auch wenn diese in den engeren Rahmen des Fachmässigen sich einschränken müssen. Mit Hülfe dieser Geldsumme ist der Druck der obigen Festschrift und zugleich die Abzahlung der drückenden Schulden des neuphilologischen Verbandes ermöglicht worden. Der Inhalt des vorliegenden starken Heftes ist ein ebenso reichhaltiger wie anziehender.

Wir teilen zunächst die Titel der veröffentlichten Aufsätze mit. 1) Joh. Bolte: *Das Märchen vom Tanze des Mönches im Dornbusch.* 2) Erich Schmidt: Ein verschollener Aufsatz A. W. Schlegels über Goethe's *Triumph der Empfindsamkeit.* (Enthält wertvolle Notizen über die englische Goethe-Philologie, insbesondere über Abraham Haywards Faustübersetzung, in dem eigenartigen Style des bekannten Goethe- und Lessing-Forschers. Hierauf folgt A. W. Schlegels fast unbekannter Brief an M. C. de Rémusat, der in des letztren Sammelwerke *Les Théâtres étrangers* abgedruckt ist. Am Schlusse weist der Hausgeber darauf hin, dass von einem nachhaltigeren Einflusse der Gebrüder Schlegel auf Mme de Staëls *De l'Allemagne* nicht die Rede sein könne. Der „verschollene Aufsatz" selbst ist übrigens ganz von A. W. Schlegels hochmütiger Subjectivität durchdrungen). 4) Jul. Zupitza: Über die mittelenglische Bearbeitung von Boccaccios *De claris mulieribus,* in der Handschr.

des Brit. Mus. Add. 10,304). Adolf Tobler: *Ungedruckte Briefe von Freunden Ugo Foscolos.* 6) Max Roediger: *Elf französische Volkslieder* aus der Sammlung von Haupt und Tobler übersetzt. 7) Stephan Waetzoldt: *Ein Dichter der Décadence, Paul Verlaine.* In der Würdigung dieses vorzugsweise lyrischen Vorkämpfers der s. g. Décadence zeigt sich ein fein empfindendes Verständnis für die Vorzüge des am Weltschmerze und an Zerrissenheit des Gemütes leidenden Dichters. Verlaine wurde am 30. März 1844 in Metz geboren, machte 1870 den Krieg auf französischer Seite mit, kämpfte auf den Wällen von Paris als Moblot und ist ein entschiedener Deutschenhasser. Schwere Schicksalsschläge, wie der Mangel einer harmonischen Lebensauffassung und tief eindringenden Geistesbildung haben das Mystisch-Unklare, mehr Ahnungsvoll-Andeutende, als Scharf-Bestimmte in V.'s Gedichten verschuldet. Ursprünglich ein begeisterter Anhänger Victor Hugos, hat er sich mit anderen Vertretern der Décadence von dem Meister abgewandt, als dieser noch von den Chauvinisten Frankreichs zum Idole eines geradezu sinnlosen Kultus gemacht wurde. Aber das Beste in V.'s dichterischem Wirken gehört der Romantik an, auch die Freiheiten seiner Versification gehen auf deren Vorbild zurück. Anziehend und zum Herzen sprechend ist der Dichter nur da, wo er aus vollem Herzen schöpft und einer zersetzenden Kritik sich nicht hingiebt. Sonst wühlt er mit den anderen Décadenciers in den Wunden einer entchristlichten und vielfach entsittlichten Zeitrichtung, ohne doch lebenskräftige Ideale an die Stelle der *vérité vraie* eines Zola u. A. setzen zu können. Das subjective Christentum, zu dem er sich bekennt, kann eine Erneuerung und Wiedergeburt unsrer zerrissenen Zeitstrebungen nimmermehr vollbringen. Aber die Décadence hat auch in Frankreich, wo die Zeit des Naturalismus schon sich zu Ende neigt, sicher ihre Zukunft. Am Ende dieses Jahrhunderts werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen kurzen Triumph dieser halbmystischen Litteraturbewegung erleben, gerade wie in Deutschland schon jetzt die verwandten Schriften eines du Prel u. A. den Jungdeutschen und Jüngstdeutschen in der Sympathie der Leserwelt erhebliche Concurrenz machen. Halbgebildete Frauen und schriftstellernde Blaustrümpfe werden vermutlich die Vorkämpferinnen des Neuen und Aufsehenerregenden werden, das ihnen, wie alles Unverstandene, am meisten imponirt. Auf dem Berliner Neuphilologentage hat Prof. Sachs auch einen Vortrag über die Décadents gehalten, der „zur Ablehnung der Tendenzen dieser Richtung" geführt hat. Wir glauben nicht, dass die Empfindungen unserer gährenden, widerspruchsvollen Zeit dieser sehr verständigen „Ablehnung" folgen werden.

W. giebt neben vielen meisterhaft erläuterten Proben der Gedichte V.'s auch sehr treffende Andeutungen über das Wesen der Décadence im Vergleiche mit litterarischen Erscheinungen Frankreichs aus älterer und neuerer Zeit, sowie genauere Erörterungen über den musikalischen Versbau des Dichters und über seine Poetik, nach der ein Gedicht nur eine Musik in Worten ist. Wir empfehlen diesen geistvollen, auf weitreichenden Litteraturstudien ruhenden Aufsatz der Aufmerksamkeit eines jeden, der dem Fortgange der neueren Pariser Litteratur folgen will. R. MAHRENHOLTZ.

Études de grammaire et de Littérature françaises. Redigirt von Ph. Plattner, I. Jahrgang. Nr. 1. Karlsruhe, Bielefeld, 1891. 63 gespaltene Seiten Lex.-8⁰. Preis pro Jahr 6 Mark.

Der unermüdliche Plattner lässt künftig bei Bielefeld die oben näher bezeichnete neue Zeitschrift erscheinen, deren erstes Heft uns hier beschäftigt. Leider ist es nicht ersichtlich, wie oft das neue Unternehmen erscheinen wird, dafür erfahren wir aber umso bestimmter, was der Herausgeber damit bezweckt. Es soll nicht nach dem genugsam bekannten Schema der *Revues* bearbeitet werden, aber auch kein abgeschlossenes Ganze bilden. Es wird vor allem, was den Inhalt anbelangt, im Dienste des Neufranzösischen stehen und denjenigen, welche das Französische zu unterrichten haben und allen, welche diese Sprache gern betreiben, eine Stütze sein. Unsere Zeitschrift wird die Sprache in ihrer modernsten Form ergründen und sich besonders die Vereinfachung der grammatischen Regeln zum Prinzip machen. Auch die Schullitteratur wird sie berücksichtigen und aus französischen Werken Musterstücke bieten. Nur hervorragende Werke sollen darin eine eingehende Kritik erfahren. Hingegen wird sie eine *Revue des Revues* enthalten und zwar in der Weise, dass unsere Zeitschrift mit der Zeit eine vollständige Inhaltsangabe sämmtlicher Nummern der das Neufranzösische berücksichtigenden Fachblätter bieten wird. In diesem Abschnitt der *Etudes* will Plattner nicht nur den Titel, sondern auch ganz kurz den Inhalt der betr. Artikel wiedergeben. Selbstverständlich wird auch die Methodik des französischen Unterrichts eingehende Berücksichtigung finden. Eine *Petite correspondance* wird ferner die Wissbegier der Leser zu befriedigen suchen.

Der grammatische Teil der ersten Nummer, 27 gespaltene Zeilen füllend, enthält Abhandlungen über 1) *Genre de noms (à suivre)*; 2) *grand, adjectif des deux genres (à suivre)*; 3) *pour avec l'infinitif*; 4) *pour grands que soient les rois*; 5) *On ne peut plus*.

Der zweite Teil, *Littérature* überschrieben, enthält Musterstücke über Litteratur aus St. Beuve, Th. Gautier, Noël, Montaiglon, Banville. Nur der Erstgenannte ist doppelt vertreten.

Die *Analyses critiques* enthalten die Besprechung von Castaigne's *Études littéraires* (1888) und Ricard's *Système de la quantité syllabique*.

Die *Pages choisies* enthalten 1) Gautier, *La Prose au théâtre*; 2) Asselineau, *Les Vers mesurés en français*; 3) Castaigne, *Le vers libre de Racine*. Die *Revue des Revues* enthält die Inhaltsangabe von

1) Nummer 1 der *Zeitschr. f. nfr. Spr. u. Litt.;* 2) No. 1, 2, 3, 4 des *Enseigement des langues modernes.*

Man sieht, der Inhalt der ersten Nummer ist nichts weniger als dürftig und auch was die Qualität des Gebotenen anbelangt, führt sich die neue *Zeitschrift* gut ein. Ich fand nur wenig zu beanstanden.

Bei *grand* S. 11 sollte der Hinweis auf die Aussprache nicht fehlen. Wäre es nicht angezeigt, alle Belegstellen modernen Schriftstellern zu entnehmen? Besonders gelungen scheinen mir die letzten drei grammatischen Abhandlungen; sie zeigen so recht, wie sehr sich Plattner bemüht, die Gesetze der Sprache nicht in den Köpfen der Grammatiker, sondern in ihr selbst zu suchen. Castaigne's Äusserungen über das Naturgefühl des XVII. Jahrhunderts kann ich unmöglich den nämlichen Beifall zollen wie Plattner. Folgende Bemerkungen über das der neuen Zeitschrift zu Grunde liegende Programm werden dem neuen Unternehmen vielleicht förderlich sein: Musterstücke, wie sie die vorliegende erste Nummer enthält, sind ja an sich recht hübsch und gut, aber eines schickt sich nicht für alle. Lehrer des Französischen haben für derlei Stücke an dieser Stelle wohl sehr wenig Interesse; denn es gibt wohl kaum einen unter ihnen, der nicht seine französische Litteraturgeschichte hätte und nicht ziemlich gleichgültig geworden wäre gegen die schöngeistige Romantik der französischen Litterarhistoriker. Für den gebildeten Laien anderseits sind derartige Stücke wohl anregend; doch ist es zweifellos, dass es noch anregendere Dinge gibt, die zugleich **alle** Leser der *Etudes* interessiren können, z. B. solche Musterstücke, welche das modernste Geistesleben Frankreichs betreffen, wie Abdruck gediegener Theaterkritiken etc. etc. Hoffentlich findet Plattner's Unternehmen das Entgegenkommen, das es verdient.

E. Dannheisser.

Buchholtz, H. *Die Hebung des Gymnasiums bei leichterer Mühe, zum Besten der Einzelnen, des Volkes, des Staates.* Leipzig, 1891. Gestewitz Nachf., 11¼ Druckseite.

Auf 11 Seiten ein so schwerwiegendes Thema zum Besten der notleidenden Menschheit behandelt! Und in einem Verlage veröffentlicht, der früher wenigstens den Gymnasiasten hinter dem Rücken ihrer Lehrer Anerbietungen von Eselsbrücken, Schwarten u. s. w. machte! Das klänge wie Ironie, wenn nicht die vier hohen Würden des Verfasser, welche das Titelblatt angiebt (u. A. auch „eine Zeit lang erster Schriftführer der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen") einen Respect einflösste, der jede Anwandlung von Lachlust zurückdrängt. Des Verfassers Reformvorschlag ist etwa folgender. Der Schüler lernt nicht nur, was er bisher erlernt hat, denn weder die klassische noch die moderne Bildung darf geschmälert werden, sondern er nimmt noch Englisch, Italienisch und eine slavische Sprache hinzu. Die letztere, damit die Czechen und Slovaken ihren Bruder Deutsch künftig mit freundlicheren Blicken ansehen. Der eine Unterschied gegen früher ist nur, dass nach B. der Schüler alles freiwillig, nicht gezwungen thut, dass er die Lernfreiheit des Studenten geniesst, keine Hausarbeiten macht und die langweilige Grammatik „nur auf ein paar Minuten mit dem Auge durchläuft". So versichert B. „wahrscheinlich mehr Erfolg gehabt zu haben, als wenn er tüchtig aufpackte". Die Schulstunden können demnach auf 26 reduzirt werden und für die alten, wie die neuen Lehrgegenstände bleibt Zeit in Hülle und Fülle. Fleissige und

begabte Schüler bringen es nach B.'s Methode weiter als Karl V., der in fünf Sprachen redete.

Wer den Humor liebt auch in ernsten Dingen, lese B.'s hohes Lied von des Schülers Erlösung selber nach. Bei seinen weiteren Veröffentlichungen über Schulreform verständigt sich B. vielleicht mit seiner Namenschwester, Frau Wilhelme Buchholz, über zweckmässige Arbeitteilung oder er wendet sich an die Redaction der *Fliegenden Blätter*. Sein Erfolg wird in beiden Fällen um so grösser sein.

R. Mahrenholtz.

Heinzig, B. *Die Schule Frankreichs in ihrer historischen Entwickelung, besonders seit dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71, nebst einer Übersetzung des neuesten französischen Primärschulgesetzes.* Frankfurt a. M., 1891. Kesselring. V, 90 S. 8°.

Vorliegende Schrift gibt eine recht knappe und brauchbare Übersicht der Reformen, welche der französischen Schule in ihrer höheren und niederen Form seit dem unglücklichen Kriege von 1870 zu Teil geworden sind, wobei auch der früher bestehenden Zustände gedacht wird. Sie gliedert sich in 4 Abschnitte: Die Volksschule im Allgemeinen. Die Mädchenschule im Besonderen. Das Seminar. Die höhere Schule. Verdienstlich ist auch die deutsche Übertragung des Primärschulgesetzes vom 30. Oktober 1886. Da der Verf. sich auf Akten und Dokumente stützt, auch die bewährtesten Kenner des französischen Schulwesens hier und da zur Geltung kommen lässt, so ist seine Schrift durchaus objektiv und ohne sachliche Irrtümer. Aber manches andere lässt sich an ihr aussetzen. Altes und Neues im französischen Schulwesen ist ohne eingehendere Darlegung der gesammten Kulturverhältnisse Frankreichs, der politischen Wandlungen und Parteigliederungen garnicht verständlich. Namentlich musste der mehr als hundertjährige Kampf zwischen den Ideen Voltaires oder Rousseaus und den Traditionen der Kirche in den Hauptmomenten genauer vorgeführt werden. Aus ihm wird ja allein die segensreiche Reform Jul. Ferrys und seiner Mitarbeiter und die „Laicisirung" der Volksschule begreiflich. Verf. deutet das Alles gelegentlich an, aber die Kürze hindert ihn an näheren, unbedingt notwendigen Ausführungen. Auch die ziemlich massenhafte Reformlitteratur seit 1872 kommt zu wenig zur Geltung, sie spiegelt aber doch die Wandlung der öffentlichen Meinung am besten wieder, obwohl die Vorschläge eines Jul. Simon, Bréal, Ferry u. A. nur zum geringeren Teile und oft recht äusserlich in die Schulpraxis eingeführt wurden, zumeist aber auf dem Papiere blieben. Nicht einmal das energische Eintreten der *Revue des deux Mondes* für die tunlichste Reinheit der klassischen Sprachschule wird, obwohl es der unmittelbaren Gegenwart angehört und von naheliegendstem Interesse ist, hervorgehoben. Auch sonst haben wir mit der Auffassung des Verfassers zu rechten. Er bedauert, dass der Religionsunterricht in der Volksschule durch einen Moralunterricht verdrängt und der Einfluss der Schulbrüder und Schulschwestern von den öffentlichen Lehranstalten ferngehalten worden ist. Aber die Religion, welche die Diener des Jesuitenordens und andrer Orden lehrten, war nicht eine Religion der Liebe und des Glaubens, sondern eine Aufhetzung zur Unduldsamkeit und zum Glaubenshasse und wirkte in ethischer Hinsicht eher schädlich, als fördernd. Zudem war der Einfluss der Kirche auf die heran-

wachsende Jugend mit der Existenz der Republik gradezu unvereinbar, denn alles, was der katholischen Kirche diente, hatte sich auch in den Dienst des Bourbonentums oder Napoleonismus gestellt. Das heutige Liebeswerben der Emissare Roms um die Gunst der Republik ist nur ein trügerisches Gaukelspiel, dessen Tendenz sich gegen Deutschland und Italien richtet und den Weltfrieden bedroht. Mit einer kleinen Veränderung des bekannten Zola'schen Diktums, hätte daher auch Ferry nach dem Wahlspruche: *La République sera anticatholique ou elle ne sera plus* handeln können.

Die Gewissensfreiheit ist dabei gewahrt worden, denn die Eltern können ihre Kinder in die s. g. „freien" Schulen schicken, oder sie ausserhalb der staatlichen Schulräume von Pfaffen zur mechanischen Religionsabrichtung und zum fanatischen Glaubenshasse erziehen lassen. Thatsachen, die Verf. auch gelegentlich erwähnt, ohne die richtigen Folgerungen zu ziehen. Übrigens hat der vielangefeindete Moralunterricht die wesentlichen und notwendigen Bestandteile des praktischen Christentums in sich aufgenommen, nur unverständliche Dogmen und unnützen metaphysischen Ballast wirft er bei Seite.

Im Einzelnen sei noch folgendes bemerkt. Die moralischen Factoren in der Kriegführung scheint uns H. (S. 2 und 3) doch sehr zu überschätzen, wir könnten uns ihm gegenüber auf das Urteil preussischer Offiziere berufen. Irrig ist es, dass Jean-Jacques Rousseau die Unduldsamkeit gegen religiöse Minoritäten befürwortet habe, er wollte nur diejenigen ausschliessen, welche die Forderungen der Kirche höher achten, als die Gesetze des Staates. Eine staatlich organisirte Religionsordnung muss jeder befürworten, der sich nicht für den religionslosen oder konfessionslosen, reinen Rechtsstaat ausspricht. Dann urteilt H., obwohl er französische Zustände genau kennt, zuweilen vom Standpunkte der Deutschtümelei. So S. 46: „In Deutschland würde es jeder Lehrer als Felonie betrachten, wenn er pekuniärer Vorteile halber seinen Beruf aufgäbe". Ich kannte aber einen sehr tüchtigen Bürgermeister einer deutschen Provinzialstadt, der seine schlecht gelohnte Gymnasiallehrerstelle aufgegeben hatte, ohne dass er und seine Kollegen dies als „Felonie" zu betrachten Ursache hatten. Als Bürgermeister hat er der Schule zehnmal mehr genützt, als er in seiner Lehrstellung nützen konnte. Auch weiss ich, dass es unter den Bewerbern um Bürgermeisterstellen in kleineren Städten viele Elementarlehrer gibt. Zum Wohle der Schulen wäre es, wenn man sie und nicht Juristen oder in deren Ermangelung Ratsschreiber oder Actuare zu Leitern kleiner Gemeinwesen erwählte. Von den vier Abschnitten des Buches ist der über die Mädchenschule wenig genügend. Zu seinem eigenen Nachteil hat Verf. das treffliche Buch Wychgrams, das auch in der *Revue des deux Mondes* sehr günstig beurteilt wurde, unbeachtet gelassen. Trotz dieser und einiger anderer Mängel, kann die Schrift jedem Lehrer, der nicht über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinausblickt, also die französische Reformbewegungen garnicht kennt, zum Studium warm empfohlen werden. Nicht gerade zum Thema gehörend, aber doch beachtenswert ist des Verf.'s Vorschlag einer Junggesellensteuer zur Strafe für den „Egoismus" und zur Sühne der „harten inneren Kämpfe" sitzengebliebener, „ehrbarer Jungfrauen". Als ob nicht die Ansprüche unserer heutigen „ehrbaren Jungfrauen", eine notwendige Folge verkehrter Erziehung und der frühzeitig durch die Mütter eingeflössten Eitelkeit, es vielen Junggesellen unmöglich machten, eine Ehe zu schliessen!

R. Mahrenholtz.

Rühlemann, Otto. *Zur Behandlung der Lektüre im Französischen.* Progr. des Rg. der Francke'schen Stiftungen. Halle a. S. 1891. 20 S. 4⁰.

Die Arbeit Rühlemann's steht in innigem Zusammenhang mit dem bekannten Aufsatze Münch's über die *„Kunst des Übersetzens“* (*Zeitschrift* IX[1]). Der Verfasser zeigt, in welcher Weise in der Tertia das hohe Ziel vorzubereiten ist, welches Münch dem Übersetzen aus dem Französischen steckt. Er bietet uns gewissermassen eine umgekehrte Elementarstilistik, eine Stilistik des Einzelausdrucks, indem er an der Hand von Guizot's *Récits Historiques* I und Michaud's *Siège d'Antioche et Prise de Jérusalem* zeigt, wie im Einzelausdruck umzugestalten ist, um aus gutem Französisch gutes Deutsch herzustellen. Die Übertragung in gutes Deutsch betrachtet Rühlemann mit Recht nicht nur als ein geeignetes Mittel zur Vervollkommnung des Schülers im deutschen Ausdruck, sondern auch als ein Mittel zur Erlernung der fremden Sprache. Der Unterschied dieser und der Muttersprache, der Abstand der Idiome muss dem Schüler zum klaren Bewusstsein kommen, damit er die fremde Sprache erlerne; denn zur unbewussten Nachahmung, wie das Kind gegenüber der Muttersprache, kann der Schüler der nur wenige Stunden wöchentlich sich mit der fremden Sprache beschäftigt, es nicht bringen.

Es ist unmöglich, von dem reichen Inhalt der Arbeit hier eine Idee zu geben. Ich kann jedem Fachgenossen das eingehende Studium derselben nur dringend raten. Jeder wird etwas Neues aus ihr lernen können. Auf die Fortsetzung der Arbeit, die Behandlung der Lektüre in der Sekunda, wird Rühlemann uns, wie ich hoffe, nicht zu lange warten lassen. F. TENDERING.

Klotzsch, Prof. Dr. *Der Lehrgang des französischen Unterrichts in Quinta.* Eine Lehrprobe. Progr. des Rg. zu Borna 1891.

In der vorliegenden Arbeit zeigt Klotzsch, wie er die ersten 16 Stücke seines Lesebuches, das Pensum der Quinta, behandelt. Im Ganzen haben die Angaben Ähnlichkeit mit der Arbeit Rambeau's in den *„Lehrproben“* über das erste Lesestück im französischen Anfangsunterricht.

Klotzsch beginnt gleich in der ersten Stunde mit dem Lesestück und zwar bei geöffnetem Buch; die Aussprache soll durch Vor- und Nachsprechen, oder richtiger durch Vor- und Nachlesen gelehrt werden. Der Lehrer liest zunächst jeden einzelnen Satz vor, dann wiederholt er „den ersten Satz, dann allmählich alle folgenden Sätze; er liest a) jedes Wort einzeln, b) den ganzen Satz“. Endlich wird dann Wort für Wort, darauf der Satz im Zusammenhang von den Schülern nachgelesen, wie Klotzsch zu dem ersten Stück auseinandersetzt. Ich finde in diesen Angaben mich nicht ganz zurecht. Soll es heissen, dass der Lehrer das ganze Stück wiederholt liest und dann erst die Schüler üben lässt, wie es doch wohl eigentlich zunächst gesagt wird, so befürchte ich, dass die Schüler, wenn sie anfangen sollen nachzusprechen, nicht mehr wissen, was vorgesprochen worden ist. Es muss jedenfalls jedes Wort unmittelbar, dann ebenso jeder Satz vor- und nachgesprochen werden.

Der Verfasser gibt an, dass die deutsche Übersetzung nach jedem Satze — zuerst wörtlich, dann in korrektem Deutsch — vom Lehrer vorgelesen werde. Die Angabe, dass auch die Schüler die

Übersetzung wiederholen sollen, vermisse ich. Die wörtliche Übersetznng, welche Klotzsch auch in der einleitenden Widmung an Direktor Frick zu rechtfertigen sich bemüht, erweckt mir grosse Bedenken.

Der auf den Abschnitt „Leseübung“ folgende Abschnitt „Behandlung des Lesestücks“ bringt Angaben über die Zusammenstellung des Lexikalischen, zuweilen über Rückübersetzungen, bei Gedichten über Auswendiglernen, endlich oft Fragen zum Verständnis des Gelesenen, und vielfach französische Fragen über den Inhalt, die in weiterem Masse sich in dem vierten Abschnitt: „Übungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck“ finden. Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Fragen dieser beiden Abschnitte kann ich nicht entdecken.

Der dritte Abschnitt endlich „grammatische Übungen“ zeigt die Entwicklung der grammatischen Erscheinungen aus dem Lesestück und die Einübung derselben. Bezüglich dieser grammatischen Übungen möchte ich mich gegen die Analysen der Sätze, die Zerlegung in Subjekt, Prädikat, Objekt aussprechen. Das geht den französischen Unterricht zunächst nichts an. Dass es notwendig werden kann, nach den Satzteilen zu fragen, und es ist ja wohl ziemlich weit oben zuweilen notwendig, ändert daran nichts, denn Klotzsch will uns doch nur ein Bild des französischen Unterrichts geben. Ich denke, es wird überhaupt noch manches andere gefragt werden müssen, als der Verfasser hier angibt.

Die Zusammenstellung gibt ein ansprechendes Bild von der Art des Unterrichtsbetriebs in der Quinta und kann allen Fachgenossen zur Förderung dienen. F. Tendering.

Plœtz-Kares, *Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch* von Gustav Plœtz. Berlin Herbig 1891. 196 S. 8⁰.

Die Reihen der Lehrmittel für den ersten Unterricht im Französischen wird durch das vorliegende Elementarbuch um ein recht brauchbares vermehrt. Während die früher erschienenen weiteren Teile des kurzen Lehrgangs, namentlich die „Sprachlehre“, noch in vieler Hinsicht von dem grundsätzlichen Standpunkt der „Schulgrammatik“ zu retten suchten, was zu retten war, hat dieser grundlegende Teil mit dem alten Elementarbuch kaum mehr als den Namen gemein.

Am meisten zu loben von den drei Teilen: Lesebuch, Grammatik, Übungsstücke — in welche das Buch zerfällt, ist jedenfalls der erste Teil. Eigentümlich ist diesem Lesebuche, dass auch die Aussprachelehre ebenso wie die Formenlehre auf die einzelnen Stücke verteilt ist. Mit hervorragendem Geschick hat der Verfasser sich durch viele Klippen hindurchzuwinden verstanden, wenn auch natürlich eine absolute Durchführung dieses Verfahrens sich als unmöglich erwies. Überhaupt liegt darin die Schwäche des Buches. Glaubt man nicht die Einführung in die Aussprache dem zufälligen Vorkommen des Lautes überlassen zu können — und ich denke, man hat Grund, dies zu glauben — so muss man sich zu einem dem übrigen Unterricht vorangehenden Lautierkursus entschliessen, der übrigens auch mit dem vorliegenden Buche einzurichten ist. „Anticipationen“ sind gerade bezüglich der Aussprache zu meiden; in grammatischer Beziehung sind sie durchaus kein Unglück, wie Plœtz doch immer noch zu meinen scheint; man hat sich ja auch früher, als noch nicht soviel von Reform die Rede war, nicht gescheut, Schriftstellerlektüre zu treiben,

bevor das ganze System der Grammatik durchgearbeitet war. Darin stimme ich dem Verfasser bei, „dass dem Schüler nie eine Aufgabe gestellt werde, zu deren Lösung er nicht durch den bisherigen Gang des Unterrichts befähigt ist“ (S. IV), aber über den „bisherigen Gang des Unterrichts“ gehen wohl die Meinungen etwas auseinander.

Der Lesestoff ist wirklicher Anschauungsstoff, er bietet thatsächlich Anschauung für die zu behandelnden Abschnitte der Grammatik. Nicht allgemeine Zustimmung wird der Inhalt der Lesestücke finden, insofern die Anekdote, welche ganz wesentlich überwiegt, ja nicht von allen Pädogogen gebilligt wird. Ich bin darin mit Plœtz einverstanden, dass die Anekdote sich durch mehrere Vorzüge für den Unterricht empfiehlt, auch erkenne ich an, dass der Verfasser alles Triviale auszuschliessen verstanden hat. Wenn ich gleichwohl nicht nur Zustimmung zu der von Plœtz getroffenen Auswahl äussere, so ist es, weil ich in vielen Lesestücken die Beziehung auf das Leben, die Sitten, die Geschichte u. s. w. der Franzosen vermisse.

Die Grammatik enthält das Notwendige in klarer, übersichtlicher Zusammenstellung.

Die *Übungen* zerfallen meist in drei Teile, von denen einer sich gewöhnlich an das entsprechende Lesestück anschliesst, meist ist wenigstens einer der Teile ein zusammenhängendes Übungsstück, häufig auch besteht einer aus deutschen, zuweilen auch aus französischen Fragen. „Dem Ermessen des Lehrers bleibt es überlassen, ob er diese Fragen zugleich als Übersetzungsmaterial verwenden oder sie in französischer Sprache an die Schüler selbst richten will.“ (S. VII.) Warum dieses Schwanken, möchte ich den Verfasser fragen, wenn er nun doch selbst sich durch das ganze Buch zu den wesentlichen Forderungen der gemässigten Reformer bekennt. Zum Glück hat dieser theoretische Standpunkt auf den praktischen Wert der „Übungsstücke“ einschliesslich der „Fragen“ keinen Einfluss.

Was an Einzelsätzen geboten wird, zeichnet sich nicht etwa durch Grossartigkeit des Inhalts aus; da sich aber diese Sätze meist in der Weise, wie es jeder Lehrer bei einiger Übung auch mündlich zu machen pflegt, an das vorliegende oder auch an ein früheres Lesestück anschliessen, so kann man ihnen die Daseinsberechtigung nicht geradezu absprechen. Man nimmt sie mit in den Kauf, und der Kauf lohnt sich wegen der feinen Durcharbeitung der zusammenhängenden Stücke, in denen in geschickter Weise das neu Gelernte mit dem früher Dagewesenen vereinigt wird. F. Tendering.

Ulrich, Wilhelm, *Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Französische.* 1. Behufs Einübung der unregelmässigen Verba. 2. behufs Einübung der Regeln des Konjunktivs und der Partizipien. Leipzig, 1891. Neumann (Lucas).

Lehrer, welchen Plœtz nicht genug Übungssätze zur Übertragung in das Französische bietet, werden in den vorliegenden Heften willkommenes Material für zwei Kapitel der Grammatik finden. Das ist aber auch das Einzige, was sich über dieselben Empfehlendes sagen lässt. Einzelsätze ältester Art, dann zum Schluss einige zusammenhängende Stücke und in dem zur Einübung des Konjunktivs etc. bestimmten Hefte kurze Zusammenstellung der einzuübenden Regeln in knapper und recht äusserlicher Fassung; das ist das Ganze. Natürlich wird für jedes, auch das ungebräuchlichste Verbum und für jede einzelne

Feinheit in der Veränderlichkeit des Participe Passé mindestens ein Satz geboten, als ob, wenn nun einmal beispielsweise ein Verb wie *éclore* angeeignet werden muss, das Abfragen verschiedener Formen nicht besser zur festen Aneignung führte als die Übersetzung eines Sätzchens wie: „Kommen Sie morgen wieder, wenn Sie Blumen haben wollen, die Rosen und Tulpen sind noch nicht aufgeblüht.“ Oder sollte etwa die Übertragung derartiger Sätze formalbildend sein?

F. TENDERING.

Duschinsky, Wilhelm, *Die Lehre vom französischen Verb.* Prag Dominikus 1890. 15 S. 8⁰ nebst 2 Tafeln.

Duschinsky macht einen anerkennenswerten Versuch, die Lehre vom Verb darzustellen von dem heutigen orthographischen Stande aus ohne Rücksicht auf die historische Entwicklung. Er unterscheidet die lebende (*-er*-Konjugation) und die absterbende Konjugation. In letztere gehören als II. Klasse die Inchoative Infinitiv-*ir* und als II. a. b. c. die Infinitive-*ir*, soweit die Verben nicht inchoativ sind, sowie die Infinitive-*oir* und *re*.

Die Endungen sind auf ihr richtiges Mass zurückgeführt, dadurch, dass der Verfasser unterscheidende und gemeinschaftliche Endungen für die verschiedenen Klassen zusammenstellt.

Weniger einverstanden kann ich mich erklären mit dem, was Duschinsky über die Behandlung des Stammes sagt, so schön das Ganze mir grundsätzlich scheint. Es zeigt sich eben hier, wie schwer es ist, die historische Entwicklung unberücksichtigt zu lassen. Die Möglichkeit, dies zu thun, werde zugegeben, aber zu verlangen ist, dass auch in diesem Falle nichts historisch Unrichtiges ausgesprochen werde. Historisch unrichtig ist es z. B., von einer Verstärkung des Stammvokals zu reden, wenn *devoir* im Prés. *je dois; pouvoir* — *je peux* hat, oder wenn dem endungsbetonten *nous buvons* ein *je bois* entspricht. Ebenso wenig darf man lehren (S. 7), dass die Verben der I. Konjugation im Imperativ in der 2ten Pers. Sing. das *s* abstossen. Woher sollten sie es denn haben? Andere Einzelheiten übergehe ich.

Nicht befreunden kann ich mich mit der Aufstellung eines eigenen Perfekt-Stammes, worunter im wesentlichen der um den Bindevokal *a, i, u* verlängerte Präsensstamm verstanden wird. Es führt diese Theorie zu Ungereimtheiten. So sollen die *s*-Stämme das *s* und den vorhergehenden Vokal abwerfen, so dass von *dire* als Perfektstamm *d* mit dem Bindevokal *i*, von *faire* — *f* mit *i*, von *plaire* — *pl* mit *u*, von *taire* — *t* mit *u* u. s. w. zu bezeichnen sei.

Die Erhaltung des parasitischen *d* im Präsens von *moudre* und *coudre* hat in dem System Duschinsky's keine Stelle finden können.

Nun aber verzeihe der Verfasser die Frage, was er eigentlich mit seiner Arbeit bezweckte. Die Schrift selbst gibt uns keine Auskunft darüber. Für den Unterricht ist die ziemlich unübersichtliche Masse von Regeln und Ausnahmen nicht zu gebrauchen. Wollte aber der Verfasser eine rein wissenschaftlichen Zwecken dienende Darstellung der Lehre vom Verbum geben, so hätte er entweder den jetzigen Lautstand zur Darstellung bringen können oder die historische Entwicklung darlegen müssen. Für jede Lehre vom Verbum, für wissenschaftliche oder praktische Zwecke, muss, wie ich glaube, gerade in einer sekundären Sprache das historische Element eine hervorragende

Rolle spielen. Diese Ansicht finde ich auch durch die Arbeit Duschinsky's bestätigt, der viele Mühe, vielen Fleiss aufgewendet hat, aber doch schliesslich nicht zu einem Ergebnis gekommen ist, das nach irgend einer Seite hin befriedigen könnte.

F. TENDERING.

Schiewelbein, Karl, *Die für die Schule wichtigen Synonyma.* Bielefeld u. Leipzig, 1891. Velhagen u. Klasing. IV, 49 S. 12.

Mit vollem Recht hat diese Zusammenstellung von Synonymen, welche zunächst als Programm des Königsberger Realgymnasiums auf der Burg erschienen ist, von der Kritik seither eine günstige Beurteilung erfahren. Man merkt dem kleinen Schriftchen, das die für die Schule wichtigen Synonymen in 107 Nummern vorführt, an, dass es aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen ist. Die unterscheidende Bedeutung der synonymen Begriffe ist in knapper, sachlich richtiger, wenn auch wissenschaftlich nicht immer vollkommen ausreichender Form festgelegt, also in einer Weise, wie sie gerade für den Unterricht als erspriesslich bezeichnet werden muss. Einige beigefügte Beispiele erleichtern dem Schüler das Verständnis. Dass für den Ausdruck grössere synonymische Werke, namentlich Bernhard Schmitz ziemlich stark benutzt ist, kann nicht als tadelnswert bezeichnet werden bei einem Schriftchen, das nicht neue Wissenschaft zu bringen vorgibt, sondern sich ganz bescheiden als eine Zusammenstellung für den Schulgebrauch bezeichnet.

Über den Gebrauch in der Schule hat der Verfasser die ganz richtige Ansicht, dass das kleine Buch den „Schülern ein übersichtlich geordnetes Gruppenbild von den gelegentlich in den Unterrichtsstunden vorgenommenen Erörterungen über synonyme Ausdrücke zu geben“ bestimmt ist. Dagegen lässt sich kaum etwas einwenden.

Verschiedener Ansicht kann man naturgemäss sein über das Mass synonymischer Belehrung. Es scheint mir nicht zweifelhaft, dass die von Schiewelbein zusammengestellten Synonyma im französischen Unterricht an Realgymnasien und Oberrealschulen zur Erörterung kommen müssen. Nicht ganz notwendig sind vielleicht 9. Ansehen *air, mine, physiognomie;* 38. Flucht *fuite, déroute, retraite;* 47. Gegend *région, environs;* 74. Mittel *moyen, remède, ressource, expédient.*

Dagegen gibt es einige andere synonymische Gruppen, welche nach meiner Erfahrung im Unterricht so häufig vorkommen, dass sie ebenfalls noch besprochen werden müssen. Es sind dies in erster Linie: allgemein *général, universel;* Aufstand *insurrection, soulèvement, rebellion, sédition;* brauchen *employer, se servir de, avoir besoin de;* dann *puis, ensuite, alors;* Fleisch *viande, chair;* Furcht *crainte, peur, appréhension;* Geschlecht *sexe, genre, race, génération;* leiden *souffrir, endurer, tolérer;* Rache *vengeance, revanche;* sicher *sûr, certain;* Teil *partie, part, portion;* verfolgen *poursuivre, persécuter.* Vielleicht ferner noch: annehmen *prendre, accepter;* denken *penser, songer, rêver;* ernst *grave, sérieux;* Kälte *froid, froideur;* kurz *court, bref;* streng *sévère, rigoureux, austère.* — Vielleicht hat der Verfasser Gelegenheit, namentlich die erstgenannten synonymischen Begriffe beim Unterricht häufiger anzutreffen und nimmt dann Veranlassung, eine zweite Auflage nach dieser Richtung hin zu vermehren.

F. TENDERING.

Stier, Georg, *Französische Sprechschule.* Ein Hilfsbuch zur Einführung in die französische Konversation. 3te Aufl. Leipzig, 1891. Brockhaus. 368 S. 8⁰

Ein Konversations-Vokabular durchzuarbeiten ist im allgemeinen nicht nur eine mühevolle, sondern auch eine recht undankbare Aufgabe. Als Vorbereitung für den praktischen Gebrauch der Umgangssprache vermag es indessen immerhin demjenigen gute Dienste zu leisten, welcher allgemeine Kenntnisse der fremden Sprache bereits besitzt. Während nun die meisten derartigen Bücher eine unendliche Masse von Vokabeln bieten, welche im gewöhnlichen Verkehr kaum je vorkommen, da die Verfasser glauben, die gesamten Gebiete des menschlichen Wissens behandeln zu müssen, stellt sich das vorliegende Buch eine enger umgrenzte Aufgabe, und was dabei extensiv verloren geht, wird intensiv ersetzt, indem die behandelten Gegenstände, welche eben wirklich dem täglichen Leben angehören, sehr eingehend durchgearbeitet werden. Was ein Vokabular überhaupt leisten kann, leistet dieses Buch, das ich deshalb jedem, der sich durch ein Vokabular in die französische Umgangssprache einführen lassen will, bestens empfehlen kann. Auch in einer „Konversationsstunde“, nach dem als Schlusswort beigegebenen, schätzenswerten Plane behandelt, kann es mit Vorteil gebraucht werden.

F. Tendering.

Lœwe, Heinrich, Dr., *La France et les Français.* Neues französisches Lesebuch für deutsche Schulen. Unterstufe. Dessau-Leipzig, 1891. Kahle-Österwitz. VIII, 224 S. 8⁰.

Wie der Titel anzeigt, haben wir mit Lœwe's Buch ein Unterrichtsmittel vor uns, das nicht nur der Form sondern auch dem Inhalte nach französisch ist, den Schüler in französischer Sprache in die Lebens- und Denkweise des französischen Volkes einführt. Ein so beschaffenes Buch wird gewiss viele Freunde finden, namentlich da die Grundsätze vom Verfasser auch gut durchgeführt sind. Ich sage: „Verfasser“, aber vielleicht werden verschiedene Verfasser anderer Lesebücher gegen die damit vindizierte Selbständigkeit unseres Buches Einspruch erheben, denn Lœwe selbst gibt an, dass er die „bekannten Werke von Bretschneider, Kaiser, Kühn, Lüdecking, Marelle, Plattner, Ritter, Saure, Storm, Wershoven, Wingerath, Wolter u. a.“ benutzt habe. Aber eine geschickte Zusammenstellung bleibt es immerhin.

Das Buch zerfällt in sieben Abschnitte: Erzählungen, Lebensbeschreibungen, Geschichtliches, Landes- und Volkskunde, Anschauliches, Briefe, Gedichte.

In den Erzählungen 1—20 und zu den ersten zehn Gedichten ist eine fortlaufende Präparation, zu dem Übrigen ein alphabetisches Wörterverzeichnis beigegeben. Das Buch kann so auch dem ersten Anfangsunterricht zu Grunde gelegt werden, wenngleich Lœwe selbst dasselbe erst dann benutzen will, wenn wenigstens die „regelmässige Deklination“ und die regelmässige Konjugation bereits gelernt sind. Von praktischer Bedeutung für die Benutzung des Buches ist dieser Standpunkt nur bezüglich der erwähnten Präparationen. In derselben werden nur die Formen der unregelmässigen Konjugation einzeln aufgeführt; ein Mangel, der im Unterricht aber kaum in empfindlicher Weise sich geltend machen wird, da die Präparation der Stücke nicht Sache der häuslichen Arbeit der Schüler sein kann.

F. Tendering.

Peters, J. B., *Französische Verbalformen der erstarrten (unregelmässigen) Konjugation zur Übung des freien mündlichen und schriftlichen Ausdrucks.* Leipzig, 1892. Neumann (Lucas). IV, 71 S. 8⁰.

Nur ein gänzlich unfähiger Lehrer des Französischen kann seine Freude an einem Buche wie das Vorliegende haben. Dass die unregelmässigen Verben gepaukt werden müssen, stramm gepaukt werden müssen, um Besitz der Schüler zu werden, wissen wir alle. Aber nur ein Schablonenmensch kann zu diesem Einpauken ein Buch aufschlagen, um den Schülern die Formen deutsch zur mündlichen oder schriftlichen Übersetzung vorzulesen. Der brauchbare Lehrer merkt sich, wo es jedem einzelnen Schüler im besonderen fehlt, und kann Sätzchen, wie Peters sie uns hier bietet, ohne jede Mühe selbst bilden, und wer es noch nicht kann, soll es eiligst lernen oder das Unterrichten aufstecken. Ich nehme von den 2340 Formen auf's Geratewohl einige heraus, um zu zeigen, was der Verfasser uns bietet, 546—555: *ne reparaîtrez-vous pas? Il ne veut pas y croire. L'arbre crût, son revenu s'accrut. Ils ne crurent pas. Les eaux décrurent pendant la nuit. Ne les as-tu pas connues? Je le reconnaîtrais, si je le voyais. Nous vous y reconnûmes. Vous ne devez pas le méconnaître. A-t-il paru hier.*

Wer kann es nicht mindestens ebenso gut? Das Buch ist eine Beleidigung für die Lehrer des Französischen.

F. Tendering.

Peters, J. B., *Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen in's Französische.* Für obere Klassen höherer Lehranstalten. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Neumann, (Lucas) 1892. VIII, 96 S.

Aus dem früheren Titel dieses Buches: „Materialien für französische Klassenarbeiten" ist der oben angegebene geworden, da die Materialien mehr zu Übersetzungsübungen allgemeiner Art Verwendung gefunden haben. Die Sammlung ist zugleich im ganzen um achtzehn Stücke vermehrt worden; eine Umarbeitung des früher Vorhandenen dem neuen Zwecke gemäss, wie sie das Vorwort zart andeutet, habe ich nicht entdecken können. Mit der von Peters getroffenen Auswahl wird man im ganzen einverstanden sein können. Die grosse Anzahl von Stücken, welche der Verfasser für notwendig hält, zeigt uns die Schwierigkeit, die darin liegt, dass die Übersetzungsübungen keinen Anschluss an den gesamten Unterricht haben.

Unter den mir bekannten Übersetzungsbüchern möchte ich gleichwohl dem vorliegenden eine der ersten Stellen einräumen, namentlich weil Peters wirklich gutes Deutsch bringt.

F. Tendering.

Strien, G., *Lehrbuch der französischen Sprache.* Teil I. Halle a. S., 1891. Strien. VI, 148 S. 8⁰.

Im Anschluss an sein „*Elementarbuch*" (vergl. *Zeitschrift* XIII² S. 119) hat Strien nun den ersten Teil eines „*Lehrbuchs*" veröffentlicht, welcher den gesamten Stoff für das zweite Jahr des Unterrichts im Französischen bieten soll. Auch hier ist der Lesestoff zum Ausgangs-

und Mittelpunkt des Unterrichts gemacht. Die Grammatik ist aus demselben abzuleiten.

Der Lesestoff ist durchgehends sehr einfach, in den ersten Abschnitten für einen Schüler, der bereits ein Jahr französisch gelernt hat, vielleicht zu einfach. Inhaltlich ist grosse Mannigfaltigkeit vorhanden. Weder inhaltlich noch formell gehen die zum grössten Teil anderen Lesebüchern entlehnten Lesestücke über den Stand der geistigen Fähigkeiten des Quintaners hinaus. Demjenigen eines Quartaners, für die Strien das Buch zunächst bestimmt, entsprechen sie meines Erachtens meist nicht ganz. Auch das grammatische Pensum ist, wie in dem Elementarbuch, zu gering sogar für die Quinta einer lateinlosen Schule. Es kommen im wesentlichen nur der Subjonctif der *-er*-Konjugation, die *-ir*-Konjugation, die *-re*-Konjugation und 26 „unregelmässige“ Verben hinzu. Diese Stoffverteilung macht die Benutzung des Buches im zweiten Jahre des französischen Unterrichts an lateintreibenden Anstalten nach Einführung der neuen Lehrpläne geradezu unmöglich.

In der Fassung der Grammatik macht sich zuviel alter Schlendrian geltend: Das Imparfait wird gebildet aus der *1ten Plur. Prés.*, indem man *-ons* in *-ais* verändert; das *Participe Prés.*, indem man *-ont* (lies *-ons*) in *-ant* verändert (S. 69). Im Sing. des *Impérativ* der *-er*-Konjugation ist das *-s* abgefallen (S. 70) u. a. Derartige aller historischen Sprachentwicklung spottende Ausdrucksweise sollte endlich auch aus den Schulgrammatiken verbannt sein. Verwirren muss den Schüler die Angabe, dass der vor konsonantischer Endung verstummende Endlaut der *re*-Verben zuweilen geschrieben, zuweilen ausgeworfen wird (S. 81).

Der dritte Abschnitt bringt eine Reihe zusammenhängender Stücke zum Übersetzen in das Französische. Auf die Beifügung von Einzelsätzen hat der Verfasser zu meiner Freude verzichtet. Die Stücke schliessen sich zum Teil an die entsprechenden französischen Lesestücke an, zum Teil sind sie unabhängig von denselben, benutzen aber durchgehends auch in diesem Falle aus dem Unterricht bekanntes Material. Der Ausdruck in diesen deutschen Stücken ist, von einigen Kleinigkeiten namentlich bezüglich der Stellung abgesehen, gut deutsch.

F. TENDERING.

Bauer, Joh. und **Link, Th.**, *Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch.* II. Teil. München und Leipzig, 1890. Oldenbourg. V, 148 S.

Nach der ausführlicheren Besprechung des ersten Teiles des vorliegenden Werkes in dieser *Zeitschrift* (XII² S. 168) kann ich mich hier auf wenige Bemerkungen beschränken, um so mehr, da sich über diesen zweiten Teil fast nur das früher Gesagte wiederholen liesse. Im ganzen schliesst sich derselbe genau dem ersten Teile an. Es kommen diejenigen „Unterrichtszweige, welche im ersten Teile aus Mangel an Raum keine Aufnahme mehr finden konnten“, zur Behandlung. So soll man sich also nun mit den Schülern über Mythologie, Geschichte, Litteraturgeschichte alter und neuer Völker in französischer Sprache unterhalten. Als Unterrichtszweige lerne ich hier zum ersten Male auch italienische, spanische und portugiesische Litteraturgeschichte kennen. Schliesslich folgen vier Kapitel über den Stil, die verschiedenen Arten der Prosalitteratur, die Poesie, die verschiedenen

Arten der Poesie. Ganz logisch ist eine solche Einteilung wohl nicht. Im allgemeinen freut man sich, wenn man von den Schülern auf Fragen über die hier behandelten Gegenstände Antworten in der Muttersprache erhält.

Bezüglich der Art der Behandlung des Stoffes unterscheidet sich dieser Band von dem vorhergehenden dadurch, dass nicht mehr voll ausgearbeitete Antworten den Fragen beigefügt werden. Die Antworten werden, wie es in dem Vorwort heisst, „nur andeutungsweise durch Schlagworte etc. gegeben.“ In welcher Weise, mag sich aus einigen Beispielen ergeben: *Que se proposa l'empereur? Rétablir l'ordre et la justice en Allemagne. Faire valoir ses droits sur l'Italie. Comment traita-t-il Henri le Lion? Se réconcilier avec lui, lui rendre ses duchés.* (S. 56.) *Nommez l'ouvrage auquel Rabelais doit sa renommée. Roman satirque de Gargantua et de Pantagruel.* (S. 119.) *Quel est le caractère général de la littérature espagnole? Être plus qu'aucune autre nationale et originale.* (S. 128.) *Quel rapport y a-t-il entre l'épopée et le drame? Le drame être une épopée en action; l'épopée, un drame en récit.* (S. 145.) u. s. w.

Diese Beispiele zeigen zugleich, wie weit noch die Verfasser davon entfernt sind, mit bekanntem, dem Schüler geläufigen Stoffe, zu arbeiten.

Ein dritter, letzter Teil soll den das praktische Leben umfassenden Sprechstoff enthalten. Wir dürfen also dem noch ausstehenden Teile mit grösserem Vertrauen entgegensehen.

F. TENDERING.

Feichtinger, Emanuel. *Abriss der französischen Formenlehre* (mit Rücksicht auf lateinische und griechische Vorkenntnisse.) Programm des k. k. Staatsgymnasiums in Salzburg 1892. 52 S.

Das Französische ist ein Stiefkind der österreichischen Gymnasien. Denn während der Lehrplan für das Latein in der I. Kl. 8, II. Kl. 8, III. Kl. 6, IV. Kl. 6, V. Kl. 6, VI. Kl. 6, VII. Kl. 5, VIII. Kl. 5. für das Griechiche in der III. Kl. 5, IV. Kl. 4, V. Kl. 5, VI. Kl. 5, VII. Kl. 4, VIII. Kl. 5 Stunden wöchentlich vorschreibt, verweist er das Französische unter die nicht obligaten Gegenstände, wie Kalligraphie, Gesang, Stenographie u. s. w. mit 2 wöchentlichen Stunden. Zur Teilnahme an dem Unterrichte im Französischen können sich die Schüler erst von der IV. Klasse an melden, sodass derjenige, welcher Französisch zu lernen anfängt, schon bedeutende Vorkenntnisse im Lateinischen und einige Kenntnisse im Griechischen mitbringt. Trotz dieser Vorkenntnisse kommen unsere Gymnasiasten selten über die Anfangsgründe im Französischen hinaus. Denn das Gesetz gestattet blos zwei Kurse zu je zwei wöchentlichen Stunden, und auch dann nur, wenn sich gegen 30 Schüler pro Kurs anmelden. So kommt es, dass an manchen Gymnasien nur e i n Kurs besteht, und zwar abwechselnd ein I. und ein II. Kurs, und dass Schüler, die glücklich 2 Kurse absolvirt haben, die Wahl haben, entweder in den Anfängerkurs zurückzukehren oder das Französische überhaupt aufzugeben. Wie schwach infolge dieser Einrichtung die Teilnahme am Unterrichte im Französischen ist, ersieht man z. B. aus dem obigen Programme des Salzburger Gymnasiums. Obwohl diese Anstalt im Schuljahre $18^{91}/_{92}$ 241 Schüler zählte, wurde das Französische nur in e i n e m Kurse gelehrt und der Unterricht wurde nur von 22 Schülern (9 aus der IV., 4 aus der V., 7 aus der VI. und 2 aus der VII. Kl.) besucht.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass die Lehrer, welche den Unterricht im Französischen an unseren Gymnasien zu erteilen berufen sind, sich nach grammatischen Lehrbüchern sehnen, die so knapp sind, dass sie in der ihnen so karg bemessenen Zeit erledigt werden können und ihnen doch noch etwas Zeit zur Lektüre übrig lassen. Feichtinger sucht diesem Verlangen nachzukommen, indem er dem *Abriss der französischen Syntax* (1888) nun einen *Abriss der französischen Formenlehre* folgen lässt. Er knüpft, wie schon der obige Titel andeutet, überall an das Lateinische und Griechische an und sucht „durch übersichtliche Anordnung, durch bündige, aber klare Textirung das Lernen zu erleichtern“ (Vorrede). Seine Quellen sind ausser der Schulgrammatik Filek's „einerseits Mätzner und Girault-Duvivier, andererseits die Schulpraxis“. Die Abhandlung beginnt mit einer „Erläuterung der Darstellung der französischen Aussprache durch besondere Lautzeichen“: **e, o, ö** bezeichnen geschlossene Laute, **ä,** o, ö offene Laute, ein dem Vocale nachgesetztes h drückt Länge aus, ^{ö} bezeichnet das tonlose e und **a^{n}, ä^{n}, o^{n}** und **ö^{n}** stellen die nasalen Vocale dar. Hierauf behandelt der Verfasser die „Buchstaben- und Lautlehre“ (S. 1—9). Dies ist der schwächste Teil der ganzen Arbeit, denn abgesehen davon, dass der Verfasser darin überall vom Buchstaben ausgeht, sich also um die Phonetik wenig gekümmert zu haben scheint, ist die Aussprachebezeichnung vieler Wörter geradezu falsch. Vgl. § 4.5 **mahß**, § 7 **kuraž,** § 9 **mela^{n}ž, w^{i}a^{n}d, trio^{m}wir, naß^{i}o^{n},** § 11 *cerf* (**ßär**), § 12 *Jacques* (**žak**), § 13 *vague* (**wag**), **ßigar** (auch schon in der „Erläuterung“ **trot^{u}ar**), **k^{u}adrupäd,** *les échecs* (**läſeſchäh**), **žeografi,** § 14 **ägſihl.** In der Aussprachebezeichnung anderer Wörter zeigt sich ein gewisses Schwanken, so § 13 **ložih**, in der Erläuterung aber **loži.** § 5 **räßpä,** § 12 **räßpäh,** § 13 **ogma^{n}teh, ägſamineh,** dagegen **ärplike, ägſorte.** Wie wenig der Verfasser phonetisch geschult ist, zeigt der Umstand, dass er zu der Regel (§ 5) „In der Mitte der Wörter vor einfachen Consonanten lautet *e* ohne Accent so, wie am Ende mehrsilbiger Wörter“ auch das Beispiel *Richelieu* (**risch'liöh**) setzt, als ob *li* in *lieu* ein einfacher Consonant wäre.[1]) Zu den Wörtern, worin *r* im Auslaut ausgesprochen wird, gehört auch *cher,* welches § 12 fehlt. Die Formenlehre (S. 9—44) ist methodisch gut zusammengestellt; besonders gelungen ist die Zusammenstellung der sogen. unregelmässigen Verba (S. 37—43), von denen der Verfasser jedesmal nur die 5 Grundformen, nämlich Infinitif, Présent ind. sing., Participe présent (wovon Présent ind. plur. abzuleiten ist), Part. passé und Passé défini, und die abgeleiteten Formen nur dann angibt, „wenn sie nicht nach den gegebenen Regeln aus den Grundformen gebildet sind“. Nach einem Kapitel *Aus der Wortbildungslehre* (S. 44—48) folgt im Anhang eine „kurze Notiz über die Veränderungen der Wörter beim Übergange aus dem Lateinischen ins Französische“ (S. 49—52). In diesem Abschnitt macht sich ausser dem schon im ersten Abschnitt bemerkten Gebrechen noch ein anderer Mangel geltend, nämlich eine nicht genügende Vertrautheit mit dem neuesten Stande der Etymologie. So wird § 100 (S. 49) die Regel aufgestellt: „Die französische Form wird nicht vom Nominativ, sondern von den obliquen Kasus abgeleitet“. Der Verfasser scheint wirklich die Ausnahmen von dieser Regel nicht zu kennen, wenn er *pâtre* von *pastorem (!)* ableitet. Darüber, dass er zu *malade* das längst beseitigte Etymon *male aptus* setzt, wird sich nach dem Gesagten niemand mehr wundern. Auch sonst begegnen im Laufe der Arbeit unrichtige Etyma, so § 6

[1]) Vgl. zu diesem Punkte Koschwitz in dieser *Zeitschrift* XIII, 137 und J. Ellinger in der *Zeitschrift für das Realschulwesen* XVII, 72.

entrez, l. *intrate*, § 9 *bonheur*, l. *bona hora* (!), § 12 *poids*, l. *pondus*. § 23 *que*, l. *quam* (!), § 89 *nager*, l. *natare* (!)

Einige Druckfehler sind stehen geblieben: § 9 ž^u^ ā^n^; § 12, *lectum* st. *tectum*; *Rheims*; § 99 *psalmisla*; *soirie*; § 100 *hemi* st. *demi*; § 103 *balaine*; § 104 *cur* st. *car*.

Das Schlussurteil des Referenten geht dahin, dass Feichtinger's *Abriss der französischen Formenlehre* an Brauchbarkeit gewonnen haben würde, wenn der Verfaser die Phonetik, deren kein Lehrer der modernen Sprachen heute entraten kann, zum Gegenstande eines eingehenden Studiums gemacht und sich auch in Bezug auf die historische Entwickelung des Französischen mehr um den neuesten Stand der Forschung gekümmert hätte.

Troppau. J. Ellinger.

Bourgeois, Marcel Le. *Deutsche und französische sprichwörtliche Redensarten.* Leipzig, 1891. Verlag von Wilhelm Violet. III, 62 S. 8⁰.

Wenn der Deutsche sich in französische Lande begiebt, um sich in der Sprache des gewesenen Erbfeindes die nötige Zungenfertigkeit anzueignen, so betrübt ihn immer eines ganz besonders, nämlich, dass er seine Gedanken in eine völlig fremde Form zwängen muss, ohne dass ihm die Möglichkeit geboten wäre, gewisse ihm geläufige und durch langjährigen Gebrauch ihm lieb gewordene Ausdrücke und Wendungen, so wie sie sind, in möglichst wörtlicher Übersetzung mit herüberzunehmen. Es scheint ihm, dass es ohne sie seiner Rede an dem nötigen Kolorit, an Frische der Bewegung, an überzeugender Kraft, ja an wirklicher Klarheit fehle. Und so versucht er's denn immer wieder, seinen Lieblingen in der Unterhaltung Eingang zu verschaffen, wobei er oft genötigt ist, ganz bedeutende geistige Anstrengungen zu machen. Auch lässt er sich gar nicht entmutigen, wenn der Franzose nicht versteht, was er sagen will, sondern giebt eine weitläufige Erklärung des Sinnes der Ausdrücke, nur ein wenig die Geduld verlierend, wenn der beschränkte Zuhörer ihm antwortet: *Je comprends ce que vous voulez dire, mais ce n'est pas français.*

Pas français! Du lieber Himmel, was einem Deutschen klar ist, für einen Deutschen einen Sinn hat, warum sollte das für ein französisches Gehirn unverständlich sein? Nun, lassen wir's heute dabei; ein andermal sind sie vielleicht besser aufgelegt. — Allein bei der nächsten Gelegenheit fährt er nicht besser bei seinem *interlocuteur*, der von dem Kind, das man mit dem Bad ausschüttet, von dem Bockshorn, in das man gejagt wird, von den ungelegten Eiern, um die sich Allzuneugierige kümmern, von der Freude des Maikäfers, von der Galgenfrist, die man den Hinzurichtenden gewährt, von dem Galgenhumor, den dieselben oft an den Tag legen, von dem Hungertuch, an dem der Arme nagt u. a. m., die seinem Geiste keine verwandte Idee erwecken, nichts wissen will. Entrüstet übersetzt der Germane dann wohl: Gehen sie hin, wo der Pfeffer wächst; an Ihnen ist doch Hopfen und Malz verloren! — muss aber zu seinem Erstaunen sehen, wie unser Gallier lächelnd fragt: *Que dites — vous, monsieur?* — *Je dis*: Der Teufel soll Sie holen: *Que le diable vous emporte.* — *Bravo, monsieur, je suis bien aise de voir, que vous vous décidez enfin à parler français.* — Aber das ist ja derselbe Ausdruck, wie im Deutschen. — Verzeihen Sie, Sie sagten mir

vorhin, *emporter* heisse forttragen, während Sie jetzt riefen: *dère teuif zol zie olène.*

Nun, allen denjenigen, welche die genannte Lücke in ihrem Wissen schmerzlich empfunden haben und noch empfinden, ist jetzt gründlich geholfen durch das Büchlein von Marcel Le Bourgeois, auf das wir überdies die Aufmerksamkeit aller Freunde eines eingehenden Studiums der idiomatischen Besonderheiten des Deutschen und des Französischen lenken möchten.

Das Büchlein bildet eine sehr willkommene Ergänzung der zahlreichen Sammlungen von „Redensarten", und diesen allgemeinen Titel hätte der Verfasser vielleicht ohne den Zusatz „sprichwörtlich" lassen können. Denn unter dem von ihm gebotenen Material finden sich viele wirkliche Gallicismen und Germanismen, d. h. also Eigentümlichkeiten der Sprache selbst, viele stereotype Wendungen, Anspielungen auf historische, mythologische u. a. Ereignisse, welche uns nicht den Eindruck von Sprichwörtern machen. Manche derselben finden sich denn auch z. B. in dem *Vocabulaire* von Plötz unter den durch Gallicismen übersetzten Germanismen verzeichnet. Die Grenze ist dabei vielleicht schwer zu ziehen, und deshalb kommt es mir auch nicht in den Sinn, den Verfasser wegen des Titels tadeln zu wollen, um so weniger, als ich ihm Dank schuldig bin für den Genuss, den er mir bereitet, und für die lebhafte Anregung, die er mir gewährt.

Ich rate jedem Deutschen, der sich für die gute Übertragung seiner idiomatischen Ausdrücke und Wendungen interessiert, das Büchlein vorzunehmen und diese Übertragung selbst zu versuchen, indem er den französischen Text zudeckt. Es wird ihm dabei manche Überraschung werden, neben der ausgezeichneten Übung, welche er seinem Nachdenken und seinem Sprachgefühl auferlegt. Oft nämlich wird er meinen, es könne gar nichts Deutlicheres geben, als den deutschen Gedanken, den er dann zu seinem Erstaunen im Französischen durch etwas ganz Anderes ersetzt findet; und umgekehrt, wird er oft wähnen, eine Umschreibung setzen zu müssen, wo eine wörtliche Übersetzung ihm etwas höhnisch entgegenlacht.

Ist aber auch alles richtig? — fragt ein zweifelndes Gemüt. — Darauf ist die Antwort allerdings nicht leicht. Viele Redensarten haben einen so unbestimmten, schwankenden, in vielen Farben schillernden Sinn, dass manchmal drei bis vier Übertragungen gerechtfertigt erscheinen. Drum hat sich der Verfasser auch garnicht gescheut, für eine und dieselbe Redensart mehrere Äquivalente anzugeben, so z. B. für: *Il tire son épingle du jeu,* welches S. 28 heisst: Er zieht den Kopf aus der Schlinge (s. Sachs, *Wb.*) und Seite 48: Er macht seinen Schnitt an etwas, welch' letztere Bedeutung im praktischen Leben verstanden wird, aber in Wörterbüchern nicht angegeben ist.

Und dies ist gerade ein Punkt, der besonders hervorgehoben werden muss, denn das Verdienst des Verfassers wird eben dadurch erhöht, dass er nicht aus Wörterbüchern, sondern aus dem praktischen Leben, aus dem Schatz seiner eigenen Kenntnisse und Erfahrungen geschöpft hat. — In einer folgenden Auflage kann vielleicht eine Andeutung gegeben werden bezüglich des Gebrauchs der „familiären" und „populären" Ausdrücke und Wendungen, damit der Lernende genau wisse, in welcher Gesellschaft er die ihm gebotenen Redensarten verwenden darf.

La Châtelaine bei Genf. CHARLES THUDICHUM.

Schmid, Paul, *Erklärungen schwieriger Stellen in Corneilles Horace.* Leipzig, Kommissions-Verlag der Renger'schen Buchhandlung (Gebhardt & Wilisch) 1891. 8 S. 4⁰.

Der Verfasser, der schon 1885 die Fachgenossen durch wertvolle Beiträge zum Verständnis Corneilles erfreut hatte (s. diese *Zeitschrift* IX, S. 44—46), veröffentlicht in der oben genannten Schrift die Ergebnisse einer eingehenden Beschäftigung mit Corneilles Horace. Es galt für ihn offenbar, wie für jeden Lehrer, der mit Primanern klassisch-französische Dramen zu behandeln hat, Stellung zu nehmen zu den abweichenden Ansichten der verschiedenen Erklärer. Schmid wendet sich hauptsächlich gegen einzelne Auffassungen Strehlkes und Sterns, um anderen Herausgebern beizupflichten oder eigene Erklärungsversuche zu begründen; teilweise bespricht er auch Schwierigkeiten, die bisher unbeachtet geblieben waren. In einer Reihe der behandelten Fälle wird man ihm gern beipflichten; für einige Stellen sei es aber gestattet, eine abweichende Meinung geltend zu machen, bezw. für frühere Erklärer einzutreten.

In v. 528 *Consumez avec lui toute cette faiblesse* bezieht Schmid *lui* mit Strehlke und Stern gewiss richtig auf *amant*, doch vermag ich ihm nicht zu folgen in der Auffassung, dass *avec lui* bedeute „so wie er", oder vielmehr „so wie er muss." Es ist n. m. A. gebraucht, wie kurz vorher *avec vous* in v. 510, wo Hor. zu Cur. sagt: *Voici venir ma sœur pour se plaindre avec vous,* und man übersetze einfach „mit ihm", d. h. im Verkehr mit ihm, so lange Du (vor dem Kampfe) noch mit ihm zusammen bist. Diese Auffassung wird auch gestützt durch den Gegensatz in v. 532 *Mais après le combat ne pensez plus au mort.* Dann erhält auch die folgende Scene die innigste Beziehung auf das eben von Horace Gesagte: vergl. besonders 538, 541 gegenüber 529, 571 ff. gegenüber 527—28. — v. 610 ff. bezieht Schm. *vous* auf *Dieux* (609). Dann wären die Verse 609—12 bei Seite gesprochen, als Anklage gegen die Götter. Aber die ersten Worte der Sabine: *Non, non, mon frère, non; je ne viens en ce lieu Que pour vous embrasser et pour vous dire adieu* klingen doch zu sehr wie eine Erwiderung auf Worte, die direkt an die eben Eingetretenen gerichtet sind. Ausserdem kann *Dieux* in dem Zusammenhange, wie es steht, doch nur als Ausruf, nicht als Anrede gefasst werden, auf die sich dann *joignez-vous, l'amenez-vous* beziehen könnte. Die psychologischen Einwendungen scheinen mir nicht durchschlagend. — Die Rede der Sabine 613—662 ist nach Schm. nur dann recht zu verstehen, wenn man ihre Worte mit bitterer Ironie, ja mit Hohn gesprochen denkt. Ich kann dieser Auffassung, die sich in Widerspruch zu La Harpe u. a. setzt, nicht beistimmen. Sie macht von vorn herein den Eindruck des Gezwungenen, Gesuchten. Ausserdem ist zu bedenken: Die Rede der Sabine ruft bei Hor. und Cur. Rührung hervor, wie wir aus ihren Ausrufen und deutlicher noch aus den Worten der *Camille* entnehmen können: *Courage, ils s'amollissent!* (663). Dass bei den beiden starren Patrioten ein solches Gefühl zum Durchbruch gelangen könnte, wenn sie die Worte der Sabine als Ironie, ja als Hohn hätten empfinden müssen, scheint mir undenkbar. — Ebensowenig vermag ich 1606 *la plus chère moitié* und 1607 *son amour extrême* (desgl. 1647 *ce cher époux*) mit Schm. als ironisch und höhnisch zu fassen. Die folgenden Verse 1608—10 lassen nach meiner Ansicht keinen Zweifel, dass Sabine wirklich so spricht, wie es ihr ums Herz ist. Sabine versucht in den beiden grossen Reden das Äusserste, zuerst um den Kampf der Hor. und Cur. zu verhindern, später um ihren Gemahl

zu retten. Dass uns da manches zwecklos und unnatürlich erscheint, darf dabei nicht auffallen; wir wissen ja auch aus dem Munde Corneilles selbst (*Marty-Laveaux* 14, III 277), auf wie schwachen Füssen die ganze Rolle der Sabine steht. — 674 beziehe ich *en* mit Stern lieber auf *mari*. Horace braucht kaum ernstlich das Frohlocken seiner Gattin zu fürchten, dass sie ihn für einen Augenblick wankend gemacht habe, wenn er nur schliesslich seinem ersten Entschlusse treu bleibt, sich für das Vaterland zu opfern. Zu beachten sind auch die letzten Verse: *La dispute déjà m'en est assez honteuse*: *Souffre qu'avec honneur je termine mes jours* (676—77). — 1489 scheint mir die von Schm. erst an zweiter Stelle erwähnte Erklärung die zunächst liegende zu sein, einmal mit Rücksicht auf die auch von ihm angezogene Stelle 1507, dann aber auch, weil *régner* zunächst doch „König sein" und nicht „König bleiben" bedeutet. Schm. legt den Ton auf *régner*, mir scheint *vous* besonders hervorgehoben werden zu sollen.

E. Uhlemann.

Voelkel, P. *Premières Lectures*, erstes französisches Lesebuch. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1891. 8°. VIII und 198 S.

Es ist schwer, über ein Schulbuch ein sicheres Urteil abzugeben, wenn man es nicht im Unterricht benutzt hat. Offenbare Mängel und Versehen sind wohl bald herausgefunden; aber nicht so leicht erkennt man die Vorzüge eines Buches, besonders eines Lesebuchs, das dem Anfangsunterricht in einer fremden Sprache zur Grundlage dienen soll. Diese Gründe haben mich auch bestimmt, das vorliegende Buch, das ich schon längst in dieser *Zeitschrift* besprechen wollte, erst jetzt anzuzeigen, nachdem ich es ein volles Jahr, von Ostern 1891 bis Ostern 1892, in der Klasse gebraucht habe. Die *Premières Lectures* haben sich bei dieser Probe auf's beste bewährt. Für Schüler und Lehrer ist es eine Lust mit diesem vortrefflichen Buche zu arbeiten. Der Verfasser hat, zwar ohne es ausdrücklich zu sagen, in erster Linie sein Buch für solche Schulen bestimmt, wo die Knaben oder die Mädchen mit etwa neun Jahren an die französische Sprache herangeführt werden, er will mit dem Inhalte seines Buches, „an das Gemütsleben und die Vorstellungswelt des Kindesalters anknüpfen, so dass sich der Anfänger möglichst angeheimelt fühlt". An Gymnasien und Realgymnasien beginnt nun freilich von Ostern 1892 ab das Französische ein volles Jahr später als bisher, nämlich in Quarta statt in Quinta, d. h. die Zöglinge dieser Schulen haben das elfte Lebensjahr schon überschritten, wenn sie Französisch zu lernen anfangen. Trotzdem verdient das Voelkel'sche Buch auch für Anstalten dieser Art warm empfohlen zu werden. Es ist ein entschiedener Vorzug, dass den Schülern im Anfangsunterricht ein möglichst einfacher Stoff, dessen Verständnis keine Schwierigkeit bereitet, vorgesetzt wird, damit sie sich ganz der Bewältigung der fremden Form hingeben können. Unter Ausschliessung aller läppischen und kindischen Geschichtchen und Gedichtchen, die sich noch immer in einigen Lehrbüchern der neueren Sprachen breit machen, darf man sogar geradezu fordern, dass die Lesestücke dem Inhalte nach so einfach seien, dass man sie in der Mutterprache den Schülern schon zwei oder drei Jahre früher hätte bieten können. Diese Forderung ist nicht so selbstverständlich, wie es vielleicht scheint, sonst würde doch nicht so oft dagegen verstossen werden. Vor mir liegt ein „Lateinisches

Pensum für Sexta". Wie mögen wohl die darin enthaltenen „Lesestücke für Übersetzungs- und Memorierübungen" entstanden sein? Allem Anschein nach in folgender Weise: Aus den philosophischen und den rhetorischen Schriften Cicero's und aus einigen anderen lateinischen Schriftstellern sind solche Sätze herausgesucht worden, die weder einen *accusativus cum infinitivo*, noch ein *participium coniunctum*, noch einen *ablativus absolutus* enthalten; dann wurden auch ängstlich alle Sätze vermieden, in denen *sequi* und *parcere* und ähnliche Verben vorkommen, die einen anderen Kasus regieren, als diejenigen Zeitwörter, womit sie im Deutschen gewöhnlich übersetzt werden. Um den Inhalt der Sätze hat sich der hochgeehrte Sammler nicht bekümmert, dieser ist dann auch vom ersten Satze: *Menti regnum totius animi a natura tributum est* bis zum letzten: *Quod verum, simplex sincerumque est, id est naturae hominis aptissimum* so ausgefallen, dass neunjährige Knaben ihn nicht verstehen können, ja dass selbst die Mühe, die der Lehrer darauf verwenden wollte, ihn verständlich zu machen, als verloren bezeichnet werden muss. Was sollen unsere armen Jungen, die in der Sexta sitzen, mit folgenden Sätzen anfangen: *Rerum copia verborum copiam gignit, et, si est honestas in rebus ipsis, de quibus dicitur, exsistit ex re naturalis quidam splendor in verbis. Sit modo is, qui dicet aut scribet, institutus liberaliter educatione doctrinaque puerili et flagret studio et a natura adiuvetur et ornatissimos scriptores oratoresque ad cognoscendum imitandumque delegerit, ne ille facile in rerum abundantia ad orationis ornamenta labetur. Nihil est enim aliud eloquentia nisi copiose loquens sapientia.* Da wünscht man wahrlich lieber, dass gleich der erste Satz, den die Schüler zu lesen bekommen, einem *accusativus cum infinitivo* und einem *ablativus absolutus* noch dazu enthielte! Dies Buch, dessen Verfasser nur darum hier nicht genannt worden ist, weil er selbst es vorgezogen hat, sich in den dünnen Schleier einer durchsichtigen Anonymität zu hüllen, würde es nicht verdienen, hier erwähnt zu werden, wenn es nicht als Musterbeispiel für eine ganze Gattung lateinischer Elementarbücher dienen könnte.

Herr Voelkel hat bei der Auswahl zu seinen *Premières Lectures* offenbar andere Grundsätze befolgt, er hat vor allen Dingen den Inhalt der Stücke geprüft und sich die Frage vorgelegt, ob Kinder im zehnten Lebensjahre diesen Inhalt leicht erfassen und ihre Freude daran haben könnten. Ein Stück, das dem Inhalte nach leicht und einfach ist, wird auch in der Sprache meistens keine besonderen Schwierigkeiten enthalten; nur lasse man sich durch die landläufigen Bezeichnungen der Schulgrammatik, wie regelmässige und unregelmässige Konjugation nicht zu der Meinung verleiten, dass es für Schüler leichter sei, *marchons* und *il parla* zu lernen, als *allons* oder *il dit* zu behalten. Soviel ist ja zuzugeben, dass Anfänger sich die vollständige Konjugation von *marcher* mit geringerer Mühe einprägen, als sämtliche Formen von *aller*, zumal, wenn der Unterrichtende in falschem Streben nach Vollständigkeit gleich noch *s'en aller* hinzunimmt und auch in den fragenden und verneinten Formen zur sicheren Einübung bringen will. Sollte aber ein Lehrer des Französischen noch heutzutage so verfahren, so müssten doch all' die fruchtbaren Erörterungen, die in den letzten fünfzehn Jahren über die Methodik des Sprachunterrichts angestellt worden sind, für ihn nicht vorhanden sein, und die zweijährige Vorbereitungszeit, die er für seine Thätigkeit im Unterrichten durchgemacht hat, würde ihn sehr wenig gefördert haben. Oder wäre zum Verständnis der vier Zeilen, die bei Voelkel an 75er Stelle stehen:

Allons dans la forêt, allons sur la montagne,
Allons parmi les joncs, au bord du lac dormant;
Allons où pousse l'herbe et la fleur sa compagne,
Allons où l'air est pur et souffle largement.

wirklich eine sichere Kenntnis aller Formen von *aller* nötig? Sollte es nicht genügen, den Kindern, mit denen der Lehrer diese Worte schon in einer Stunde in den ersten Wochen einüben kann, kurz zu sagen: *allons*, lasst uns gehen, oder, um die Kinder in die rechte Stimmung zu versetzen: lasst uns ziehen, lasst uns wandern?

Was eben an einer Verbalform gezeigt wurde, gilt auch von anderen Eigentümlichkeiten der fremden Sprache, die den Schülern gerade dann Schwierigkeiten zu machen pflegen, wenn sie in den ersten zwei oder drei Jahren mit zarter Sorge davor behütet werden. Lernen die Schüler dagegen schon früh *en courant* kennen und übersetzen es „im Laufen, beim Laufen", wofür sie dann auch sagen dürfen, indem (während) er (sie) läuft u. s. w., so wittern sie nichts absonderliches dahinter. Wenn also das kleine Schulgebet, mit dem Voelkel sein Buch beginnt, die Überschrift *En se mettant au travail* trägt, so verdeutsche man diese Worte zuerst in ähnlicher Weise, wie das *en courant* und dann in freierer Nachbildung. Schon in einem der ersten Stücke steht der Satz: *Je vois que vous avez été attentifs et que vous vous êtes efforcés de retenir*, wo das eine Mal *avoir*, das andere Mal *être*, in beiden Fällen im Gegensatz zum Deutschen gebraucht sind. Für einen Deutschen wird das sehr befremdlich sein und bleiben, so lange er sich nicht ganz in die fremde Sprache hineingelebt hat. Schülern werden solche Erscheinungen in keinem Falle verständlicher — und das Verstehen der in jedem einzelnen Fall zu Grunde liegenden inneren Sprachform dürfte oft die Auffassungskraft auch fortgeschrittener Schüler übersteigen — sondern auch nur leichter zu erlernen und anzuwenden, wenn sie ihnen absichtlich Jahre lang vorenthalten werden. Vor allen Dingen aber sei noch davor gewarnt, französische Stücke so umarbeiten zu wollen, dass all' solche Abweichungen vom Deutschen vermieden werden. Dadurch entsteht eben nur eine so abgeblasste Ausdrucksweise, ein so verdünntes und verwässertes Französisch, dass eigentlich nur die einzelnen Wörter daran noch französisch sind. Aber, wird man einwenden, gibt es denn bei der Spracherlernung keinen Unterschied zwischen leicht und schwer? Ja, dieser Unterschied ist vorhanden und soll auch nicht geleugnet werden; er ist aber durch das bisherige Verfahren im Sprachunterricht künstlich über alle Gebühr erweitert worden. Beim Anfangsunterricht sollte man sprachliche Schwierigkeiten nicht ohne Not aufsuchen, aber auch nicht gar zu ängstlich fliehen.

Die 172 Stücke der *Premières Lectures* bieten Poesie und Prosa, Geschichtliches und Geographisches, biblische Abschnitte und Sprichwörter, Aufsätze aus den beschreibenden Naturwissenschaften und frei erfundene Erzählungen in bunter Reihenfolge. Dem Buche sind zwei Verzeichnisse beigegeben, eines nach Nummern, das andere nach dem Inhalte der Stücke geordnet. Dies zweite zerfällt in die neun Gruppen: *Bible et morale, maximes et proverbes, histoire, contes, histoire naturelle, géographie, explication de mots usuels, devinettes et énigmes, poésies.* — Besonders sei hier auf die hübschen Stücke aufmerksam gemacht, die unter dem Namen *explication de mots usuels* zusammengefasst sind. Da werden in kurzen Wechselgesprächen zwischen Lehrer und Schülern die Zahlen vorgeführt, und zwar in No. 6 von 1 bis 10, in No. 17 von 10 bis 20 und die Namen der Zehner, in No. 42 von 20 bis 100; in

No. 50 wird dann die schriftliche Darstellung der Zahlen kurz besprochen in No. 93 endlich werden Wörter, wie *huitaine, douzaine, quarantaine*; erklärt und mit passenden Beispielen versehen. In den Nummern 60,, 74, 107, wird von den Massen im allgemeinen und vom metrischen System im besonderen gehandelt und in No. 138 auf die Vorzüge desselben hingewiesen. Bei diesen Begriffserklärungen, die nicht in der starren Form von Definitionen auftreten, ist durchweg aus den vortrefflichen Elementarbüchern der Franzosen das Leichteste und für unsere Kinder Brauchbarste mit glücklichem Griff ausgesucht worden. In 72 und 131 werden *enfant, jeune, vieux, raison* und die davon abgeleiteten Wörter besprochen und erklärt. Dadurch bekommen die Schüler einen ersten Begriff von der französischen Wortbildung, die in den Schulen leider nicht Beachtung findet. In No. 149 wird im Anschluss an das Wörterbuch der Akademie das Wort *œuf* in seinen verschiedenen Verwendungen und in einigen bildlichen Redensarten, in denen es gebräuchlich ist, vorgeführt. Die Nummern 63 und 140 bringen die Umschreibung und Deutung von *20 proverbes* oder *locutions proverbiales*. Diese Nummern haben alle die gemeinsame Eigenschaft, dass der Schüler, zunächst an einfachen Dingen gewöhnt werden soll, nicht immer gleich nach einer deutschen Übersetzung auszulugen, sondern Worte und Wendungen, die er noch nicht versteht, sich in der fremden Sprache erklären zu lassen.

Bei den meisten Stücken ist der Name des Verfassers genannt worden; bei denen, wo er fehlt, will ich ihn hier, soweit ich es ermitteln konnte, angeben und wenn Anlass sich dazu bietet, noch einige Bemerkungen anknüpfen. Bei den aus der Bibel, besonders dem Neuen Testament, entlehnten Stellen würde es sich ans mehr als einem Grunde empfehlen, die Übersetzung, die benutzt worden ist, zu nennen und auch Buch und Kapitel zu bezeichnen. — No. 8 ist ein kleines Zwiegespräch zwischen Kind und Vogel, davon stehen hier nur die beiden ersten Strophen, in einer neuen Auflage würde es wünschenswert sein, alle sechs Strophen zum Abdruck zu bringen. Es sind ja im ganzen nur 24 achtsilbige Zeilen, die sich leicht lernen lassen und dann von zwei Schülern aufgesagt werden können. — Das kleine Gedicht unter No. 12 schreibt Voelkel Ch. Marelle zu, nach Wingerath rührt es von Blavignac her; ich vermag diese Frage nicht zu entscheiden. — No. 16 führt bei Voelkel den Titel *le pauvre et son chien,* bei Wingerath und Plattner hat es die Überschrift *l'ami du pauvre.* Wingerath und Plattner nennen Ecouchard Le Brun als Dichter, nach Brachet und Dussouchet, die es im *cours moyen* ihrer *grammaire française* geben, stammt es von Bonnard. Von den acht Zeilen des Gedichts fehlt die dritte bei Voelkel und die letzte Zeile lautet bei ihm nnd bei Brachet-Dussouchet *Et si je ne l'ai plus, dit-il, qui m'aimera?* während sie bei Wingerath und Plattner ebensoviele Silben hat, wie die anderen: *Si je ne l'ai, dit-il, qui m'aimera?* — No. 22 trägt bei Wingerath die Überschrift *les deux charrues,* und als Unterschrift M[me] de Segrais. Die dritte Zeile hat weniger Silben als die anderen, muss also nach rechts einrücken. — Die drei Nummern, 32, 51, 122, sollen von M[me] Tastu verfasst sein, in einem starken Bande, der angeblich die *poésies complètes* dieser liebenswürdigen, aber etwas weichen Dichterin enthält, fehlen diese drei oft abgedruckten Stücke. — No. 34 führt anderswo, z. B. in Masson's *exercices de composition française* den ansprechenden Titel: *Conseils d'une abeille;* da das Gedicht ein Sonnett ist, sollte es, wie es Brauch ist, in vier Absätzen gedruckt sein. — No. 37 heisst besser *Le papillon et l'abeille,* als umgekehrt. Die dritte Zeile lautet bei Voelkel *J'irai folichonner aux champs,* bei Wingerath *J'irai batifoler aux champs,* im

Parnasse français von Ducros *Je vais folâtrer dans les champs.* Die Worte *Ainsi les gens* am Schluss fehlen bei Wingerath und Ducros. — No. 39. Diese drei Zeilen sind aus Racine's Athalie II 7. — No. 40 sollte in zwei Strophen abgesetzt sein, Wingerath hat noch eine dritte, die übrigens gut wegbleiben kann. — No. 43. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Strophen sind hier kleiner, als sonst im Buch. — No. 59. Die sechste Zeile der ersten Strophe ist um eine Silbe zu kurz, wahrscheinlich muss *la* eingeschoben werden, *en la travaillant.* — No. 64 von Victor Hugo aus der *Prière pour Tous.* — No. 66. Die vierte und sechste Zeile müssen mehr nach links ausrücken, da sie mehr Silben haben, als die erste, beziehungsweise die dritte. — No. 79. Diese in sich geschlossenen und verständlichen Zeilen bilden übrigens nur die dritte Strophe eines Gedichts von vier Strophen. — In No. 93 wird man *neuvaine* kaum vermissen, *quinzaine* hätte aber einen Platz finden können. — No. 101 ist ein Vers aus der Athalie II 7. — No. 106 enthält nur Verse von 8 und 12 Silben bis auf zwei, von denen der eine 7, der andere 10 Silben hat; diese beiden Zeilen dürfen nicht mit den achtsilbigen auf gleicher Höhe beginnen. — No. 108. Bei Voelkel heisst es *voyez ces bras noirs et luisants,* bei Wingerath in den *Lectures enfantines* aber *ses bras;* beides ist möglich. — No. 132. Der Titel *ne détruisez pas les nids* scheint ungeeignet, da weder in den beiden Strophen, die bei Voelkel stehen, noch in der dritten, die man bei Ducros und bei Wingerath findet, vom Ausheben der Nester die Rede ist oder vor dieser Grausamkeit gewarnt wird. Wingerath betitelt das Gedicht, als dessen Urheber er Jacques Cassagne nennt, *le chant des petits oiseaux.* Die Lesart bei Voelkel *Qui chantez-vous, petits oiseaux?* ist entschieden besser, als *que chantez-vous?* Dagegen kann man in der Zeile *Je le bénis moins bien que vous* schwanken, ob *bien moins* oder *moins bien* vorzuziehen sei. Damit sind aber noch nicht alle Varianten dieses kurzen Gedichts erschöpft. Sollte es aber wirklich nicht möglich sein, einfach festzustellen, wie der Verfasser geschrieben hat? — No. 148 hat bei Voelkel 10, im *cours élémentaire* von Brachet und Dussouchet 12 Strophen, dabei hat Voelkel 2 Strophen, die bei B. D. in der längeren Form fehlen; dafür stehen aber am Schluss bei B. D. noch drei neue Strophen, wovon die beiden letzten auch nicht gut zu entbehren sind, wenn das Gedicht einen befriedigenden Abschluss haben soll. — No. 172. Die Worte *Gloire à Dieu seul! Son nom rayonne en ses ouvrages* bilden bei Victor Hugo, Odes IV 18, nur eine Zeile, der Ausruf *Gloire à Dieu seul!* am Schluss ist dagegen zu streichen.

In dem sehr sorgfältig gearbeiteten *vocabulaire alphabétique* habe ich nur wenige Wörter vermisst, die ich hier aufzählen will; die Zahl hinter dem Worte gibt immer die Nummer des Stückes an, in welchem es vorkommt: *aux = à les* 2 u. s. w., *pâté* 12, *se coucher* 38, *originaire* 70, *jonc* 75, *jusques* 87, *arithmétique* 93, *préciser* 93, *pesée* 107, *oiseleur* 143, *houille* 168, *échenillage* 169; bei *lunettes* fehlt die deutsche Bedeutung. Auch die Zahl der Druckfehler ist klein; es ist zu lesen: S. 6 Z. 6 *aujourd'hui,* S. 21 Z. 5 *ou,* S. 25 Z. 6 *l'Australie,* S. 46 Z. 1 von unten *encor,* S. 51 Z. 8 *une,* S. 75 Z. 7 von unten *boursouflent,* S. 102 *œuf* in der Überschrift mit *œ, accolé,* S. 104 Z. 2 *hélas,* S. 114 Z. 15 *mes,* S. 127 Z. 15 *lui,* S. 150 *candélabre,* Strassenlaterne, S. 155 *courroie,* S. 148 *premièrement,* S. 187 *ranimer.*

Ernst Weber.

Schulausgaben.

Prosateurs français. 80. Lieferung. Ausgabe A (mit Anmerkungen unter dem Text). **Amédée Thierry.** *Histoire d'Attila et de ses successeurs.* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Fritz Bischoff. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1890. VI, IX und 213 S., geb. 1,20 Mk.

In der Biographie und Einleitung wird nicht angedeutet, in welchem Verhältnis Bischoffs Ausgabe zu den im Verlage von Theissing, Münster und von Renger, Leipzig veröffentlichten steht; da diese beiden mir nicht vorliegen, kann ich auch kein Urteil darüber abgeben, es ist nur nicht ganz zu billigen, wenn Bischoff S. V f. ausspricht, dass er glaube, mit der Bearbeitung der *Histoire d'Attila* für Schulzwecke keinen Fehlgriff gethan zu haben, da daraus geschlossen werden müsste, dass er allein auf diesen Gedanken gekommen sei. Es lag doch nahe, gerade daraus, dass auch schon andere diesen Griff gethan haben, eine Berechtigung auch für eine Ausgabe nach dem Programm der *Prosateurs* herzuleiten. Die Wahl des Stoffes erscheint mir übrigens sehr zweckmässig, und ich pflichte Bischoff gern bei, wenn er dem Werke Thierry's neben dem ausserordentlich fesselnden Inhalt einen durchsichtig klaren Stil und eine besonnene, durchaus sachliche Art der Darstellung nachrühmt. Das vorliegende Bändchen soll den Hauptinhalt der beiden ersten Bücher (die *histoire d'Attila* und die *histoire des fils et des successeurs d'Attila)* enthalten und eine fortlaufende, in sich zusammenhängende Erzählung bilden. Das letztere ist denn auch dem Herausgeber wohl gelungen. Auch die Anmerkungen sind, so weit sie, wie das meist der Fall, sachlicher Art sind, angemessen, das zulässige Mass ist nicht überschritten, einige lexikalische Angaben, wie *sillon* Furche, *creuser* aushöhlen u. dergl., konnten freilich dem beigegebenen Wörterbuch überlassen bleiben, ebenso wie manche grammatische Belehrungen dem Lehrer, wenn sie sich nicht vorschriftsmässig durch einen kurzen Hinweis auf Benecke's Grammatik erledigen liessen. Sie sind zudem nicht immer ganz stichhaltig oder bisweilen ungeschickt gefasst. Zur Begründung des Vorstehenden lasse ich einige Bemerkungen folgen. S. 10, 5: „*qu'elle ne; que .. ne* nach negativem Hauptsatze = wo (unter Umständen wo .. nicht)." Demnach scheint Bischoff in einem Nebensatz mit *que .. ne* einen formellen Bedingungssatz zu sehen, während hier vielmehr ein formeller Konsekutivsatz (lat. *quin*) als Vertreter eines verneinten Bedingungssatzes auftritt: *que .. ne* dass nicht: 1) ohne dass, 2) ehe nicht. S. 10, 1: „*rompus à:* geübt, erfahren; abgehärtet." Ich vermisse nach erfahren: in, nach abgehärtet: gegen; sodann wäre hier der Nachweis oder eine Frage, wie *rompre* zu der Bedeutung „abrichten, gewöhnen" kommt, erwünscht gewesen. S. 13, 2 zu *firent des conquêtes sur*: die hier gemachte Anmerkung wird S. 198, 1 in anderer Fassung mit Bezug auf Benecke Gr. II., S. 226, § 112 wiederholt, die letztere Fassung ist treffender; um die Bedeutungsentwicklung klarer zu machen, wäre es angemessen, in den Worten: *sur* verbindet sich so mit einem Substantiv, welches die Person oder Sache ausdrückt, der etwas entzogen wird, nach „der" einzuschieben: „eine Leistung auferlegt oder." S. 23,3: „*fumées de la puissance* berauschendes Gefühl der Macht" entspricht dem Sinne der Stelle nicht ganz, besser wäre: blauer Dunst der Macht, eitles Machtherrschergefühl. S. 24,1 wieder-

holt die Anmerkung von S. 14,2. S. 34,2: „*ils reprenaient;* wenn zugleich mit dem mitgeteilten Ereignis der Zeitpunkt, wann es eintrat, angegeben wird, so findet sich häufig das Imperfekt der Gleichzeitigkeit.“ Warum hier das Imperfekt stehen kann, ist nur durch das Wort Gleichzeitigkeit angedeutet: es wäre zu bemerken, dass dergleichen Angaben mit dem Imperfekt den Fortschritt der Erzählung unterbrechen und als parenthetische Einschiebsel zu betrachten sind. S. 24, 1: „*que vous l'acceptiez ou non;* der Konjunktiv mit dem zugehörigen *que* lässt das Ausgesagte als etwas nur zweifelnd (!), als möglicherweise eintretend Angenommenes erkennen.“ Besser wäre ein Hinweis auf Benecke Gr. II., S. 305, § 128 gewesen, etwa unter Hinzufügung, dass der Konjunktiv wegen des konzessiven Charakters des Bedingungssatzes nach *que* regelmässig eintritt. Ebenso wäre S. 43,1 über den Konjunktiv nach *pour que* ein Hinweis auf Benecke Gr. II, S. 303, § 128 am Platze gewesen, wo in allgemein verständlichen Worten wiedergegeben wird, was Mätzner, *Französische Gr.*², S. 349 *ββ* in die ihm eigene wissenschaftliche Kunstsprache einhüllt. S. 63,2 wird *à qui mieux mieux* erklärt durch *à (celui) qui mieux (boirait) mieux (devait arriver);* was *devait arriver* bedeuten soll, ist mir unverständlich geblieben, dem *boirait* entsprechend, hätte es wohl *buvait* lauten sollen. Auch die Hinzufügung von *celui* nach *à* ist eine sehr fragliche Erklärungsweise der Wendung; ich glaube vielmehr auch hier Mätzner beipflichten zu müssen, der *à* auf den Inhalt des ganzen substantivierten Relativsatzes bezieht und an *jouer aux cartes* u. dergl. erinnert: also „sie leerten ihre Becher mit dem Spielgegenstand (Spielzweck), wer es besser konnte, machte es besser.“ Zum mindesten ungeschickt ist die Bemerkung S. 65,1 über das Passé défini nach *tandis que:* „weil die im Nebensatze mitgeteilte Handlung noch über die im Hauptsatze angegebene hinaus dauert (!).“ Es musste vielmehr darauf aufmerksam gemacht werden, „dass solche parallele Vergangenheiten auch als historische Momente zusammengefasst werden können.“ (Mätzner, *Fr. Gr.*², S. 319.)

81. **Augustin Thierry.** *Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands. (Livre III et IV.)* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Max Schmidt. 1891. VIII und 112 S. geb. 60 Pf. Wörterbuch dazu von Dr. G. Knauff. 35 S. geh. 20 Pf.

Im Titel lese man *Livres* statt *Livre;* dass so geschrieben werden muss, konnte der Herausgeber aus dem Benecke *Gr.* II, S. 86 angeführten Beispiele *Harmonie étymologique des Langues Hébraïque, Chaldaïque, etc.* lernen, auch der Punkt nach IV fiele besser fort. Unter dem Titel: *Guillaume le Conquérant* hat H. Robolsky eine Ausgabe, die den gleichen Stoff behandelt, bei Renger, Leipzig (2. Aufl. 1,80 Mk.) veröffentlicht, die mir zur Vergleichung nicht vorliegt. Bei der Wahl zwischen beiden dürfte nun die vorliegende Ausgabe wegen des billigen, durch den beschränkten Umfang ermöglichten Preises bevorzugt werden. (Auch die mir gleichfalls unbekannte Ausgabe Thierry, *Guillaume le Conquérant* (H. A. Pierer, Altenburg. 50 Pf.) wäre noch zu berücksichtigen.) Dass aber der Umfang bei dem in Rede stehenden Werke für eine Schulausgabe auf ein möglichst geringes Mass gebracht ist, kann ich nur gut heissen, denn gerade die Vorzüge der Darstellung Thierry's, der sich als Meister in der Kunst erweist *de faire passer l'esprit des anciens chroniqueurs dans un récit moderne,* lassen ihn für Schullektüre, deren

Aufgabe es doch vornehmlich sein muss in die heutige Sprache einzuführen, nur bedingt brauchbar erscheinen, so dass mir z. B. das Stück in Ploetz, *Lectures Choisies* in diesem Falle vollständig genügt. Die erklärenden Anmerkungen in der Ausgabe Schmidts sind meist sachlicher Art und zweckentprechend, die lexikalischen konnten dem Wörterbuch überlassen bleiben. Ich vermisse eine Bemerkung zu S. 1 Anm. 2 in Bezug auf das den Relativsatz an ein anderes Attribut anknüpfende, unübersetzt bleibende *et*, und weder Anmerkungen noch Wörterbuch geben Aufschluss über S. 1, Z. 13 *ne . . encore . . que . .*

82. (Nur B-Ausgabe.) **Paganel.** *Jeunesse de Frédéric le Grand.* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Gerhard Franz. 1891. 62 S. geb. Anhang dazu: Anmerkungen 19 S. geh. 50 Pf. Wörterbuch dazu 35 S. geh. 20 Pf.

Man vergleiche für eine etwaige Auswahl Paganel, *Frédéric le Grand* (Pierer, Altenburg; 50 Pf.) und die Göbel'sche Ausgabe (Theissing, Münster; 1,20 Mk.) Im allgemeinen bin ich der Ansicht, dass die deutsche Jugend mit Friedrich dem Grossen besser durch deutsche Geschichtswerke bekannt gemacht, dass durch eine derartige Lektüre die Zeit für anderes, das gelesen werden müsste, weggenommen wird; ich möchte Paganels Werk daher stark zu den Apokryphen zählen, soweit es sich um Schullektüre handelt. Bedenklich könnten gerade die empfehlenden Worte des Herausgebers S. IV machen: „Das Bild des Königs Friedrich Wilhelm I. ist allerdings etwas düster gezeichnet, da Paganel den Memoiren der Prinzessin Wilhelmine, der geistreichen, aber verbitterten Schwester Friedrichs des Grossen, zu viel Glauben geschenkt hat, obgleich in obiger Schrift Dichtung und Wahrheit arg vermengt sind. In um so hellerem Glanze strahlt aber das Bild des jugendlichen Friedrich; und so versteht es Paganel, den als Philosophen wie als Schlachtenlenker gepriesenen Hohenzoller dem jugendlichen Leser auch menschlich näher zu bringen.“ Auch in dieser Ausgabe würden die grammatischen und Wort-Erklärungen eine Beschränkung vertragen. Zu S. 11, Z. 11 wird bemerkt: „*n'avoir garde* sich wohl hüten; die Negation ist für das Deutsche pleonastisch.“ Es scheint, als sei sie dem Herausgeber überhaupt unverständlich, er musste jedenfalls hinzusetzen, warum sie für das Französische nicht pleonastisch, sondern notwendig ist; übersetzt man: nicht daran denken (zu), (etwas) wohl bleiben lassen, so ist die Verneinung auch im Deutschen vorhanden. Die Erklärung der Wendung findet sich in Lücking, *Französische Grammatik* § 400, 1 S. 327. S. 17, Z. 23 liess *pendre* statt *prendre.*

83. **Victor Duruy.** *Histoire de France.* Zweites Bändchen (von 1515—1715.) (Von Franz I. bis zum Tode Ludwigs XIV.) In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Emil Grube. 1891. VIII und 186 S. geb. 1 Mk. Wörterbuch dazu von Emil Tournier. 75 S. geh. 30 Pf.

Das Bändchen soll geeignet erscheinende Abschnitte des 16. und 17. Jahrhunderts zum Abdruck bringen; der Herausgeber war dabei darauf bedacht, die grosse Fülle interessanten und bedeutsamen Stoffes

möglichst vielseitig dem Unterricht nutzbar zu machen und doch gewisse Abschnitte in möglichst zusammenhängender oder wenigstens abschliessender Weise zur Darstellung zu bringen. Er hat sich damit etwas in dem beschränkten Raume Unmögliches vorgenommen, er giebt zwar etwas von allen den sieben Königen, die in der Zeit regierten, aber von keinem ein vollständiges, abschliessendes Bild. K. Kühn bemerkt in Band XIII[1] dieser *Zeitschrift* S. 238, dass ein geeignetes Buch über die Zeit Ludwigs XIV. fehle, denn Voltaire sei veraltet und Duruy sei zu schwer. Beide Behauptungen kann ich nicht unterschreiben; wenn auch Voltaire's Forschungen vielfach überholt sein mögen, so kann doch ein Herausgeber seine etwaigen Versehen leicht richtig stellen, wie das in der trefflichen Ausgabe Pfundhellers geschehen ist, und der Stil Voltaire's ist noch immer nicht veraltet. Ich begreife ferner nicht, warum Duruy's Darstellung zu schwer sein soll; ich stimme Emil Grube völlig bei, wenn er S. V als Ursachen, die es ihm ermöglicht haben, den Umfang der Anmerkungen zu beschränken, „die Korrektheit der Sprache, die den Verfasser der *Histoire de France* auszeichnet, und die Klarheit nnd Übersichtlichkeit, mit welcher er den Stoff behandelt,“ angiebt. So erscheint mir neben Voltaire der Abschnitt aus Duruy, der die Zeit Ludwigs XIV. behandelt, ganz besonders dazu geeignet, aus seinem Werke herausgegriffen zu werden. Es ist das auch schon in einer Ausgabe M. Hartmann's (Friedberg & Mode; 1,20 Mk.) geschehen, der sich auf die Zeit von 1661, dem Tode Mazarins, bis 1715 beschränkt: die Ausgabe liegt mir nicht vor, sie wird von Gundlach in *Franco-Gallia* V S. 193 warm empfohlen. In der Ausgabe Grube's muss es z. B. eigentümlich berühren, wenn von der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685, welcher Abschnitt am Schlusse *l'explosion d'une guerre terrible qui inaugura la période des revers* verkündet, gleich zum Tode des Königs (1715) übergangen wird. Die Kapitel LIII: *gouvernement de Louis XIV* und LIV: *Le siècle de Louis XIV* (Duruy II, p. 287—342), die von allgemeinerem kulturgeschichtlichen Interesse, allerdings auch viel inhaltsschwerer sind, als der Kriegsgeschichte und Ähnlichem gewidmete Abschnitte, hätten eher besondere Berücksichtigung verdient. Die Anmerkungen Grube's bieten zu Ausstellungen keine besondere Veranlassung, einige Worterklärungen und grammatische Erläuterungen von Thatsachen, die bei dem Leser Duruy's als bekannt vorausgesetzt werden mussten, wären besser weggelassen.

84. *Choix de nouvelles modernes.* Erzählungen zeitgenössischer französischer Schriftsteller. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Wychgram. I. Bändchen. 1891. VI und 73 S. geb. Anhang dazu: Anmerkungen 16 S. geh. 60 Pf. Wörterbuch dazu 45 S. geh. 20 Pf.

Die Ausgabe umfasst die Erzählungen von Alphonse Daudet, *Le photographe;* Henri de Bornier, *Comment on devient beau;* André Theurier, *La Saint-Nicholas;* Guy de Maupassant, *La mère sauvage;* Alphonse Daudet, *La partie de billard;* Paul Arène, *Le chien d'aveugle.* Die Verlagsbuchhandlung giebt ein nach Schulen und Klassen geordnetes Gesamt-Inhaltsverzeichnis der Sammlung französischer und englischer Schriftsteller unter b. und weist darin den *Choix de nouvelles modernes* der Prima, Sekunda und Tertia der Gymnasien, (höheren Bürgerschulen u. s. w.), sowie der ersten Klasse nebst Selekta

und der zweiten Klasse der höheren Mädchenschulen zu. Der Inhalt und vor allem die Form eignen sich jedoch schwerlich für die untere der bezeichneten Klassen, die Arbeit, die dem Schüler bezw. der Schülerin durch die Menge der selteneren Wörter erwächst, würde es nicht zu irgend welcher Freude am Inhalt kommen lassen; Gymnasien und Realgymnasien ferner werden überhaupt keine Zeit für Einschiebung dieser Lektüre gewinnen können: für Schüler dieser Anstalten dürfte sie als angenehme Privatlektüre hie und da eine Stelle finden, für Lehranstalten anderen Charakters und für Mädchenschulen dagegen will sie mir recht ansprechend erscheinen. Die Anmerkungen geben die nötigen Erklärungen, dass sich viele Worterklärungen darunter finden, kann uns in diesem Falle nicht Wunder nehmen, und wenn nun einmal das Wörterbuch als eine ganz für sich bestehende Sache angesehen werden soll, ist an der Erklärung wirklich selten vorkommender Wörter auch kein Anstoss zu nehmen.

85. **Erckmann-Chatrian.** *Waterloo, Suite du Conscrit de 1813.* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Julius Sahr. Mit zwei Übersichtskarten. 1892. VII und 115 S. geb. Anhang dazu: Anmerkungen 48 S. geh. 1 Mk.

Die Ausgabe bietet ein sehr anschauliches Bild der Volksstimmung und Erregung, die ganz Frankreich zur Zeit der hundert Tage durchzuckte, sowie der Vorgänge in der Schlacht bei Waterloo; bei Herstellung des Auszuges war der Herausgeber darauf bedacht, weder die meisterhafte Schilderung des voraufgehenden Friedens, noch die des allmählichen Umschwungs, noch die des Krieges selbst zu kurz kommen zu lassen. Dass die Darstellung an die persönlichen Erlebnisse des uns in der *Histoire d'un conscrit de 1813* sympathisch gewordenen Joseph Bertha angeknüpft ist, verleiht ihr noch einen besonderen Reiz. Daher sehe ich in der vorliegenden Ausgabe eine wertvolle Bereicherung der für Sekunda sich eignenden Schullektüre, zumal da der Auszug keine wesentliche Lücke merken lässt und die Anmerkungen das zum Verständnis Nötige enthalten. Die folgenden Bemerkungen mögen als Beitrag für spätere Auflagen dienen. S. 4,4 zu: *Je ne sais quoi me réveillait* bemerkt Sahr: „*quoi* steht für *ce qui* was.“ Mit Recht erhebt auch K. Kühn in dieser *Zeitschrift* Band XIII[1], S. 236 seine Stimme dagegen, dass manche Erklärer noch den Beruf fühlen, das Französisch der Franzosen zu kritisieren. Auch an der in Rede stehenden Stelle wäre eine Erklärung der Redeweise oder ein Hinweis auf Benecke Gr. II, § 67,6, S. 110, wodurch Sahr sich hätte unterrichten sollen, viel angemessener gewesen, als die irreführende Anmerkung. S. 4,11: „*Le nez en l'air* steckte die Nase zum Vorhang hinaus, Vater Gulden schlief im Nebenzimmer.“ Die letztere Bemerkung ist nebensächlich und konnte wegbleiben, eher bedurften die vorangehenden Worte: *le père Goulden, encore sous ses grands rideaux,* der Erklärung, dass *encore etc.* nichts weiter bedeute als: noch im Bette, und *le nez en l'air* hier nicht den Sinn habe, wie sonst in *porter le nez en l'air* die Nase zu hoch tragen, sondern nur: Die Nase vorstreckend, die Nase vorgestreckt, die Nase sichtbar werden lassend. S. 7,8: „*vous qui disiez* ihr, die ihr sagtet; das Pronomen u. s. w.“ S. 52,8: „*c'est moi qui ferai* ich werde . . . machen; das Verb des Relativsatzes u. s. w.“ Jedenfalls ganz überflüssige Bemerkungen. 11,2 wiederholt die 4,16 gemachte

Anmerkung. S. 12,21 wird eine überflüssige, auch in der Form verfehlte Bemerkung über die Übersetzung reflexiver Verben durch ein deutsches Passiv oder mittels des Fürworts „man“ gemacht, die S. 79,1 teilweise wiederholt wird. In der Fassung verfehlt ist auch S. 91,3: „*être à faire qc.* es gilt etwas zu thun, etwas muss gethan werden.“ Anmerkungen wie S. 26,5: „*les uns les autres* einander“, u. dergl. m. können wegbleiben. S. 30,17: „*de sorte que* regiert den Indikativ u. s. w.“ Man sollte doch endlich von der falschen Ausdrucksweise zurückkommen, dass eine Konjunktion einen Modus regiere. Weil sich Sahr dieser irrigen Anschauung noch nicht entwöhnt hat, kommt er auch zu der rein äusserlichen Angabe, aus der der Grund des Konjunktivs nicht ersichtlich wird, dass der Konjunktiv dann eintrete, wenn das im Nebensatz Erzählte als in der Zukunft geschehend gedacht sei. Es ist ihm für diesen Fall das Studium von Lückings *Fr. Gr.* § 328, S. 261 f. zu empfehlen.

86. **Octave Feuillet.** *Le roman d'un jeune homme pauvre.* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Albert Benecke. 1892. VI und 131 S. geb. Anhang dazu: Anmerkungen 27 S. geh. 90 Pf. Wörterbuch dazu von Emil Tournier. 70 S. geh. 30 Pf.

Rücksichtlich der Angemessenheit des *roman d'un jeune homme pauvre* für Schullektüre habe ich dieselbe Ansicht wie über die 84. Lieferung, ich bezweifle nicht, dass in den Lehranstalten, wo ihrem Charakter nach Zeit für eine derartige Lektüre gewonnen werden kann, Lehrer und Schüler reichen Genuss und Gewinn daraus schöpfen können. Auch die Textgestaltung mit der notwendigen Kürzung ist nach richtigen Grundsätzen durchgeführt, nur dürfte wohl keinem die deutsche Inhaltsangabe, die den Zusammenhang vermitteln soll, S. 84 f. gefallen; eine andere Fassung (für welche sich auch die französische Sprache empfehlen würde, da sich die Unterbrechung des Textes sehr schlecht ausnimmt) scheint mir durchaus notwendig, und so wird jeder denken, der die betreffenden für eine Schulausgabe wenig passlichen Worte liest. Die Anmerkungen sind im allgemeinen zweckmässig, Worterklärungen, wie *honteusement* verschämt, dergl. m. konnten auch hier dem Wörterbuch verbleiben. Aufgefallen ist mir S. 27,8: „*L'heure de la retraite a sonné* die Uhr hat geschlagen, die Sprechstunde war vorbei.“ Es ist unklar, ob eine Übersetzung oder eine Erklärung gegeben werden soll. Das Wörterbuch giebt richtig an: *heure de la retraite* Scheidestunde. Ein Hinweis auf die familiäre Redeweise S. 33,24: *Si monsieur n'avait pas eu dîné par hasard,* die auf S. 114,3 in: *Quand j'ai eu terminé* wiederkehrt, wird vermisst; man vergl. darüber z. B. Mätzner, *Fr. Gr.*², § 107, S. 332.

87. *Choix de nouvelles modernes.* II. Bändchen. **Alphonse Daudet, André Theuriet, Ernest Legouvé.** Gesammelt und herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Nur B-Ausgabe; mir noch nicht zugegangene Auswahl von Erzählungen zeitgenössischer Schriftsteller, wie in der 84. Lieferung, s. o.

88. **Lamartine.** *Procès et mort de Louis XVI.* Im Auszuge aus *Histoire des Girondins.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Paul Voelkel. 1892. XII und 130 S. gebunden. Anhang dazu: Anmerkungen. 40 S. geh. 1 Mk.

Einen Vergleich mit den anderen den gleichen Gegenstand behandelnden Ausgaben (von B. Lengnick, Leipzig, Renger; A. Göbel, Münster, Theissing; P. Brée, Dresden, G. Kühtmann) anzustellen, bin ich nicht in der Lage, der Herausgeber der vorliegenden erwähnt sie nicht. Der „Führer durch die französische und englische Schullektüre“ weist die Schrift als Lektüre der Sekunda zu, Sarrazin bei Gelegenheit der Besprechung der Lengnick'schen Ausgabe in *Franco-Gallia* II. S. 203 empfiehlt sie (nach Angabe des „Führers“) zur Lektüre in Prima. Mir scheint es überhaupt fraglich, ob sie als Schullektüre angemessen ist; immerhin eher als Lamartine, *Voyage en Orient* (vgl. diese *Ztschr.* Bd. III, S. 321 ff., I, S. 264 f., S. 437 ff., VIII², S. 199, IX², S. 228, X, S. 71), da die Gründe, die bei diesem Werke zur Verwerfung veranlassen, bei dem vorliegenden geschichtlichen Stoffe minder schwer ins Gewicht fallen; die dafür geeignete Klasse würde Obersekunda sein, meinem Geschmack freilich will die Lamartine'sche Kost wenig zusagen. Die Anmerkungen Völkels können, soweit sie Sachliches betreffen, als zweckmässig bezeichnet werden, in Bezug auf andere Mitteilungen mutet er den Schülern zu wenig zu, ich kann mich seiner Ansicht, dass Lamartine's Sprache „dem Verständnisse und namentlich der Wiedergabe zum Teil sehr beträchtliche Schwierigkeiten biete,“ kaum anschliessen. „Die Anmerkungen sollen in dieser Beziehung überall Hilfe gewähren, wo dieselbe erforderlich schien.“ Sollte aber z. B. eine Übersetzung von *à la face du peuple* S. 40, 2: „öffentlich vor den Augen des Volkes „nicht besser der Findigkeit des Schülers überlassen bleiben? S. 11, 17: „*Un bruit inusité réveilla en sursaut la famille royale* weckte die königliche Familie so, dass sie aus dem Schlafe auffuhr.“ Die Anmerkung ist ebenfalls überflüssig, vor „weckte“ fehlen einige Punkte, oder *un bruit inusité* musste wegfallen, eine einfachere Übersetzung wäre: „... liess die königliche Familie aus dem Schlafe auffahren.“ S. 7, 4: „*dès la première nuit* gleich in“ ist eine in der Form ebenso nachlässige Anmerkung, durch die der Schüler zu dem Irrtum gebracht werden kann, als sei *première* darin mit übersetzt. S. 22, 5 lies *roi* statt *roit*. S. 45, 28 lies am Ende der Zeile *et*. S. 75, 12 ist in *irrécusable* das *i* herausgefallen, S. 76, 14 in *pensée* das s und S. 76, 27 in *lendemain* das *n*, S. 108, 12 in *donner* das *o*. S. 109, 15 fehlen nach *moi*. Anführungszeichen ».

89. **Francisque Sarcey.** *Le siège de Paris.* Im Auszuge mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Arnold Krause. Mit einer Übersichtskarte. 1892. VII u. 114 S. geb. Anhang dazu: Anmerkungen 49 S. geh. Preis: 1 Mk.

Eine ansprechende Bereicherung für die Schullektüre; der Auszug ist mit geschickter Hand hergestellt, durch die mitgeteilten Kapitel wird zwar keine eigentliche Geschichte der Belagerung von Paris gegeben, die hat Sarcey auch nicht schreiben wollen, wohl aber wird ein anschauliches Bild der Lage und Stimmung entworfen, in welche das so leicht bewegliche Volk der Pariser durch die gewaltigen und wechselvollen Ereignisse der Zeit versetzt wurde. Der Herausgeber hat seine Anmerkungen ungefähr für den Standpunkt eines Untersekundaners berechnet: er hätte wohl daran gethan, einen höheren Standpunkt anzunehmen, da er sich dann viele elementare Bemerkungen und Worterklärungen hätte sparen können: einem Untersekundaner würde die Schrift auch so noch namentlich wegen der Menge der

seltener vorkommenden Wörter zu grosse Schwierigkeit bieten. Von der Lieferung ist nur eine B-Ausgabe erschienen, daher wird sich der Reichtum der überflüssigen Anmerkungen nicht in unangenehmer Weise fühlbar machen, wenn die Ausgabe in Obersekunda oder Unterprima, wohin sie der Schwierigkeit der Sprache nach gehört, gelesen wird. S. 11, 32 lies *soigneusement* statt *soigneusemen* S. 104, 3 lies *peut-être* statt *peut-étre.*

Poètes français. 5. Lieferung. **François Coppée,** *Auswahl von 40 Gedichten.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Rose. 1891. VIII u. 88 S. geb. Anhang dazu: Anmerkungen 28 S. geh. Wörterbuch dazu: 58 S. geh.

Es kann wohl kaum in Frage kommen, dass diese Gedichtsammlung aus einem Dichter als Klassenlektüre Verwendung finden könnte, ich wüsste nicht anzugeben, welche Schulgattung dafür Zeit erübrigen kann; für das Lesen und Deklamieren von Gedichten wird es in allen Schulen bei einer aus den vorzüglichsten Dichtern hergestellten Sammlung, wofür ja eine reiche Auswahl von Ausgaben vorliegt, sein Bewenden haben müssen. Für die Privatlektüre der Schüler jedoch, denen noch Zeit von ihren Schularbeiten übrig bleibt, und derjenigen, die sich mit der Eigenart der französischen neueren Dichtung bekannt machen wollen, dürfte dieses Bändchen ebenso sehr zu empfehlen sein, wie andere der *Poètes français.* Insbesondere wird wohl das Gedicht in 228 Versen S. 2 ff. *La grève des forgerons* nicht verfehlen, bei allen Lesern einen tief ergreifenden Eindruck hervorzurufen. Aber auch sonst haben wir vielfach Gelegenheit in den Gedichten wahrzunehmen, dass eine wirklich dichterische Empfindung sie eingegeben hat; so ist z. B. *Mort du général Walhubert* S. 57 ff. eine charakteristische Wiedergabe der Gesinnung, welche in dem Heere Napoleons I. waltete, und wir finden darin eine Erklärung seiner grossartigen Erfolge; kurz, man wird aus der Lektüre dieser Gedichte manchen Genuss schöpfen und zugeben müssen, dass dem Herausgeber seine Absicht, „die dichterischen Schöpfungen des hervorragend geist- und gemütvollen Dichters in entsprechender Mannigfaltigkeit zur Geltung zu bringen,“ wohl gelungen ist: er hat dadurch die Aufmerksamkeit auf die Gesamtheit seiner Gedichte (*Œuvres de François Coppée. Poésies.* Paris, Alphonse Lemerre, 4 Bände) lenken wollen. Die Anmerkungen sind im allgemeinen zweckentsprechend und das Verständnis fördernd.

Théâtre français. XIX. Folge. 7. Lieferung. **E. Scribe.** *Mon étoile.* Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. S. Waetzoldt. 1892. 67 S. geb. 50 Pf. Wörterbuch dazu 16 S. geh. 20 Pf.

Das niedliche Stück, das vielfach Eingang in die Schulen und wegen seiner Kürze auch in Lesebücher gefunden hat, liegt hier in einer sehr ansprechenden Ausgabe vor, die anspruchslosen Anmerkungen finden sich wirklich an denjenigen Stellen, wo der Leser, der überhaupt an die Lektüre eines Theaterstückes herangehen kann, sie braucht und in knapper anregender Fassung.

C. Th. Lion.

Bibliothèque française. Verlag von Gerhard Kühtmann, Dresden.

Neben den verschiedenen, mehr oder weniger verdienstlichen Schulausgaben, welche Velhagen und Klasing[1]) (1), Goebel (2), Basse (3), Schockel (4), Weidmann (5), Friedberg und Mode (6), van Muyden und Rudolph (7), Niemeyer (8), Renger (9), K. M. Hartmann (10), Mollweide (11), Schlutter (12) und Graeser (13) veröffentlicht haben und der *Bibliothèque universelle* seit 1775, *Bibliothèque instructive* von Werner (Berlin, 1880), *Bibliothèque choisie de la littérature française* von Schwalb (Essen, 1883) und Baumgarten, *Bibliothek interessanter und gediegener Studien und Abhandlungen aus der polytechnischen und naturwissenschaftlichen Litteratur Frankreichs* (Cassel, 1875—85, 10 Hefte), hat auch Gerhard Kühtmann (Dresden), welcher nach dem zu frühen Tode des Herrn Dr. Schlutter auch dessen Verlag an sich gebracht hat, eine Sammlung von Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch veröffentlicht, deren französische Abteilung jetzt bis zum 52. Bändchen vorgeschritten ist. Es sind dies geschickt ausgewählte und nach pädagogischen Zwecken verkürzte Schriften von zum Teil weniger bekannten Autoren, wie Mlle E. Brun, Prosper Chazel, Mme A. Conte, Mme de Flesselles, Th. Parie, Mlle Ulliac Trémadeure, Mlle Marie Maréchal, Méta de Metzsch, Mme de Ségur, M. de St.-Hilaire; ferner von Mme de Witt, geborene Guizot, von Louise de Plessis-Gouret, der Gattin des protestantischen Pfarrers und Schriftstellers Edmond de Pressensé, von dem schweizer Jugendschriftsteller Porchat (1801—63), von A. É. de Saintes *(v. Franco-Gallia,* VIII 10, 1891); sodann von Jules Sandeau und Gréville, und die bekannte Erzählung *Uncle Tom's Cabin* von Beecher-Stowe in französischer Übersetzung. Ihnen schloss sich unter No. 44—47 *Sans Famille* von Hector Malot an, nach der 46. Ausgabe (Paris, 1885) im Auszuge mit Anmerkungen und Fragen nebst einem Wörterbuche herausgegeben von Dr. C. Th. Lion. Es ist dies einer der wenigen neueren Romane, der sich nicht in der Schilderung heikler sittlicher Zustände gefällt und der seiner gefälligen, auch für kindliche Gemüter verständlichen Form und anderer stilistischer Eigenschaften wegen von der Akademie preisgekrönt ist. Der Text ist mit Geschick ausgewählt, die Anmerkungen am Fusse freilich zum Teil überflüssig, weil blosse Übersetzungen, andere

[1]) 1. Zuerst *Théâtre français* von Schütz (1840—78), dann seit 1879 *Prosateurs français, Théâtre français, Poètes français* — seit 1883 von Benecke ediert (Bielefeld und Leipzig). — 2. *Französische Bibliothek* seit 1855 (Münster, Theissing). — 3. Quedlinburg, besonders Kinderschriften (1871). — 4. *Sammlung französischer Lesestücke,* Münster, 1869. — 5. *Sammlung französischer und englischer Schriftsteller* mit deutschen Anmerkungen von Pfundheller und Lücking (seit 1876, Berlin). — 6. Friedberg und Mode, *Théâtre français* (seit 1878), *Bibliothèque française* (seit 1884). — 7. *Collection d'auteurs français* (Altenburg). — 8. *Sammlung geschichtlicher Quellenschriften* hrsgb. von Dr. F. Perle. 8. Bändchen. (Halle, 1889). — 9. *Französische und englische Schulbibliothek* von Dickmann (Leipzig, 1883). — 10. *Schulausgaben französischer Schriftsteller* (Leipzig, Seemann, 1887). — 11. *Auteurs français.* Strassburg i. E. Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. — 12. *Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch,* herausgegeben unter Redaktion von O. Schmager (Gera, 1888). — 13. *Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch.* Wien.

geben nicht genug, auch das *Questionnaire* hat nur geringen Wert für Lehrer und Schüler, da es nur einen sehr unbedeutenden Anhalt für Sprachübungen gibt. Am wenigsten kann ich mich mit dem angefügten Wörterbuche einverstanden erklären. Wenn man überhaupt dem Schüler statt eines Lexikons, das er ein für alle Mal benutzt, sobald er zusammenhängende Lektüre treibt, und an das er sich gewöhnt, ein kleines Heftchen für einen besonderen Schriftsteller gibt, das oft genug als Eselsbrücke und zum Betruge in der Klasse dienen wird, so muss es wenigstens vollständig sein, es dürfen aber nicht viele Wörter, sogar weniger häufige, wie *cataplasme, corolle, coxalgie* und viele andere fehlen, während die allergewöhnlichsten Vokabeln darin stehen. (Man vergl. übrigens *Neuphil. Centralblatt*, 8, 1891, p. 247.)

Von demselben Herausgeber rührt auch die handliche Bearbeitung des nach Weglassung von allerhand weniger geeigneten Partien für Schüler höchst anziehenden Romans *Le Petit Chose* von Alphonse Daudet (No. 51, Dresden, 1891) her, der in manchen Beziehungen als würdiges Seitenstück zu Tom Brown's *Schooldays* gelten kann. Es fehlen aus der Charpentier'schen Ausgabe (Paris, 1888) von dem ersten Teile die Kapitel 8: *les yeux noirs*, S. 84, 9. *l'affaire Boucoyran*, 10. *les mauvais jours*, 11. *mon bon ami le maître d'armes*, 12. *l'anneau de fer*, 13. *les clefs de Mr. Viot*, und 14. *l'oncle Baptiste*, deren Inhalt sehr kurz auf 1½ Seiten in einem Résumé erledigt wird; ebenso ist im zweiten Teile bedeutend gekürzt. S. 110 gibt unter dem Titel: *Chez la mère Jacques* den Anfang von Kapitel V: *Coucou blanc et la dame du premier* bis 185 oben, dann gleich 186, und 188—191 fehlen wieder. Kapitel VI ist geblieben, dann aber VII—XIV wieder durch ein kurzes Résumé ersetzt, und vom XV. Kapitel fehlt die Einleitung. Die zu Anfang noch etwas reichlicheren Anmerkungen sind auf den späteren Seiten wesentlich beschränkt, der Schwerpunkt ist auf das bei 162 Seiten Text auf 65 Seiten ausgedehnte Wörterbuch gelegt, das zwar reichhaltiger ist, als das zu Malot, aber doch auch manches vermissen lässt: so *manécanterie* (110), *babarotte* (84), das freilich S. 14 erklärt ist, *parti à rire* (110), das hinten nicht erwähnt ist, während *affaire de temps* S. 30 unrichtig erklärt wird u. s. w. Übrigens gilt für eine Kritik derartiger Ausgaben Diderot's Wort (IV, 23): *c'est l'embarras permanent des commentateurs qui ne savent jamais et ne peuvent savoir exactement sur quoi le lecteur a besoin d'éclaircissement, et qui se trouvent toujours entre l'accusation de pédantisme et celle d'ignorance.*

Am wenigsten gefällt mir das 52. Bändchen: *Perles de la prose française pour jeunes demoiselles* par Chrét. Guil. Damour, welcher bei der Neubearbeitung von Schuster-Régnier eine Anzahl Prosastücke zusammengestellt hat, die zum Teil sehr unbedeutend und wenig „erbauend" sind, besonders in den kürzeren Stücken bis S. 57, welchen längere Abschnitte bis 152 folgen. Die Autoren, von welchen einige nicht verzeichnet sind, da die betreffenden Notizen beim Umzuge verlegt wurden, sind bewährte Schriftsteller; die letzte Geschichte *Le Malstroem* von Vuillet ist durch ein Versehen oben auf der S. 132 falsch bezeichnet. Fussnoten sind hier ganz weggelassen. Das *Vocabulaire presque complet* lässt nicht nur, während es einzelne Eigennamen bringt, viele im Text befindliche vermissen, z. B. Sibérie, Sion, Moscou etc., sondern auch Appellative, die hätten gegeben werden müssen; auf S. 22 u. 23 ist die alphabetische Anordnung ganz gestört. Trotzdem wird für gewisse Schulkreise auch diese Sammlung mit Erfolg benutzt werden können (vgl. *Neuphilologisches Centralblatt* 12, 1891, S. 376).

Sachs.

La guerre de 1870 par le Maréchal comte de Moltke. Für den Schulgebrauch im Auszuge herausgegeben von Dr. W. Kasten. I. Mit zwei Karten und einem Wörterbuche. Hannover, 1892. Carl Meyer (G. Prior).

Ein recht brauchbarer und bei der neuerdings angestrebten Richtung des Unterrichts ganz erwünschter Beitrag für die französische Schullektüre. Das Schriftchen wurde von Dr. Kasten im Auszug nach der Übersetzung, welche E. Jaeglé, professeur à l'école spéciale militaire de Saint-Cyr davon angefertigt hat, ediert. Es sind 76 Seiten mit einer Orientierungskarte, die Erzählung schliesst mit der Schlacht von Sedan. Anmerkungen sind nicht gegeben, wohl aber auch hier ein kurzes Wörterverzeichnis nebst Sacherklärungen, die sich meist auf Daten bei Personennamen beschränken; die Note bei *corps d'armée* ist wohl zu ausführlich. Geographische Namen sind nicht aufgenommen, obwohl vielfach das Verständnis dadurch erleichtert würde. Der Druck ist korrekt und sauber, die Ausstattung gut. Sachs.

Chénier, André. *Auswahl für die Prima der höheren Lehranstalten und zum Gebrauche in Universitätsseminaren*, herausgegeben von Dr. Oscar Schultz. Halle a. S., Max Niemeyer, 1891. 8. (XII, 78 S.) Preis: 1 Mark.

Es war ein glücklicher Gedanke, eine Auswahl der Gedichte A. Chénier's zum Schulgebrauche herauszugeben. Denn erstens ist die französische Poesie, mit Ausnahme der dramatischen, in neueren Schulausgaben fast gar nicht vertreten, und zweitens sind die Dichtungen Chénier's nicht nur in litterarischer, sondern auch in ethischer Beziehung von so hohem Werte, dass sie schon längst eine Berücksichtigung in der Schullektüre verdient hätten. Natürlich können die Werke dieses formgewandten, von hellenischem Geiste durchdrungenen Dichters erst auf der höchsten Stufe des Sprachunterrichtes mit Verständnis und Genuss gelesen werden. Dass in Hinsicht auf die sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten, die Chénier bietet, die Aufgabe seines Kommentators durchaus nicht leicht ist, versteht sich von selbst. Um zu sehen, wie sich der Herausgeber dieser Aufgabe entledigt hat, wollen wir die Einleitung, den Text und die Anmerkungen einer näheren Betrachtung unterziehen.

Die Einleitung enthält ein kurzes Lebensbild des Dichters (S. V—X) und eine ebensolche Charakteristik seiner Werke (S. X—XII). In jenes haben sich einige unrichtige Daten und sonstige Ungenauigkeiten eingeschlichen. Bei der Erwähnung der Reise nach der Schweiz und Italien (S. VI) hätte der Verfasser hinzufügen können, dass der Dichter auch Athen und Constantinopel, seine Geburtsstadt, besuchen wollte, dass er aber durch eine Krankheit, die ihn in Venedig befiel, gezwungen wurde, die auf zwei Jahre berechnete Reise vorzeitig zu unterbrechen und nach Paris zurückzukehren. Da diese Reise vom Jahre 1784 bis 1785 dauerte und Chénier schon im Dezember 1787 (nicht, wie der Verfasser schreibt, im Januar 1788) sich nach England begab, so soll es in dem Satze „Die folgende Zeit von 1784 bis 1788 gestaltete sich für André zu glücklichen Jahren geselliger Freuden, emsiger Arbeit und poetischen Schaffens“, statt „die Zeit von 1784 bis 1788“ heissen: „die Zeit von 1785—1787“. Ferner sagt der Verfasser S. VII: „In einer Elegie lässt er uns einen Blick in seine dichterische Werkstatt thun“, worauf er zwei Stellen aus der vermeintlichen Elegie anführt. Diese beiden Stellen finden sich aber nicht

in einer Elegie, sondern in einer Epistel, die der Verfasser S. 49—55 seines Buches abgedruckt hat, nämlich V. 89—92 und V. 127—132. Diese Epistel trägt hier die Überschrift „*à Le Brun*". Doch ist es nicht ausgemacht, ob Chénier dieselbe an seinen dichterischen Freund Le Brun oder an seinen liebsten Jugendfreund, den älteren De Pange gerichtet hat, da sie in seiner Handschrift keinen Titel trägt (vgl. Léo Joubert, *Poésies de André Chénier*. Paris, 1883, S. 242). Endlich steht auf S. IX aus Versehen „*Elegien an Fanny*" statt „*Oden an Fanny*".

Den der „Einleitung" folgenden Teil des Buches füllt der Text aus, der auf jeder Seite mit Fussnoten versehen ist. Die von dem Herausgeber ausgewählten Gedichte sind: 1) Die Idyllen *Le Mendiant, Le Malade, La Liberté, La jeune Tarentine,* und die Idyllenfragmente *Pannychis, Bacchus, A L'hirondelle, A la Santé* (S. 1—28); 2) 10 Elegien, 2 Episteln, das Gedicht „*Il n'est que d'être roi pour être heureux au monde*" und die Ode *A Fanny* (S. 29—57); 3) das Bruchstück „*Salut, ô belle nuit, étincelante et sombre*" aus dem grossen, aber unvollendeten Gedichte *L'Amérique*, der Hymnus „*à la Justice*", die Oden „*O mon esprit! au sein des cieux*", *A Charlotte Corday* und *La jeune Captive* (S. 58—73); 4) die Jamben „*Quand au mouton bêlant la sombre boucherie*" und „*Comme un dernier rayon, comme un dernier zéphyre*" (S. 74—78). Die von dem Herausgeber getroffene Wahl muss als eine sehr glückliche bezeichnet werden. Dies gilt ganz besonders von den zehn Elegien, welche uns durchweg wichtige Aufschlüsse über das äussere und innere Leben des Dichters geben. Der Referent vermisst nur die interessante Elegie, in welcher der Dichter, der im Begriffe ist, mit seinen Freunden Trudaine abzureisen, von seinen anderen Freunden De Pange, die in Paris zurückbleiben, herzlichen Abschied nimmt und ihnen Zweck, Ziel und Dauer seiner Reise auseinandersetzt. Als ein Stück Selbstbiographie sollte diese Elegie in keiner Sammlung von A. Chénier's Gedichten fehlen. Welche Ausgabe der Herausgeber seinem Texte zugrunde gelegt hat, sagt er nicht; es scheint aber, dass er die kritische Ausgabe von Becq de Fouquières 1881 und die schon oben angegebene von Léo Joubert nicht kennt, denn sonst hätte er an manchen Stellen, besonders in den Gedichten „*Le Malade*" und „*La Liberté*", statt der meist von Latouche herrührenden „Verbesserungen" die ursprünglichen Lesarten des Dichters gebracht.

Die Anmerkungen sind im grossen und ganzen musterhaft. Sie erklären alles Sachliche, so besonders die häufigen Anspielungen auf die alte Mythologie in völlig befriedigender Weise, in Bezug auf die Sprache beschränken sie sich aber mit richtigem Takt auf das wirklich Schwierige, wobei zu seltenen Wörtern und Redewendungen die deutsche Bedeutung, zu besonders verwickelten Konstruktionen der Sinn hinzugefügt wird. Da der Referent dem Büchlein eine baldige zweite Auflage wünscht, so erlaubt er sich an dieser Stelle einigen Bedenken, die in ihm beim Durchlesen der Anmerkungen aufgestiegen sind, Ausdruck zu geben. S. 1, 1. „Auch reimt er je zwei Alexandriner, ein Verfahren, in welchem ihm später Alfred de Vigny und V. Hugo folgen". Wurden vor A. Chénier nicht je zwei Alexandriner gereimt? — S. 8, 209. In dem Verse „*Toujours un vent glacé ne souffle point l'orage*" sieht der Verfasser *un vent glacé* als Accusativ an, „wie er sich auch noch bei Lafontaine und Voltaire dem Verbum vorangestellt findet". *Un vent glacé* ist aber ein ganz regelrechtes Subjekt, und der Vers ist zu übersetzen: „Nicht immer bringt uns ein eisiger Wind Gewitter". — S. 9, 235: *Va, sois heureux, dit-il, et te souviens de moi.* „Wenn zwei affirmative Imperative verbunden sind, wird bei dem zweiten nicht selten das Pronomen in tonloser Form vorangestellt". Es sollte doch darauf hingewiesen werden, dass nicht die

Verbindung zweier Imperative die Voranstellung der tonlosen Form des Objektspronomens veranlasst, sondern dass die Einleitung (im Afrz. auch ein Objekt oder Adverbiale, im Nfrz. nur *ne,* teilweise *et* und *ou)* diese Voranstellung ermöglicht, sodass „*et te souviens*“ sich ganz mit „*ne te souviens pas*“ deckt. — S. 16, 128. *Elle arrive: et bientôt arrivant sur ses pas, Haletante, de loin: Mon cher fils, tu vivras, Tu vivras.* Zu diesem *Haletante* bemerkt der Verfasser: „Die älteren Dichter verändern nicht selten das part-prés.“ *Haletante* ist aber hier kein eigentliches participe présent, sondern ein Verbaladjektiv, da man doch nicht *elle arrive haletant* sagen kann. Ebenso verhält es sich mit den anderen Stellen, auf welche der Verfasser hinweist, nämlich S. 29, 8 *Soit que parmi les choeurs de ces nymphes du Rhône La lune, sur les prés où son flambeau vous luit, Dansantes vous admire au retour de la nuit* oder gar S. 40, 9 *Oh! que n'ai-je entendu ces bondisantes eaux.* Höchstens könnte man mit dem Verfasser in folgender Stelle ein participe présent sehen: S. 32, 17 *Haletants vers le gain, les honneurs, la richesse.* — S. 22, 151. Der Verfasser interpungiert: *Oui, donne et sois maudit; car, si j'étais sage . . . Ces dons sont pour mon coeur d'un sinistre présage* und bemerkt hierzu: „*Si j'étais plus sage* . . .; zu ergänzen ist: so würde ich sie nicht annehmen“. Einfacher ist es, wenn man nach *sage* ein Komma setzt und die ganze Stelle als Anakoluth auffasst. — S. 44, 33. *Gardons d'en négliger la plus belle moitié;* „in der Prosa müsste es *gardons-nous* heissen“. Diese Bemerkung ist zu dürftig. Man sollte vielmehr sagen: „Während *se garder* nur mit *de* und Infinitiv verbunden wird, steht nach dem intransitiven *garder,* welches nach Littré die Bedeutung *prendre garde, avoir soin qu'une chose soit évitée* hat und allerdings meist bei den Dichtern des XVII. und XVIII. Jahrhunderts vorkommt, neben *de* und Infinitiv auch ein *que*-Satz, siehe S. 15, 105 *Non, garde que jamais elle soit informée*“. — S. 53, 109 *Tout ce que des Anglais la muse inculte et brave.* „Zwar nennt Voltaire noch Shakspeare einen „*sauvage ivre*“, doch muss man annehmen, dass unser Dichter hier „*inculte*“ mit lobendem Nebensinn gebraucht = frisch, ursprünglich“. Diese Annahme ist durchaus nicht zwingend. Im Gegenteil, aus den Aussprüchen Chénier's über die englische Litteratur folgt, dass er in seinen Ansichten über diese ganz mit Voltaire übereinstimmt. Vergl. des Referenten Programmaufsatz *André Chénier's Gedichte, ein Bild seines Lebens* (Troppau, 1892).

Ob alle der Erklärung bedürftigen Stellen auch wirklich erklärt wurden, ist eine rein subjektive Frage. Aber auf Einiges möchte doch der Referent aufmerksam machen. A. Chénier dürfte so ziemlich der letzte sein, der die Präposition *parmi* in der alten etymologischen Bedeutung „*par le milieu de, au milieu de, au sein de*“ mit einer Ergänzung im Singular gebraucht: S. 4, 93 *Il embrasse l'autel, s'assied parmi la cendre;* S. 17, 8 *Assieds-toi parmi l'herbe fleurie;* S. 24, 10 *parmi l'algue marine.* Siehe Littré und Sachs. Ferner ist erwähnenswert, dass in dem Verse S. 20, 89 *Vers leur mère en criant je les vois accourir* das gérondif *en criant* sich auf das Objekt *les* bezieht. Auf derselben Seite, V. 93—94, findet sich eine kühne anakoluthische Konstruktion: *Ceux-ci (les moutons) de mes tourments sont la cause importune. Deux fois, avec ennui, promenés chaque jour, Un maître soupçonneux nous attend au retour.* Hier ist *promenés* natürlich mit *nous* zu verbinden; während sich aber dem Sinne nach *promenés* nur auf das vorangehende *moutons* beziehen kann, schliesst sich in *nous* der Schäfer mit ein.

Wenn der Verfasser bei jeder passenden Gelegenheit Parallelstellen aus Homer, Vergil und Horaz zitiert, so hätten ihm auch die Anklänge

an ältere französische Schriftsteller, die ja unser Dichter ebenso eifrig las wie die griechischen und römischen Autoren, nicht entgehen sollen. Der Vers S. 33, 57 *Sert aux jeunes beautés de fable et de risée* erinnert z. B. sehr lebhaft an Molière's „*Vous êtes la fable et la risée de tout le monde*" (*L'Avare*, III, 5), und bei dem Verse S. 40, 18 *A pas lents agiter sa cloche au son d'argent* denkt man unwillkürlich an Lafontaine's *Le bœuf vient à pas lents* (*Fables*, X, 2).

Der Druck wurde nicht sorgfältig genug überwacht. Der Referent hat sich folgende Druckfehler angemerkt: S. 3 in der Note 55 „S. 40, V. 16" statt V. 17; S. 12, V. 331 nach *la première* fehlt das Komma; S. 14, V. 67 *fiancs* st. *flancs;* — V. 70 nach *encore* fehlt ein Komma; S. 19, V. 46 *rémède;* S. 20, V. 81 *Et* st. *Est* und *horribles* st. *horrible;* S. 27, Note zu 10 *les petites* st. *les petits;* S. 28, Note zu 19 *en fleurs* st. *en fleur;* S. 36, V. 22 *éméraudes;* S. 40, V. 13 *à* st. *a;* S. 45, V. 81 *l'opprobe* st. *l'opprobre;* S. 47, Note 2 st. 5; S. 47, Note 17 ogleich st. obgleich; S. 49, V. 16 *fût* st. *soit;* — V. 23 nach *Seine* fehlt ein Komma, desgl. S. 50, V. 16 nach *sein;* S. 52, V. 84 *fiots* st. *flots;* S. 53, V. 85 *lnstant* st. *instant;* S. 56, V. 25 *non* st. *mon;* S. 57, V. 60 *ambrosie* st. *ambroisie;* — V. 62 *qn'une* st. *qu'une;* S. 61, V. 26 *près* st. *prés.*

Troppau. J. Ellinger.

Octave Feuillet, *Le roman d'un jeune homme pauvre.* Im Auszug für den Schulgebrauch, wie zum Selbstunterricht, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von M[lle] Constance Courvoisier. Leipzig, W. Gerhard. 1892. 178 S. 8. Kart. mit Rotschnitt und runden Ecken. 1,50 M.

Eine Schulausgabe dieses geistvollen, fesselnden und sprachlich wie stilistisch so bildenden F.'schen Romans war längst ein Bedürfnis. Frl. Courvoisier (Lehrerin an der „Lehranstalt für erwachsene Töchter zur Ausbildung für das praktische Leben im kaufmännischen und gewerblichen Geschäftsbetriebe" zu Leipzig) hat es unternommen, einen Auszug für die Schule daraus herzustellen. Die Kürzung des Originals ist mit Geschicklichkeit durchgeführt; Abschnitte, die für den Klassenunterricht weniger geeignet schienen, sind gestrichen. Dabei ist der allgemeine innere Zusammenhang überall genügend gewahrt, sodass der gebotene Inhalt dem Leser als ein einheitliches Ganzes erscheinen dürfte. Die typographische Ausstattung des Bändchens ist tadellos und wäre geeignet, demselben viele Freunde zuzuführen, wenn sich andrerseits nicht mancherlei Bedenkliches gegen die Ausgabe geltend machte.

Wünschenswert, wenn auch nicht unbedingt erforderlich, wäre eine kurze Einleitung gewesen, in der die Lebensumstände und Geistesrichtung des so allgemein beliebten, Ende 1890 leider verstorbenen Schriftstellers, sowie der Kunstwert und die litterarhistorische Stellung des Romans hätten beleuchtet werden sollen. Auch würde sich Zeilenzählung für jede Seite empfohlen haben. Der Preis des Bändchens überschreitet die für eine Schulausgabe gebotenen Grenzen.

Alles dies könnte aber immerhin für Viele nicht bestimmend sein, von einer Einführung oder Empfehlung Abstand zu nehmen, wenn das Büchlein im übrigen den Forderungen entspräche, die man heutzutage an eine Schulausgabe stellt. Wirft man nämlich einen Blick auf die beigegebenen Anmerkungen, so möchte es scheinen, als ob die Herausgeberin niemals eine neuere Fachzeitschrift zu Gesicht be-

kommen hätte. Denn es ist in vorliegender Ausgabe keine Spur von den Fortschritten zu entdecken, zu denen die zahlreichen Besprechungen von Textausgaben und die umfassenden Erörterungen der leitenden Grundsätze für die Herausgeber geführt haben. Die Anmerkungen machen vielmehr den Eindruck, als ob sie vor mehreren Jahrzehnten erschienen wären.

Einerseits nämlich ist es für den Schulgebrauch verwerflich, die Anmerkungen und Vokabeln als Fussnoten unter dem Text zu bringen. Für's Selbststudium mag diese Anordnung zur Not gebilligt werden, eine für den Klassenunterricht bestimmte Ausgabe aber sollte die nötigen sprachlichen Erläuterungen und Wortbedeutungen getrennt bieten, sei es als Anhang in der Ausgabe selbst, oder — was noch empfehlenswerter erscheint — in besonderen Heftchen.

Andrerseits ist der Inhalt der Anmerkungen weit davon entfernt, den heutigen Ansprüchen zu genügen. Hier liegt eben die Schwäche des Buches. Frl. Courvoisier ist sich nicht klar darüber geworden, was in die Anmerkungen hinein gehört, und was nicht. Die überwiegende Mehrheit derselben enthält nichts als nackte Wortbedeutungen oder Übersetzungen und soll somit die Stelle eines Vokabulars ersetzen. Ob aber das Wörterbuch durch diese Fussnoten ganz entbehrlich wird, ist äusserst fraglich. Jedenfalls wird derjenige, welcher sich durch Selbstunterricht fördern will, sehr oft zum Wörterbuch greifen müssen. Dasselbe gilt von den Schülern der Oberklassen, für welche diese Ausgabe nach Form und Inhalt doch wohl nur bestimmt sein kann, wenngleich man sich bei Durchsicht der merkwürdigen Fussnoten unwillkürlich fragt, auf welchen Schülerkreis die Herausgeberin ihre Ausgabe zugeschnitten hat. Der Zögling einer lateinlosen Anstalt wird die Bedeutung einer ganzen Reihe von Vokabeln und Redewendungen vermissen, die sich der lateintreibende Schüler selbst erklären kann. Eine grosse Anzahl von Verdeutschungen sind zweifelsohne jedem Tertianer geläufig. Um allen Verhältnissen möglichst Rechnung zu tragen, würde Frl. Courvoisir also besser daran gethan haben, ein umfassendes alphabetisches Wörterbuch zu ihrem Auszuge herzustellen, natürlich unter Ausschluss allgemein bekannter Wörter. Unabhängig von diesem Vokabular hätte die Herausgeberin ein gesondertes Heftchen mit Anmerkungen bringen sollen, worin schwierige Wendungen zu erklären und solche sprachwissenschaftliche Erläuterungen aufzunehmen gewesen wären, die zu einem tieferen Eindringen in den Geist der Sprache oder des Textinhalts verhelfen. Von Bemerkungen dieser Art ist aber in den Fussnoten leider so gut wie garnichts zu entdecken. Was sich an Erklärungen von Ausdrücken vorfindet, ist meist ziemlich leichtfertig verdeutscht, hier und dort teilweise oder ganz in französischer Sprache erläutert, oft auch nur halb oder garnicht zutreffend. In sehr vielen Fällen hätte Besseres nahe gelegen. Auf die Grundbedeutung einzugehen, ist in zahlreichen freien Wiedergaben verschmäht worden. Französische Zeit- und Eigenschaftswörter finden sich sehr oft unnötigerweise durch Hauptwörter, letztere bisweilen durch Zeit- oder Eigenschaftswörter verdeutscht. In manchen Fällen bedarf es einer gewissen Findigkeit, um zu erraten, was die Herausgeberin hat ausdrücken wollen. Einige solch störender Erklärungsversuche mögen hier wörtlich folgen. 3,1 (Seite 3, Anm. 1): *répugnance obstinée* = mit sich täglich steigerndem Widerwillen. 4,2: *dévorer gaiement l'espace* = in rasender Eile dahinstürzen (wörtliche Erklärung fehlt). 5,4: *maladie noire* Schwermut — melancholisch. 13,3: *se crisper*

— krampfhaft legen (Grundbedeutung?). 14,8: *englouti* gestürzt. 15,5; *régler les affaires de la succession* = Regelung der Erbschaft. 15,11: *espérances exagérées* = sanguinische Hoffnungen (warum das Fremdwort?). Zu 17,1 liest man: *la liberté grande — prendre la liberté:* sich die Freiheit nehmen; ich bin so frei — Sie zu bitten; *je prends la liberté grande de:* ich nehme mir die übergrosse Freiheit (das Eigenschaftswort nach dem Hauptwort, um mehr Nachdruck zu geben[1]); *prendre des libertés:* sich Freiheiten herausnehmen. 17,2: Zu *j'ai mal auguré de cette réserve* heisst es: als böses Zeichen gelten, Unheil verkündend, schlechte Vorbedeutung; *de bon augure:* günstig; *un augure, s. m.*: ein Zeichendeuter, lateinisch *Augur*. 18,2: *jabot* wird erklärt als: Busenstreif, Kropf von Vögeln; keine dieser beiden Verdeutschungen passt zur Übersetzung des französischen *le diamant héréditaire au jabot;* vielmehr war die ganze Stelle zu berücksichtigen und etwa auf folgende Weise wiederzugeben: den angeerbten Diamanten unterm Halse (oder: auf der Brust). 19,4: *un gentilhomme à la torture,* ein Edelmann auf der Folter: eine Höllenpein ausstehen. 19,8: *à titre amical et officieux,* als Freund gefällig (statt: aus Freundschaft und Gefälligkeit). 43,8: *espionnage:* auskundschaften. 44,7: *le rigorisme* oder *ne pouvoir se résoudre à:* ich vermochte es nicht über mich — Rigorismus, allzugrosse Sitten- oder Glaubensstrenge. 51,7: *foudres légales* Blitzstrahlen des Gesetzes. 64,6: *battre le parquet avec impatience* vor Ungeduld das Parkett stampfen. 87,7 lautet: *Conan le Tort ou Tors (fém. torse), anc. p. p. v. tordre:* drehen; syn. v. *tordu (bouche torse ou tordue); tort, fém. torte, adj. popul.:* verdreht, schief, missgestaltet; *Conan Ier fils de Juhel Bérenger, comte de Rennes, prit le titre de comte de Bretagne en 952; il périt dans une bataille en 992.* Ich denke, diese Proben werden genügen, um die Tonart der Anmerkungen anzudeuten; es liessen sich ähnliche zu Hunderten verzeichnen. Seltsamer Weise ist das französische Wort des Textes in der Fussnote bald wiederholt, bald fehlt es. Warum zwischen den gegebenen Bedeutungen desselben Wortes oder Ausdrucks bald ein Gedankenstrich, bald ein Komma, Strichpunkt oder Doppelpunkt steht, ist schwer ersichtlich. Ganz auffallend zahlreich sind die Synonyma und Wortfamilien, die das Steckenpferd der Herausgeberin zu sein scheinen. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit zieht sie verwandte Bedeutungen eines vorkommenden Wortes als sogenannte „Synonyma“ heran, stellt aber in den seltensten Fällen die Unterschiede genügend fest, bringt somit auch in dieser Hinsicht herzlich wenig Brauchbares. So lautet 59,6: *grêle,* syn. v. *mince, délié, exigu:* dünn, schlank, hager — grell von der Stimme. Für *sérénité* werden 169,2 drei Verdeutschungen: „Ruhe, Zufriedenheit, Frieden“ gegeben, ohne dass der Grundbedeutung „Heiterkeit“, die hier den Sinn durchaus trifft, gedacht wäre. Ähnliche derartige Unebenheiten kommen in Hülle und Fülle vor. Hier und da bringt die Herausgeberin auch die Aussprache einiger Wörter; warum aber verzichtet sie auf die kleine Mühe, alle Klippen der Aussprache warnend zu verzeichnen. Also auch hier ist ihre Leistung Stückwerk. Das Deutsch der Herausgeberin ist vielfach von zweifelhafter Färbung. So liesst man 39,1: vor eine**m** Gerichtshof gehören; 47,7: die Reste**r** meiner Mahlzeit; 73,4: *berlingot* = Halb-Berline**r** (wohl im Gegensatz zum Vollblut-Berliner, wird der Unkundige denken, während von einer

[1]) Nach meiner Meinung hat Feuillet das Adj. *grande* absichtlich hinter das Sbst. *liberté* gesetzt, um dadurch die formelhafte Sprechweise des alten, ehrwürdigen Notars Laubépin zu kennzeichnen.

Halb-Berline, einem zweisitzigen Reisewagen, die Rede ist) u. s. w. Auch mit der Übersetzung einiger lateinischer Stellen hat Frl. Courvoisier wenig Glück gehabt; so überträgt sie 31,1: *castaneæ molles et pressi copia lactis* durch: eine Handvoll Kastanien und ein Glas Milch. 26,2 heisst es: *aurea mediocritas = heureuse médiocrité:* glücklicher Wohlstand; man sollte fast annehmen, Frl. Courvoisier habe nicht gewusst, dass die deutsche Sprache in der stehenden Wortverbindung „goldene Mitte, Mittelstrasse, goldener Mittelstand" eine wörtliche Übersetzung des Zitats aus Horaz (Carmina II, Ode 10,2) besitzt; jedenfalls hätte das Wort *aurea* nicht schlechthin durch *heureuse* und „glücklich" erklärt werden sollen.

Zum Schluss noch einiges Typographische. In den Fussnoten ist in Wörtern wie *cœur, œil* u. a. m. das verschleifte *œ* in unfranzösischer Weise getrennt als *oe* gedruckt. Diese Unregelmässigkeit findet sich nirgendwo im Texte selbst, der dem französischen Original sorgfältig nachgedruckt ist. Auf Rechnung des Originals wird auch der altertümliche Bindestrich zwischen *très* und folgendem Adjektiv oder Adverb zu setzen sein. Im Jahre 1858, als die erste Auflage des Romans erschien, war der Bindestrich hinter *très* noch allgemein üblich, heute aber halten nur wenige französische Schriftsteller mehr an demselben fest, weshalb er auch aus den Schulausgaben zu verbannen ist.

Es ist lebhaft zu bedauern, dass bei den Opfern, die der Verleger gebracht hat, so wenig Brauchbares herausgekommen ist: der französische Text lässt sich verwerten, die Fussnoten aber wären besser ungeschrieben geblieben.

M. Gladbach. R. KRON.

Boileau Despréaux, Nicolas, *L'Art Poëtique,* ein Lehrgedicht in vier Gesängen. Zum Schul- und Privatgebrauch mit Noten versehen von Dr. Wilhelm Ulrich. Leipzig, August Neumann, 1892. 4 und 58 S. kl. 8.

Es fehlt zwar nicht an gutem Lesestoff für die obersten Klassen höherer Schulen, aber dennoch wird vorliegende handliche und saubere Ausgabe von Boileau's berühmtem Meisterwerk den lateintreibenden höheren Lehranstalten willkommen sein. Der Herausgeber hat den Text nach den besten Quellen zusammengestellt und die Rechtschreibung, welche in den älteren französischen Ausgaben nicht immer übereinstimmt, den heute gültigen orthographischen Festsetzungen angepasst. Für alle jetzt ungewöhnlichen oder veralteten Wörter, Ausdrücke und grammatikalischen Eigenheiten des französischen Kunstrichters sind in den „Noten zur Erleichterung des Verständnisses", welche dem Text als Anhang beigegeben werden, die entsprechenden heute gebräuchlichen Äquivalente kurz aber treffend angegeben. Diese „Noten" dienen in der That dazu, das Verständnis des Gelesenen zu erleichtern. Sie bringen in inhaltreicher Kürze nur sachlich Notwendiges, ohne gelehrtes Beiwerk. Die im Text genannten Dichter und sonstigen Persönlichkeiten sind in den „Noten" berücksichtigt, wodurch ein tieferes Eindringen des Lesers in die französische Litteratur wesentlich erleichtert wird. Von den Parallelstellen in Horazen's *Ars poetica* hat der Herausgeber nur solche angeführt, die den Einfluss kennzeichnen, welchen der unsterbliche alte Römer auf die ästhetischen Grundsätze des französischen Nachahmers ausübte. Jedem der vier Gesänge schickt

Ulrich eine knappe Inhaltsangabe voraus. Eine kurze Einleitung gibt ein anschauliches Bild vom Leben und Wirken des französischen *législateur du Parnasse*. Die äussere Ausstattung lässt nichts zu wünschen; der Druck ist fehlerfrei, recht sauber und leserlich; für schwache Augen wären vielleicht etwas grössere Typen wünschenswert gewesen. Der Herausgeber hat sich alle Fachgenossen zu Dank verpflichtet durch diesen schätzenswerten Beitrag zur Schullitteratur.

R. Kron.

Voltaire, *Le siècle de Louis XIV.* Im Auszuge herausgegeben von Ad. Mager. Heft I Text, Heft II Anmerkungen. Leipzig, 1891. A. Neumann. Heft I, 117, Heft II, 17 S. M. 1.80.

Ohne Zweifel ist der Teil des Voltaire'schen Geschichtswerkes, den Mager hier bietet, eine genussreiche, Geist und Phantasie des Schülers anregende Lektüre. Nach einer einfachen, leicht fasslich geschriebenen Einleitung folgen die Kapitel 3—10 des *siècle de Louis XIV.*, die, ich möchte fast sagen, ein dramatisch abgerundetes Ganze bilden. Der Text ist frei von Anmerkungen, mit Zeilenzählung versehen. Der Druck entspricht den Anforderungen der Schule. Druckfehler habe ich bemerkt in Heft I S. 25, 28, 48, 52, 58, 59, 64, 72, 84, 89, 92, 97, 101, 114, 117. In Heft II S. 11, 14, 17, 19.

Die Behauptung Mager's, Voltaire's *siècle* sei eine Hauptquelle für die Geschichte jener Zeit, wird nicht jedem Historiker einleuchten.

Die Anmerkungen sind mehr sachlicher als sprachlicher Natur. Überflüssig sind die Noten zu 1/15, 2/14, 5/18, 6/1, 6/2, 8/2 und 109/32 und einige Wiederholungen, nicht ganz der Wahrheit entsprechend die Anmerkungen zu S. 12/30, 25/1 und 111/26.

Ernst Dannheisser.

Breitinger, *Die französischen Klassiker.* Zürich, 1892. Schulthess. 99 Seiten M. 1,20.

Die Beliebtheit des vorliegenden Werkchens wird schon durch die Thatsache bezeugt, dass es bereits die 5. Auflage erlebt. Wie ein Vergleich mit der mir ebenfalls vorliegenden 2. Auflage 1879 ergibt, sind sich die 4 letzten Auflagen vollständig gleich geblieben, selbst die Zusätze zu den Noten sind in der neuen Ausgabe nicht der Arbeit selbst eingefügt worden. Das Werk des nun verstorbenen Verfassers ist für die oberen Klassen bestimmt. Wenn sich nun gegen den litterarhistorischen Unterricht an den Mittelschulen überhaupt Bedenken geltend machen lassen, so ist hier noch im speziellen zu bemerken, dass es vollständig verwerflich ist, Litteraturgeschichte auf dem unnatürlichen Wege der Übersetzung zu lehren. Und wie einseitig abstrakt ist diese Phraseologie! Zu Vorträgen aber dürften litterarische Anekdoten und dürre Inhaltsangabe kaum die geeigneten Stoffe sein. Was die Charakteristiken anlangt, so gehen dieselben sehr häufig weit über die Sphäre der Mittelschule hinaus. Hettner, den Breitinger zwar nur einmal zitiert, aber dafür um so eifriger ausschreibt, hat doch wahrlich nicht für Primanerköpfe geschrieben. Die Inhaltsangaben sind ganz und gar nicht anmutend. Ausserdem vermissen wir manches, was in einem also angelegten Buche stehen müsste. Corneille's Werke schliessen mit dem Menteur ab, während Molière ungleich besser bedacht ist. Ganz fehlen

Diderot, Sévigné, Larochefoucault, Bossuet, Marivaux, Buffon. Voltaire's Stellung zu Shakespeare ist einseitig gezeichnet. Übertrieben ist auch, was Breitinger an Übersetzungskunst verlangt. Zwar tritt das Bestreben des Verfassers hervor, Hettner's hier und da zu feuilletonistischer Schrullenhaftigkeit neigendes Deutsch dem Übersetzer durch Weglassungen annehmbarer zu machen — doch würde die sauberste Übersetzung so mancher Partieen kein originelles Französisch ergeben. In den Anmerkungen erweisst sich Breitinger als einen gediegenen Kenner des Neufranzösischen. Nur hätte ich vom pädagogischen Standpunkte aus nicht selten einfachere Ausdrücke gewünscht, auch im deutschen Texte. Grammatikalische stilistische Anmerkungen fehlen gänzlich. Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen. Nur möchte ich entschieden dagegen protestieren, dass das wiederholt auftretende „belieben" als Übersetzung von *faire agréer* deutsch sei.

Im ganzen kann ich das Buch nur denen empfehlen, welche sich zu einem Lehrerinnen-Examen vorbereiten wollen.

ERNST DANNHEISSER.

Daudet, Alphonse, *Rose et Ninette.* Paris, 1892. Libr. Flammarion.

Mit allgemeinem Jubel wurde in dem freireligiösen Frankreich die mühsam errungene Freiheit der Ehescheidung begrüsst. Wie einst die Nonnen, nachdem die Reformation sie ihrem geistlichen Kerker entrissen hatte, scharenweis zum Traualtare strömten, so eilten die bisher unlösbar an einander Gefesselten zum Gerichtsamte, um von ihren Ketten sich frei zu machen. Die Ehescheidung, oft aus nichtigen, ja unsittlichen Gründen, wurde zu einer Modesache, während die streng-kirchlichen Kreise nach wie vor nur eine Trennung, nicht eine Scheidung des ehelichen Zusammenlebens für erlaubt hielten. Die Missstände und Widersprüche, welche der plötzliche Übergang vom Alten zum Neuen notwendigerweise mit sich bringt, untersucht der berühmte Romancier mit scharfer Sonde. — Ein Vaudevilledichter, Régis de Fagan, hat sich von seiner koketten, niedrig berechnenden Gattin getrennt, wobei er edelmütigerweise die Schuld auf sich nimmt. Mit echt väterlicher Liebe sorgt er für seine beiden Töchter, Rose und Ninette, die er nach gerichtlicher Bestimmung nur 2 mal im Monate bei sich sehen darf. Aber die Wiederverheiratung der früheren Gemahlin an einen Präfekten in Ajaccio und die dadurch notwendig gemachte Trennung von seinen Töchtern, der nachteilige Einfluss der Mutter und endlich die Heirat der älteren Tochter reissen sein Andenken aus den Herzen der beiden Kinder. Als die Nachrichten, welche er von seinen fernen Töchtern aus Korsika erhält, kürzer und seltener werden, eilt der zärtlich besorgte Vater selbst in strengem Inkognito nach der korsischen Hauptstadt. Des Tags über verbirgt er sich in seinem Zimmer, um im Abenddunkel kurze Zeit mit seinen Kindern zusammen sein zu können. Doch kann seine Neugierde dem Verlangen nicht widerstehen, unter dem Schutze einer Maske seine älteste Tochter im Glanze eines grossen Balles in der Präfektur zu sehen. Trotz der Verhüllung wird er erkannt. Als er nach stürmischer Seefahrt mit schwer zermartertem Herzen in Paris wieder ankommt, verkünden die Journale — seine geistige Umnachtung, denn die ruchlose Gattin hat jene abenteuerliche Teilnahme des unglücklichen Fagan an dem Balle in der Präfectur benutzen wollen, um ihn durch diese boshafte Erfindung wirklich in die Nacht des Wahnsinns zu stürzen. Eine lange, schwere Krankheit ist die Folge dieses bösen Streiches. Treu

wird Fagan von seiner Wirthin, M[me] Hullin, gepflegt, die, selbst plötzlich zur Witwe geworden, doch aus religiösen Bedenken sich nicht zu einem Ehebunde mit dem ihr teuren Fagan entschliessen mag. Die Töchter, welche mit der Mutter nach Paris zurückgekehrt sind, wo die Hochzeit der älteren stattfinden soll, lassen den kranken Vater längere Zeit allein, als sie endlich kommen, weigern sie sich, mit der Pflegerin, die sie für Fagan's Maitresse halten und von der sie Nachteile für die Erbschaft fürchten, zusammen in der väterlichen Wohnung zu weilen. Der schwer gekränkte Vater rafft sich zu dem energischen Entschlusse auf, seine ungeratenen Kinder aus dem Hause zu weisen, aber er sorgt noch für die standesgemässe Mitgift der älteren und will auch der Hochzeit beiwohnen. Selbst eine letzte Unterredung mit der ehemaligen Gattin scheut er nicht. Körperlich und geistig gebrochen, seiner Kinder beraubt, steht er nun allein da. Die Kinder, meint Daudet, sind das schwerste Hindernis der Ehescheidung.

Die etwas aufdringliche Tendenz des Romans, gegen die gesetzliche Scheidung eines kirchlich geweihten Lebensbundes anzukämpfen, mögen wir nicht billigen. So wahr es auch ist, dass die Liebe zu den Kindern den geschiedenen Gatten an den Ketten festhält, die er zu brechen sucht, so tief und meisterlich auch Daudet die Seelenqual des unglücklichen Vaters zu schildern weiss, so hat er doch einen Ausnahmefall, nicht die Regel uns vorgeführt. Nicht jeder Vater besitzt neben der Liebe soviel Schwäche, wie Fagan, nicht jede Mutter übt einen Einfluss, wie seine ehemalige Gattin, nicht alle Töchter sind so gemütsleer, wie Rose und Ninette! Auch stösst der geschiedene Gatte, der von neuem Liebe begehrt, nicht stets auf Bedenken, wie sie M[me] Hullin entgegensetzt. Wer für die Unauflösbarkeit der Ehe, die, wo die Herzen von einander gelöst sind, zum sittlichen Vergehen wird und nur eine Entschuldigung für den Ehebruch bietet, einzutreten wagt, arbeitet den schlimmsten Ausartungen des kirchlichen Despotismus in die Hände. Wir bedauern daher, dass der freie Geist eines Daudet, um des litterarischen Effektes willen, sich zum Anwalt eines glücklicherweise beseitigten Missbrauchs macht. Im übrigen erkennen wir seine psychologische und formale Meisterschaft auch in diesem Romane wieder.

R. MAHRENHOLTZ.

Zola, Emile, *La Débâcle,* Paris, Charpentier 1892.

Der grosse Romanzyklus des fruchtbaren Pariser Schriftstellers Les Rougon Macquart nähert sich seinem Abschluss. Als vorletztes Werk desselben hat Zola den deutsch-französischen Krieg (1870) in den Kreis der Zeit- und Sittenschilderung des 2ten Kaiserreiches gezogen. Hier war für einen Franzosen der Grundsatz, realistisch treu, ohne Antipathie und Sympathie zu schildern und die von Generation zu Generation sich steigernde Verderbnis der französischen Gesellschaft nachzuweisen, eine besonders schwierige. Zola hat diese Aufgabe so trefflich gelöst, wie man es von einem französischen Schriftsteller erwarten kann. Man hat ihm den Vorwurf nicht erspart, dass er zwar die Schicksale einer französ. Heeresabteilung bis ins kleinste verfolge, aber von dem siegreichen Feinde wenig berichte. Wie aber sollte er es anders machen, um dem Zorne der Chauvinisten zu entgehen und der treuen Wahrheit nichts zu vergeben? Ist ihm doch schon von einem journalistischen Kollegen vorgehalten worden, dass er die Armee der verhassten Prussiens als ein Muster der Ordnung und Zucht schildre, während er die mangelnde Oberleitung

und die kopflose Verwirrung des französischen Heeres in scharfen Zügen charakterisiere. Seine treffende Antwort, er habe die thatsächlichen Verhältnisse so darstellen müssen, wie sie gewesen, würde den Groll derer nicht entwaffnen, die noch heute die Erfolge der deutschen Waffen dem Verrate und der Übermacht zuschreiben, wenn er nicht vorsichtigerweise die Vorzüge deutscher Disziplin mehr erraten liesse, als ausdrücklich hervorhebe. Hat er doch überdies den chauvinistischen Gefühlen in einzelnen Fällen Rechnung zu tragen gesucht. So ist die Schilderung der äusseren Erscheinung König Wilhelm's fast absichtliche Karikatur, und die Beschuldigung, man habe die in Sedan gefangen genommene Armee darben lassen und noch verhöhnt, eine Verleumdung. Aber demgegenüber verschweigt er die Schäden der französischen Staats- und Heeresleitung ebensowenig. Der Kaiser ist in seiner Ohnmacht und körperlichen Schwäche ein Bild des Mitleides; die Generäle handeln planlos und ohne Übereinstimmung, sie wissen nichts von den Bewegungen der einzelner Heeresteile, ihnen fehlt die Kenntnis des eignen Landes. Bei den Bauern erkundigen sie sich, wo sie ständen, welche Flüsse in der Nähe seien. Man hat den Korps-Kommandeuren zwar Karten von Deutschland, aber nicht von Frankreich mitgegeben. Den Soldaten fehlt es an Lebensmitteln und Bekleidungsgegenständen, sie müssen oft retirieren, hin- und herziehen, ohne den Feind gesehen zu haben, Misstrauen in die Fähigkeit ihrer Offiziere muss ihre Tapferkeit lähmen. Da Zola nur die Leiden einer Korporalschaft schildert, so ist sein Buch zwar reich an wohl gelungenen, scharf abgerundeten Skizzen des Lagerlebens, der anstrengenden Märsche, der Freibeutereien und Zuchtlosigkeiten, daneben an Zügen von kameradschaftlicher Hingebung und aufopfernder Vaterlandsliebe, aber die grossen Katastrophen spiegeln sich nur unvollkommen in den Kleinmalereien wieder. Mit dem Tage von Sedan und dem Sturze des Kaiserreiches bricht in der Hauptsache seine Darstellung ab, die weiteren Ereignisse des Krieges werden nur kurz angedeutet.

Zola hütet sich, das Napoleonische Regiment allein für alles verantwortlich zu machen. Sein Grundgedanke ist: die Gesellschaft des 2ten Kaiserreiches war innerlich korrumpiert und verfault, zum Absterben reif. Sie musste daher im Kampfe mit einer gesunderen, kräftigeren Lebensform zu Grunde gehen. Das Gefühl des unglücklichen Ausganges der Waffenentscheidung haben gerade die besten Elemente des Heeres und sprechen es, unbekümmert um die Prahlereien einzelner Maulhelden, aus. Auch der krankhaft gesteigerte Patriotismus der Volksklasse verfällt der Degeneration, der Ausartung in niedre Gemeinheit und tierische Brutalität. Ein preussischer Spion wird von einer Anzahl Hallunken, unter Mitwirkung seiner französischen Geliebten, geschlachtet wie ein Schwein, ein Gauner sucht zugleich den Patrioten zu spielen, indem er verdorbenes Fleisch an die Feinde verkauft. Die Schäden des sittlichen Lebens der französischen Gesellschaft finden in diesem vorwiegend kriegsgeschichtlichen Romane nur wenig Raum. Eine Ehebruchsszene in wiederholter Auflage ist das einzige, woran das Zartgefühl Anstoss nehmen könnte. Im ganzen dürfen wir Deutsche dem französischen Schriftsteller für die wahrheitstreue Schilderung des eignen Volkes und Landes nur dankbar sein.

R. Mahrenholtz.

Miszellen.

Seit kaum mehr als 30 Jahren ist das Gebiet von Nizza bis zur Roja bei Ventimiglia von den italienischen Königen als Ersatz für die Anstrengungen, welche Napoleon III. zur Befreiung der Lombardei von der österreichischen Herrschaft machte, an Frankreich abgetreten — und doch macht nicht nur das jetzige Nice ausser dem ältesten Stadtteile am linken Ufer des wasserarmen Paillon und dem Hafen von Limpia oder Lympia, östlich vom Schlossberge, einen ganz französischen Eindruck, und Strassen- wie Familiennamen auf den Firmenschildern sind fast alle französisch, sondern auch die Mehrzahl der besseren Bevölkerung in der Stadt bedient sich der französischen Sprache im Umgange. Wie weit das als Luftkurort den Mittelpunkt für alle Arten von Sport bildende internationale Nizza, das besonders im Karneval als eine Art Faubourg von Paris dient, französisch geworden ist, zeigen vor allem auch seine Theater. Von diesen gibt das prächtig ausgestattete Grand Théâtre (Massimo Teatro oder Teatro municipale) nahe am Meere, dessen letztjähriger Direktor Gunsbourg wegen seiner Leitung heftig angegriffen wurde, ein reichhaltiges Opernrepertoir von französischen, italienischen und deutschen Komponisten, doch alle in französischer Sprache und zu echten Pariser Preisen; *Richard III.* und *Les Troyens* haben sogar hier ihre erste Aufführung erlebt. Das Casino Municipal bringt nicht nur echt parisische Lustspiele und Vaudevilles wie das auch in Deutschland unter dem Namen *Madame Bonivard* bekannte lustige Stück von Alexandre Bisson und Antony Mars, „*Les surprises du divorce*", „*Madame a ses brevets*" von Vallebrègue u. a., sondern auch französische Opern und Operetten, wie *La Périchole* von Offenbach, *La Princesse de Trébizonde*, *La Mascotte* von Audran neben *Boccace* u. a. nicht in Frankreich geschriebenen Musikwerken heitern Genres. In dem Palais de la Jetée, welches nach Art der englischen Piers weit in das blaue Meer hinausgebaut ist, spielen zwar bei Tage italienische Musikanten, spanische Studenten und französische Künstler ihre Weisen; abends aber werden in dem im reichsten orientalischen Stile ausgestatteten Konzert- und Theatersaale französische Dramen, französische und italienische Opern und Operetten aufgeführt, von denen z. B. der *Bravo von Salvayre* hier seine Feuertaufe erhalten hat.

Das sonst meist als Café chantant dienende Eldorado Niçois gab mit grossem Beifall eine hier zum ersten Male aufgeführte Parodie-Bouffonnerie mit speziellen Anspielungen auf nizzardische Verhältnisse: *Otez-l'eau du Paillon* von Chambery, frei nach dem Verdi'schen Otello, dessen Name jenes Homonym darstellen soll — und die Hauptpersonen der 2 Tableaux: *Du danger de perdre son mouchoir* und *A. E. J. O. U. ou la Vertu reconnue* sind, etwas frei nach Shakspeare, Tetel, *charbonnier*

auvergnat, seine Gattin Dédée, *jeune blanchisseuse*, Goya [Jago], *ouvrier zingueur*, Cassis, *ouvrier vitrier* etc.

Das Théâtre français aber in der Rue de l'Hôtel des Postes, welches Stücke wie *l'Etrangère, les Danicheffs, Froufrou, La Closerie des Genêts* etc. brachte, hat in der Charwoche sich an eine Aufführung gewagt, die zwar ihrer Originalität und der unzureichenden Kräfte wegen allerhand abfällige Urteile erfuhr, aber doch wie das Oberammergauer Passionspiel grosse Beachtung verdiente und pekuniären Erfolg errang. Im engern Anschlusse an das alte *Mystère de la Passion* von Arnoul Greban, 1452 (ed. Dinand G. Paris und G. Raynaud 1878), welches die 1398 zusammengetretene *Confrérie de la Passion* oftmals an 4 Tagen hintereinander aufführte, war eine italienische Passion verfasst worden, welche etwa 6 Jahre lang in Nizza von der im Teatro Risso auftretenden Truppe de Ricci und Griffoni mit Beifall gegeben war. Eine französische Bearbeitung derselben von Maximilien Comer und Philippe Casimir wurde zuerst in Nizza aufgeführt: „*adaptation et démarquage très fidèle des mystères moyen-âgeux*“ wie eine Rezension in der *Vie Mondaine* (26./3. 1891) sagt, in welcher Fräulein Andrini die Rolle der Maria Magdalena darstellte, während ihre Vorgängerin am Théâtre français nach Paris gegangen war, um dort in den Bruchstücken einer Passion von Haraucourt im Théâtre d'Application dieselbe Partie zu spielen. Der Beifall, welchen das Stück trotz seiner Mängel und der zum Teil höchst unzureichenden Darstellung fand, erweckte aufs neue die Vorstellungen der italienischen Truppe (jetzt im Casino Municipal), in welcher de Ricci als Jesus durch das Pathetische seines ganzen Wesens den auf der französischen Bühne dieselbe Rolle darstellenden Laugier bei weitem übertraf. Es wird interessant sein, den Theaterzettel dieser letzten Aufführung, auf welchem die 2 Sprachen in eigentümlicher Weise gemischt erscheinen, zu lesen: *La Passion, drame biblique en 7 Tableaux. propriété absolue de la Troupe de Ricci et Griffoni et écrit spécialement pour elle telle qu'elle fut représentée à Paris, le Vendredi-Saint, pendant tout le 14ᵉ siècle par la Société des Bourgeois appelée la Confrérie de la Passion. Costumes historiques d'une parfaite exactitude . . — Division du Spectacle.* 1. Tableau: *Coena Domini.* 2. Tableau: *Le tribunal de Caiffas* (sic, in italienischer Form). 3. Tableau: *Jardin de Gethsemani. Arrestation de Jésus.* 4. Tableau: *Le prétoire de Pilatte* (sic). *La flagellation. Ecce homo. Condamnation de Jésus.* 5. Tableau: *La route du Calvaire. Jésus tombant sous le poids de la Croix.* 6. Tableau: *Sur le Golgotha. Mort de Jésus. La descente de la Croix* (beides nach Rubens). *Grand cortège au Sépulcre.* 7. Tableau: *La Résurrection. Grande apothéose finale avec éclairage électrique.* Eingeleitet wurde das Stück durch eine Ouverture *Scènes alsaciennes* von Massenet und die Ouverture zum *Pardon de Ploermel* (Dinorah) von Meyerbeer, während die Zwischenakte von einzelnen Stücken aus Rossini's *Stabat Mater* und dem Chopin'schen Trauermarsche ausgefüllt wurden. Die Personen sind folgende: Gesù Nazareno, Giovanni, Pietro, Giuda, Giacomo, Caiffas; Pilato; Nicodemo, scriba; Misandro, capo legionario; Centurione; Longino; Marco; — Maria; Madalena; Veronica; Anichela; Gemini; Sara; Betzabea; — Nizech, Gisma, Disma, Barabbay, Paggio, Angelo, Apôtres, peuple juif, légionnaires, soldats romains (sic). — — Trotz der vielen französischen Stellen auf dem Zettel wurde in italienischer Sprache gespielt. Das Journal *La Vie à Nice et à Monaco* (31./3. 1891) sagt von der französischen Vorstellung: *Cette tentative a réussi, même auprès de beaucoup de sceptiques . . ., ce drame ne donne pas aux attaques plus de prises que les autres manifestations de l'art, la peinture, par exemple, quand elle essaie de faire*

revivre les temps bibliques. Doch verschweigt die oben erwähnte Rezension in der *Vie Mondaine* nicht, dass *malgré les soins apportés par M. Duriez et par M Laugier à la reconstitution de ce mystère, l'effet produit a été moindre qu'on ne s'y attendait. Certaines tirades ridicules qui ne choquaient qu'à demi dans le texte italien, généralement peu ou mal compris, deviennent, dans la traduction française, absolument ridicules et intolérables. Certains personnages épisodiques qui étaient auparavant simplement odieux, sont maintenant grotesques. Les non-sens historiques qui émaillent la pièce, les anachronismes flagrants auxquels on s'expose dans la mise en scène d'une époque et d'un pays peu connus — on ne prenait pas garde à tout cela, tant qu'on avait devant soi des comédiens de foire, qui jouaient cette grande machine tout naivement, avec une foi et une ardeur qui sauvent tout et font passer sur bien des choses .....* Übrigens wurde die Passion in ihrem französischen Gewande auch um dieselbe Zeit im Cercle des Etrangers von Montecarlo gegeben, das trotz seines italienischen Namens wie Mentone jetzt auch ganz französischen Charakter angenommen hat (daher auch neben Montecarlo oft, z. B. am Billetschalter in Nizza und sonst, Montécarlo geschrieben).

Die oben erwähnte Truppe Griffoni spielt sonst in dem einzigen italienischen Theater Nizzas, dem am Boulevard Risso, nahe dem Hafen gelegenen Teatro Garibaldi, wo Donnerstag, Sonnabend und Sonntag italienische Dramen, wie z. B. *La giocatrice di carte, Il Mercante di Diamanti* oder *L'Uomo della fronte spaccata* und andere Rührstücke vor einem sich meistens aus der Bevölkerung von Ostnizza rekrutierenden, für solche Sachen begeisterten Publikum vorgetragen werden: So hat auch die einst vollständig italienische Geburtsstadt Garibaldi's[1]) jetzt nur noch eine einzige Zeitung, die im Idiome Dantes veröffentlicht wird: *Il Pensiero di Nizza, giornale politico, scientifico e letterario,* das seit 20 Jahren alle Tage, ausser an Festtagen, erscheint. Daneben veröffentlicht Nizza, in dessen Cafés, Restaurants und Bierstuben, ausser. wo man echtes deutsches Bier schenkt, überall meist französisch gesprochen wird, eine für die Stadt von etwas über 77000 Einwohnern ziemlich anständige Zahl von französischen Blättern, wenn man bedenkt, dass doch auch eine Masse Pariser Zeitungen und illustrierter Blätter (besonders *Figaro, Gil Blas, Petit Journal. XIXe Siècle, Temps, Matin),* wie einige Marseiller Journale auf der Strasse von fliegenden Händlern und in den Kiosks verkauft werden. Es sind neben den in englischer Sprache erscheinenden *„Swiss and Nice Times“* und *„The Nice Gazette“:* 1. *Le Petit Niçois, Journal républicain quotidien,* seit 1879 (5 centimes); 2. *L'Eclaireur de Nice,* seit 1882 (5 c.); 3. *Le Phare du Littoral, Courrier quotidien de Nice et des Alpes Maritimes,* seit 1863 (5 c.); 4. *La Vie de Nice et de Monaco, Journal mondain, littéraire et artistique.* seit 1891 (25 c.); 5. *La Vie Mondaine, Journal du Highlife,* seit 1873, alle Donnerstage erscheinend (25 c.); 6. *Le Monde Elégant;* 7. *Le Moniteur des Etrangers,* seit 1875 (25 c.); 8. *La Colonie étrangère;* 9. *Les petites affiches du Département des Alpes Maritimes,* dreimal wöchentlich, seit 1871. Dazu kommen noch *Le Journal de Monaco, Journal hebdomadaire politique, littéraire et artistique,* seit 1857; *La Rive d'or, Journal de Monte-Carlo* und der seit 1870

[1]) Wer über Nizzas Geschichte näheren Nachweis wünscht, dem empfehlen wir: *Notice historique sur Nice,* Paris. 1879; *Guide-Touriste de Nice à Monaco et Menton; Nice-Express, guide pratique de Nice,* wie auch Dr. Onimus *l'Hiver dans les Alpes Maritimes,* 1891; ebenso für Beschaffung einschlägiger Litteratur die *Librairie classique* von J. Barma *(Nice, Boulevard du Pont-Vieux).*

täglich veröffentlichte *Courrier de Cannes*. Für den verhältnismässig unbedeutenden Leserkreis derjenigen, welche den nizzardischen Dialekt verstehen, kommt seit 1887 jeden Sonnabend ein Blatt *Lou Ficanas* in Nissa heraus, von dessen Sprache wir zum Schluss aus der Nummer vom 5. April 1891 eine kleine Probe geben wollen:

Caro Ficanas, la mieu premiera visita, en remeten lu pen su lou souol benedit de la nouostra Nissa, es a vou che veni la faire. D'abor avan d'entrà en couversassion permetès — a un vouostre viei amic — de saludà lu vouostre letour e li vouostri aimabli letrissi. D'afaire personali m'han retengut doui an — doui siècle per jeu — luen de Nissa, achela bella villa, che m'ha donat lou giou. Ma s'èri esoartat, lou mieu couor battia per ela, lou mieu pensié vagabondava tougiou su li sponda dou Paglion. —

Es war ein eigentümliches Zusammentreffen, dass, als ich von Marseille nach Nizza mit einem Pariser Deputierten zusammenfuhr, der sich wunderte, wie ich in einem längeren Gespräche mit ihm von altfranzösischer Poesie mehr kannte, als er jemals davon vernommen hatte, da er ja meinte, das wäre nur eine Sache für Spezialisten und von untergeordneter Bedeutung — er mich mit Begeisterung auf Soulary aufmerksam machte — und nach wenigen Tagen las ich die Nachricht vom Tode dieses *„poète charmant, d'une verve un peu brève, d'un style un peu flottant, mais d'une émotion sincère et pénétrante"*. Joseph-Marie, genannt Joséphin Soulary, wurde als Sohn eines Kaufmanns, der aus Genua stammte, 1815 in Lyon geboren. Seine ersten dichterischen Versuche zeichnete er als *„Soulary, grenadier"*, da er sehr jung in das 48. Linienregiment getreten war. Später war er Beamter in den Bureaus der Rhone-Präfektur und verliess Lyon nie mehr; aber sein Ruf drang weit über die Grenzen seiner Vaterstadt. Als der Landsmann der *belle cordière*, Louise Labé, seine *Sonnets humoristiques* veröffentlicht hatte, die wegen ihrer Formvollendung und zarten Anmut allgemein bewundert wurden, machten ihn Sainte-Beuve und Jules Janin in weiteren Kreisen bekannt. Auf dieses Hauptwerk, dessen vorzüglichstes Gedicht *„Les deux Cortèges"* ist, folgten *„A travers champs", les Cinq Cordes du luth, les Ephémères, les Figulines, le Rêve, l'Escarpolette*, und während des Krieges 1870 verschiedene patriotische Gedichte, z. B. *Joli mois de mai, Cantique du roi Guillaume, Pendant l'Invasion* etc. Er erreichte ein Alter von 76 Jahren.

Brandenburg, im April 1891. SACHS.

Verein für das Studium der neueren Sprachen zu Hamburg-Altona.

Bericht über das Vereinsjahr 1891/92. a. Sommersemester 1891. Die Lektüre von Tasso's *La Gerusalemme liberata* wurde fortgesetzt. Wie im voraufgehenden Semester unterstützte Herr G. Galvagni, nunmehr Leiter der Scuola Italiana, Anscharplatz 2, zu Hamburg, den Verein beim Vorlesen, wie beim Übersetzen des Textes. Neben der Lektüre wurden folgende Vorträge gehalten: Prof. Dr. Wendt: *Über das britische Kolonialreich.* Prof. Dr. Fels: *Über die englischen Wörterbücher von Flügel und Muret.*

b. Wintersemester 1891/92. Es wurde Neugriechisch gelesen. Die Texte wurden der Chrestomathie von A. Vlachos entnommen. Einige Griechen beteiligten sich bei der Lektüre und gaben bereitwilligst

Auskunft über neugriechische Aussprache und Grammatik. An die Lektüre schloss sich ein Vortrag des Herrn Prof. Dr. Richard an: *Über den griechischen Freiheitskrieg.* Prof. Dr. Rambeau sprach über seine *Studien und Erlebnisse bei den Bretonen in Morbihan.* Prof. Dr. Wendt über *Die gelehrten Berufsarten in England.*

Der Verein zählte im verflossenen Jahre 45 Mitglieder. An den Sitzungen nahmen mehrere Gäste, im Winter namentlich Altphilologen teil.

Vorsitzender im Vorstand war im Sommer: Prof. Dr. Wendt, im Winter Dr. G. Hahn.

Im Lesezirkel wurden neu angeschafft: *Punch, Review of Reviews, Rivista Illustrata.*

Im nächsten Semester soll wieder Neugriechisch gelesen werden (Rhangavi, *Die Hochzeit des Kutrulis).* Daneben werden Vorträge aus dem Gebiete der romanischen und germanischen Philologie gehalten werden. Vorsitzender im Vorstande ist wieder Dr. G. Hahn.

Thesen

zu dem Vortrage[1]) des Prof. Dr. A. Rambeau (Hamburg) über *Die offiziellen Anforderungen in bezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen und die realen Verhältnisse* am fünften deutschen Neuphilologentage in Berlin zu Pfingsten 1892.

1 Es ist zu wünschen, dass die Vorschriften für das *examen pro facultate docendi*, das die Befähigung für den französischen und englischen Unterricht in den mittleren und unteren Klassen erweisen soll, ein wenig verändert werden, und zwar scheint es mir notwendig, dass, da die bez. Kandidaten in den Klassen unterrichten sollen, in denen das Lesen und Sprechen der fremden Sprache weit wichtiger als alles andere ist, von ihnen ohne Einschränkung und Ersatz fliessendes, korrektes Lesen, eine gute Aussprache und eine vollkommen ausreichende Sprechfertigkeit verlangt, aber dafür die übrigen Bedingungen für die Bestehung eines solchen Examens bedeutend ermässigt werden.

2. Es ist zu wünschen, dass die Phonetik mit ausschliesslicher Berücksichtigung der Laute der Muttersprache und der Fremdsprache, für die sich der Kandidat gemeldet hat, weil sie die sicherste Grundlage einer guten Aussprache und einer befriedigenden Sprechfertigkeit bildet, ein obligatorischer Prüfungsgegenstand im *examen p. f. d.* sowohl für den Unterricht in den oberen als für den in den mittleren und unteren Klassen werde.

3. Die Behörden sind dringend zu ersuchen, dass sie den Unterricht im Französischen und Englischen, besonders in den unteren Klassen, vorzugsweise Neuphilologen und nie klassischen Philologen, Mathematikern und anderen ohne Lehrbefähigung für diese Fächer anvertrauen;

4. ferner, dass sie den Lehrern der neueren Sprachen gestatten, die vorgeschriebene Anzahl der Korrekturen vor allem in den unteren und mittleren Klassen zu vermindern.

5. Die Studenten der neueren Sprachen sollten auf jeder Universität Gelegenheit finden und in geeigneten Vorlesungen und Seminarübungen die nötige Anleitung dazu erhalten, sich eine gründliche

---

[1]) Dieser Vortrag ist als Aufsatz in den *Phonetischen Studien* (Elwert, Marburg, 1892) B. VI, H. 1 veröffentlicht worden.

theoretische Kenntnis der Phonetik zu erwerben und eine gute Aussprache und, soweit dies in der Heimat möglich ist, eine genügende Sprechfertigkeit zu erlangen oder zu bewahren.

6. Die Einrichtung der zwei Probejahre ist von geringem Nutzen und eher schädlich für die weitere Entwickelung der jungen Neuphilologen. Die Behörden sind daher dringend zu ersuchen, dass sie diesen Kandidaten gestatten, die lange Probezeit zu unterbrechen oder abzukürzen und dafür $1-1^1/_2$ Jahr im Auslande zu verweilen und, wenn es ihnen möglich ist, dort als Lehrer zu wirken — ohne Nachteil für ihre definitive Anstellung und ihr künftiges Avancement in der Heimat.

7. Die Unterrichtsministerien der deutschen Staaten sind dringend zu bitten, dafür Sorge zu tragen, dass ihnen die nötigen Geldmittel zur Verfügung stehen, um Studenten, Kandidaten und jungen Lehrern der neueren Sprachen ohne feste Anstellung Stipendien zur Vervollständigung ihrer Studien im Auslande zu gewähren;

8. ferner, dass den festangestellten Lehrern, die ihre Sprechfertigkeit und ihre Kenntnis der Realien durch einen längern Aufenthalt im fremden Volke auffrischen und sich auf diese Weise für ihren Unterricht leistungsfähiger machen wollen, ein halbjähriger Urlaub ohne Schwierigkeit bewilligt und die mit beträchtlichen Kosten verknüpfte Ausführung ihres Vorhabens auch in pekuniärer Hinsicht möglichst erleichtert werde.

9—12. Es ist im Interesse der Schule und der Wissenschaft zu wünschen, dass den Universitätslehrern der romanischen und englischen Philologie, deren hohe Verdienste sowohl um die Wissenschaft als auch um die Entwicklung des neusprachlichen Uuterrichts in der Schule wir alle mit aufrichtiger Dankbarkeit anerkennen, eine bedeutende Entlastung durch Arbeitsteilung und Gründung neuer Professuren zu teil werde.

9. Es ist schon längst als notwendig erkannt worden und mag hier noch einmal als notwendig bezeichnet werden, dass die Lehrstühle für romanische und englische Philologie an jeder Universität getrennt sind, und dass nicht das eine Fach einem Privatdozenten oder einem ausserordentlichen Professor überlassen wird.

10. Es scheint mir durchaus notwendig, dass die romanische und englische Philologie an jeder Universität je 2, eventuell 3 Professuren aufzuweisen hat: 1) eine Professur vorzugsweise für die älteren und ältesten französischen, resp. englischen Sprachstufen und Litteraturepochen; 2) eine andere vorzugsweise für die gegenwärtige französische, resp. englische Sprache, auch für die lebenden Dialekte und für die neue und neueste Litteratur; eventuell 3) eine dritte für die übrigen romanischen Sprachen neben der französischen, resp. für die übrigen germanischen Sprachen neben der englischen, abgesehen von der deutschen Sprache, die ja stets durch besondere Lehrstühle bedacht ist.

11. Sehr wünschenswert ist an jeder Universität eine Professur für Phonetik mit eingehender Behandlung des deutschen, englischen und französischen Lautsystems, wie auch eine Professur für vergleichende Litteraturgeschichte besonders der germanischen und romanischen Völker.

12. Es ist zu wünschen, dass neben den Privatdozenten auch solche Philologen, die längere Zeit in der Schulpraxis thätig gewesen sind, bei der Besetzung neuer oder vakanter Professuren für lebende Sprachen an den Universitäten mehr, als es üblich zu sein scheint, Berücksichtigung finden.

13. Es ist wünschenswert, dass das Lektorenwesen entweder ganz abgeschafft oder einer gründlichen Reform unterzogen werde.

Novitätenverzeichnis.

Bibliographie théâtrale. (Année 1891.) In-8⁰ oblong, 129 p. Paris, imp. Morris. [Extrait de l'Annuaire 1891-1892 de la Société des auteurs et compositeurs dramatiques.]

Catalogue de la bibliothèque Saint-Michel de Montauban. In-8⁰, 60 pages, Montauban, Forestié.

Catalogue de la bibliothèque catholique de Pau. In-8⁰, 128 pages. Pau, impr. Vignancour.

Catalogue général de la librairie française. Continuation de l'ouvrage d'Otto Lorenz. T. 12. (Période de 1886 à 1890.) Rédigé par D. Jordell. 3ᵉ fascicule: Guérin-Meylan. In-8⁰ à 2 col., pages 481 à 720. Paris, lib. Per Lam.

Durrieu, P. Notes sur quelques manuscrits français ou d'origine française conservés dans des bibliothèques d'Allemagne. In-8⁰, 31 p. Nogent-le-Rotrou, imprim. Daupeley-Gouverneur. Paris. (Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (année 1892, p. 115 à 143.)

Claudin, A. Les Origines de l'imprimerie à Salins en Franche-Comté (1484-1485). In-8⁰, 24 p. Paris, Claudin. (Extrait du Bulletin du bibliophile.)

Delisle, L, Essai sur l'imprimerie et la librairie à Caen de 1480 à 1550, discours prononcé le 4 décembre 1890, à la séance annuelle de la Société des antiquaires de Normandie. In-8⁰, 49 p. et planche. Caen, Delesques. 1891. [Extrait du Bulletin de la Société des antiquaires de Normandie (t. 15).]

Fournier, M. Les Statuts et Privilèges des universités françaises depuis leur fondation jusqu'en 1789, ouvrage publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et du conseil général des Facultés de Caen. T. 3. Première partie: Moyen âge; Universités d'Aix, Nantes, Dôle, Besançon, Poligny, Caen, Poitiers, Bordeaux, Valence, Bourges, studium de Briançon et supplément général. Grand in-4⁰ à 2 col., VII-761 p. Paris, Larose et Forcel. 50 fr.

L'Echo français. Revue politique, littéraire et scientifique. Französische Zeitschrift für Deutsche [zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken]. Red.: Dr. Erwin Hoenncher. 1. Jahrg. April 1892—März 1893. 52 Nr. (B.) hoch 4. Zittau, Pahl.

Barth, A. Laut und Formenlehre des Waldensischen. Dissertation Bonn. 38 S. 8⁰.

Bregerol, E. Dictionnaire étymologique de la langue française, contenant les racines, les dérivés, toutes les étymologies certaines et l'indication des étymologies douteuses. In-32 à 2 col., XI-819 p. Paris, Garnier frères.

Bescherelle aîné. Nouveau Dictionnaire classique de la langue française. Livraisons 13 à 177. (Fin.) In-8⁰ à 2 col., pages 97 à 1415, avec grav. et cartes. Paris, Garnier frères. (L'ouvrage a été publié en 177 livraisons à 10 cent.)

Capeller, G. Die wichtigsten aus dem Griechischen gebildeten Wörter (mots savants) der französischen und englischen Sprache, zusammengestellt und étymologisch erklärt. Teil IV. Progr. Gumbinnen. 19 S. 4⁰.

Daussy, H. L'Eau, étude philologique. In-8⁰, 152 pages. Amiens, impr. Jeunet. (1891.)

Devaux, l'abbé A. Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen âge; par l'abbé A. Devaux. In-8⁰, XXII-524 p. et carte. Paris, Welter. [Extrait du Bulletin de l'Académie delphinale (4⁰ série, t. 5).]

Du Pasquier, C. Un point de la physiologie du langage. In 8⁰, 11 p. Paris, impr. Hennuyer. [Extrait des Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris (4⁰ série).]

Emans, O. Über das Verbe pronominal. Progr. Köln. 10 S. 4⁰.

Franzen, M. Über den Sprachgebrauch. Jean Rotrou's. Progr. Rheinbach. 41 S. 4⁰.

Godefroy, F. Dictionnaire de l'ancienne langue française et de tous ses dialectes du IXᵉ au XVᵉ siècle. Fascicule 69. (Tant-Tineil.) In-4⁰ à 3 col., pages 641 à 720. Paris, Bouillon.

Halbout, J. F. Grammatica theorica e pratica da lingua franceza. 7ᵃ *edição,* correcta e melhorada. 2 vol. In-18 jésus. Tomo 1: Theoria, XII-348 p.; tomo 2: Pratica, 216 p. Paris, Garnier. 1893.

Hatzfeld, A., A. Darmesteter, A. Thomas. Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIIᵉ siècle jusqu'à nos jours. Fascicule 7. In-8⁰ à 2 col., pages 465 à 544. Paris, Delagrave.

Hendrych, J. Stellung des französischen Adjektivs. Progr. Görz. 77 S. 8⁰.

Hübner, H. Syntaktische Studien über den bestimmten Artihel bei Eigennamen im Alt- und Neufranzösischen. Dissertation Kiel. 149 S. 8⁰.

Kraft, P. Konjugationswechsel im Neufranzösischen von 1500 bis 1800 nach Zeugnissen von Grammatiken. Dissertation Marburg. 51 S. 4⁰.

Laveaux, J. C. et Marty Laveaux. Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française; par J. Ch. Laveaux. 5ᵉ *édition,* revue d'après le Dictionnaire de l'Académie et les travaux philologiques les plus récents, par Ch. Marty-Laveaux. In-8⁰ à 2 col., 736 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 5 fr.

Lindströn, P. E. Anmärkningar till de obetonade vokalernas bortfall i några nordfranska ortnamen. Dissertation Upsala. 67 S. 8⁰.

Pelloux, L. Etymologie du mot «Forcalquier». In-8⁰, 12 p. Digne, Chaspoul, Constans et Vᵉ Barbaroux.

Scharschmidt, Emil. Estienne Pasquier's Thätigkeit auf dem Gebiete der französischen Sprachgeschichte und Grammatik. Progr. gr. 4. (34 S.) Bautzen. Leipzig, G. Fock.

Stappers, H. Dictionnaire synoptique d'étymologie française, donnant la dérivation des mots usuels classés sous leur racine commune et en divers groupes. 2ᵉ *édition,* revue et augmentée. In-12, 972 p. Paris, Larousse.

Strohmeyer, F. Über verschiedene Funktionen des altfranzösischen Relativsatzes. Berliner Dissertation.

Zander, E. Recherches sur l'emploi de l'article dans le français du XVI[e] siècle comparé aux antres époques de la langue. Dissertation, Lund. Hj. Möller's Universitäts-Buchhandlung. 49 S. 4⁰.

Eichthal, E. d'. Du rythme dans la versification française. In-18 jésus, 61 pages. Paris, Lemerre.

Souza, R. de. Questions de métrique. Le Rythme poétique. In-16, 310 pages. Paris, librairie Perrin et C[e].

Sully-Prudhomme. Réflexions sur l'art des vers. In-16, 91 p. Paris, Lemerre. 2 fr.

Wulff, Fr. Von der Rolle des Accentes in der Versbildung. II. Französische Verse. [Aus: Skandinavisches Archiv I.]

Petit Système métrique; par F. P. B. Cours moyen. Deuxième partie. In-18, IV-72 p. avec fig. Paris. Poussielgue. (1891.)

Renaudin, J. L. C. et A Charpentier. Le Système métrique démontré en action. Quatre cents exercices simples et faciles, à l'usage du cours élémentaire. 16[e] édition. In-18, 72 p. avec fig. Paris, Larousse. 40 cent.

Abrégé de la Grammaire française, ou Extrait de la Grammaire française, approuvé par le conseil de l'instruction publique: par F. P. B. In-18, 76 p. Paris, Poussielgue frères.

Augé, C. Grammaire enfantine (premier livre de grammaire). Livre de l'élève. In-12, 96 p. avec 100 grav. Paris, Larousse. 50 cent.

— —. Troisième Livre de grammaire. Livre de l'élève. In-12, 408 p. avec 120 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.

Badré, A. Le Premier Livre de composition française, à l'usage des classes élémentaires, etc. Livre du maître. 5[e] édition. In-12, 144 p. Paris, Nouvelle Librairie classique, scientifique et littéraire.

Barreau, H. Cours élémentaire de grammaire française, rédigé conformément aux programmes officiels, et renfermant deux cent cinquante-trois exercices variés pour les élèves de la première année et deux cent cinquante-trois autres exercices complètement distincts des premiers et destinés aux élèves de la seconde année. In-8⁰ à 2 col., 119 pages. Paris, Guérin et C[e].

Berthet, J. La Composition française à l'examen de Saint-Cyr. In-16, VIII-182 p. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr.

Beyer, Fr. u. *Passy, P.* Elementarbuch des gesprochenen Französisch. Cöthen, Otto Schulze. 8⁰.

Beyer, Franz. Ergänzungsheft zu Beyer-Passy, Elementarbuch des gesprochenen Französisch. Cöthen, Otto Schulze. VIII, 104 S. 8⁰.

Bieling de Lunebourg, l'abbé. Orthographe d'usage. Tableau des moyens mécaniques pour faciliter aux enfants l'orthographe qui ne dépend pas des règles de la grammaire. 2[e] édition. In-18 jésus, 16 p. Paris, Poussielgue.

Boerner, Otto. Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch zum Lehrbuch der französischen Sprache. Gr. 8⁰. (IV, 131 S.) Leipzig, B. G. Teubner. Geb. in Leinw. Mk. 1.45.

Brachet, A. et J. Dussouchet. Grammaire française complète, rédigée conformément aux programmes de l'enseignement secondaire moderne etc. 4[e] édition. In-16, 447 p. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr.

Breymann, H. und *H. Moeller.* Französisches Übungsbuch f. Gymnasien. 1. Tl. gr. 8⁰. (X, 239 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilung für Schulbücher. Geb. Mk. 3.80.

Breymann, Dr., Herm. Ergänzungen zum französischen Unterrichte an Gymnasien m. besond. Berücksicht. d. Latein. Anh. zu den in Gymnasien verwendeten franz. Grammatiken. gr. 8⁰. (VI, 29 S.) München, R. Oldenbourg. Mk. 0.60.

Buchner's Lehrmittel für den französischen Unterricht v. Wilh. Scheffler, Geo. Stern u. Albr. Reum. Französisches Übungsbuch für die Unterstufe von Albr. Reum. 8⁰. (VIII, 155 S.) München, C. C. Buchner Verl. Mk. 2.

Cours d'analyse grammaticale et logique et Exercices d'analyse et de synthèse grammaticales: par F. P. B. «Livre du maître.» In-12, XII-204 pages. Paris, Poussielgue.

Déapé, V. M. Le second cours de grammaire. 8. (274 S.) Strassburg i/E., Strassburger Druckerei und Verlagsanstalt. kart. Mk. 2.50.

Delavenne, H. Grammaire de la langue française. Exercices élémentaires. Partie de l'élève. 12ᵉ édition. In-16, 300 p. Paris et Lille, lib. Lefort. Paris, lib. Baltenweck.

— —. Grammaire de la langue française. «Grammaire complète.» 23ᵉ *édition.* In-8, VI-270 pages. Paris, Lefort; libr. Baltenweck. 1 fr. 50.

Duplessis, A. Grammaire-Lexique de la langue française. Cours moyen. In-16, 128 p. avec grav. en noir et en coul. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr.

Exercices orthographiques. Cours de 1ʳᵉ année, mis en rapport avec l'extrait de la Grammaire des Frères des écoles chrétiennes; par F. P. B. «Livre de l'élève.» In-18, jésus, 134 pages. Paris, Poussielgue.

Eléments de la langue française. Grammaire française. «Cours moyen et supérieur»; par F. P. B. et F. I. C. In-18, IV-216 p. Paris, Poussielgue frères. (1891.)

Feller, Louis. De la ponctuation française. Aperçu à l'usage des classes supérieures des écoles allemandes. 12⁰. (31 S.) L., B. G. Teubner. Mk. —.30.

Fetter, Joh. La troisième et la quatrième année de grammaire française. 2. éd. gr. 8⁰. (VI, 73 S.) Wien, Bermann & Altmann. Mk. —.65.

— —. Lehrgang der französischen Sprache. 1. und 2. Thl. 4. Aufl. gr. 8⁰. (V, 211 S.) Ebd. Mk. 1.80.

Fiedler, das Verhalten der französischen Sprache zur lateinischen. Ein Leitfaden für den Gymnasialunterricht in der französischen Sprache. 3. Aufl., durchgesehen u. verm. v. F. Denervaud. 8. (52 S.) L., W. Violet. Mk. —.75.

Fischer, Hugo. Übungsstücke zu Kühn, kleine franz. Schulgrammatik. Unterstufe. 8⁰. (VI, 88 S.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Mk. —.80

Gantner, Max. Französische Konversation im Anschluss an die Elementargrammatik. gr.8⁰. (X, 155 S.) Passau, M. Waldbauer. Mk. 2.

Georg, L. Elementar-Grammatik der französischen Sprache mit stufenweise eingelegten Sprechübungen. 15. Aufl. 8. (XII, 344 S.) Coppet, Vᵛᵉ E. Muller-Darier. Mk. 2.80.

Goué, E. L'Orthographe par l'image. Cours gradué de langue française, destiné aux classes enfantines et aux cours élémentaires des écoles primaires. Livre du maître. In-12, 234 pages avec 350 grav. Paris, Larousse. 1 fr. 50.

Hano, Eug. Anleitung zur Erlernung der französischen Umgangssprache auf Grund der Anschauung. gr. 8. (IV, 101 S. mit 4 Bildern.) Frankfurt a. M., C. Jügel's Verl. Mk. 1.20.

Hertel, Osk. Le oder la? Allseitig zuverlässige französische Genusregel. gr. 16. (32 S.) Bromberg, O. Hertel Mk. —.60.

Jesionek, Hieronim. Französische Formenlehre in Tabellen. 4. Auflage. Lex.-8 (36 S.) Augsburg, M. Rieger. Mk. 1.20.

Journal d'une petite écolière. Méthode de composition française aussi agréable qu'utile et répondant au nouveau programme du certificat d'études primaires. In-8⁰, VI-298 p. Paris, impr. Chamerot et Renouard. 2 fr. 25.

Larive et Fleury. Recueil de dictées correspondant à la 2ᵉ année de grammaire. Cours supérieur (de onze à treize ans). Livre du maître. In-12, 292 pages. Paris, Colin et Cᵉ.

— —. Recueil de dictées correspondant à la deuxième année de grammaire (deux cents dictées, orthographe grammaticale, orthographe d'usage). Cours supérieur (de onze à treize ans). «Livre de l'élève.» In-12, 138 p. Paris, Colin et Cᵉ.

Leclair, L. et Fraiche. Grammaire de la langue française ramenée aux principes les plus simples. Exercices français en rapport avec la Grammaire complète. 35ᵉ *édition*, contenant un appendice sur la composition et la dérivation des mots. In-12, 246 pages. Paris, Belin frères.

Leçons de langue française; par F. I. C. Cours supérieur. «Livre de l'élève.» In-18 jésus, 346 p. Paris, Poussielgue.

Livre (le) unique pour l'enseignement du français; par Un groupe d'instituteurs. Accompagné de sept cent trente six exercices, et suivi d'une récapitulation générale des règles de la grammaire et d'exercices sur l'ortographe d'usage. In-18 jésus, 420 p. avec figures. Paris, Delaplane. (1891.)

Marie, Mᵐᵉ. Premiers éléments de grammaire, pour les commençants. Petit in 8⁰, 35 pages. Paris, May et Motteroz.

Ohlert, A. Französisches Lehrbuch für die Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten. gr. 8. (VI, 215 S.) Hannover, C. Meyer. Mk. 1.60.

— —. Lese- und Lehrbuch der französischen Sprache für die Unterstufe. gr. 8. (VI, 78 S.) Ebd. —.60.

— —. Schulgrammatik der französischen Sprache. gr. 8. (VII, 163 S.) Ebd. Mk. 1.20.

Pareille V. Traité d'orthographe (nouvelle méthode). Première partie: Cours supérieur, à l'usage des écoles primaires etc. Petit in-16, 58 p. Paris. Delagrave.

Passy, P. Le français parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée. 3. éd. 8. (VIII, 122 S.) Leipzig, O. R. Reisland. Mk. 1.80.

Plattner, Ph. Elementarbuch der französischen Sprache. 3 Aufl. gr. 8. (VIII, 264 S.) Karlsruhe. J. Bielefeld's Verl. Mk. 1.80.

— —. Vorstufe für das Elementarbuch der französischen Sprache. 3. Aufl. gr. 8. (32 S.) Ebd. Mk. —.30.

Plœtz-Kares. Kurzer Lehrgang der französischen Sprache Elementarbuch. Verf. von Dr. Gust. Plœtz. 2. Aufl. gr. 8. XII, 196 S. Berlin, F. A. Herbig. Mk. 1.40.

— —. Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Sprachlehre. Auf Grund der Schulgrammatik von Dr. Karl Plœtz. 3. Aufl. gr. 8⁰. (XVI, 119 S.) Berlin, F. A. Herbig. Mk. 1.

— —. Dasselbe. Übungsbuch. Verf. von Dr. Gustav Plœtz. 1. Heft. [Abschluss der Formenlehre.] 3. Aufl. gr. 8. (VIII, 108 S.) Ebd. Mk. 1.

Plœtz, K. Schulgrammatik der französischen Sprache. Für Mädchen-

schulen umgearb. v. DD. Otto Kares u. Gust. Plœtz. 4. Aufl. gr. 8. (XVI, 407 u. Anh. 38 S.) Berlin, F. A. Herbig. Mk. 2.80.

Reuter, M. 75 Stücke zur Einübung französischer Sprachregeln; für mittlere Klassen zusammengestellt. 2. Aufl. 8⁰. (III, 76 S.) Stuttgart, J. Roth. Mk. —.50.

Rossmann, Ph. & F. Schmidt. Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Anschauung. 2. Aufl. gr. 8. (IX, 262 S. m. Abbildgn.) Bielefeld, Velhagen & Klasing. Geb. Mk. 2.40.

Strassberger, A. Französische Sprachschule zum Gebrauche für Handels- und gewerbliche Fachschulen sowie zum Selbstunterrichte. 1. Jahreskurs. gr. 8. (98 S.) Frankenberg i/S., C. G. Rossberg. kart. Mk. 1.20.

Teichmann, B. Praktische Methode für die französische Sprache. 8. (177 S.) Erfurt, H. Güther. Mk. 3.

— —. Dasselbe. Anh. Die Aussprache d. Französ. f. den Selbstunterricht. 8. (16 S.) Ebd. Mk. —.50.

Wiesner, C. Französisches Vokabularium im Anschluss an das Lateinische für die oberen und mittleren Klassen von höheren Schulen. 3. Aufl. 16. (IV, 96 S.) Berlin, L. Simion. kart. Mk. —.80.

Wild, S. Elementargrammatik der französischen Sprache, mit zusammenhängenden Übungsstücken, für deutsche Schulen bearbeitet. 1. Band. 2. verb. Aufl. gr. 8⁰. (VII, 176 S.) Basel, R. Reich.

Bretschneider, H. Kurzgefasste französische Synonymik mit erläuternden Satzbeispielen. 8. (35 S.) Leipzig, Renger. Mk. —.40.

Recueil des synonymes français par un ancien professeur de l'université de France, académicien et médecin. 4. éd. gr. 8. (120 S.) Meiningen, Keyssner. Mk. 1.80.

Bahlsen, L. Der französische Unterricht nach den Grundsätzen der Reformer. Dargestellt unter Berücksichtigung der neuesten ministeriellen Verfügung. Progr. Berlin. 36 S. 4⁰.

— —. Der französische Sprachunterricht im neuen Kurs. gr. 8. (66. S.) Berlin, R. Gærtner. Mk. 1.40.

Bergér, H. Der französische Unterricht mit besonderer Rücksicht auf die Anforderungen der Reformbestrebungen. Ein theoretisch-praktischer Beitrag. 8. (IV, 65 S. m. 1 Tab.) Hanau, G. M. Alberti. Mk. —.80.

Choiral, F. La Phonographie. Méthode phonosynthétique de lecture, d'écriture et d'orthographe, à l'usage des écoles maternelles et des classes élémentaires. Premier livret (Orthographe phonique). Partie du maître. In-18, XII-92 p. Paris, Dentu. (1891.)

Engelcke, K. Zur Methode des französischen Unterrichts auf der Unterstufe. Progr. Flensburg. 14 S. 4⁰.

Gazier, A. Traité d'explication française, ou Méthode pour expliquer littéralement les auteurs français. 5ᵉ *édition*. In-12, XII-218 pages. Paris, Belin frères.

Ispert, R. Der französische Unterricht an der höheren Bürgerschule. Progr. Magdeburg. 15 S. 4⁰.

Keller, J. Die Grenzen der Übersetzungskunst. Mit Berücksichtigung des Sprachunterrichts am Gymnasium. Progr. Karlsruhe. 43 S. 4⁰.

Knigge. Bemerkungen zum französischen Unterricht am Gymnasium. Progr. Jever. 8 S. 4⁰.

Mangold, W. Gelöste und ungelöste Fragen der Methodik auf dem Gebiete der neueren Fremdsprachen. gr. 8⁰. (21. S.) Berlin, J. Springer. Mk. —.60.

Pape-Carpantier, Mme M. et M. et Mme C. Delon. Enseignement de la lecture à l'aide du procédé phonomimique de M. Grosselin. 28e *édition.* In-18, 72 pages avec fig. Paris, Hachette et Ce. 50 cent.

Schæfer, C. Der französische Unterricht an der Klosterschule und seine Stellung zur Reformbewegung. Progr. gr. 4. (S. 4—33.) Hamburg (Herold's Verl.). Mk. 2.50.

Wætzoldt, St. Die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung des Lehrers. Berlin, R. Gærtner's Verlagsbuchhandlung. 47 S. 8⁰.

Weber, E. Die Stellung der Aussprache im fremdsprachlichen Unterrichte. gr. 8⁰. 20 S. Berlin, Mayer & Müller. Mk. —.60.

Albert, P. La Littérature française au XIXe siècle; par Paul Albert. T 1er: les Origines du romantisme. 5e *édition.* In-16, VI-348 p. Paris Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Asmus, M. Cours abrégé de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Ouvrage rédigé d'après Bougeault, Paris, Albert, Demogeot. 4. éd. gr. 8. (X, 169 S.) L., F. A. Brockhaus. Mk. 1.80.

Baju, A. L'Anarchie littéraire. Les Différentes Ecoles (les Décadents, les Symbolistes, les Romans, les Instrumentistes, les Magiques, les Magnifiques, les Anarchistes, les Socialistes etc.) In-18 jésus, 15 p. Paris. Vanier. 60 cent.

Ballieu, A. J. Un diner littéraire au XVIIIe siècle. Le Diner du Bout-du-Banc. In-18, 107 p. Paris, Sauvaître. 1 fr.

Barbey d'Aurevilly J. XIXe siècle (2e série). Les Œuvres et les Hommes. «Littérature épistolaire.» In-8⁰, 379 p. Paris, Lemerre. 7 fr. 50.

Biré, E. Portraits historiques et littéraires. Joseph de Maistre, Edmond Rousse, Mme de Chateaubriand, Mirabeau, Mgr de Salamon, Victor Hugo, George de Pimodan, Napoléon et Alexandre Ier, Changarnier, Léon Aubineau etc. In-8⁰, 395 p. Lyon, Vitte.

Brunetière, F. Essais sur la littérature contemporaine. In-18 jésus, 361 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

— —. L'Evolution des genres dans l'histoire de la littérature. Leçons professées à l'Ecole normale supérieure. T. 1er: Introduction; l'Evolution de la critique depuis la Renaissance jusqu'à nos jours. 2e *édition.* In-16, XIV-283 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Censure, la, sous Napoléon III; par ***. Rapports inédits et in extenso (1852 à 1866). Préface de *** et interview d'Edmond de Goncourt. In-18 jésus, XLIII-280 p. Paris, Savine. 3 fr. 50.

Chabaneau, G. La Langue et la Littérature du Limousin. Notice par Camille Chabenau. Suivie d'un double appendice communiqué par M. Alfred Leroux. In-8⁰, 58 p. Paris, Maisonneuve. [Extrait de la Revue des langues romanes.]

Demangeot, J. E. Biographie de Béranger par ses chansons. In-8⁰, 64 p. Paris, librairie Barrière-Bérard.

Després, A. Les Editions illustrées des Fables de la Fontaine. In-8⁰, 183 p. avec 10 fig. hors texte. Paris, Rouquette et fils.

Devaux, J. La Famille d'Alfred de Vigny. In-8⁰, 31 pages et tableau généalogique. Paris, Picard.

Döhler, Emil. Coup d'œil sur l'histoire de la littérature française. Kurzer Überblick über die Geschichte der französischen Litteratur. Für den Schulgebrauch bearb. 8. Aufl. 8⁰. 23 S. Dessau, P. Baumann.

Eggers, H. Essai sur l'art poétique de Boileau I. Prg. Warendorf. 35 S. 4⁰.

Estlander, C. G. Naturalismen enligt Zola. Progr. Helsingfors 71. S. 4⁰. (1891.)

Faguet, E. Corneille. Avec deux portraits et plusieurs reproductions de Gravelot, graveur du XVIII[e] siècle. 6[e] édition. In-8⁰, 215 p. Paris, Lecène, Oudin et C[ie].

France, A. La Vie littéraire. 4[e] série. In-18 jésus, XVI-372 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Fournel, V. Le Théâtre au XVII[e] siècle. La Comédie. In-18 jésus, 421 p. Paris, Lecène, Oudin et C[ie].

Giesse, A. Étude sur le Venceslas, tragédie de Rotrou. Prgr. Homburg. 12 S. 4⁰.

Grotesques, les: Saint-Amand, Scudéry, Brébeuf, Lemoine, Cottin, Desmarest de Saint-Sorlin, etc. In-8⁰, 36 p. Paris, Gautier. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent.]

Grouchy, de. Documents inédits relatifs à Jean Racine et à sa famille, publiés d'après les originaux. In-8⁰, VI-78 p. Paris, Techener.

Haraszti, J. La Poésie d'André Chénier. Traduite du hongrois par l'auteur. In-18 jésus, 368 pages. Paris, Hachette et C[ie].

Hendricks, A. Joost van den Vondel en G. de Saluste Sr. du Bartas. Diss. Leiden. VIII, 132 S.

Henry, A. Les Auteurs français de l'enseignement secondaire et du baccalauréat. Etudes historiques et littéraires. 3[e] édition. In-12, 501 p. Paris, Belin frères.

Histoire chantée de la première République (1789 à 1799). Chants patriotiques, révolutionnaires et populaires, recueillis par Louis Damade. In-18 jésus, VIII-545 p. Paris, Schmidt. 5 fr.

Huret, J. Enquête sur l'évolution littéraire. In-18 jésus, XXI-456 p. Paris, bibliothèque Charpentier. 3 fr. 50. 1891.

Janet, P. Fénelon. In-16, 206 p. et portrait. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

Jeanroy-Félix, V. Histoire abrégé de la littérature française depuis ses origines jusqu'à Malherbe. In 8⁰, 650 p. Paris.

Lecomte, L. H. Une comédienne au XIX[e] siècle: Virginie Déjazet, étude biographique et critique, d'après des documents inédits. In 8⁰, 452 p. Paris, L. Sapin. 7 fr. 50.

Leconte, A. Rouget de Lisle: sa vie, ses œuvres, la Marseillaise. In-18 jésus, XX-303 p. avec portrait. Paris, May et Motteroz. 3 fr. 50.

Lemaître, J. Impressions de théâtre. 6[e] série. (Euripide, Térence et Molière, Ibsen, Shakespeare, Sarcey, Mistral, J. J. Rousseau et le théâtre, Balzac, A. Dumas, Labiche, A. Dumas fils, V. Sardou, Théâtre libre, Jean Jullien, Porto-Riche, le Chat noir, P. Desjardins, M. Bouchor.) In-18 jésus, 396 p. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. 3 fr. 50.

— —. Les Contemporains. Etudes et Portraits littéraires. 1[re] série. (Théodore de Banville, Sully-Prud'homme, François Coppée, Edouard Grenier, M[me] Adam, M[me] Alphonse Daudet, Ernest Renan, Ferdinand Brunetière, Emile Zola, Guy de Maupassant, J. K. Huysmanns, Georges Ohnet.) 17[e] édition. In-18 jésus, 357 p. Paris, Lecène Oudin et C[e].

Léotard, E. Lamartine posthume conférence faite aux Facultés catholiques de Lyon, le 15 janvier 1892. In-8⁰, 62 p. Lyon, Vitte.

Liéby, A. Corneille. Etudes sur le théâtre classique (le Cid, Horace, Cinna, Polyeucte, Nicomède, le Menteur); In-18 jésus, VI-448 p. Paris, Lecène, Oudin et C[e].

Lintilhac, E. Supplément aux Etudes littéraires sur les classiques francais des classes supérieures et du baccalauréat ès lettres, de Gustave Merlet, renfermant des notices sur les auteurs nouveaux prescrits par les programmes du 28 janvier 1890; par Eugène

Lintilhac. (Villehardouin, Froissart, Commines; Lettres du XVII[e] et du XVIII[e] siècle; Voltaire, Rousseau.) In-16, X, 201 p. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr.

Martin, J. Die Proverbes du Conte de Bretagne, nebst Belegen aus germanischen und romanischen Sprachen. Progr. Erlangen. 37 S. 8⁰.

Maury, F. Etude sur la vie et les œuvres de Bernardin de Saint-Pierre. In-8⁰, 685 p. Paris, Hachette et C[e]. 7 fr. 50.

Mention, F. Les Lettres, les Arts et les Sciences au XVI[e] siècle. In-8⁰, 241 p. Paris, Person.

Merlet, G. Etudes littéraires sur les classiques français des classes supérieures et du baccalauréat ès lettres. I: Corneille, Racine, Molière. Nouvelle édition, publiée avec un supplément conforme aux programmes de 1890. In-16, X-492 p. Paris, Hachette et C[e]. 4 fr.

— —. Etudes littéraires sur les classiques français des classes supérieures et du baccalauréat ès lettres. II: Chanson de Roland, Joinville, Montaigne, Pascal, La Fontaine, Boileau, Bossuet, Fénelon, La Bruyère, Montesquieu, Voltaire, Buffon. Nouvelle édition, publiée avec un supplément conforme aux programmes de 1890. In-16, XII-627 p. Paris, Hachette et C[e]. 4 fr.

Mesnard, L. I. Mélanges littéraires et biographiques: la Décadence littéraire et le Positivisme; le Président Mesnard; Considérations sur J. J. Rousseau. In-16, 278 p. Paris, Fischbacher. 1891.

Metzger, A. Les Dernières Années de M[me] de Warens, sa succession à Chambéry, sa tombe, d'après les documents inédits trouvés aux archives de l'Etat, à Turin, aux archives départementales de la Savoie et à l'ancien Tabellion de Chambéry. In-16, 293 p. Lyon, Georg. 1891.

Meuser, W. Analyse et critique de l'Art poétique de Boileau. Progr. Ems. 16 S.

Meyer, F. Welchen Wert hat für uns noch jetzt die klassische Tragödie der Franzosen? Progr. Breslau. Leipzig, G. Fock. 17 S. 8⁰.

Monceaux, P. Racine. (1 volume orné de 2 portraits et de plusieurs reproductions d'après Gravelot.) In-8⁰, 235 p. Paris, Lecène, Oudin et C[e].

Prat, P. Littérature contemporaine. In-12, 157 p. Paris, Belin frères.

Reboul, R. Fabulistes provencaux; par Robert Reboul. In-8⁰, 36 p. Paris, Techener. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]

Rod, E. Stendhal. In-16, 161 p. et planche. Paris, lib. Hachette et C[e]. 2 fr.

Rottig, O. Die Verfasserfrage des Eneas und des Roman de Thèbes. Dissert. Halle. 41 S. 8⁰.

Rouzé, C. Analyses littéraires de fables de La Fontaine et de morceaux choisis. 4[e] édition. In-12, 283 p. Paris, Belin frères.

Schone, L. Le Jargon et Jobelin de François Villon, suivi du Jargon au théâtre. Texte, variantes, traduction, notices, notes et glossaires. Paris, Lemerre. In-8⁰. fr. 20.

Schulz, E. Étude sur le théâtre de Victor Hugo. Progr. Helmstedt. 32 S. 4⁰. 1891.

Séjour, le, de Lamartine à Belley. Souvenirs de son éducation classique, d'après ses ouvrages et des documents inédit; Notes sur ses rapports avec notre pays; Manifestations en son honneur: par Un Belleysan. Volume orné de 2 gravures. In-16, X-300 p. Bourg, imp. Villefranche. Au collège de Belley; tous les libraires. 2 fr.

Taine, H. La Fontaine et ses fables; par H. Taine, de l'Académie française. 12[e] édition. In-16, VI-351 p. Coulommiers, imp. Brodard. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. 50.

Thuriet, C. Lamartine et la Franche-Comté. In-8⁰, 16 p. Besancon, impr. Dodivers et Cᵉ. 1891.
Tiersot, J. Rouget de Lisle: son œuvre, sa vie. In-18 jésus, XII-437 pages avec portrait. Paris, Delagrave.
Ungewitter, W. Xavier de Maistre. Sein Leben und seine Werke. 71. S. gr. 8⁰. Berlin, W. Gronau.
Vogüé, E. M. de. Regards historiques et littéraires. In-18 jésus, 364 p Paris, Colin et Cᵉ.

Albrecht, G. Vorbereitung auf den Tod, Totengebräuche und Totenbestattung in der altfranzösischen Dichtung. Dissertation, Halle. 99 S. 8⁰.

Varnhagen, H. Histoire de Monsieur *l'Abbé teint en vert.* Nach einer Handschrift der Nationalbibliothek in Paris. Dem 5. allg. deutschen Neuphilologentage zu Berlin eingereicht. Erlangen, F. Junge. 13 S.
Fragment *d'Aimeri de Narbonne.* Traduction archaïque et rythmée par Léon Clédat. In-8⁰, 16 p. Chalon-sur-Saône, imp. Marceau. [Extrait de la Revue de philologie française.]
Bibliothek, altfranzösische. 13. u. 14. Bd. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland. — 13. Provenzalische Inedita aus Pariser Handschriften herausgeg. von Carl Appel. XXXII, 356 S. 1890. 4 Mk. — 14. Le Bestiaire. Das Thierbuch des normannischen Dichters Guillaume Le Clerc, zum ersten Male vollständig nach den Handschriften von London, Paris und Berlin mit Einleitung und Glossar herausgeg. von Dr. Rob. Reinsch. V, 441 S. 1890. 4 Mk.
Documents orléanais du XIIᵉ et du XIIIᵉ siècle, extraits du Formulaire de Bernard de Meung; par L. Auvray. 8⁰, 23 p. Orléans, Herluison. [Extrait des Mémoires de la Société archéologique et historique de l'Orléanais.]
Gréban, A. La Passion, mystère du XVᵉ siècle; par Arnould Gréban. In-8⁰, 36 p. Paris, Gautier. [Nouvelle bibliothèque populaire à 10 cent.]
L'Histoire de *Guillaume Le Maréchal,* comte de Striguil et de Pembroke, régent d'Angleterre de 1216 à 1219, poème français, publié pour la Société de l'histoire de France par Paul Meyer. T. 1ᵉʳ. In-8⁰, II-372 p. Paris 1891, Laurens. 9 fr.
Mistère, le, du Viel Testament, publié avec introduction, notes et glossaire par le baron James de Rothschild. T. 6. In-8⁰, LXXVI, 385 p. Paris, 1891. Firmin-Didot et Cᵉ. [Société des anciens textes français.]
Philippe, Frère, les merveilles de l'Irlande. Texte provençal, publié par Jacques Ulrich. 8⁰. VI, 80 S. Leipzig, Renger.
Pyrame et Thisbé, Une traduction de. En vers français du XIIIᵉ siècle par J. Bonnard. [Extrait du Recueil inaugural de l'Université de Lausanne.] Lausanne, Imprimerie Ch. Viret-Genton. 1892.
Roul de Créquy, la Legende de. Petit poème en vieux français, extrait de l'Histoire de Fressin; par M. l'abbé Fromentin. In-8⁰, 16 pages. Lille, impr. salésienne.
Roland, la Chanson de. Texte critique, traduction et commentaire, grammaire et glossaire; par L. Gautier. 20ᵉ édition, revue avec soin (édition classique à l'usage des élèves de seconde). In-18 jésus, LII-606 p. Tours, Mame et fils.
Roman de Thèbes, à propos d'un compte rendu de l'édition critique du; par Léopold Constans. In-8⁰, 3 p. Montpellier, Hamelin frères. [Extrait de la Revue des langues romanes.]

Balzac, H. de. Œuvres complètes de H. de Balzac. Etudes analytiques: Petites misères de la vie conjugale. In-18 jésus, 228 p. Paris, C. Lévy; Librairie nouvelle. 1 fr.

— — id. Séraphita; Jésus-Christ en Flandre; Melmoth réconcilie; l'Elixir de longue vie. In-18 jésus, 115 p.

— —. id. Scènes de la vie de province: les Célibataires; Un ménage de garçon. In-18 jésus, 393 p.

— —. id. Scènes de la vie privée: le Colonel Chabert; Honorine; l'Interdiction; Pierre Grassou. In-18 jésus, 309 p.

— —. id. Scènes de la vie privée: Béatrix. In-18 jésus. 435 p.

— —. id. Scènes de la vie privée: le Contrat de mariage: la Grenadière; Gobseck. In-18 jésus, 299 p.

— —. id. Les Contes drôlatiques, colligez ez abbayes de Touraine et mis en lumière par le sieur de Balzac, pour l'esbattement des pantagruélistes et non aultres. T. 1er. In-18 jésus, 334 p.

— —. id. Scènes de la vie parisienne: les Rivalités; la Vieille Fille; le Cabinet des antiques. In-18 jésus, 373 p.

— — id. Etudes analytiques. Les Contes drôlatiques, colligez ez abbayes de Touraine et mis en lumière par le sieur de Balzac, pour l'esbattement des pantagruélistes et non aultres. T. 2. In-18 jésus, 334 p.

— —. id. Scènes de la vie parisienne. La Maison Nucingen; les Secrets de la princesse de Cadignan; Sarrazine; Facino Cane; Un homme d'affaires; les Comédiens sans le savoir. In-18 jesus, 361 p.

— —. id. Scènes de la vie privée. La Fausse Maîtresse; la Paix du ménage: Etude de femme; Autre étude de femme; la Grande Bretêche; Une double famille. In-18 jésus, 327 p. Paris, C. Lévy. 1 fr.

— —. id. Scènes de la vie de province: les Célibataires; Pierrette; le Curé de Tours. In-18 jésus, 289 p.

— —. id. Scènes de la vie de campagne: les Paysans. In-18 jésus, 440 p.

— — id. Etudes philosophiques. La Recherche de l'absolu. In-18 jésus. 263 p.

— —. id. Scènes de la vie de province: Illusions perdues. 2 vol. In-18 jésus. T. 2: Un grand homme de province à Paris, 279 p.; t. 3: les Souffrances de l'inventeur, 269 p.

Barante, de. Souvenirs du baron de Barante, de l'Académie française (1862-1866), publiés par son petit-fils, Claude de Barante. T. 2. In-8⁰, 555 p. Paris, C. Lévy. 7 fr. 50.

Beaumarchais. Théâtre de Beaumarchais. „Le Barbier de Séville." In-32, 156 p. Paris, Librairie des publications à 5 cent.

Boileau. Art poétique; Publié avec des notes par E. Geruzez. Petit in-16, 63 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 40 cent.

— —. Œuvres choisies de Boileau. 4ᵉ édition, revue, corrigée et annotée par M. l'abbé J. C. In-18 jésus, XXIV-293 p. Paris, Poussielgue.

— —. Œuvres poétiques choisies. Edition classique. In-16, 272 p. Tours, 1891. Mame et fils.

Bossuet. Œuvres oratoires de Bossuet. Edition critique complète par l'abbé J. Lebarq. T. 4. (1661—1666). Grand in-8⁰, XVI-635 p. avec autographes et planche. Lille, libr. de la Société de Saint-Augustin.

— —. Oraisons funèbres de Bossuet. Edition classique, précédée d'une notice littéraire par M. l'abbé J. Martin. 4ᵉ édition augmentée d'une Etude sur l'oraison funèbre. In-18, XXIII-258 p. Paris, Poussielgue.

Bossuet. Oraisons funèbres. T. 1er. In-32, 189 p. Paris, librairie de la Bibliothèque nationale. 25 cent.

— —. Oraisons funèbres de Bossuet. Edition classique. In-16, 260 p. Tours, 1891. Mame et fils.

Branthôme. Œuvres complètes de Pierre de Bourdeilles, abbé et seigneur de Branthôme. Publiées pour la première fois selon le plan de l'auteur, augmentées de nombreuses variantes et de fragments inédits, suivies des œuvres d'André de Bourdeilles et d'une table générale, avec une introduction et des notes, par M. Prosper Mérimée et M. Louis Lacour. T. 11. In-16, 363 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 6 fr.

Coppée, F. Œuvres complètes de François Coppée, de l'Académie française. Edition illustrée par François Flameng et Tofani. Edition Lemerre.) 6 vol. In-8⁰. Poésie: t. 1er, 345 p.; t. 2, 383 p.; Prose: t. 1er, 368 p.; t. 2, 372 p.; Théâtre: t. 1er, 367 p.; t. 2, 331 p. Paris, Houssiaux et Ce.

Corneille. Nicomède. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec notices, analyse et notes grammaticales, historiques et littéraires, par L. Petit de Julleville. Petit in-16, 167 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

— —. Le Cid; par Corneille. Nouvelle édition classique, précédée d'une notice sur l'auteur, et accompagnée de notes, d'un examen, d'appréciations et de critiques littéraires sur la pièce, par M. l'abbé Figuière. 3e édition. In-18 jésus, 106 p. Paris, Poussielgue.

Fénelon. Œuvres choisies de Fénelon. T. 1er. In-16, LIV-396 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

— —. Les Aventures de Télémaque, suivies des Aventures d'Aristonoüs. Avec notes historiques, mythologiques et géographiques. Edition classique. In-18, 399 p. Tours, 1891. Mame et fils.

Florian. Fables de Florian, choisies par E. du Chatenet. In-12, 108 p. avec grav. Limoges, Ardant et Ce.

— —. Fables de Florian. Suivies le son théâtre, précédées d'un jugement par La Harpe et observations littéraires par Sainte Beuve. Vignettes par Granville. In-18 jésus, XVIII-471 p. Paris, Garnier frères.

Hugo, V. Recueil Victor Hugo. Livre pour anniversaires. Extraits choisis par Mlle Blees. In-32, 375 p. Paris, Ollendorff.

— —. Sämmtliche Romane. Neueste und vollständigste Übersetzung von Paul Heichen. (In 130—150 Liefg.) 1. Lfg. 8⁰. 2 Bogen mit Bildnis. Berlin, Gergonne & Co.

— —. Œuvres inédites de Victor Hugo. En Voyage: France et Belgique. In-8⁰, 316 p. Paris, May et Motteroz. Hetzel et Ce. 7 fr. 50 c.

— —. Œuvres poétiques de Victor Hugo. „La Légende des siècles.“ T. 4. In-32, 352 p. et 2 dessins de George Roux, gravés à l'eau-forte par T. Desmoulin. Paris, Charpentier et Fasquelle. 4 fr.

— —. Œuvres complètes de Victor Hugo. Edition definitive d'après les manuscrits originaux. Poésie. Religions et Religion; l'Ane. In-16, 168 p. Paris, Hetzel et Ce. 2 fr.

— —. id. Théâtre: Marie Tudor; la Esmeralda. In-16, 224 p.

— —. id. Roman. L'Homme qui rit. T. 3. In-16, 248 p.

— —. id. Œuvres complètes de Victor Hugo. *Édition* nationale Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. T. 12. Roman. (L'Homme qui rit. I.) Fascicule n° 1. Petit in-4⁰, p. 1 à 96. Paris, Testard.

— —. id. T. 12. Roman. (L'Homme qui rit. I.) Fascicule nº 3. Petit in-4⁰, p. 193 à 278.

— —. id. Roman. (Les Travailleurs de la mer. II.) Fascicule 3. Petit in-4⁰, p. 142 à 215.

— —. id. Roman. (Les Travailleurs de la mer. II.) T. 11. Fascicule 1er. Petit in-4⁰, p. 1 à 72.

— —. id. Roman. (Les Travailleurs de la mer. II.) T. 11. Fascicule 2. Petit in-4⁰, p. 73 à 141.

— —. id. Roman. (Les Travailleurs de la mer. II.) T. 11. Fascicule 4. Petit in-4⁰, p. 216 à 279.

— —. id. T. 12. Roman. (L'Homme qui rit. I.) Fascicule nº 2. Petit in-4⁰, p. 97 à 192.

La Boétie, E. de. Œuvres complètes d'Estienne de La Boétie. Publiées avec notice biographique, variantes, notes et index par Paul Bonnefon, bibliothécaire à l'Arsenal. Eaux-fortes de M. Léo Drouyn. In-4⁰, LXXXV-445 pages. Paris, Rouam et Cᵉ. 15 fr.

La Bruyère. Les Caractères. *Édition* revue et annotée par M. l'abbé A. Julien. 3ᵉ *édition.* In-18, XXVII-428 pages. Paris, Poussielgue.

— —. Les Caractères ou les Mœurs de ce siècle. Suivis des Caractères de Théophraste. *Nouvelle édition*, collationnée sur les meilleurs textes, précédée d'une notice sur La Bruyère, et accompagnée de notes historiques et littéraires, par M. J. Labbé. In-12, XX-480 p. Paris, Belin frères.

— —. Les Caractères ou les Mœurs de ce siècle, suivis des Caractères de Théophraste; par La Bruyère. *Nouvelle édition,* précédée d'une notice sur La Bruyère par Suard et augmentée d'un commentaire littéraire et historique par M. Hémardinquer. In-18 jésus, XVIII-520 p. Paris, Delagrave. 1891.

La Fontaine. Fables de La Fontaine. In-16, 256 p. Tours, Mame et fils. 1891.

— —. Fables de La Fontaine choisies; par E. Du Chatenet. In-12, 108 p. avec grav. Limoges, E. Ardant et Cᵉ.

— —. Fables de La Fontaine. *Nouvelle édition,* enrichie de notes. Petit in-18, 274 pages avec vignettes. Limoges, E. Ardant et Cᵉ.

Lamartine, A. de. Œuvres d'A. de Lamartine. Raphaël; Pages de la vingtième année. In-16, 223 p. Paris, Hachette et Cᵉ; Jouvet et Cᵉ. 1 fr. 25.

Molière. Œuvres de Molière. «L'Amphitryon.» Illustrations par Maurice Leloir. Notices par A. de Montaiglon. In-4⁰, XXII-133 pages. Paris, Testard. 1891.

— Théâtre de Molière. Le Misanthrope; les Femmes savantes. In-32, 160 pages. Paris, Barré; libr. de la Bibliothèque nationale. 25 cent.

— Les Œuvres de Molière. Avec notes et variantes par Alphonse Pauly. 3 vol. Petit in-12. T. 6, 328 p.; t. 7, 399 p.; t. 8, 355 p. Paris, Lemerre. 2 fr. 50.

— Théâtre de Molière. Texte collationné sur les meilleures éditions. Eaux-fortes de Paul Avril. T. 3. In-32, 355 p. Paris, Arnould.

— Les Femmes savantes, comédie; par Molière. 1672. *Nouvelle édition,* avec notes historiques, grammaticales et littéraires, précédée d'appréciations littéraires et philosophiques, par M. A. Henry. In-12, 108 p. Paris, Belin frères.

— Le Tartuffe, ou l'Imposteur, comédie; par Molière. *Édition* publiée conformément au texte des Grands Écrivains de la France, avec une analyse et des notes philologiques et littéraires par R. Lavigne. Petit in-16, 176 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr.

—. Le Misanthrope, comédie. *Édition* publiée conformément au texte des Grands Écrivains de la France, avec une notice, une analyse et des notes philologiques et littéraires par R. Lavigne. Petit in-16, 172 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 fr.

Montaigne, M. de. Essais, de Michel de Montaigne. Précédés d'une lettre à M. Villemain, sur l'Eloge de Montaigne, par P. Christian. 2 vol. In-16. T. 1ᵉʳ, XII-387 p.; t. 2, 339 p. Paris, Hachette et Cᵉ. fr. 2 50 les 2 volumes.

Pascal. Pensées de Pascal. Publiées dans leur texte authentique, avec un commentaire suivi, par Ernest Havet. *Édition* classique nouvelle, mise au courant de la dernière édition complète. In-18 jésus, 699 p. Paris, Delagrave. 1891.

—. Les Provinciales, de Blaise Pascal. Avec une préface et des notes par Auguste Molinier. 2 vol. In-8⁰. T. 1ᵉʳ, CXLIV-351 p.; t. 2, 437 p. Paris, Lemerre. 20 fr.

Prévost, l'abbé. Manon Lescaut. Illustrations de Conconi, Marold et Rossi. In-32, 329 p. Paris, Dentu. 2 fr.

Ronsard, P. de. Œuvres de P. de Ronsard, gentilhomme vandômois. Avec une notice biographique et des notes par Ch. Marty-Laveaux. T. 5. In-8⁰, 501 pages. Paris, Lemerre.

Sainte-Beuve, C. A. Causeries du lundi. 6ᵉ *édition,* revue et corrigée. T. 2. In-18 jésus, 569 p. Paris, Garnier frères.

Stendhal. Lettres intimes de Stendhal. In-18 jésus, III-340 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Voltaire. Œuvres complètes de Voltaire. 2 vol. In-16. T. 24: Mélanges (suite), 406 p.; t. 45: Correspondance (suite), 263 p. Paris, Hachette et Cᵉ.

—. Extraits en prose, de Voltaire. Publiés avec une introduction et des notes par L. Brunel. 2ᵉ *édition.* Petit in-16, XLIV-328 pages. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr.

—, Alzire, tragédie, de Voltaire. Annotée par E. Geruzez. In-32, 70 p. Paris, Hachette et Cᵉ. 40 cent.

—. Siècle de Louis XIV. *Édition* annotée par M. J. Zeller. In-18 jésus, XII-400 p. Paris, Delagrave.

Villon. Œuvres complètes de François Villon, publiées d'après les manuscrits et les plus anciennes éditions, par Auguste Longnon, de l'Institut. Petit in-8⁰, CXII-371 p. Paris, Lemerre. 10 fr.

Aubertin, C. Choix de textes de l'ancien français du Xᵉ au XVIᵉ siècle. Poètes et Prosateurs du moyen âge, avec des sommaires historiques des notices biographiques et un commentaire grammatical. 3ᵉ *édition* In-12, VI-360 p. Paris, Belin frères.

—. Choix de lettres du XVIIᵉ siècle, publiées avec une introduction, des notices et des notes par G. Lanson. 3ᵉ *édition,* revue. Petit in-16, XXXVI-664 pages. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr. 50.

—. Choix de lettres du XVIIIᵉ siècle, publiées avec une introduction des notices et des notes par G. Lanson. 2ᵉ *édition,* revue. Petit in-16, VII-709 pages. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr. 50.

Debidour, A. Les Chroniqueurs (1ʳᵉ série). Villehardouin, Joinville; par Antonin Debidour, inspecteur général de l'enseignement secondaire. *Nouvelle édition.* In-8⁰, 235 p. avec grav. Paris, Lecène, Oudin et Cᵉ.

Fallex, E. Lettres choisies du XVIIIᵉ siècle, avec notes et table analytique, à l'usage des classes de seconde. In-18 jésus, XI-541 p. Paris, Delagrave. 1891.

Labbé, J. Morceaux choisis de littérature française. Poètes et Prosateurs

du XIXe siècle (division de grammaire). In-12, 389 p. Paris, Belin frères.

Labbé, J. Morceaux choisis des classiques français (prose et vers), à l'usage des écoles municipales. «Cours élémentaire.» In-16, 154 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

Lebaigue, C. Morceaux choisies de littérature française. Poètes et Prosateurs du moyen âge au XVIIIe siècle. «Division de grammaire.» In-12, CXVII-469 p. Paris, Belin frères.

— —. Morceaux choisis de littérature française. Poètes et Prosateurs du moyen âge au XVIIIe siècle. «Division supérieure.» In-12, CIII-589 p. Paris, Belin frères.

Lhomme, F. et E. Petit. Morceaux choisis du moyen âge au XVIIIe siècle (enseignement secondaire moderne, division de grammaire). In-18 jésus, 562 p. Paris, Delaplane. 1891.

Marcou, F. L. Morceaux choisis des classiques français des XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles, à l'usage des classes de troisième, seconde et rhétorique. «Poètes.» Recueil conforme aux programmes du 28. janvier 1890. 11e *édition.* In-18 jésus, VII-629 p. Paris, Garnier frères.

Merlet, G. Extraits des classiques français (XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècle), accompagnés de notes et notices. Cours moyens. Première partie: Prose. 8e *édition,* revue et corrigée. In-12, CXXXV-508 p. Paris, Fouraut.

Ragon, l'abbé E. Morceaux choisis de prosateurs et de poètes français des XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles, avec des notes et des notices. «Cours moyen.» 3e *édition.* In-18 jésus, XVI-555 pages. Paris, Poussielgue.

Banner, M. Französisches Lese- und Übungsbuch. 1. Kurs. Bielefeld, Velhagen & Klasing. XII, 137 S. gr. 8⁰. Mk. 1.30.

Bechtel, A. Französisches Sprech- und Lesebuch für Bürgerschulen. 1. Stufe. Für die 1. Klasse der Bürgerschule. 2. Aufl. Wien, A. Hölder. VIII, 70 S. gr. 8⁰. Mk. —.60.

Beleze, G. Syllabaire et Premières lectures. 43e *édition.* In-18, 204 p. Paris, Delalain frères. 75 cent.

— —. Livre de lecture courante. 25e *édition.* In-18, VIII-416 p. avec 30 vign. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50.

Bibliothèque française à l'usage des écoles. Nr. 21. Berlin, Friedberg & Mode. 8⁰. Geb. Mk. 1.20. — Le siècle de Louis XIV. Histoire de France de 1661 à 1715 par Victor Duruy. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen und zum Gebrauch in höheren Lehranstalten, herausgegeben von K. A. Mart. Hartmann. Mit 1 Karte. 2. Aufl. XI, 194 S. Wörterbuch dazu. 34 S. Mk. —.20.

Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt und mit den Biographieen der betr. Klassiker ausgestattet vom Geh. Reg.- u. Prov.-Schulr. Dr. Ant. Gœbel, fortgesetzt vom Gym.-Dir. Dr. Johs. Brüll. 57. Bdchn. 16⁰. Münster i/W., Theissing: Madame Cottin, Elisabeth ou les exilès de Sibérie. Éd. rédigée pour la jeunesse et les écoles, 184 S.

Boissier, Gaston, Cicéron et ses amis. Étude sur la société romaine du temps de César. Ausgewählte Abschnitte, nebst einem Kommentar zum Gebrauch höherer Lehranstalten, herausgegeben von Gustav Dannehl. Strassburg i/E., Strassburger Druckerei & Verlagsanstalt. IV, 170 S. 12⁰. kart. Mk. 1.50.

Bretschneider, H., de Phalsbourg à Marseille. Aventures de deux en-

fants, bearbeitet nach G. Bruno's „Le tour de la France". Wolfenbüttel, J. Zwissler. III, 135 S. 8⁰. Mk. —.80.

Chansonnier (le) français, à l'usage de la jeunesse. Chants guerriers, Complaintes, Romances, Chansons plaisantes, Rondes bretonnes et autres, Rondes et Chansons enfantines. In-16, IX-185 p. avec grav. Paris, Leroux.

Collection d'auteurs français. Sammlung französischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. G. van Muyden und Oberlehrer a. D. Ludwig Rudolph. 5. Serie, 5—8 Lieferungen. Altenburg, H. A. Pierer. 8⁰. Mk. —.50. — 5. La Belle-Nivernaise par Alphonse Daudet. 77 S. — 6. Contes pour les vieux et les jeunes par André Theuriet. 79 S. — 7. Parmi les hérons et les alligators par Henri Gaullieur. 71 S. — 8. Petit bleu par Gyp. 76. S.

Corneille. Horace. *Édition nouvelle,* à l'usage des classes, avec une étude littéraire et des notes par G. Jacquinet. In-12, XXXVI-115 p. Paris, Belin frères.

Fabre, J. H. La Lecture (2ᵉ année). In-18 jésus, 180 pages. Paris, Delagrave.

Forest, la jeune France littéraire ou nouveau choix de morceaux tirés de la littérature française contemporaine recueillis et annotés. Altenburg, H. A. Pierer. VIII, 322 S. gr. 8⁰. Mk. 4.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben (französischer Schriftsteller). Nr. 13 u. 14. Leipzig, E. A. Seemann. 8⁰. kart. Mk. 1. — 13. Saint-Simon's Memoiren. Im Auszuge mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Prof. Adolf Mager. IV, 69 u. 15 S. — 14. Racine, Britannicus. Mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von K. A. Mart. Hartmann. XXXI, 72 und 29 S.

— —. Dasselbe. Nr. 1. 8⁰. Ebd. kart. Mk. 1. — Jules Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en 4 actes et en prose. Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhang, herausgegeben von K. A. Mart. Hartmann. 2. Aufl. XII, 120 und 57 S.

Jeanneret, C.-W., manuel gradué de récitation française. Livret 5 des 2. et des 1. primaires. Enfants de 11 à 13 ans. 6. éd. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, Verl. 88 S. 12⁰. kart. —.70.

Kaiser, K. Französische Gedichte zum Auswendiglernen, stufenmässig geordnet für 6 Schuljahre und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. VIII, 148 S. gr. 8⁰. Geb. in Leinw. Mk. 1.45.

Kühn, K. Französisches Lesebuch. Unterstufe. 4. Aufl Mit 1 Karte von Frankreich und 1 Kärtchen der Umgebung von Paris. Bielefeld, Velhagen & Klasing. XXII, 210 S. gr. 8⁰. Mk. 1.70.

— —. Dasselbe für Anfänger. 70 S. 8⁰. Ebd.

Popet, A. Les Classiques français. Théâtre de Racine «Esther.» Analyse et extraits. In-12, 44 p. Paris, Delagrave.

Schulbibliothek, französische und englische, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Serie A. Prosa. 1. Siège d'Antioche et prise de Jérusalem [aus: „Histoire des croisades] v. Jos.-François Michaud. Mit 3 Karten und 4 Abbildungen. Für den Schulgebrauch erklärt von Frz. Hummel. 3. Aufl. X, 89 S. Mk. 1 20. — 14. Expédition de Bonaparte en Égypte. [Aus: „Histoire de la révolution française und histoire du consulat et de l'empire",] Von Thiers. Mit 3 Kartenskizzen. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Foth. 3. Aufl. XII, 122 S. Mk. 1.50. — 19. Histoire d'Attila von Amédée Thierry. Mit 1 Karte. Für den Schulgebrauch erklärt von F. J.

Wershoven. 2. Aufl. VII, 102 S. Mk. 1.30. — 20. Histoire de Jeanne Darc von M. de Barante. [Aus: Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois".] Mit 2 Plänen und 2 Karten. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Mühlefeld. 2. Aufl. XII, 113 S. Mk. 1.40. — 43. Histoire d'un conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian. Mit 2 Karten. Für den Schulgebrauch erklärt von Gust. Strien. 2. Aufl. VIII, 118 S. Mk. 1.40. — 12. Campagne de 1806—1807 [aus: Histoire de Napoleon Ier] von Pierre Lanfrey. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Jos. Sarrazin. 3. Aufl. XII, 120 S. mit 2 Karten und 4 Plänen. Mk. 1.50. — 30. Campagne de 1809 [aus: Histoire de Napoléon Ier] von Pierre Lanfrey. 2. Aufl. Für den Schulgebrauch erklärt von Jos. Sarrazin. (X, 118 S. mit 5 Karten und Plänen.) Mk. 1.50. — 42. Histoire de la découverte de l'Amerique von Lamé-Fleury. Für den Schulgebrauch erklärt von Max Schmidt. 3. Aufl. VIII, 116 S. Mk. 1.20.

— —. id. 63. Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes von George Duruy. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Penner. VII, 91 S. Mk. 1.

— —. id. Serie C. Für Mädchenschulen. Prosa und Poesie. 15. Ebenda. geb. in Leinwand: 2. Les Myrtilles par Mme Bersier. Für den Schulgebrauch bearbeitet von M. Mühry. 79 S. 70 Pf. — 3. — Les deux moineaux par Mlle S. Cornaz. — La petite cerise par Mlle S. Cornaz. — Le petit prince Ulrich par Mme Colomb. — La bonne Mitche par Mme Colomb. Monsieur le Vent par Paul de Musset. — Robert par Mme de Bawr. Für den Schulgebrauch bearbeitet von M. Mühry. 102 S. 80 Pf. — 4. La fille de Carilès par Mme Colomb. Für den Schulgebrauch bearb. von M. Mühry. 82 S. 70 Pf.

Ségur, Comte de. Le passage de la Bérézina; oder XI. Buch aus Ségurs Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1712. Mit Einleitung, Anmerkungen und 1 Karte hrsg. von F. K. Schwalbach. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. IV, 85 S. gr. 8°.

Staël, Mme de. De l'Allemagne. Zum Schul- und Privatgebrauch hrsg. von J. Bauer u. Th. Link. Mit Questionnaire und Wörterverzeichnis. München, J. Lindauer. IV, 91 S. 9°.

Steuerwald, W. Französisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. München, C. H. Beck. XII, 608 S. gr. 8°. Mk. 3.

Süss. Questionnaire sur la vie et les œuvres de Molière. Introduction à la lecture de ce poète, d'après l'édition des œuvres complètes de Molière par Moland. Partie première. Progr. Strehlen. 20 S. 4°.

Bertrand, L. Sur les idiomes et les dialectes de la France. II. Teil. Progr. Stuttgart. 36 S. 4°. 1891.

Grammont, M. Le Patois de la Franche-Montagne et en particulier de Damprichard (Franche-Comté) N° 1. In-8°, 20 p. Paris, Imp. nationale. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris (t. 7, p. 461 et suiv.).]

Marchot, P. Phonologie détaillée d'un patois wallon. Contribution à l'étude du wallon moderne. In-18 jésus, XVI, 140 p. Paris, Bouillon.

Moisy, H. Glossaire comparatif anglo-normand, donnant plus de cinq mille mots aujourd'hui bannis du français et qui sont communs au dialecte normand et à l'anglais. 4e fascicule. In-8°, p. 417 à 576. Paris, Picard.

Philipon, E. Patois de la commune de Jujurieux (département de l'Ain). In-8°, VIII-84 p. Paris, Welter.

Rousselot, P. J. De vocabulorum congruentia in rustico Cellæ-Fruini sermone, thesim Facultati litterarum Parisiensi proponebat P. J. Rousselot. In-8°, 64 p. avec carte. Paris, Welter.

— —. Patois de Cellefrouin. Étude historique des sons (2e partie). Paris, Welter. [In: Revue des patois gallo-romans. N° 19, 20.]

Vignat, G. Le Jare. Étude sur un mot du parler orléanais. In-8°, 20 p. Orléans, Herluison. [Extrait des Mémoires de la Société archéologique et historique de l'Orléanais.]

Villefranche, J. M. Essai de grammaire du patois lyonnais. In-8°, XXI-312 p. Bourg, imp. Villefranche. 1891.

Bessou, l'abbé J. D'al brès à la toumbo, poème en douze chants, suivi d'un lexique des mots les plus difficiles à comprendre. In-18 jésus, XXIV-208 pages. Rodez, Carrère. 3 fr.

Bigot, A. Li Flou d'Armas, poésies et fables patoises (dialecte de Nimes). Précédées d'une épitre inédite en vers patois de Jean Reboul. 2e *édition*, augmentée de poésies et fables nouvelles. In-8°, p. Nimes, Gory. 2 fr. 50.

Boillat, J. Li Mazétièro (6e et dernière série). L'Enfan e lou Baloun; la Tourmagno; lou Chin e lou Ca (sonnet). In-8°, 11 pages. Nîmes, Catelan. 30 cent.

Calen (lou) ouvrié (le Lumignon ouvrier), organe des travailleurs niçois. 1re année. N° 1. 1er mai 1892. In-f° à 4 col., 4 p. Nice, imp. Barral frères; 12, rue Alberti. Abonnement: un an, 5 fr.; six mois, 3 fr. Un numéro, 5 cent.

Cascavel (lou), que drindo chasco mes per la joio e lou passo-tems dau brave mounde d'en Cevenos. 1re année. N° 1. (Mars 1892.) In-f° à 3 col., 4 p. Alais, imp. spéciale du Cascavel; 5, carrièiro Dumas. Un numéro, un sou.

Delannoy, L. Les Variétés de Canteleu, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plan à 2 col. avec vign. Lambersart, imp. Hodin.

Delmar, D. La l'heure au clocher, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plano à 2 col. La Madeleine, imprim. Dumoulin-Rousselle.

Florquin, D. L'Homme cocu, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plano à 2 col. avec vign. Lille, imprim. Liégeois-Six.

Gaoutic, V. La Casso. Responso à un ami qu'habito Seteme (vers); par V. Gaoutic. In-16, 11 p. Aix-en-Provence, Makaire. [Extrait de l'Echo des Bouches-du-Rhône du 18. octobre 1891.]

Lou Franc Prouvençau. Armana de la Prouvenço per 1892. (17e année.) In-12, 144 p. Draguignan, imp. et lib. Latil. 50 cent. 1891.

Mazel, E. Une paraphrase inédite en vers languedociens du premier aphorisme d'Hippocrate, publiée, avec une introduction préliminaire et des notes. In-8°, XII-8 pages. Montpellier, Hamelin frères. [Extrait du Félibrige latin (année 1891).]

Philippo, L. Un malheureux en ménage, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plano à 2 col. avec vign. Lille, imp. Liégeois-Six.

Quertinier, J. L'Tour des chinq rimparts, ou Souv'nirs et R'grets d'deux bons vieux Valinciennos au sujet del'démolition des forts del'boit'à Cayos, scène humoristique dialoguée en patois du pays, entremêlée de couplets et ornée de dessins au trait. In-32, 224 pages. Valenciennes, Giard. 1 fr. 50. 1891.

Sadaume, L. L'Amoureux perdu, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plano à 2 col. avec vign. Lille, imp. Wilmot-Courtecuisse.

Savié de Fourviero. La Creacioun dou mounde, counferènci biblico dounado a Marsiho, dins la glèiso de Saint-Laurèns. Traducioun franceso en regard. Tome segound. Grand in-16, 396 p. Avignon, imp. Aubanel.

Un homme jaloux, chanson nouvelle en patois de Lille. In-plano à 2 colonnes avec vign. Lambersart, imp. Hodin.
Versures aicontre las libertins maulaipris que disant que gn'ait point de bondue (vers patois). In-8⁰, 11 p. Besançon, imp. Jacquin. 50 cent. [Extrait des Annales franc-comtoises (numéro de mars-avril 1892).]

Dupont, J. B. Poésies populaires pour les lumières du peuple. Mémoires de 1870; Situation du jour. In-18 jésus, 28 p. Lyon, imp. Demoly.
Fagot, P. Folklore du Lauraguais (deuxième partie: Chants, Jeux, Rondes et Récits de l'enfance); par P. Fagot (Pierre Laroche). In-8⁰, p. 53 à 119. Albi, imp. Amalric.
— —. id. Troisième partie: Amusements de la jeunesse. In-8⁰, p. 125 à 155. Albi, imp. Amalric.
France, J. Contes d'Alsace: la Fée des fleurs; le Parrain de France; l'Enfant du lac. In-8⁰, 120 p. avec 19 gravures. Limoges, Ardant et Cᵉ.
Ledieu, A. Traditions populaires de Démuin. In-8⁰, 244 p. avec 16 fig. Paris, Picard.
Mont (le) Saint-Michel: légende et poésie; par Un Michelin. In-8⁰, 47 p. Avranches, imp. Perrin. 1891.
Recueil de chants et cantiques populaires. In-18, 150 p. Besançon, imp. Jacquin.
Rouzé, C. Contes et Légendes au houblon. Illustrations de Brossé-le-Vaigneur. In-8⁰, 192 p. Paris, Lecène, Oudin et Cᵉ.
— —. Contes et Légendes au houblon; par C. Rouzé. In-18 jésus, 268 p. avec grav. Paris, Lecène, Oudin et Cᵉ.
Witt, Mᵐᵉ de. Contes et Légendes de l'Est; par Mᵐᵉ de Witt, née Guizot. In-16, p. Paris, Hachette et Cᵉ. 2 fr. [Petite Bibliothèque de la famille.]

Supplementheft VII
der
Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur
herausgegeben von
Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität Giessen.

Zur
Aussprache des Französischen
in Genf und Frankreich

von

Dr. E. Koschwitz,
Professor an der Universität Greifswald.

Berlin.
Wilhelm Gronau.
1892.

HERRN EUGÈNE RITTER

dem Förderer meiner Genfer Studien

zugeeignet

vom Verfasser.

Die folgenden Seiten waren ihrem Ursprunge nach nicht bestimmt, in der anspruchsvollen Form eines Sonderheftes zu erscheinen. Als ich ihre Niederschrift begann, schwebte mir nur das Ziel vor, kurz die sieben Seiten Aussprachevorschriften zu beleuchten, die in Pludhun's Büchlein *Parlons français* enthalten sind. Der Stoff wuchs mir unter den Händen. Die beabsichtigte kleine Anzeige nahm das Mass einer ausführlichen Besprechung, dann das eines längeren Zeitschriftenartikels an. Schliesslich erklärte der Herr Verleger die Arbeit auch dafür zu umfangreich und beantragte Sonderdruck. Da die Form der Veröffentlichung ohne Belang war, willigte ich ein, und so liegt nun ein neues Ergänzungsheft der *Zeitschrift für franz. Sprache u. Litt.* vor, dessen Inhalt seine ursprüngliche Bestimmung leicht erkennen lassen wird.

Die von mir vorgetragenen Bemerkungen richten sich an alle, die an dem gegenwärtigen Stande der französischen Aussprache Anteil nehmen. In Deutschland wie in Frankreich ist man selbst in Philologenkreisen noch immer geneigt, an das Vorhandensein einer in ihren Einzelheiten feststehenden „guten" französischen Aussprache zu glauben, die man als musterhaft anzunehmen und sich anzueignen habe. Dieses herkömmliche Vorurteil wird durch die dogmatische Form erhalten, in der namentlich in den für die Praxis bestimmten Wörterbüchern, Grammatiken und Aussprachlehren eine Aussprache als „richtig", die andern etwa noch erwähnten als „unrichtig" und „falsch" bezeichnet werden. Diese Darstellungsweise ist ein Rest der alten Grammatik, die glaubte, es stünde ihr zu, den Sprachgebrauch zu regeln, und die sich nicht wie die heutige darauf beschränken wollte, denselben nur festzustellen und auf seine Entstehung hin zu erklären. Die geschichtliche Sprachbetrachtung hat der lebenden hochfranzösischen Sprache ihre Aufmerksamkeit bisher so gut wie nicht zugewandt: sie blieb fast ausschliesslich an der Beobachtung und Deutung des Vergangenen hängen. Die Orthoepik der gegenwärtigen Sprache hat in ihrer Methode auch in neuerer Zeit fast keinen Schritt vorwärts gethan, ist mit dem gelehrten Rüstzeug der neuen Forschungsweise noch nirgends unternommen worden. Die wenigen Phonetiker des

Französischen, unter denen sich keiner mit naturwissenschaftlicher Ausbildung befindet, haben sich bislang vorzugsweise auf Feststellung der Artikulation von Einzellauten beschränkt und niemals die ihnen auch kaum zukommende Untersuchung über deren Verbreitung unternommen. Vereinzelte rühmliche Ausnahmen fehlen natürlich nicht: im Grossen und Ganzen aber ist für die wissenschaftliche Erforschung der gegenwärtigen französischen Aussprache in den verschiedenen Gebrauchsformen der Sprache, in ihren je nach Stilgattung, Vortragsart, nach der Bildung des Sprechenden und nach örtlichen Verhältnissen eintretenden Wandlungen so gut wie nichts geschehen. Noch niemals ist man ernstlich der Frage näher getreten, welche Faktoren für die Entwickelung der in fortwährendem Fluss befindlichen gegenwärtigen Aussprache massgebend, und wie und woran deren Wirkungen zu erkennen sind. Und doch liegt es auf der Hand, dass in der Beobachtung der Entwickelung der lebenden Aussprache der Schlüssel zu ihrer früheren Entwickelung gegeben ist, und dass der zu lehrende „gute Gebrauch" nur durch eindringende Beobachtung des Bestehenden in allen seinen Teilen gefunden werden kann. Alle Welt spricht in Frankreich von den verschiedenen lokalen „accents". Bei Zufragen weiss niemand genau, worin die Eigenheiten eines dieser allgemein als vorhanden gefühlten accents d. i. der lokalen Ausspracheweisen bestehen.

Die folgenden Mitteilungen aus den von mir in Genf und Frankreich gesammelten Materialien werden ihren Zweck erfüllen, wenn sie die eben behaupteten Thatsachen an einigen Beispielen praktisch erläutern und etwas von dem reichen Leben und der Unbestimmtheit des französischen Aussprachgebrauchs erkennen lassen. Sie sollen zugleich den sogenannten Sprachmeister auf das Fragwürdige seiner Meisterschaft aufmerksam machen und die wissenschaftliche Sprachforschung anregen, einem bisher von ihr vernachlässigten Gebiete, dessen eingehenden Ausbau auch die Praxis verlangt, mehr Beachtung als bisher zu schenken. Das Pludhun'sche Büchlein wurde mehr zufällig zum Ausgangspunkt unserer Studie gewählt: weder Animosität gegen den mir persönlich unbekannten, auf anderem Gebiet hochverdienten Verfasser, noch eine besondere Mangelhaftigkeit seines Schriftwerkes bestimmten die Wahl. Eher eine praktische Rücksichtsnahme. Alljährlich wandern Hunderte von Deutschen oder andern Nichtfranzosen nach Genf, um sich dort in der Sprachbeherrschung des Französischen auszubilden: in den Wintermonaten macht Genf den Eindruck einer einzigen grossen Sprachschule. Wenn nun das Genfer Französisch wirklich so verbesserungsbedürftig ist, wie es anzunehmen durch Pludhun nahegelegt wird, so müsste gegen diese Sitte energisch Protest erhoben werden. Aber selbst bei Annahme einer geringeren Abweichung des Genfer Französisch von dem in Frankreich üblichen, ist die Frage von Wichtigkeit, worin unterscheiden sich die beiden Sprachweisen. Ist erst klar, was den Genfern eigentümlich, nicht gemeinfranzösisch ist,

dann wissen die Genfer Sprachlehrer, was sie im Unterricht von Ausländern ihnen als echt Französisch zu lehren, und die Fremden, was sie von dem Ortsgebrauch nicht anzunehmen haben.

Unsere Studie führt zu den Genfern günstigen Ergebnissen. Findet sie darin von Herrn Pludhun und seinen zahlreichen Glaubensgenossen begründeten Widerspruch, um so besser für die Wissenschaft. Es gibt in Genf eine ganze Partei, welche von der Geringwertigkeit der heimischen Aussprache tief durchdrungen ist. Vielleicht erfährt man in einer sich entspinnenden Polemik, wo und wie diese ihre Aussprachemuster hernimmt, worauf sich ihre Verwerfung der Genfer Ausspracheformen begründet, auf welche Beobachtungen ihre Auffassung gestützt ist. Schon während meines Genfer Aufenthaltes suchte ich mir durch Anregung eines Ideenaustausches Materialien zu verschaffen. Mein Genfer Arbeitsgehilfe, Herr Lizenziat Zbinden, veröffentlichte zu diesem Zwecke in der *Tribune de Genève* (der gelesensten Genfer Zeitung) vom 5. und 6. Oktober 1890 folgende Zeilen:

> On a rarement parlé jusqu'ici de notre prononciation genevoise, et quand on l'a fait, c'est en termes peu élogieux le plus souvent. Méritons-nous mieux? Affaire d'appréciation personnelle.
>
> Dejà en 1691 de La Barre publiait un „Essai de remarques particulières sur la langue française pour la ville de Genève.“ Gaudy-Lefort en 1827 émettait quelques observations sur le même sujet et nous nous rappelons certain fragment d'Albert Richard, rien moins que flatteur pour l'élocution de ses concitoyens. Citons encore quelques remarques passagères de Jean Humbert dans son „Glossaire genevois“ et c'est tout. C'est tout jusqu'au charmant opuscule pseudonyme qui parut sous ce titre significatif: „Parlons français.“ L'accueil chaleureux que ce petit livre a trouvé auprès de notre population, nous engage aujourd'hui à dire quelques mots d'une question qui l'intéresse tout particulièrement ... Ils sont basés sur des observations auxquelles des personnes genevoises se sont prêtées volontiers et trouvent leur explication dans une connaissance approfondie du développement historique de la langue française.
>
> Une thèse générale avant d'entrer dans le détail. Nous croyons que notre prononciation genevoise a sa raison d'être, et la plus forte de toutes les raisons: c'est un fait historique. Une langue, en effet, ne se forme pas en un jour. C'est le plus vivant souvenir des générations successives qui l'ont parlée; si nos ancêtres ont prononcé un mot de telle ou telle manière, qu'y a-t-il d'étonnant si leurs descendants font comme eux? Le contraire pourrait surprendre à bon droit.
>
> On trouve en effet dans l'opuscule de 1691 des prononciations particulières relevées deux siècles plus tard par l'auteur de *Parlons français;* nous avons subi et subissons encore une foule d'influences

étrangères, provenant de la position que nous occupons entre des idiomes bien divers. On peut en remarquer des traces dans la langue de tous les pays. Comment réagir contre un fait indépendant de notre volonté? Ne parle-t-on pas un français plus ou moins différent dans toutes les parties de la France? Laquelle de ces parties a le monopole de la langue sans tache? Nous ne pensons donc pas non plus qu'on puisse modifier subitement un état de choses provenant de causes si profondes. C'est pour cela probablement, qu'on dit les Genevois si rebelles au beau langange, de l'autre côté du Jura. Ils pourraient s'en réjouir au double point de vue du chauvin et du philologue. Nous avons cependant beaucoup de points communs avec nos voisins. Par exemple, l'accent que nous plaçons sur l'initiale des mots de deux ou trois syllabes, *sàlut, màlheurs, dèhors, àbricot,* se retrouve constamment dans l'est de la France, et son domaine s'étend peu à peu vers le centre.[1]) L'*e* fermé long ou moyen, employé si fréquemment à Genève au lieu de l'*e* ouvert *(lés-dés-més-tés-sés* pour *lès-dès-mès-tès-sès* etc.), se rencontre dans tout le Sud.[2]) Il en est de même pour notre *e* ouvert bref au lieu de l'*e* ouvert long *(lèche* pour *lêche), règle* pour *rêgle, planète* pour *planête*). Certaines formes vieillies en France ont persisté dans notre pays: *parlerè* pour *parleré (parlerai), guè* pour *gué (gai)* connues déjà au XIII[e] siècle;[3]) *cuillé* pour *cuillère (cuiller)* XVI[e] siècle;[4]) *oriste* pour *aoriste, fouè* pour *foua (fouet); anivrer* ou *ènivrer* pour *ânnivrer.*[5]) Notre *l* mouillée de *tilleul, brillant* a disparu seulement pendant ce siècle du Nord de la France et il commence déjà a vaciller dans notre prononciation. Dans certains cas, l'assimilation des éléments étrangers est plus avancée chez nous. Ainsi nous disons : *kadrige* pour *kuadrige (quadrige) — ekitation* pour *eqüitation — rekiem* pour *réqüiem, Pulchérie* pour *Pulkérie — archiépiscopal* pour *arkiépiscopal*[6]) — *Davi* pour *David.*[7]) Dans d'autres cas, nous sommes en retard: *Akéron* pour *Achéron, Manikéen* pour *Manichéen.* Quelquefois nous subissons l'influence d'une orthographe vieillie: *signet* pour *sinet — Regnard* pour *Renard*[8]) — *Auxerre* pour *Ausserre.*[9]) L'analogie nous

[1]) In alleinstehenden zwei- oder dreisilbigen Worten liegt bei der Lektüre der Akzent heut fast in ganz Frankreich auf der ersten Silbe.

[2]) Vgl. u. S. 20 ff. das über diesen Punkt Gesagte.

[3]) S. u. S. 20.

[4]) S. u. S. 55.

[5]) S. u. S. 11.

[6]) S. u. S. 36 u. 69.

[7]) S. u. S. 45.

[8]) S. u. S. 36 u. 69.

[9]) S. u. S. 40 u. 69.

fait souvent dire *chrestomacie* pour *chrestomathie*. Peut-être enfin, est-ce au patois savoyard qu'il faut attribuer notre prononciation lourde de l'*a* (*balâfre, châque, mâlle* pour *balafre, chaque*[1]), *malle*) ainsi que quelques nuances dans l'articulation des voyelles *i, ou, u*. Nous avons encore quelques particularités inexpliquées et qui ne sont que des faits isolés. En voici quelques exemples: *flüchsia* pour *füchsia* pop.; *cintième* pour *cinquième*[2]) pop., *patrye, paye* (comme dans *paye*) pour *patrie, paie*. On pourrait classer dans la même catégorie notre *e* mi-ouvert non accentué pour *e* fermé (*dèsert* pour *désert, scèlèrat* pour *scélérat*.[3])

Quelle conclusion faut-il tirer des faits exposés plus haut? La voici en peu de mots. On a pu voir par ce qui précède que presque toutes les particularités de notre prononciation sont communes à plusieurs parties de la France, et ont leur origine soit dans certaines formes anciennes que nous avons conservées, soit dans une assimilation plus ou moins avancée, soit dans l'influence de l'orthographe, du patois savoyard, soit enfin dans l'analogie. La façon plus exacte dont nous prononçons le latin et les mots tirés de langues étrangères semblerait indiquer, dans ce domaine, une culture plus étendue qu'en France. Notre manière de parler a donc scientifiquement sa raison d'être et nous ne pensons pas qu'on puisse la modifier en s'appuyant sur ce point de vue. Faut-il être absolument intransigeant et repousser de parti pris tout changement? Nous ne le pensons pas non plus. Si toutes les prononciations sont justifiées, les unes peuvent paraître plus agréables que les autres. Mais c'est comme nous le disions en commençant affaire d'appréciation personelle. Il s'agit ici d'une opinion purement subjective; et si tel ou tel son plaît davantage à notre voisin, grâce à son éducation ou à d'autres circonstances, nous ne pouvons pas lui demander de sacrifier ses penchants esthétiques aux données de l'étude historique des langues. Nous attendons la même modération de sa part.

L. Zbinden,
licencié ès lettres.

Ich liess bei anderer Gelegenheit in derselben Zeitung vom 9. Oktober 1890 folgendes drucken:

Pourquoi cette indifférence des Genevois pour le patois de leurs ancêtres et de leurs voisins? Il ne faut pas s'étonner s'ils le considèrent comme une quantité négligeable quand on les voit adopter servilement le langage de quelque commis voyageur français, et croire qu'ils ont tort quand leur prononciation diffère de celle qu'ils

---

1) S. u. S. 10.
2) S. u. S. 7 u. 70.
3) S. u. S. 27.

ont prise pour modèle. Depuis plus de deux siècles on leur prêche sur tous les tons que leur langue (prononciation, style et syntaxe) est fautive, et qu'il faut y porter remède. Ils sont charmés si quelque dilettante, dépourvu de toute connaissance linguistique, leur reproche des erreurs, là où ils parlent comme la grande majorité des Français. Les instituteurs se hâtent de plier aux lois de la nouvelle langue, l'éducation d'une jeunesse, qui a d'autant plus de peine à s'y soumettre, qu'on viole ainsi ses tendances naturelles et, disons-le, nationales. On en est resté, à Genève, à l'opinion des grammairiens des XVII[e] et XVIII[e] siècles, qui croyaient pouvoir maîtriser la langue, et qui ont, en effet, réussi à lui imposer parfois des règles insensées et une orthographe déraisonable qu'elle n'a pu encore rejeter entièrement. Mais nous sommes au XIX[e] siècle, et nous savons que les langues se développent d'après des lois organiques, . . . que chaque particularité a sa raison d'être et que souvent ce qui, au premier moment, nous paraît arbitraire, ne l'est point, quand on prend la peine d'y regarder de près.

Qu'on cherche à connaître les divergences entre le français à Genève et celui des différentes parties de la France: nul ne peut s'y opposer, et même le professeur peut enseigner à l'étranger la langue de la ville où il compte se rendre. Mais ces différences doivent être basées sur des études sérieuses et méthodiques. Jamais on ne doit vouloir soumettre la prononciation d'une ville entière aux lois que règlent la langue d'une autre ville, fût-ce même Paris. On pourra bien ainsi introduire ça et là quelques oripeaux étrangers, mais jamais on n'arrivera à arracher le vêtement national. Et quand bien même on le pourrait, au moment où l'on aurait atteint ce but tant désiré, la prononciation qu'on voulait imiter aurait avancé elle aussi, et ce serait toujours à recommencer . . .

Die Zeit des Erscheinens dieser Zeilen muss schlecht gewählt gewesen sein. Trotz der bekannten Kampflust der Genfer erschien keine Antwort, blieb es bei unseren Monologen. Hoffentlich veranlassen nun die folgenden Ausführungen in Genf die erwünschten Erörterungen: die in ihnen zu Tage tretenden Gesichtspunkte und Einzelangaben werde ich gern in einer späteren ausführlichen Behandlung der Genfer Aussprache verwerten.

E. K.

Transskriptionstabelle.

u geschlossenes deutsches *u*.
ō geschlossenes langes *o*.
o geschlossenes *o*.
ọ mittleres (halboffenes) *o*.
ô offenes langes *o*.
ǫ offenes *o*.
ŏ offenes kurzes *o*.
ā tiefes langes *a*.
a tiefes *a*.
ạ mittleres (halboffenes) *a*.
ă offenes kurzes *a*.
ą offenes *a*.
â offenes langes *a*.
ê offenes langes *e*.
ę offenes (mittellanges) *e*.
ĕ offenes kurzes *e*.
ẹ mittleres (halboffenes) *e*.
e geschlossenes *e*.
ē geschlossenes langes *e*.
ẹ̦ dumpfes *e*.
œ̨ offenes *œ*.
œ̣ mittleres (halboffenes) *œ*.
œ geschlossenes *œ*.
ü französisches *u*.
i̯ halbkonsonantisches *i* (engl. *y*).
u̯ halbkonsonantisches *u* (engl. *w*).
ü̯ halbkonsonantisches *ü*.
ϑ englisches stimmloses *th*.
l̃ erweichtes *l*.

Zur Aussprache des Französischen.

Im verflossenen Jahre (1890) verbrachte ich drei Monate (August, September, October) in Genf, um unter anderm mich darüber zu unterrichten, ob es, wie oft behauptet worden ist, daselbst eine besondere Aussprache des Französischen gibt, und worin dieselbe besteht, falls sie vorhanden. Natürlich suchte ich, um eines Wegweisers nicht zu entbehren, nach früheren Arbeiten über diese Frage; aber obgleich ich von den Herren Professor E. Ritter und Bibliothekar Roget in Genf in der verbindlichsten Weise in meinen Nachforschungen unterstützt wurde, so war deren Ergebnis doch nur ein spärliches. Ausser veralteten Notizen, die nur Wert für die geschichtliche Entwicklung des Genfer Französisch besitzen, zerstreuten, mehr oder minder ungenauen Bemerkungen in Grammatiken und Glossaren und einigen handschriftlichen Notizen fand sich nichts von Belang vor.[1]) Nur eine pädagogische Zwecke verfolgende Aufzählung von Genfer Ausspracheeigentümlichkeiten aus neuerer Zeit konnte mir namhaft gemacht werden; sie befindet sich in dem Werkchen eines pseudonymen Verfassers *(Pludhun = Plus d'un): Parlons Français,*[2]) (Genf 1890, 8°, 34 S.), S. 26—33. Dieselbe soll den Ausgangspunkt der folgenden Betrachtungen abgeben.

Nicht wegen ihres hohen Wertes für die Wissenschaft. Der Verfasser der kleinen Broschüre ist ein Liebhaber, vom besten Willen beseelt, aber sprachwissenschaftlicher Kenntnisse ermangelnd und unbekannt mit der französischen Sprachgeschichte. Selbst

---

[1]) Über die vorhandenen Sprachproben des Altgenferischen vgl. E. Ritter, *Recherches sur le patois de Genève.* Genf 1875 *(Extrait du tome XIX des mémoires de la société d'histoire et d'archéologie de Genève)* und ein demnächst erscheinendes Werk desselben Verfassers: *Le patois et le parler de Genève.*

[2]) Über dasselbe vergleiche *Ztschr. f. frz. Spr. u. Litt.* XI[2], S. 43. Eben geht mir die neueste Ausgabe von 1891 zu, die in dem die Aussprache behandelnden Teile nichts von Belang ändert.

sein praktisches Können ist begrenzt: seine Lautbezeichnungen erscheinen auch für elementare Zwecke unzureichend. Aber seine Angaben besitzen Interesse, weil sie von einem Genfer für Genfer geschrieben sind (wenn auch Titel und Vorwort dies verheimlichen), und das Werkchen ist typisch für eine in der französischen Schweiz verbreitete Gattung von Litteratur, in der den Schweizern ihre Sprachsünden vorgehalten und sie ermahnt werden, sich eines besseren Französisch zu bedienen. Mangelhaftes Verständnis für den heimischen Gebrauch und Unklarheit über das zu Fordernde sind dieser Litteratur gemeinsam. Der Umstand, dass auf dem uns beschäftigenden Werkchen ein *huitième mille* vermerkt ist, und dass es nach einer Titelnotiz in den Katalog der Schulbücher des neuenburger Kantons aufgenommen und von der Genfer Abteilung des öffentlichen Unterrichts empfohlen ist, gibt ihm eine besondere Bedeutung. Dies mag rechtfertigen, wenn wir es zum Vorwurf einer eigenen Studie nehmen, die das Büchlein selbst an Umfang bedeutend überragt.

Zur Prüfung der Aussprache-Angaben und Vorschriften des Verfassers war erforderlich, dass ich mich möglichst genau mit der gegenwärtigen in Genf und in Frankreich herrschenden Aussprache bekannt zu machen suchte. Eben hatte ich zur Ausarbeitung des ersten Teiles meiner *Grammatik*[1]) ziemlich alles gelesen, was von Orthoepisten und Phonetikern in neuerer Zeit über französische Aussprache geschrieben worden ist. Aber während meiner Lektüre und noch mehr bei der Ausarbeitung des genannten Buches hatte ich gefunden, dass sehr viele Punkte der französischen Aussprache aufzuhellen blieben, dass meine Quellen nicht wenige Lücken, Irrtümer und Widersprüche aufwiesen, und immer klarer war mir die Notwendigkeit geworden, dass eine ganz Frankreich umfassende Nachforschung über die heutige Aussprache vorgenommen werde.[2]) Dank dem wohlwollenden Entgegenkommen des Preussischen Unterrichtsministeriums, das mir einen einjährigen Studienurlaub bewilligte, ist es mir möglich geworden, mich thätig an dieser Aufgabe zu beteiligen und insbesondere das in Genf Beobachtete und Gefundene mit dem in Frankreich Bestehenden in eingehender Weise zu vergleichen. Der für derartige Studien erforderlichen Unterstützung habe ich nirgends ermangelt. In Genf selbst verband sich alles, um mir meine Aufgabe zu erleichtern. Durch Herrn Pastor Junod,

---

[1]) Oppeln, Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske).

[2]) Über die Aussprachverschiedenheiten in dem Französisch der einzelnen Teile Frankreichs vgl. eine kurze aber gehaltreiche Notiz Rousselot's, *Revue des patois galloromans,* I, 11 f.

der in Greifswald seinen theologischen Studien obgelegen hatte, und durch Herrn Professor Ritter wurde ich mit Herrn Lizentiaten Zbinden bekannt, einem geborenen Genfer, der mir in liebenswürdigster Weise seine Zeit und seine Kenntnisse der heimischen Sprache in allen Volkskreisen zur Verfügung stellte. Mit ihm ging ich systematisch den Genfer französischen Lautstand durch: entstanden Zweifel, dann ging Herr Zbinden bei seiner zahlreichen Genfer Verwandschaft und Bekanntschaft so wie bei seinen Zöglingen am Genfer Lyceum auf die Jagd nach der betreffenden Lauterscheinung und ruhte nicht eher, als bis er mit befriedigender Beute heimkehren, d. h. mir die erwünschte zuverlässige Auskunft bringen konnte. Zur Kontrolle und weiteren Feststellung der in den mittleren, nur über Elementarbildung verfügenden Schichten üblichen Aussprache nahm ich ausserdem systematischen Unterricht bei einem Fräulein Bedos, das diesen Kreisen angehörte und auch den übrigen wesentlichen Bedingungen entsprach, d. h. in Genf von Genfer Eltern geboren und niemals dauernd aus der Vaterstadt entfernt gewesen war. Im übrigen waren mir natürlich meine Genfer Kollegen mit Freunden und Angehörigen, die sonstigen mir bekannt gewordenen Herren und Damen, deren Genfer Herkunft feststand, darunter meine echt genferische Pensionswirtin Frau Flouck, die ich täglich hörte, ebenso viele willkommene Studiengegenstände; ihnen verdanke ich manche wertvolle Aufklärung. Dass ich auch sonst keine Gelegenheit unbenutzt liess, mich durch Anhören von Vorträgen, Parlamentsverhandlungen u. dgl. zu unterrichten, bedarf wohl nicht der Erwähnung; doch kamen diese Studienmittel für mich weniger in betracht, da ich eben nur die Sprache der echten Genfer hören und kennen lernen wollte, und die Beobachtung der Sprache von Personen mir unbekannter Herkunft für mich ohne Vorteil war.

Ähnlich wie in Genf bin ich später in Marseille, Aix en Provence, Montpellier und Bordeaux verfahren, wo ich mich über die Eigenheiten der betreffenden „accents“, also des accent provençal und gascon zu unterrichten suchte; in Tours, dem seit Jahrhunderten eine besonders gute Aussprache nachgerühmt wird; in Caen, wo mir insbesondere eine aus Bayeux gebürtige, seit ihrem 14. Jahre in Caen lebende Normannin Auskunft erteilte, und in Amiens. An allen Orten richteten sich meine Beobachtungen auf die Umgangssprache und die Sprache höheren Styles; die von mir zu systematischen Studien geworbenen Personen gehörten (mit Ausnahme von Caen) durch Geburt und Abstammung der Stadt selbst oder (in Aix) der nächsten Umgegend an, die sie nie auf längere Zeit verlassen hatten, und besassen nach dem Zeugnis der Eingeborenen die lokalen Sprachgewohnheiten. Sie

erfreuten sich ausserdem durchschnittlich mindestens einer guten Elementarbildung und waren also in jeder Beziehung befähigt, mich in den Allgemeingebrauch ihrer Heimat einzuführen. Wenn der eine oder andere meiner Sprachzeugen gelegentlich über ein ihm unbekanntes Fremdwort stolperte oder mir hin und wieder durch gezierte Redeweise einen möglichst guten Begriff von der Sprache seines engeren Vaterlandes zu geben suchte, so korrigierte sich das leicht von selbst; auch diese Fälle besassen sogar ein schätzenswertes sprachliches Interesse. Es versteht sich von selbst, dass ich zum Zwecke des Vergleiches in meinem Beobachtungsverfahren, namentlich in bezug auf die Wahl der zu stellenden Fragen und der vorzulesenden Texte, überall in derselben Weise vorging.

Eingehender als in den eben genannten Städten konnte ich in Lyon verfahren. Dort unterstützte mich insbesondere Herr Professor Clédat auf die wirkungsvollste Weise. Auf seine Veranlassung übergab mir Herr Quatrevaux, ein ehemaliger Professor am Lyoner Lyceum, eine von ihm nach Jahrzehnte langer Beobachtung zusammengestellte Liste Lyoner Ausspracheeigentümlichkeiten, die Herr Clédat noch mit eigenen Zugaben bereicherte; durch ihn erhielt ich ferner die Unterstützung des Herrn Stud. Bleton, eines jungen Lyoner Romanisten, der in derselben Weise wie Herr Zbinden in Genf mir in uneigennützigster Weise seine Zeit und seine Kenntnisse der heimischen Sprache zur Verfügung stellte. Gern gedenke ich auch der liebenswürdigen Unterstützung des Herrn Professors Brunot und des Stadtbibliothekars Herrn Grosset, die mir namentlich beim Aufsuchen von Schriften über die ältere Lyoner Sprache halfen, und des Lycealkehrers Herrn von Tannenberg, der mir drei echt Lyoner Lycealschüler zur Abhörung zusandte. Da auch der Lyoner Guignol, (Theateraufführungen, gedrucktes Repertoir und die Zeitungen dieses Namens, und die Zeitung Gnafron) und die wertvollen Arbeiten Clair Tisseurs (Puitspelu), Philipon's u. a. meinen Lyoner Studien förderlich waren, so glaube ich von der Lyoner Aussprache ein ebenso genaues Bild wie von der Genfs erworben zu haben, obgleich sich mein Aufenthalt in Lyon nur auf zwei Monate (November und Dezember 1890) erstreckte.

Am eingehendsten habe ich mich natürlich mit dem Pariser Sprachgebrauch beschäftigt. Hier galt es besonders die von den Orthoepisten vernachlässigte Scheidung der Sprechweisen in den verschiedenen Stylgattungen vorzunehmen und die lokal-dialektischen Züge des echt Pariserischen von der litterarischen Sprache resp. Aussprache, die Aussprache des Parisers aus Paris von der des viel zahlreicheren Provinzial-Parisers auseinanderzuhalten.

Trotz der Angaben der Wörterbücher der Akademie und Littré's,[1]) der Arbeiten der Orthoepisten, von denen das Werkchen Plœtzens (*Systematische Darstellung der französischen Aussprache*, 12. Aufl., Berlin 1889) wegen der allgemeinen Zuverlässigkeit seiner Angaben eine Hervorhebung verdient, trotz des Sachs'schen Wörterbuches und der Studien der französischen und deutschen Phonetiker (Passy, Vietor, Trautmann und Beyer) ist noch Vieles nachzuernten. Ich kann nicht hoffen, die Fülle des vorhandenen Stoffes bewältigt zn haben, dessen Bearbeitung ich übrigens in guten Händen weiss; für unseren Zweck wird das Gelernte um so mehr ausreichen, als feinere Studien, die eine experimental-phonetische Untersuchung verlangen, im folgenden absichtlich vermieden sind. In welchen Kreisen und in welcher Art ich meine Beobachtungen in Paris angestellt habe, wird teilweise die unten gegebene, etwas ausführlichere Behandlung der Wörtchen *les*, *des*, *mes etc.* lehren; auch komme ich anderwärts darauf ausführlich zurück. Hier sei nur die Hilfe erwähnt, die ich dem Schüler der Urkundenschule (École des Chartes) Herrn Omer Jacob verdanke, der, was die Herren Zbinden und Bleton in Genf und Lyon, für mich in Paris war. Seine Beihilfe wurde mir durch Herrn G. Paris, der mich auch anderweitig tüchtig förderte, und Herrn Morel-Fatio erwirkt. Herr Jacob ist zwar infolge der Ereignisse des letzten Krieges nicht in Paris geboren, aber er ist mit zwei Jahren dahin gelangt und kann seiner Erziehung und Aussprache nach als echter Pariser nicht angefochten werden. Neben ihm diente mir für systematisches Studium des spezifisch Pariserischen insbesondere noch Herr Dufraisse, einer der seltenen Pariser, die schon durch mehrere Generationen der Hauptstadt angehören, und ein würdiger Vertreter der volkstümlichen Sprache. Meine zahlreichen sonstigen Arbeitsgehilfen und Studienobjekte werden im Laufe meiner weiteren Ausspracheстudien so weit als möglich genannt werden. Die energische Förderung, die ich in Paris durch die Herren D'Hulst, Rod und Rousselot fand, denen ich nebst den schon genannten in Paris die meiste Unterstützung verdanke, nötigt mich aber, sie ebenfalls schon hier hervorzuheben und ihnen wie meinen Förderern in Genf und Lyon schon bei dieser Gelegenheit meinen besten Dank auszusprechen.

Nachdem ich mich so für die folgende Arbeit hinlänglich legitimirt zu haben glaube, wollen wir nunmehr zu ihr selbst über-

---

[1]) Von dem im Erscheinen begriffenen *Dictionnaire général* Hatzfeld's und Darmesteter's, in welcher der Pariser Herr Hatzfeld die ihm geläufige oder gut dünkende Aussprache verzeichnet, konnte ich leider nur das erste Heft benutzen.

gehen, deren Aufgabe darin besteht, festzustellen ob die in dem oben genannten Werkchen aufgezählten Ausspracheeigentümlichkeiten (nach dem Verfasser: Sprachfehler) ein Spezifikum der Genfer oder französisches Allgemeingut sind.

An erster Stelle haben wir eine Anzahl Ausspracheerscheinungen auszusondern, die nach unseren Beobachtungen wenigstens den eigentlichen Genfern, den Genfern aus Genf unbekannt sind.

malin (auch in Genf *mạlẽ*, nicht *mālẽ*) (*ā* = langes, tiefes *a*).

allâtes, *fîmes*, *reçûmes*, *reçûtes* (auch in Genf mit kurzem, höchstens halblangem und nicht mit langem Tonvokale).

évidemment, *sciemment* etc. (gespr. mit *ạmã*, nicht *ẹmã*).

passer, *lasser*, *damasser*, *classe*, *tasse; barre*, *barreau*, *tare*, *cadre*, *sable*, *sabre*, *diable*, *fable*, *cabrer*, *délabrer*, *gagner; phrase*, *phraser*, *gaze*, *gazer*, *gazon*, (auch in Genf mit tiefem *a*).

manne (= *panier*, in Genf mit kurzem, offenen *a: măn*, wie es der Verfasser verlangt).

ressembler, *ressemblance*, *ressource* u. dgl. (in Genf nicht mit geschlossenem *e*).

intimement, *repartir*, *repartie*, *dehors*, *pèlerinage* (das Verfasser noch mit *é* schreibt), auch in Genf mit *ẹ*.

fais, *dirais*, *voudrait*, *faire*, *chaire*, *jamais*, *désormais* (auch in Genf mit offenem *e*).

il est, *complet*, *secret*, *fausset*, *valet; fidèle*, *belle*, *neige* (ebenfalls auch in Genf mit offenem *e*).

Bengale, *Benjamin*, *benjoin*, *benzine*, *pensum* (regelmässig mit *ẽ*).

peuple (*pœpl*) und *envergure* (richtig mit *gü*).

hôpital (*ọpitạl*), *école* (*ẹkọl*), *proche* (*prọš*), *hotte* (*ọt*), *Centaure* (*sãtọr*), *Laure* (*Lọr*), *laurier* (*lọrịe*), *aurore* (*ọrọr*), *auras* (*ọra*), *Paul* (*Pọl*), nicht, wie Verfasser glauben lässt, mit geschlossenem *o*.

nôtre, *vôtre*, *côte; royaume* und *paume*, in Genf mit geschlossenem *o;* ebenso regelrecht in *axiome* und *zone*.

chose, *rose*, *poser; position*, *éclosion; gros*, *écho*, *duo*, *indigo* (sämtlich wiederum in Genf mit geschlossenem *o*).

étoile, *voile*, *moelle*, *moelleux*, *moellon* (*ụa* mit den auch sonst zu findenden Nuancen.)[1])

réussir (kaum je *rœsir*).

aiguillon (auch in Genf mit *ụi*).

obséquieux und *liquéfier* mit *k* (nicht *kụ*).

orgueilleux und *s'enorgueillir* (geschlossenes *e* kann hier in der Genfer Aussprache nur ein Genfer selbst heraushören).

---

[1]) Welche Aussprache hier getadelt werden sollte, geht aus dem Texte ebensowenig wie zu *envoie*, *coudoie* etc. hervor.

quatuor (ist in Genf *kụa* durchaus üblich. Siehe übrigens unten S. 8).

second (auch in Genf mit *g;* Littré, *Préf.* XIV belegt *k* für Frankreich).

punch (auch in Genf *põš*).

Bourg en Bresse (nur wie Verfasser wünscht *Burk ã Brẹs*).

héroisme, christianisme, catéchisme (auch in Genf mit *s*, nicht mit *-izm* und *-im*, wie Verfasser glauben macht).

gestion, suggestion etc. (mit *stị*).

exprès, scolaire, spécial (in der Genfer Aussprache ohne Besonderheiten).

cautchouc (schwerlich jemand mit lautbarem *c*).

trafic, arsenic etc. (mit *k*).

Jacob (mit lautbarem *b*).

Adam (allgemein *Adã*).

fils, ibis, lis, jadis, lorsque, puisque, ours, obus, bien *plus*, deux *plus* deux, und *hélas* (mit gesprochenem *s*).

ceux, qui disent (mit stummem *x*).

le Christ (mit gesprochenem *st*).

Judith (žüdit), salut (sạlü) und *saluts échangés (sạlüzešãže).*

Die Elisionen und Bindungen in *une anse, l'anse, l'hameçon, l'hiatus, l'hyène, l'héroine,* die Nicht-Elision in *la hernie, la hâche, le héros*, haben meine Gewährsmänner niemals verfehlen hören noch selbst verfehlt, auch ist ihnen (das gar nicht so üble) *Tsürik* und *Tsọfẽg* für Zürich und Zofingen unbekannt.

Das in ganz Frankreich bei Ungebildeten übliche *cintième* für *cinquième* ist mir in Genf nicht begegnet. Ebensowenig das echt pariserische *killa* für *ki la (qui l'a dit).*

Endlich erscheinen meinen Genfer Gewährsmännern die vom Verfasser getadelten und gebesserten Aussprachen unglaublich: *Comment‿êtes-vous venus; cinq (sẽk) cents; quand (kãt) je te dis; chacun‿admire; le jardin‿est.* Auf alle Fälle sind sie keine Genfer Eigentümlichkeiten.

Da der Verfasser die Genfer aus Genf nicht von den Eingewanderten scheidet, so ist es ihm natürlich oft zugestossen, Ausspracheweisen zu verurteilen, die, bei echten Genfern ungebräuchlich, im französischen Nachbarlande um so üblicher sind. Eine Anzahl der von ihm gerügten Erscheinungen, die weder ich noch meine Gehilfen im Munde eines wirklichen Genfers gehört haben, sind mir fast mühelos in Frankreich entgegengetreten. Davon einige Beispiele.

Evidemment mit *ẹmã* hörte ich in Paris; *sciemment* mit *ẹmã* in Lyon und Paris. — *Qu* = *k* in *quatuor*, in Lyon, Marseille, Paris

u. s. w. — *Punch* gespr. *pœ̃š*, in Lyon, Montpellier *(pœ̨nš)*, Caen (von Personen, denen das Getränk wenig oder nicht bekannt war). — *Gestion* etc. gespr. *žęsi̯õ* in Lyon, Paris; in Lyon auch *kõbüsi̯õ* für *combustion*. — Das vom Verfasser verworfene *ek-se-près (exprès)* hört man in Lyon und auch wohl anderwärts, besonders wenn auf dem Worte ein besonderer Nachdruck liegt. — *Arsenic* gespr. *ąrsęni* in Lyon und Paris. — *Fi (f. fils* mit lautbarem *s)*, das Verfasser, wie Plœtz S. 130 f. verurteilt, hat noch seine Anhänger in Lyon (wenn im Reime zu *i* auftretend) und ist in der Umgegend von Paris in gewöhnlichem Gebrauche. — *Jadis* mit stummem *s* hörte ich in Marseille und Montpellier; Littré s. v. meint: aujourd'hui plusieurs, à tort, font sentir l'*s;* diese *plusieurs* sind freilich in unendlicher Mehrzahl. — *Obus* mit stummem *s* in Lyon und Paris, sogar von einem ehemaligen Militär, der noch am letzten Feldzuge teilgenommen hatte. U. s. w. Man vergleiche noch unten gegen Schluss der Arbeit die Zusammenstellung von Lyonismen, die mit den vom Verfasser getadelten Ausspracheerscheinungen zusammenfallen.

Einige Male verlangt der Verfasser von seinen Landsleuten, sie sollen ihre richtige Aussprache zu Gunsten einer dialektischen oder einer Grammatikerschrulle entstammenden aufgeben.

Irrig ist und gegen die allgemeinen Lautgesetze des Französischen verstösst das Verlangen nach einem *a plutôt bref*, das soll heissen einem mehr offenen *a* in *gaz*, *gazomètre* und *pas* (Adv). In *gaz* und *pas* liegt mittelzeitiges, unterm Satzaccent langes, in *gazomètre* immer mittelzeitiges tiefes *a* vor, wie Sachs, und Hatzfeld, *Dictionnaire*, Einl., S. XXVI, für *pas*, richtig bestimmen. Zwischen *gaz* und *gaze* liegt also kein qualitativer und meist auch kein quantitativer Unterschied vor, wie Verfasser behauptet.

Wenn der Verfasser für die Worte auf *-age, l'a ni long ni bref* das soll wohl heissen: mittelzeitiges *a* verlangt, so hat er damit nach Angabe mancher Orthoepisten die richtige Quantitätsbestimmung gefunden. Doch ist diese Endung in Genf wie anderwärts sehr häufig lang, je nach der Satzstellung und dem rhetorischen Accent. Schon Plœtz S. 35 bemerkt, dass in vielen Substantiven auf *age a* nach entschiedener Länge neigt. Dem Klange nach habe ich überall tiefes *a* gefunden. So bestimmt auch Plœtz; Sachs nimmt hohes an.

Für *interpeller, interpellation* schreibt Verfasser die Aussprache *interpél-ler* und *-pèl-lacion* vor. Die Aussprachеangabe zum ersten Worte kontaminiert eine Angabe der Akademie (vor-

letzte Ausg.) *(ĕtẹrpẹlle)* und Littré's *(ĕtẹr-pele)*.[1]) Geschlossenes oder besser halboffenes *e* tritt in der dritten Silbe von *interpeller* nur dann ein, wenn einfaches *l* gesprochen wird. — Zu *interpellation* bemerkt Littré: l'Académie dit qu'on prononce les deux *ll*, mais l'usage le plus ordinaire est de n'en faire sentir qu'une: *in-tèr-pè-la-sion.* — Ich hörte, Littré's Angabe entsprechend, in beiden Worten überall nur einfaches *l*, ausserdem offenes *e* auch in der vorletzten Silbe von *interpeller*.

Die Angabe: *aimons, aidant: ai* avec le son à moitié fermé de *ai* dans *aimer*, *aider* (et non *è-mons*, *è-dons*) beruht wiederum auf ungenauer Beobachtung. Die erste Silbe dieser und ähnlicher Worte erhöht ihr offenes *e* zu halboffenem nur, wenn die folgende Silbe einen hohen Vokal enthält, also richtig in den Infinitiven *aimer*, *aider*, (die übrigens bei Littré und Hatzfeld mit offenem *e* auftreten; nur Sachs hat *eme* = *aimer*); nicht aber, wenn die folgende Silbe einen tiefen Vokal hat, wie in *aimons*, *aidant*. S. meine *Grammatik* I, S. 24, deren Angabe auf den Beobachtungen der neueren Phonetiker des Französischen beruht. — *Aimons*, *aidant* wurde mir nicht nur in Genf, sondern auch in Lyon und Paris mit offenem *e* gelesen.

Irrig ist es ferner in *auriculaire au* „comme *o* dans *encore*, et non comme *au* dans *saut* ou dans *automne*" d. h. als offenes *o* (*ọ*) gesprochen zu verlangen. Littré transskribiert: *ô-ri-ku-lè-r;* Sachs notiert halblanges geschlossenes *o* in der ersten Silbe, und so spricht man in Paris. Die vom Verfasser verlangte Aussprache mit *ǫ* hörte ich gerade in Genf und Lyon; sie ist südfranzösisch, dialektisch.

Subsister will Verfasser *subcis-ter* (*s* dur), d. i. *süpsi-ste* gesprochen haben. Littré und Sachs schreiben allerdings: *sub-si-sté.* Aber ich hörte im Munde Gebildeter in Lyon und Paris (darunter Herr Got vom Theâtre Français) immer nur *sübziste; sü(b)psiste* gerade in Genf.

Jersey ist nach Verfasser *Jerzey* (*s* doux) zu sprechen. Sachs verlangt stimmloses *s*, und so hörte ich allein wie in Genf, so in Lyon und Paris. — Der Verfasser ist offenbar des Englischen kundig und hat sich dadurch verführen lassen, seinen Landsleuten eine Aussprache vorzuschreiben, die ihren Lautgewohnheiten widerspricht.

In *gentilhomme* verlangt Verfasser ein *l mouillé presque nul.* Aber erweichtes *l* resp. dafür eingetretenes *į* ertönt hier allent-

[1]) Der Bequemlichkeit halber setzen wir die Transskriptionszeichen unserer Quellen gewöhnlich in das von der *Zeitschrift* angenommene, Böhmer'sche System um, das wir, soweit als für unsere Zwecke erforderlich, modifizierten. Vgl. die vorangestellte Transskriptionstabelle.

halben mit voller Deutlichkeit. Auch Akademie, Littré, Sachs und alle Orthoepisten verlangen es und die Genfer sind also im Recht, wenn sie es beibehalten.

Zweifelhaften Wertes ist endlich des Verfassers Vorschrift, in *Jésus-Christ* auslautendes *st* nicht zu sprechen. Plœtz S. 160 bemerkt richtig: jetzt sprechen viele Geistliche beider Konfessionen *žezü-crist*.

Andere Irrtümer des Verfassers lernen wir im weiteren Verlauf dieser Arbeit kennen. In der grossen Mehrzahl der Fälle, wo Herr „Pludhun“ seinen Landsleuten eine fehlerhafte Aussprache vorwirft und von ihnen eine andere verlangt, s p r e c h e n d i e s e n u r e b e n s o a u s, w i e d i e s z. Z. z i e m l i c h i n g a n z F r a n k - r e i c h d e r F a l l i s t.

Labas und *chaque* werden auch in Frankreich mit tiefem *a* gesprochen. In *chaque*, das ich u. a. auch von Herrn Bleton (Lyon) mit tiefem *a* hörte, ist diese Aussprache auch historisch wohl berechtigt.

Couenne (Verfasser verlangt Aussprache *couane)* habe ich im Munde Gebildeter und Ungebildeter in Lyon und Paris als *kụẹn* gehört. Sachs gibt beide Aussprachen. Über die Ausspracheentwickelung dieses Werkes vgl. meine *Grammatik* I, 42 f. — Von *hennir* gibt Plœtz, *a. a. O.* S. 69 an, es komme in diesem Worte die Aussprache mit kurzem offenen *e (ĕ)* mehr und mehr in Mode; ich habe dem entsprechend in Lyon, Marseille, Montpellier, Tours, Paris und Caen *(hẹ̄nir) hennir* nur mit *ẹ* gehört; *ạnir* nur in Bordeaux und Amiens. Thurot, *La prononciation française depuis le commencement du XVIe siècle etc.* Paris 1881, II, 452, bemerkt: „Cette prononciation *(hanir)* n'est plus mentionnée en 1878 (im Wörterbuche der Akademie), et est, en effet, tombée en désuétude“. — Das vom Verfasser gewünschte *nạni* für *nenni* wird in Lyon, Tours und Paris, wie in Genf, gewöhnlich *nẹni* gesprochen. Der Pariser Thurot *a. a. O.*, II, 452 meint: „Il me semble qu'on prononce ce mot peu usité comme il est écrit, par un *e* et l'*n* double.“ — Zu *nous allâmes, vous allâtes, qu'il allât* sagt der Verfasser: „prononcer plutôt brève la voyelle surmontée d'un circonflexe“ (s. o. S. 6). Vgl. dazu Plœtz: *l. c.* S. 31. „*-âmes, -âtes, -ât* sprechen viele mit langem *a*, andere nur mit halblangem *a*. Diese Nüance ist von geringer Bedeutung.“ Die Beobachtung Plœtzens ist richtig; ob langes oder halblanges (tiefes) *a* gewählt wird, hängt von der Stellung des Wortes im Satze ab. — Ebenso bei den Pf. der Konjugationen. Die Bemerkung des Verfassers ist irreführend.

In *tu as, viendras, tombas*, wo der Genfer und ebenso der Lyoner tiefes *a* sprechen, in Paris auch helles zu hören ist, wird man besser thun, ein mittleres *a* anzunehmen. Plœtz S. 34

nennt es ein halblanges, tiefes. Auf keinen Fall ist die Genfer Aussprache zu verurteilen.

In *as* von *acacias*, *parias* hörte ich wie in Genf, so auch in Lyon und Paris tiefes *a*. Die Orthoepisten lehren im Sgl. mittelzeitiges offenes *a*. Doch ist wahrscheinlich wiederum mittleres *a* anzunehmen, das wegen seines schwankenden Charakters selbst von Hatzfeld nicht berücksichtigt worden ist (s. *Dict.* S. XXVI Anm.). Des Verfassers Tadel ist sicher abzulehnen.

Für *s'enivrer*, *s'enorgueillir*, *ennoblir* lehren allerdings im allgemeinen die Orthoepiker (Littré, Plœtz S. 94, Sachs, wo auch die älteren Orthoepiker zitiert werden; s. auch Thurot II, 451) und ebenso die Akademie von 1878 eine Aussprache mit *ã*; nur für *enorgueillir* fügt die Akademie hinzu: „Quelques-uns prononcent *énorgueillir*“ und Littré ebenso: „Quelques-uns prononcent *é-nor-gheu-llir:* mais cette prononciation est contraire au bon usage.“ Diese Aussprachvorschriften scheinen indes zu veralten. Herr Jacob in Paris spricht *ạnivre*, *ạnivrẹmã*, *ẹnọrgẹịir;* und *ạnọblir* neben *ãnọblir* mit schwacher Nasalierung des ersten *a*. Herr stud. Bleton aus Lyon spricht in allen Fällen die erste Silbe ohne Nasalvokal *(ạnọblir*, *ạnivre*, *ạnọrgœịir)*, Herr Dufraisse in Paris und Frau Dheur in Lyon sprachen: *s'ẹnivrẹr* und *s'ẹnọrgœịir;* ausserdem *ẹnọblir* (Dufraisse) und *ạnọblir* (Dheur). In Marseille (von Herrn Pujol Adrien) hörte ich: *ẹnọrgœịir*, *ẹnivre* neben *ãnọblir*; in Montpellier wieder (Frau Cardonnet) *ẹnọrgœịir*, *ẹnivre* und *ạnọblir*, und so auch in Bordeaux (Herr Campagne), Tours (wo Herr Mondin indes auch die Aussprache *ạnivre* kannte und billigte), Amiens (Herr Delarue) und in Caen, wo Frl. Tarin, daneben auch *ãnọblir* mit schwach nasaliertem *a* sprach. Die Angabe Thurot's (II, 448, 451) und Sachs', mit diesen Beobachtungen verbunden, lassen nicht zweifeln, dass die von den Orthoepikern für die besprochenen, selten gebrauchten Worte verlangte Aussprache nur theoretisch fortbesteht und dass sich im allgemeinen jedermann mit ihnen abfindet, wie es ihm gut dünkt.

Ähnlich liegt es mit der folgenden Vorschrift des Verfassers, man solle *indemnité* und *indemniser* mit *ạm*, also *ẽdạmnite* und *ẽdạmnize* aussprechen. Sachs gibt s. v. an: L(ittré), Fe(line) *ẽdạmnite*, selten *ẽdẹmnite* und *ẽdạnite;* und: „L. Fe. *ẽdạmnize*, andere z. B. L(a)nd(ais) *ẽdẹmnize*“; Plœtz lehrt S. 69: „Früher wurde *e* ... in der Regel wie *a* gesprochen in ... *indemniser*, ... *indemnité* ... Doch kommt für diese Wörter die Aussprache des *e* wie die eines offenen kurzen *e* mehr und mehr in Mode: also *ẽ-dẹ-mni-ze*, *ẽ-dẹ-mni-te*. Von meinen Gewährsmännern sprachen mit *ẹ*: Herr Dufraisse (Paris), Frau Dheur (Lyon), Frau Cardonnet (Montpellier: *ẽdẹnitẹ)*, Herr Mondin (Tours)

und Fräulein Tarin (Caen), während die Herren Jacob (Paris), Bleton (Lyon), Pujol (Marseille), Campagne (Bordeaux) und Delarue (Amiens) an *a* festhielten. Die Erklärung der Aussprache mit *ą* s. in meiner *Grammatik* I, S. 17; die moderne Aussprache mit *ę* in diesen Fremdworten ist korrekter. — In Genf selbst ist der Sprachgebrauch geteilt wie überall.

In den Worten *nation, station, ovation* etc. lehrt Verfasser Aussprache mit *āsįõ*, mit langem tiefen *a*. Diese Aussprache ist an der Tonstelle in Paris allerdings weit verbreitet; an minder betonter Stelle (also wenn nicht am Schlusse des Satzgliedes stehend) tritt dafür *asįõ* mit halblangem tiefen *a* ein. Daneben wird aber auch in Paris häufig ein kurzes offenes *ą (ăsįo)* gehört, das ich, ausser in der Normandie, in allen von mir besuchten Provinzen (Lyonnais, Provence, Languedoc, Gascogne, Touraine, Pikardie) als regelmässige Aussprache vernahm. Wo z. B. in Lyon *asįõ* vernehmbar war, wurde dies von den gebildeten Einwohnern selbst als ein fremder Import, als eine unberechtigte Pariser Mode bezeichnet. So von Herrn Quatrevaux aus der Touraine. Freilich muss diese Mode schon recht lange bestehen (man vgl. Thurot II, 721 f., wo u. a. bereits der Lyoner Meigret das lange *ā* anficht); neueren Datums scheint mir eine ganz besonders auffallende Dehnung des *a* in *asįõ*. Die grosse Mehrheit der gebildeten Franzosen kennt jedenfalls diese Aussprache nicht und selbst die gebildeten Pariser haben eine gewisse Scheu vor zu langem *a* in dieser Endung.

Wer aus dem Verlangen des Verfassers: *pas* (Subst.), *tas, las, damas, cas* et mots semblables: „*A* prononcé de même (d. i. plutôt long), mais en évitant aussi l'*a* trop ouvert et guttural (!)" entnehmen wollte, dass die Genfer etwas anderes als halblanges tiefes *a* sprechen, würde irre gehen. Die Genfer Aussprache ist in diesen Worten völlig normal; denn normal ist es auch, wenn in ihnen gelegentlich einmal das halblange tiefe *a* nach Kürze und damit zu offener Aussprache hinneigt, wie andererseits es nicht ausgeschlossen ist, dass, namentlich unter dem Satzton, die fraglichen Worte das von Plœtz S. 34 und von Sachs (zu *pas, las)* in ihnen angenommene lange tiefe *a* aufweisen. Unsere Sammlung gibt uns für die isoliert gesprochenen Worte folgendes:

	pas	*tas*	*las*	*damas*	*cas* lauten:
nach Sachs:	*pā*	*ta*	*lā*	*dama*	*ka (kā* das Adj.).
Gehört haben wir:					
in Genf:	*pa, pą*	*tā, tą*	*la, lą*	*dąma*	*ka*
in Lyon:	*pa*	*ta*	*la*	*dąma*	*ka*
in Paris:	*pą*	*tą*	*lą*	*dąma*	*ką.*

Man vergleiche auch Harth's Zusammenstellung aus den Orthoepikern, *Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt.* VI¹, 37.

Auch bei der folgenden Wortgruppe ist die Entscheidung, was als gute, d. i. normale Aussprache zu lehren ist, nicht so einfach wie Verfasser annimmt. Nach ihm ist nicht nur in *passer*, *lasser*, *damasser*, *classe*, *tasse* (wo die Genfer für gewöhnlich tiefes *a* sprechen), sondern auch in *passage*, *échasse*, *casser*, *nasse* u. ä. (nicht in *masse*, *chasse* u. Abl.) ein tiefes (Verfasser nennt es langes) *a* zu sprechen.[1]) Es fällt zunächst auf, dass zwischen betontem *a* in *classe*, *tasse*, *masse* etc. und vortonischem in *passer*, *lasser* nicht geschieden wird, und dem Verfasser ist der Gedanke wohl nicht gekommen, dass ein und derselbe Buchstabe, je nach seiner Tonstellung zwei verschiedene Aussprachen haben kann. Dieses Übersehen teilt er übrigens mit der Mehrheit seiner zahlreichen Vorgänger, die sich mit derselben Frage beschäftigten. Das massgebende Gesetz für die Scheidung von *as* *(ās)* und *ąs (ăs)* hatte bereits Diez gefunden, als er *Gr.* I³, 499 bemerkte: „Vor *ss* dehnt sich der Vokal gewöhnlich, wenn die Doppelung schon in der Grundsprache vorliegt, also *casse* (cassia), *classe*, *lasse*, *nasse*, *passe* . . . *j'aimasse*, . . auch *châsse* (capsa). Aber kurz ist der Vokal . . . vorzüglich, . . ., wenn *ss* aus andern Konsonanten herrührt, wie in *agasse*, *brasse*, *cuirasse*, *chasse*, *masse* (it. *mazza)*, . . . ; doch hat *échasse* langen Vokal.“ Aber es ist Diez nicht entgangen — seine Formulierung zeigt dies deutlich an —, dass der moderne Sprachgebrauch seine Regel oft nicht anerkennt: Analogien zwischen ursprünglichem *ace* und *asse* mussten von dem Augenblick an eintreten, als *c* (altfrz. *ts*) zu stimmlosem *s* geworden war (XII. Jahrhundert), und die in Verbalformen bald betonte, bald vortonische Silbe suchte sich natürlich quantitativ und qualitativ auszugleichen. Die von Thurot (II, 675—7, u. 714 für Vortonstellung) zitierten Grammatikerangaben beweisen, wie wenig Übereinstimmung bei den Grammatikern schon seit dem XVI. Jahrhundert bestand. J. Jäger, *Französ. Stud.* IV, 26 f., und H. Harth, *Neufranz. Ztschr.* VI, 28 f., haben sich nicht ohne einigen Erfolg bemüht, auf Grund der Angaben der neueren Orthoepiker, besonders Sachsens, die Gesetze für die Aussprache der fraglichen Lautgruppe zu finden, während Ricard, *Système de la quantité syllabique* etc. (Prag 1887) sich über die Inkonsequenzen seiner Vorgänger beschwert und für *asse* ein kurzes *a* (*ă* = *ą*) als normal ansetzt. Der Praktiker Plœtz, *l. c.* S. 35 begnügt sich mit Feststellung

---

[1]) Das Wort *passion* gehört mit den Worten auf *-ation* in eine Kategorie.

der Thatsache: „In der Endung *asse* ist das *a* bald lang, bald kurz, ohne dass die Orthoepisten darüber vollständig einig sind, welchen Wörtern die Länge, welchen die Kürze zukommt“ und hebt dann einige Worte vor, die ihm ein sicher langes oder kurzes *a* zu haben scheinen, wie immer, sich auf seine Pariser Beobachtungen stützend. Plœtz unterscheidet aber dabei der Klangfarbe nach nur ein helles *(ą)* und ein tiefes *(a) a* und nimmt bei ersterem nur Kürze an, während namentlich von französischen Orthoepikern oft auch ein langes helles *a (â)* gehört wird. Es liegt hier eine schwierige Frage vor, über die nur eine langwierige experimental-phonetische Untersuchung genügende Auskunft geben kann. Auf alle Fälle sind auch der Q u a l i t ä t nach (wie nach der Quantität) drei Lautnüancen von *a* für die Praxis zu scheiden, auf die Gefahr hin, dass damit Veranlassung zu noch grösserer Verwirrung gegeben werde. (S. Hatzfeld, *l. c.* S. XXVI Anm. 1.) Mit einer Vorschrift, wie der des Verfassers, ist nichts anzustellen. Er hat Unrecht, wenn er als den Genfern eigentümlich *passer*, *passage*, *lasser*, *damasser*, *échasse*, *classe*, *casser*, *nasse*, *tasse* mit kurzem (offenem) *a* angibt, und er hat Unrecht, wenn er in diesen Worten ihnen eine Aussprache mit langem (tiefem) *a* vorschreibt. Es gibt hier keinen konstanten Gebrauch. Folgende Zusammenstellung der Aussprachen von Sachs (S.), von Herrn Zbinden und Fräulein Bedos aus Genf (G.), von Frau Dheur (Dh.) und Herrn Bleton aus Lyon (B), und von Herrn Dufraisse aus Paris (D) möge dies beweisen:

	passer	*passage*	*lasser*	*damasser*	*échasse*
S.:	*pą[1])se*	*pąsąž*	*ląse*	*dămąse*	*ešąs*
G.:	*pąse*	*pąsaž*	*lase*	*dámase*	*ẹšąs*
Dh.:	*pąse*	*pasaž*	*lạ[2])se*	*dạmạse*	*ešăs*
B.:	*pą́se*	*pąsaž*	*ląse*	*dąmąse*	*ešas*
D.:	*pạse*	*pąsaž*	*lạse*	*damąse*	*ẹ[3])šas*

	classe	*casser*	*nasse*	*tasse*
S.:	*kląs*	*kąse*	*nąs* u. *nās[4])*	*tâs[5])* u. *tās*
G.:	*klas*	*kase* u. *kąse*	*nąs*	M. Cz. u. Dup.
Dh.:	*klăs*	*kąse*	*năs*	*tas*
B.:	*klās*	*kąse*	*nąs*	*tas*
D.:	*klās*	*kąse*	*nas*	*tas* u. *tąs.*

---

1) *ą* = halblanges hohes *a*.
2) *ạ* = mittleres *a*.
3) *ẹ* = mittleres *e*.
4) *ā* = langes tiefes *a*.
5) *â* = langes hohes *a*.

Für die Worte *sable*, *diable*, *fable*, die nach dem Verfasser in Genf mit *ă* gesprochen werden, die wir dort aber immer mit tiefem *a* hörten, verlangt er Aussprache mit *ā*, für *agréable*, *durable*, *érable*, *table* ein „*a* plutôt bref“. In Genf spricht man *ạgreābl*, *dürābl*, *ẹrābl*, *tābl*. — Hören wir zunächst, was die Orthoepisten über diese Worte lehren.

Zu *sable* bemerkt Sachs s. v.: „*sạbl* (mit halblangem *ạ*); L(a)nd(ais), Dup(uis): *sāble*, was L(ittré) für veraltet erklärt“. *Diable* transskribiert Sachs mit *dịăbl;* zu *fable* bemerkt er: *fạbl* [mit halblangem *ạ*], nach L(ittré) im XVII. Jahrhundert und auch heut noch bisweilen *fābl.*“ In den Worten *agréable*, *durable*, *érable*, *table* notiert Sachs halblanges helles *a.*

Thurot bemerkt unter Anführung der widersprechenden Angaben der älteren Grammatiker als heutige Aussprache (II, 703 ff.) zu *sable;* „grave“ (d. i. tief); zu *diable* und *fable* gibt er die Bemerkung Domergues „grave“ ohne Zusatz an letzter Stelle. *Érable* hat nach ihm gegenwärtig „*a* grave“; *table* dagegen „*a* aigu“, d. i. *ạ*. Zu *agréable* und *durable* fehlen eigene Bemerkungen.

Plœtz *l. c.* S. 31 lehrt: *sable*, *diable*, *fable* mit langem tiefen *a* (wie unser Verfasser), die Adjektive auf *able* haben meist ein mittleres (d. i. halblanges tiefes) *a;* für *table* gibt er die Aussprache *tăbl* als regelmässig.

Lesaint, S. 408, lehrt (ohne den Klang zu bezeichnen) mit langem *a: sable*, *diable*, *fable;* mit kurzem *a: table* und die Adjektive. Er stimmt also mit unserm Verfasser überein und hat diesem vielleicht als Quelle gedient. Hatzfeld notiert *agréable* mit langem hellen *a* in *-able.*

Von meinen Gewährsmännern, die ich die behandelten Worte lesen liess, hörte ich in Lyon: *sābl*, *diābl*, *fābl; agreabl*, *dürabl*, *erabl*, *tabl*, letzere vier mit halblangem tiefen *a*; in Paris (D): *sābl*, *dịābl*, *fābl; agreabl*, *dürạbl*, *erạbl; tabl.*

Herr Jacob aus Paris sprach ebenfalls *sable*, *diable*, *fable* mit langem tiefen a; *table* und die Adjektive mit (dem Klange nach) mittlerem *a.* — In der Unterhaltung, wo von der Adjektivendung *-able* oft nur *ab* übrig bleibt, verwandelt sich in Paris in der Verkürzung der Endsilbe das mittlere *a* in helles kurzes (*ă*). Unterm Satzton hingegen nimmt dieselbe Adjektivendung auch den Klang von langem tiefen *a.* Hiermit haben wir zugleich die Erklärung für die widersprechenden Angaben der Grammatiker. Da die Worte in der Sprache isoliert nicht aufzutreten pflegen, so ist hier wie sonst, wenn das Wort denn doch allein zur Aus-

sprache gelangen soll, zweifelhaft, welche der vorhandenen verschiedenen Aussprachen als regelrecht gelehrt werden soll.[1])

Es ist nach alledem auch für diesen Fall nicht zweifelhaft, dass die Genfer keinen Grund haben, von ihrer Aussprachgewöhnung abzugehen.

Für *damner, damnation* (u. Abl.) hört man in Genf: *dạnẹ, dạnạsi̯õ* und *danạsi̯õ*. Verfasser verlangt: *dâ-ner, dâ-nâ-cion.* Über die Endung *-ation* s. o. S. 12. Nach Thurot II, 471 schreiben schon d'Olivet (1736), Vallart (1744), Antonini (1753), Mauvillon (1754), Demandre (1769) *dâner* vor, worin *â* nur tiefes, langes (oder mindestens halblanges) *a* bezeichnen kann. Das Wörterbuch der Akademie begnügt sich, die Aussprache von *m* (in *damner*) zu untersagen; Littré transskribiert: *dâ-né;* Sachs lehrt *dane* (mit halblangem tiefen *a*) und *danâsi̯õ* (1. *a* halblang und tief, 2. *a* lang und hell); Lesaint, S. 214, verlangt überall langes *dâ* in den Worten gleichen Stammes; übereinstimmend Plœtz *l. c.* S. 31: *dāne; condamnation* indessen mit halblangem tiefen *a* in der zweiten Silbe *(kõdanāsi̯õ).* Die von mir befragten Personen sprachen die isolierten Worte aus:

in Lyon: Dh. *dạne, dạnăsi̯õ.*
Bl. *dane* (mit halblangem *a*), *dạnạsi̯õ;* ein andermal *dạne* mit dem Klange und der Dauer nach mittlerem *a.*

in Paris: D. *dạne, dạnạsi̯õ;*
J. *dane* (mit halblangem tiefen *a*) und *kõdạnāsi̯õ* (mit mittlerem *a*).

Ausserdem habe ich für *condamner* und *condamnation* als in verschiedenen Teilen Frankreichs gehörte Aussprachen notiert:

in Marseille:	*kõdạne*	*kõdạnạsi̯õ*	mit hellem *a.*
„ Tours:	„	„	
„ Paris:	*kõdane*	*kõdanạsi̯õ*	mit tiefem *a.*
„ Caen:	*kõdānẹ*	*kõdanāsi̯õ*	
„ Amiens:	*kõdạnẹ*	*kõdạnạsi̯õ*	mit mittlerem *a.*
(in Genf (B.):	*kõdane*	*kõdanạsi̯õ*).	

Auch hier existiert demnach keine zweifellose Aussprache. Das Schwanken in der Aussprache der fraglichen Worte erklärt sich dadurch, dass es sich um Lehnworte handelt. In volkstümlichen Worten wäre Aussprache mit hellem *a* zu erwarten.

In *Marianne* hörte ich in Genf: *Mạri̯ạn* und *Mạri̯an* (mit halblangem tiefen *a*). Verfasser schreibt vor: *Mari-âne.* Er ist darin in Übereinstimmung mit Plœtz, der im Theâtre Français

[1]) Dialektische Verschiedenheiten treten hinzu. J. A. Martin, *Parole et Pensée,* Pontoise 1889, S. 19 bemerkt z. B. gelegentlich, dass in Paris (und im Norden überhaupt) *sâble (sābl),* in der Provence (und im Süden allgemein) *sable (săbl)* gesprochen werde.

ständig *Mariāne* gehört hat (S. 30). Aber die Bühnenaussprache ist nicht immer in Übereinstimmung mit der als normal zu betrachtenden. Frau Dheur und Herr Stud. Bleton in Lyon sprechen *Mạriạn*, ebenso Herr Jacob (Paris). Nach letzterem ist *Marie Anne* (= *Mạri An* mit tiefem *a*) abzuscheiden; doch sagt man auch *Marie Anne d'Autriche: Mạri An (ạn) d'Otriš.* Auch Herr Dufraisse (Paris) spricht *Mạriạn.* Sachs lehrt: *Mărian* (das zweite *a* halblang und hell).

In *accabler* sollte man der Etymologie entsprechend tief gesprochenes *a* (*â* mit Zirkumflex) erwarten. Aber da die Orthographie den Zirkumflex nicht beliebt hat, so ist neben die etymologische Aussprache mit *a* eine analogische mit *ạ* getreten, in Genf wie überall. Nach Thurots Belegen (II, 588 u. 592) scheint *ā* in betonter und vortonischer Stellung bis ins XVIII. Jahrhundert regelmässig bestanden zu haben. Sachs lehrt *ă-kạ-ble* und *ạkâbl* mit mittlerem und (in der Tonsilbe) langem hellen *a*; Hatzfeld die Pariser Aussprache (s. u.) *a-ka-ble* (*a* halblang). In Genf hörte ich ausnahmslos *ạ-kạ-ble;* in Lyon *ạ-kạ-ble* und *ạkable* (mit halblangem tiefen *a*); in Montpellier *akable*, in Tours wiederum *akạble;* in Paris, Caen, Amiens: *ạkable.* Man wird auch hier gut thun, beide Aussprachen mit *ạ* und *a* in der mittleren Silbe für berechtigt anzusehen.

Muss man ferner wirklich in *baron, marron, carré, carreau* tiefes *a* als allein richtige Aussprache lehren, und das d a n e b e n in Genf zu hörende *bạrō, mạrō, kạre, kạro* als inkorrekt verurteilen? Sachs schreibt für diese vier Worte halblanges tiefes *a* vor; Plœtz lehrt S. 32 *bārō, mārō* mit langem tiefen *a;* sprechen hörte ich mit mittlerem (halbtiefen) *a kạre, kạro* in Paris (D.); *bạ̊rō, lạ̊rō* mit hellem *a* in Marseille und Montpellier; *bạrō, lạrō* mit (dem Klange nach) mittlerem *a* in Bordeaux; *bạrō* auch in Tours, sonst überall *barō, larō* mit tiefem halblangen, zuweilen auch langem *a.* Der Süden scheint *ạ*, der Norden *a*, das Zentrum einen Mittellaut zu bevorzugen. Jedenfalls sind auch hier die Genfer mit ihrem schwankenden Sprachgebrauche nicht isoliert.

Zu *il bat, il combat* und den in andere Gattungen gehörigen Worten *il acclame, il enflamme* und *flamme*, sowie zu *mitraille,* („*sauf médaille*" etc.) bemerkt Verfasser „Prononcer l'*a* plutôt long." Dürfen wir unter „plutôt long" halblang oder mittelzeitig verstehen und annehmen, dass damit ein tiefer (oder auch mittlerer) Klang verbunden sein soll, so ist diese Bestimmung für *bat, combat* richtig. Natürlich aber erscheint in tonloser Stellung daneben auch in diesen Worten das in Genf vorgezogene kurze und helle *a* allenthalben. — In *acclamer* geben Littré und Sachs kurzes, Hatzfeld mittellanges helles *ạ* an. Es ist aber auch hier

nach der Tonstellung zu unterscheiden. In den stammbetonten Formen (*acclame* u. dgl.) liegt der Regel nach halblanges (unter Satzton auch langes) tiefes *a* vor; vortonisch bleibt halblanges tiefes oder entsteht kurzes resp. mittleres helles *a*. Des Verfassers Forderung ist nicht ausreichend formuliert, und gegen das gelegentliche *ą-klą̄m* der Genfer (mit *ą* analogisch den Vortonsilben) ist nichts einzuwenden. In Lyon und Paris hörte ich nur *ą-klam* (mit tiefem *a*). — In endbetontem *enflammer* ist das Genfer hohe *a* korrekt; tiefes *a* in der Tonsilbe (*enflamme* u. dgl.), von mir in Paris gehört, ist einstweilen noch nicht in allgemeinem Gebrauch und historisch nicht zu rechtfertigen. — Für *flamme* darf man nicht einfach eine Aussprache mit tiefem *a* dekretieren. Littré kennt ganz im Gegenteil in dem Worte nur hohes *a: flą̄m*. Andere Orthoepisten (Bescherelle, Dubroca, Feline, Landais, Lesaint etc., zitiert bei Sachs) fordern ohne Ausnahme *flām*, mit langem tiefen *a;* Malvin-Cazal unterschied im eigentlichen Sinne *flăm*, figürlich *flām*. Plœtz, S. 30, beobachtet damit übereinstimmend: „das Subst. *flamme* wird in der übertragenen Bedeutung „Liebesflamme, Liebesglut“ auf dem Theater jederzeit lang gesprochen: *flām;* in der eigentlichen Bedeutung in der Unterhaltung auch kurz: *flăm;* auf dem Theater aber auch da meist lang“. Genau denselben Gebrauch bestätigt mir Herr Zbinden für Genf; Herr Bleton (Lyon) kennt *flām* auch vom wirklichen Feuer in der Unterhaltung (Frau Dheur ebenda sprach aber *flăm*); Herrn Jacob (Paris) ist in *flamme* Aussprache mit langem tiefen und halblangem mittleren *a* geläufig. Und so hörte ich auch anderweitig. — Das *a* der Worte *mitraille*, *médaille* etc. darf man, da in Genf der alte weiche *l*-Laut erhalten geblieben (also nicht *į* geworden) ist, nicht mit *a* in der gewöhnlichen französischen Aussprache (mit *į*) vergleichen. Übrigens liegt in diesen Worten in Genf und in Frankreich sehr oft ein Diphthong (*ai*) vor.

Für *salle*, *sale*, *masque*, wofür in Genf *sāl* und *mask* neben *mąsk* gesprochen wird, verlangt Verfasser die Aussprache mit *a* „plutôt bref“, also wohl hohes kurzes *a;* in Übereinstimmung diesmal mit den Angaben von Sachs. Dennoch ist die Vorschrift anfechtbar. Die Belege Thurot's II, 661 zeigen, dass in *sale* und *salle* schon immer zwei Aussprachen vorhanden waren; auch in Lyon (Dh.) hörte ich *sal* und *mask* mit halblangem tiefem *a*. Leider habe ich über diese Worte keine weiteren Erkundigungen eingezogen (schriftlich lässt sich ein solches Versäumnis nicht nachholen), auch lassen mich bei diesen Worten die mir zur Verfügung stehenden Orthoepiker zumeist im Stich. Sicher ist nur, dass die Genfer mit ihrer Ausspracheweise keineswegs isoliert sind.

Nach des Verfassers Bemerkung zu den Wörtern *atelier, aqueduc, lourdement, Charlemagne, parce que:* faire entendre *l'e* (et ne pas dire: *at'lier* etc.) will er inlautendes tonloses *e* in den angegebenen Worten immer gesprochen haben. Vergleichen wir diese Vorschrift mit den von mir *Ztschr.* XIII[1], 137 f. für die Aussprache von tonlosem *e* gegebenen Regeln, so wäre allerdings *ę* zu sprechen, resp. durch eine Pause zu ersetzen: in *atelier* (nach Regel 6), woneben aber, wie ebenda (S. 135 Anm.) konstatiert, allenthalben, also nicht nur in Genf, eine mehr volkstümliche Aussprache *ątliįe* existiert; in *Charlemagne* (Regel 3) und *lourdement* (nach Regel 4); stumm wäre *ę* nach S. 138 Regel 5 in *aqueduc*, das *ak-dük* (oder mit teilweiser Assimilation des *k* vor *d*: *ąkg-dük*) zu sprechen wäre, wie ich auch in Genf, Lyon und Paris ausnahmslos sprechen hörte. Für *parce que* fehlt eine Regel, weil im Einzelwort die Gruppe *rsęk* schwerlich vorkommt; doch liegt (man vgl. *lǫrskę* = *lorsque)* keine lautliche Schwierigkeit gegen *pąrskę* vor, und so wird denn der Regel nach auch überall gesprochen. Also nur für *atelier, Charlemagne* und *lourdement* wären wir mit Verfasser einverstanden, mit dem Unterschiede, dass wir auch an Stelle von *ę* auch eine kleine Pause zulassen. Bei der Gelegenheit sei hier eine in unserem *ę*-Aufsatz *(Ztschr.* a. a. O. S. 118—138) unterlassene, vielleicht nicht ganz überflüssige Bemerkung nachgeholt. Wenn man von Aussprache resp. Nicht-Aussprache des *ę* ohne weitere Unterscheidung spricht, so kann immer nur an eine vollständig leidenschaftslose, gleichgiltige Sprache, etwa an die des gelehrten Vortrages, gedacht sein. Es ist wohl zu beachten, dass, wie mir auch Herr Got, der bekannte Doyen des Théâtre français versicherte, das tonlose *ę* von der hervorragendsten Bedeutung gerade für den französischen Vortrag ist: die Gemütsbewegung des Sprechenden kommt ganz vorzugsweise in seiner Behandlung zum Vorschein: der höchste Affekt bringt die meisten *ę* zum Gehör,[1]) die familiäre, rasche Sprache verlangt die meisten Verstummungen, Verstummungen, die keines der *l. c.* für Erhaltung von tonlosem *ę* aufgestellten Gesetze respektieren. Zwischen beiden Extremen liegt eine lange Skala verschiedener Stellungnahmen zu *ę*.[2]) Eine für *ę* gegebene allgemeine Ausspracbregel ist darum immer cum grano salis zu verstehen. Als bekannt glauben wir weiter voraussetzen zu können, dass der Süden Frankreichs der Erhaltung des *ę* günstiger ist, als der Norden, und dass Paris in seiner Unterdrückung am

---

[1]) Dies geht so weit, dass man auf der Bühne tonloses Schluss-*ę* selbst im Halbvers vor Vokal mit kräftigster Aussprache lauten hören kann.

[2]) Wir kommen auf diesen Punkt bei Gelegenheit zurück.

weitesten vorgeschritten ist. Nach des Verfassers Vorschrift dürfte man nicht ahnen, dass auch Genf im allgemeinen der Erhaltung des *ẹ* etwas geneigter ist, als das von dem Verfasser nach Landessitte ins Auge gefasste Modell, Paris.

In Übereinstimmung wohl mit allen Orthoepisten, wird weiter in *j'ai*, in der Pf.- und Fut.-Endung *-ai* sowie in *gai* geschlossenes *e* verlangt, das in der That seit langem in der gebildeten Pariser Aussprache üblich ist. S. meine *Grammatik* S. 25, wo Thurot I, 302 ff. resumiert ist. Doch sind es durchaus nicht die Genfer allein, welche diese Aussprache nicht anerkennen. In Genf hörte ich: *j'ai*, *plantai*, *dirai* mit offenem (mittelzeitigem), *gai* mit offenem und geschlossenem *e*. Anderweitig hörte ich mit offenem (mittelzeitigen) *e*: *j'ai (žę)* in Lyon (Bleton und Dheur), Marseille, Tours, Paris, Caen; *aurai* (oder *dirai* u. dgl.) in Lyon (Bleton und Dheur), Marseille, Tours, Paris; *donnai (dọnę):* Lyon und Paris (volkstümlich), also im Pf. am wenigsten. Ein halboffenes *e* hörte ich nur im Fut. *(aurai):* Paris und Caen; Pf. *donnai:* Paris und Caen, und in *gai* in Marseille. Geschlossenes *e* fand ich vor in *j'ai* in Montpellier, Bordeaux, Paris (Jacob), Amiens; in *donnai:* Lyon, Marseille, Montpellier, Bordeaux, Tours, Amiens; in *gai:* Montpellier, Bordeaux, Paris (allgemein), Amiens. Danach ist geschlossenes *e* am verbreitetsten im Perfektum, wo nur Genf, Lyon (und volkstümlich Paris) ein *ę* kannten, also für den Südosten eine dialektische Aussprache anzunehmen ist; in *ai*, Fut. und *gai* haben ausschliesslich geschlossenes *e* nur Montpellier, Bordeaux, Paris (in der gebildeten Sprache) und Amiens, also (ungefähr) Südwesten und Nordosten. Dagegen ist offenes *e* in *ai*, Fut. und *gai* ausschliesslich im Gebrauch: in Genf, Lyon, Marseille, *(gę* mit halboffenem *e)*, Tours und Caen (hier Fut. mit halboffenem *e)*, also im Südosten, im Zentrum von Nordwesten. Natürlich bedürfen diese geographischen Bestimmungen noch der Nachprüfung; nur soviel ist schon jetzt unbestreitbar, dass weite Gebiete die orthoepische, selbst in Paris nicht allgemein beachtete Regel, die unser Verfasser sich zu eigen macht, nicht anerkennen.

Von den eben besprochenen Worten ist *sais*, *sait* nicht zu trennen. Die Aussprache schwankt in diesen Formen in derselben Weise. Geschlossenes *e* erscheint in Montpellier, Bordeaux, Paris, Amiens; offenes in Genf, Lyon, Tours, Paris (selten und volkstümlich), halboffenes in Marseille und Caen. Auch hier also dieselbe dialektische Scheidung und in Paris dieselbe Trennung zwischen gebildeter und volkstümlicher Sprechweise.

Die Artikel und Pronomina *les*, *des*, *mes* etc. werden in Genf gewöhnlich mit geschlossenem *e* gesprochen. Der Verfasser be-

merkt dazu: „Ouvrir *l'e* . . . et prononcer plutôt *è* que *é*", verlangt also wohl halboffenes *e*. Er bringt uns damit vor eine seit Jahrhunderten behandelte Frage, auf die etwas genauer einzugehen der Mühe verlohnt.

Schon im XVI. Jahrhundert finden wir die Grammatiker über die Aussprache dieser Worte in Kampf.[1] Der Lyoner Meigret (1542) fand in ihnen ein offenes *e* und tadelt: „je ne scey qels effeminez mignons" die ihr *e* „avèq vn prèque clos resèrremènt de bouche" aussprechen. Der Mans'er Grammatiker, Peletier (1549), schreibt hingegen *mes, ces, les* überall mit (geschlossenem) *é*. Ramus (aus Vermandois) setzt wiederum überall offenes *e* in diesen Worten an. — Anfang des XVII. Jahrhunderts formulierte der Pariser Godard (1620) die Regel: männliches (d. i. wohl nur lautbares, nicht notwendig geschlossenes, s. u.) *e* vor Konsonant *més parans*, *dés gans*, *cés palais* etc., weibliches (d. i. tonloses) vor Vokal: *les outils*, *des ames*, *ses anfans*, *mes amis*, *tes amis*, *ces orgueilleux*. Maupas aus Blois (1625) und Oudin aus Paris (1633) entscheiden sich für offenes *e*. Der Auvergnate Mourgues (1685) findet in *les cieux* u. dgl. geschlossenes *e* und beobachtet, dass „einige" *les*, *des* vor Vokal mit stummem *e* aussprechen: „ils coulent alors extrêmement vite sur cét *e* . . . prononçant *des anges*, comme s'ils lisoient *dz anges*, en supprimant cét *e* à peu près." Mourgues ist also mit Godard im wesentlichen einverstanden. Der Normanne Th. Corneille (1687) verlangt in *les hommes*, *mes amis* für den Vortrag eine „offenere Aussprache" statt des von ihm gehörten *le z-hommes*, *me z-amis*. Andry aus Lyon (1689) behauptet männliches *e*, das er nachher genauer als offenes bezeichnet, vor Konsonant, weibliches vor Vokal, wiederholt also vollständig die Regel Godard's und fügt ausserdem hinzu, dass die Provinzialen diese Regel fast sämtlich verfehlen, und dass nach Ansicht sehr gebildeter Personen im Vortrage auch vor Vokal offenes *e* gesprochen werden solle. Also auch die Ansicht Th. Corneille's kommt bei ihm zu ihrem Rechte. Anders ziemlich gleichzeitig (1687) der Bretone (?) Hindret. Nach ihm sprechen die Gebildeten die fraglichen Wörtchen vor Konsonant mit geschlossenem *e*, nur die Leute aus Orléans und den längs der Loire gelegenen Städten sagen *mais gants*, *dais plumes*, *sais sœurs* (mit offenem *e*). Die Aussprache mit tonlosem *e* vor Vokal will er nicht verdammen, aber auch jene, die *mes amis* u. dgl. mit geschlossenem *e* sprechen, möchte er nicht verurteilen; geschlossenes *e* in *mes* etc. vor Vokal

[1]) Wir folgen in der obigen historischen Behandlung Thurot I, 211—214.

sei im Vortrag schöner und ebenso bequem. — Damit stimmt Anfang des XVIII. Jahrhunderts (1716) Girard aus Clermont überein, der in *les, des, mes, tes, ces* geschlossenes *e* lehrt. Nach Buffier (in Rouen erzogen; 1709) sind *mes, les, ces* etc. vor ihren Substantiven ein wenig offen, ohne dass er zwischen vokalisch und konsonantisch anlautenden unterscheidet. Delongue (1725) will wieder offenes *e* vor Konsonant, tonloses vor Vokal; ausserdem macht er den Provenzalen die Aussprache *cés prêz, cés vallons* (mit geschlossenem *e* vor Konsonant) zum Vorwurf. Der Italiener Antonini (1753) lehrte: *mé plumes, sé vanités* (mit geschlossenem), *mes amis, les hommes* (mit offenem) *e*. Nach Douchet (1792) war im Vortrag *e* immer offen; in der Umgangssprache geschlossen vor Konsonant *(les champs* u. s. w.), offen vor Vokal *(les enfants* u. s. w.). Doch sollte das *e* im letzten Fall nicht zu offen, im ersteren nicht zu geschlossen sein. Restaut aus Beauvais (1730—67) lehrte offenes *e* in allen Verhältnissen, und der Burgunder Boulliette (1760) vernahm selbst ein sehr offenes *e*. Im Widerspruch dazu behauptete der Pikarde Vallart (1744) geschlossenes *e* vor Konsonant und Vokal; nur im Vortrage sei es offen. Der Lothringer Cherrier (1766), noch weiter gehend, bemerkte dazu, er halte es für besser, überall an geschlossenem *e* festzuhalten. Auch Demandre (1769) fand geschlossenes *e* in unsern Proklitika; aber vor Vokal, besonders in gehobener Sprache, werde es etwas offen. Endlich fand der Marseiller Féraud noch 1786 neben *les, mes* etc. mit offenem *e* dieselben Worte vor Vokal auch mit tonlosem *e* gesprochen. Er selbst empfiehlt auch für diesen Fall offenes *e*.

Die von Thurot *l. c.* gesammelten Zeugnisse lassen uns für unser Jahrhundert im Stich. In demselben scheint unter den Theoretikern bisher keine Meinungsverschiedenheit über die Aussprache von *les, mes* etc. bestanden zu haben. Littré transskribiert *les* etc. ohne weitere Bemerkung mit *lê, mê* etc.; Thurot II, 213 findet in der oben zitierten Vorschrift Restaut's, wonach *les, des, mes, ses* etc. immer offenes *e* haben, „die heutige Aussprache". Ebenso sieht Lesaint[1]) S. 59 f. ein offenes *e* in *ces, des, les* etc. Er führt dazu aus, dass bei gesuchter Aussprache (prononciation d'apparat) das *e* dieser Worte sehr offen *(= ê)* wird, mögen die Worte allein oder im Satzinnern auftreten, während in der Unterhaltung ein *e* ouvert moyen *(è = ȩ)* üblich sei.[2]) Von

[1]) *Traité complet de la prononciation française.* 3e éd. Halle 1890.

[2]) Der unrichtigen Beobachtung Dubroca's, *Traité de la prononciation des consonnes et des voyelles finales,* Paris 1824, S. 338, wonach *les, mes, tes, ses* ihr langes offenes *e* vor Worten mit langer erster Silbe verkürzen, also *lĕs cieux (!), lĕs enfants* etc. und *lês amis* etc.,

den deutschen Orthoepisten des Französischen notiert Sachs *les* mit halboffenem, halblangem *e*, ohne Autoritäten zu zitieren. Plœtz S. 77 verlangt langes offenes *e*, das sich in zusammenhängender Rede infolge der proklitischen Stellung unserer Wörtchen von selbst zu einem halblangen abschwächt. Er fügt noch hinzu: „Man lasse in diesen Pluralien das *e* ouvert niemals zu *e* fermé werden, was eine ganz abscheuliche, nachlässige Aussprache ist.“ Auch Benecke, *Die französische Aussprache*, 2. Aufl., Potsdam 1880, der, wenn möglich, eine von Plœtz abweichende Aussprache zu lehren pflegt, sagt, hier mit ihm in vollstem Einverständnis (S. 14): „Die an und für sich mit langem offenen *e* lautenden Wörter *les*, *des*, *mes*, *tes*, *ces*, *ses*“ haben als Proklitika ihr „*e* ouvert, weil es tonlos ist“, nur „etwas weniger lang“. „Jedoch ist zu beachten, dass der dem *e* ouvert eigentümliche scharfe (!) Laut diesen Wörtern bewahrt werde und nicht in *e* fermé übergehe. Das offene *e* in diesen Wörtern wird sogar ziemlich breit gesprochen.“ Wie die Orthoepisten, so die Phonetiker. Vietor, *Elemente der Phonetik*, Heilbronn 1884, S. 51, sagt: „volle Länge hat der (offene) *e*-Laut . . . auch in den Pluralen *les*, *des* u. s. w.“ und ordnet dieselben S. 95 entsprechend unter langem, offenen *e* ein. Trautmann, *Die Sprachlaute*, Leipzig 1884, S. 223, nimmt halblanges offenes *e* in *les*, *des*, *ces*, *mes*, *tes*, *ses* an. Beyer, *Französische Phonetik*, Coethen 1888, nimmt, seinen Transskriptionen S. 137 ff. nach, vor Vokal ein offenes, vor Konsonant ein halboffenes *e* an. — Man wird mir nicht verargen, wenn ich auf Grund aller dieser Autoritäten auch in meiner *Grammatik* S. 18, ohne mich auf Bestimmung der speziellen Lautschattierung einzulassen, offenes *e* in diesen Wörtchen lehrte und damit die Zahl der Grammatikerzeugnisse für dasselbe um eins vermehrte.

Mein Vertrauen in die vorstehend gesammelten Zeugnisse wurde zum erstenmal erschüttert, als ich Clédat in seinem *Précis d'orthographe et de grammaire phonétiques*, Paris 1890, S. 31, 45 u. ö. konsequent *lé*, *dé*, *mé*, *té*, *sé* mit und ohne Bindungs-*z* schreiben sah. Ich glaubte damals auf eine dialektische Aussprache gestossen zu sein. Vgl. meine Bemerkungen zu Clédat, in der *Französ. Ztschr.* XII², 261. Dem widersprach aber das *a. a. O.* bereits herangezogene Zeugnis des Parisers Legouvé, auf das schon vorher Benecke, *l. c.* S. 166 ff. hingewiesen hatte. An der fraglichen Stelle seines *Art de la lecture*, Paris, 21. Aufl., S. 77 ff., bemerkt Legouvé, dass *mes*, *ses*, *tes* in der Unterhaltung

---

liegt nur die verkannte Thatsache zu Grunde, dass unsere Proklitika mit den folgenden Substantiven zusammengehören und mit ihnen unter einen Wortton fallen. — Wir glaubten oben dieses Zeugnis übergehen zu sollen.

sehr oft gesprochen werden, als ob sie mit einem Akut bezeichnet wären. Die jungen Leute sagen unaufhörlich: Reprends donc *tés* livres. Auf die Lektüre übertragen, verletze diese Aussprache alle fein fühlenden Ohren. Zur Bestätigung dieser Behauptung erzählt er eine Anekdote, wonach sich der Schauspieler Lafon einen auf seinen Vortrag stolzen Liebhaber dadurch vom Halse schaffte, dass er ihm unerbittlich seine mit geschlossenem *e* gesprochenen *tes*, *mes*, *les* verbesserte. Die Anekdote schliesst mit dem Dialog: Liebhaber: „Mais, monsieur! je parle comme on parle dans le monde.“ — Lafon: „Le monde est le monde, monsieur, . . . mais l'art est l'art; la lecture est la lecture, et ses règles ne sont pas celles de la conversation.“ Damit und mit der folgenden Behauptung Legouvé's, dass weder die Advokaten noch, bis auf einen, die Prediger (in Paris jedenfalls, da echte Pariser die Provinz zu vergessen pflegen) richtig zu reden verstehen, wird sein Zeugnis für die Aussprache von *les* etc. mit geschlossenem *e* noch verschärft. — Noch stutziger wurde ich, als ich die Beobachtung machte, dass P. Passy in der 2. Auflage seines *Français parlé* (Heilbronn 1889) die in der 1. Auflage befindlichen offenen *e* in *tes*, *des* etc. vor Konsonant und Vokal (bis auf einige Fälle, in denen wohl nur Druckfehler vorliegen, z. B. S. 119 *dã lɛ ny)* in geschlossene verwandelt hatte, gleichviel um welche Stilart es sich handelte.

Nachdem somit feststand, dass die Harmonie, die französische und deutsche Orthoepiker voraussetzen liessen, den wirklichen Aussprachverhältnissen vermutlich nicht entsprach, schien es mir angebracht, auf die Aussprache der behandelten Wörtchen ganz besonders zu achten. Das Ergebnis meiner Beobachtungen ist folgendes. Wir beginnen mit den Provinzialen; zunächst den Genfern. Bei ihnen ist vor Konsonant und Vokal *les*, *des*, *mes*, *ses* mit geschlossenem *e* allgemein üblich; nur vor Vokal begegnete mir einige wenige Male in der Aussprache des Herrn Zbinden (wohl unter Einfluss der grammatischen Theorie) ein offenes *e*. Die allein stehenden Worte nahmen, wie es schien wieder unter fremdem Einfluss, auch bei Fräulein Bedos einmal eine halboffene Aussprache an. Als normal dürfte die auch von unserem Verfasser beobachtete Aussprache mit geschlossenem *e* in allen Fällen zu betrachten sein. — In Lyon, dem Aufenthaltsorte des Perigorden Herrn Clédat, den wir bereits für goschlossenes *e* in allen Fällen zitierten, hörte ich diese Aussprache ausnahmslos; nur gab mir Herr Bleton *mę*, *sę* etc. mit offenem *e* als Aussprache der Sänger an. — Mein Marseiller Gewährsmann las *les*, *des*, *ses* etc. mit geschlossenem *e*. Ebenso sprachen und lasen die aus La Bastide (Vaucluse) gebürtige, sehr gebildete Wirtin des Badehotels

zu Aix en Provence, Frau Lachaud, welche die Freundlichkeit hatte, mir einige Texte vorzulesen, und ihre Zofe, Frl. Martel aus Apt. — In Montpellier und Bordeaux erschien ebenfalls beständig geschlossenes *e*. — In Tours las mir Herr Mondin die alleinstehenden Worte mit halboffenem *e* (*lẹ, dẹ, sẹ* etc.), in zusammenhängender Rede vor Konsonant mit geschlossenem, vor Vokal mit offenem *e* (*le tã, le mạrẹ; lẹz ụazo, lẹz õtr*). — Das normannische Fräulein Tarin sprach geschlossenes *e* vor Konsonant und Vokal, las aber in einen vorgelegten Text auch mit offenem und halboffenem *e*; Herr Delarue aus Amiens behielt ausnahmslos geschlossenes *e* bei. — In allen Teilen Frankreichs also, wo ich darauf achtete, begegnete mir geschlossenes *e*; offenes und halboffenes daneben gewöhnlich nur bei der Lektüre und gesuchter Aussprache, gewiss immer unter direkter und indirekter Einwirkung der grammatischen Theorie.

Bleibt Paris. Hier musste meine Beobachtung sich auf die verschiedenen Kreise erstrecken, die man für eine gute Aussprache für massgebend hält. Nach französischer Tradition ist die Sprache des Conservatoire und des Theâtre Français als mustergiltig anzusehen. Beginnen wir mit dieser Gruppe! Wir hörten bereits, dass Legouvé, ehemals Professor am Pariser Konservatorium, die Aussprache mit geschlossenem *e* im allgemeinen Gebrauche kennt, für den Vortrag aber verwirft. Dieselbe Ansicht vertritt Dupont-Vernon, Mitglied der Gesellschaft des Theâtre Français und professeur aggrégé am Konservatorium, also, Schauspieler und Theoretiker zugleich, in seinem *Art de bien dire*, Paris, 4. Auflage, 1891, S. 27, wo er sagt: „Prononcez comme s'il y avait *è* (accent grave): dans les mots d'une syllabe, *les*, *mes*, *des*, *tes*, *ses*, comme s'il y avait *lès*, *mès*, *dès*, *tès*, *sès;* je demanderais même que, pour tous ces mots, l'accent fût figuré dans le dictionnaire et dans les livres spéciaux, car *presque tout le monde les prononce avec l'accent aigu*, et c'est une habitude déplorable“. Mit beiden einverstanden ist endlich der gegenwärtige ordentliche Professor der „Diktion“ am Pariser Conservatoire, der Doyen der Comédie Francaise, Herr Got, der zwar keine Schrift über seine Ansichten bisher veröffentlicht hat, mir aber mündlich seine Übereinstimmung mit den eben mitgeteilten Vorschriften aussprach und dieselben auch in der Praxis befolgt. Die Theoretiker der Bühnensprache sind also eines Sinnes; und da zwei derselben zugleich Praktiker sind, dürfen wir auch von den übrigen Schauspielern der ersten Bühne Frankreichs die gleiche Aussprache voraussetzen. Einen Beleg für die Richtigkeit dieser Folgerung bietet bereits Plœtz S. 77, der Sarah Bernhardt als Phädra *des forêts* mit offenem *e* aus-

sprechen hörte. Ich stellte bei mehreren Aufführungen der *Grisélidis* (Juni 1891) daraufhin Beobachtungen an und fand, wie vorauszusehen, dass sämtliche auftretenden Schauspieler: die Damen Bartet, Lynnès, Moreno, Ludwig, und die Herren Silvain, Coquelin der jüngere, Lambert Sohn, Laugier etc., selbst die kleine Gaudy, vor Konsonant und Vokal, auch in dem kleinen Gesange zu Anfang des Stückes, offenes *e* sprachen. Nur zuweilen fiel dieser und jener in ein halboffenes (also halbgeschlossenes *e*) über. In betreff der Bühnensprache stimmen also Theorie und Praxis vollständig überein.

Nächst den Schauspielern wird die Aussprache der Redner und Gelehrten als nachahmenswert empfohlen. Hören wir zunächst die Meinung des angesehensten geistlichen Redners von Paris, des Predigers an der Notre-Dame-Kirche, Monseigneur d'Hulst! Durch meine Beteiligung an dem Anfang April (1891) in Paris abgehaltenen katholischen Gelehrtenkongress hatte ich Gelegenheit, ihn in allen Lagen sprechen zu hören; ausserdem hatte er die Liebenswürdigkeit mir für meine Sammlung von Pariser Aussprachen zweimal privatim vorzutragen, wobei auch ein Meinungsaustausch über die uns beschäftigende Frage nicht unterblieb. Herrn d'Hulst, einem geborenen Pariser, ist in *les*, *des* etc. die Umgangsaussprache mit geschlossenem *e* vor Konsonant und Vokal geläufig; in seinen Vorträgen und Predigten sucht er bei diesen Wörtchen eine vermittelnde Stellung zwischen der am Konservatorium gelehrten Bühnen- und der Pariser Umgangssprache einzunehmen, und spricht er demzufolge das von Sachs und Beyer gelehrte halboffene *e*, eher mit Neigung nach ganz offenem, als nach geschlossenem *e*. — Eine etwas verschiedene Aussprache finden wir bei Herrn Hyacinthe-Loyson; auch eine etwas verschiedene Vortragsart. Während d'Hulst nur über mittlere Stimmmittel verfügt und in einer etwas höheren Tonlage, aber mit meisterhafter und eleganter Artikulation für ein Elitepublikum spricht, besitzt Herr Hyacinthe einen volleren Stimmumfang, spricht er mit tieferer Stimmlage und besitzt sein für alle Gesellschaftskreise bestimmter Vortrag mehr Fülle bei weniger sorgfältiger Lautbildung. Seine Jugend verbrachte Hyacinthe im Südwesten. Die uns beschäftigenden Proklitika haben bei ihm im Vortrag offene Vokale in allen Stellungen, doch fällt er in unbewachten Augenblicken auch in vollständig geschlossenes *e*. — Noch weniger bestimmt ist Herr Renan in der Aussprache unserer Proklitika. Im Durchschnitt spricht er halboffenes *e*, wie d'Hulst; doch läuft häufig ein offenes dazwischen, und selbst das geschlossene *e*, das er in der Unterhaltung gebraucht, bleibt seinem Vortrag nicht ganz fern. — Herr G. Paris, dessen Aussprache

auch im Umgang den an Korrektheit gewöhnten Grammatiker verrät, hörte ich in seinen Vorlesungen offenes *e* vor Konsonant und Vokal gebrauchen; bei einer Stelle, die er mir vorzulesen die Güte hatte, hörte ich konsequent geschlossenes, nur einmal vor Vokal offenes *e*. — Herr Jacob, den wir als angehenden Gelehrten und Vertreter der Jugend hier einschieben wollen, und den ich in allen denkbaren Sprachverhältnissen beobachtete, blieb sich stets treu und brauchte geschlossenes *e* vor Vokal und Konsonant ohne jegliche Ausnahme. — Also auch bei Rednern und Gelehrten wird im Vortrage wenigstens im Prinzip an offenem *e* festgehalten, während in der Praxis halboffenes *e* als durchschnittlich gebraucht, geschlossenes als nicht ausgeschlossen anzusehen ist.

Wenden wir uns nun zu Schriftstellern und Dichtern! Herr Desjardins, Redakteur der *Débats*, ein geborener Pariser, las mir in sorgfältiger, gewählter Aussprache eines seiner Feuilletons vor; seine *les*, *mes*, *des* etc. hatten dabei vor Vokal und Konsonant konsequent offenes *e*. Diese Aussprache war bei ihm um so natürlicher, als vortonische geschlossene *e (é)* bei ihm zu halboffenen wurden, eine Erscheinung, die keineswegs als individuell anzusehen ist. Das *e* seiner *les*, *des* etc. war im Durchschnitt ein wenig offener, als das vortonische (geschr.) *é* fermé der Einzelworte. — Herr A. Daudet, (bekanntlich Südfranzose, aber seit seinem 17. Jahre Paris bewohnend) sprach in einer von ihm mir vorgelesenen Stelle die *les*, *des* in der Mehrzahl der Fälle mit geschlossenem *e*, nur ein paarmal ę oder ẹ. — Anders Herr Zola, (geb. in Paris) der, obgleich er bei der Vorlesung einer Stelle seines *Rêve* eine ziemlich ungezwungene Aussprache annahm, diesen Wörtchen vor Vokal und Konsonant ein offenes ę verlieh, in Übereinstimmung wiederum mit seiner gewöhnlichen Aussprache aller vortonischen *e*, die, wie bei Herrn Desjardins, die Neigung haben, offen zu werden. — Von den Dichtern, die die Freundlichkeit hatten, mir einige ihrer Poesien vorzulesen, sprechen die Herren Fr. Coppée, Leconte de Lisle und Sully Prudhomne übereinstimmend offenes *e* vor Vokal und Konsonant; nur Herr de Bornier, der im Übrigen wie ein guter Schauspieler deklamierte, verriet eine gewisse Neigung zum halboffenen *e*, wie sie gelegentlich auch auf der Bühne auftritt.[1]

Fügen wir hinzu, dass von den mittleren und niederen Bevölkerungsschichten von Paris selbst im Vortrage konsequent ge-

[1] Genaueres über die oben bezeichneten Vorlesungen in meinen *Parlers Parisiens.* Doch sei auch an dieser Stelle den genannten Herren für ihr liebenswürdiges Entgegenkommen herzlicher Dank ausgesprochen.

schlossenes *e* in unseren Wörtchen gebraucht wird, wie sich übrigens schon aus den Äusserungen Legouvé's und Dupont-Vernon's ergab, so können wir damit unsere Nachforschung über die gegenwärtige Aussprache von *les*, *des* etc. in Frankreich abschliessen. Bis auf ein paar Ausnahmefälle, wo vor Konsonant geschlossenes, vor Vokal offenes *e* erschien, war kein Unterschied zwischen *les* etc. vor Konsonant und vor Vokal getroffen. Die Sprache des Gesanges, der Bühne und der dichterischen Deklamation erheischt offenes *e;* im höheren Vortrage streiten offenes und halboffenes *e* um den Vorrang; die ungesuchte Aussprache der Unterhaltung, die sich auch in Lektüre und Vortrag einführt, ist allenthalben, in Paris und Provinz, bei Gebildeten und Ungebildeten, die von unserem Verfasser in Acht gethane mit geschlossenem *e*.

So weit nicht geschlossenes *e* dialektisch in Vortonstellung zu halboffenem zu werden pflegt, darf man dasselbe als Aussprache der Zukunft auch in höherer Verwendung betrachten.

Lat. *abbatia* ergab regelrecht altfranzösisches *ạbeię (ạ-be-í-ę)*, und bei normaler weiterer Entwicklung hätte *e* vor haupttonischem *i* verschwinden, *ạbíę* (später phon. *ạbí*) entstehen müssen. Dies Entwickelung ist aber gehemmt worden. Vermutlich stellte sich zwischen *e* und *í* ein hiattilgendes *ị* ein *(ạbeịię);* dieses entwickelte wieder den vorangehenden Vokal zu einem Diphthongen *(ei: abeịíę)*, der später in einfachen Vokal (*ẹ*) zurückging. So erklärt sich die schon von Duez (1639) beobachtete Form *abẹịi*, von der Thurot I, 503 angibt, dass sie noch heute nicht selten sei. In anderen Fällen (ursprünglich wohl in anderer Mundart) ging das vortonische *e* vor *í* in *a* zurück, und entstand so *abaïe*, aus dem dann *ạbaịíę*, *ạbaịíę*, *ạbẹịíę*, entstehen konnten. Die von Thurot I, 502 zitierten Grammatikerzeugnisse gestatten keinen Rückschluss auf den wirklichen Entwicklungsgang; wir sehen aus ihnen nur, dass im XVI. Jahrhundert die Aussprache *ạbaïę* noch bestand. Für das XVII. Jahrhundert sind belegt die Aussprachen: *ạbạię*, *ạbeïę* und mit Kontraktion von *eï*, *abeịę*, *abẹ́i*. Die unkontrahierte Form *abé-i-ę* nach Thurot, phon. *ạbeí* (aus früherem *ạbẹí*), hat sich durch das XVIII. Jahrhundert hindurch erhalten, und noch jetzt lehren sie Littré (*ạ-bé-ie*) und Hatzfeld (*ạbei*); sie ist wohl auch mit dem *abéie* der Akademie gemeint. Diese Aussprache hörte ich in der That auch im Munde der Gebildeten in Genf, Lyon und Paris; auch unser Verfasser mit seinem *abé-ie* scheint sie zu meinen. Aber auch die kontrahierte Form des XVII. Jahrhunderts hat sich erhalten. Sie wird gelehrt (nach Sachs) von Malvin-Cazal (*ạbéi*), Landais und Nodier (*abẹ́i*). Allerdings soll nach ihnen *i* eine eigene Silbe repräsentieren, aber da *i* sich nach dem

Tone befindet, ist es natürlich und der französischen Sprachgewohnheit entsprechend, dass es sich mit dem vorausgehenden Tonvokal verbindet, einen Diphthongen *(ei* oder *ẹi)* bildet. Ähnliche Aussprachen finden wir dann auch im Volksmunde vor: *ạbẹ́i̯ẹ* oder *ạbẹi* in Paris und Genf; durch Assimilation der beiden Elemente des Diphthongs entstandenes *ạbẹ* zufällig nur in Genf. Ausserdem *abai* in Lyon, wo die Aussprache des seltenen Wortes (wie vielleicht zumeist im Kontraktionsfall) nur nach der Orthographie gewählt ist.

Für *agenda*, *appendice*, *Mentoṛ*, *sempiternel* verlangt Verfasser die allgemein gelehrte Aussprache mit *ẽ*. Doch nicht in Genf allein macht sich die natürliche Tendenz geltend, diese und ähnliche Worte den allgemeinen Aussprachgesetzen zu unterwerfen. Diese Bewegung geht wie immer von Elementarlehrern und von der minder gelehrten Bevölkerung aus und wird voraussichtlich hier wie sonst die pedantisch-gelehrte Aussprache mit *ẽ* beseitigen. Meine akademisch gebildeten Gewährsmänner lasen überall in diesen Worten vorschriftsmässig *ẽ*; bei allen übrigen stellte sich bald in dem einen, bald in dem andern Worte *ã* ein. So sprach Frau Dheur (in Lyon) *ažãda*, *ạpãdis*, *sãpitẹrnẹl;* Herr Dufraisse (Paris) zwar *sẽpitẹrnẹl*, aber nicht nur *ažãda* (neben *ažẽda*) und *apãdịs*, sondern auch *Bãgạl* und *Bãžamẽ*. *Ažãda* *(ạžãda)* und *pãsọm* (die übrigen Worte habe ich anderwärts nicht verfolgt) hörte ich auch in Marseille, Montpellier *(pãsœ̣m)*, Bordeaux und Amiens. Es ergibt sich daraus, dass die Aussprache mit *ẽ* in diesen und andern Worten nur ein künstliches Dasein in Frankreich fristet und trotz aller pedantischen Rettungsversuche dem Untergange geweiht ist.

Für *ingrédient* schreibt Verfasser die Aussprache *ingrédian* vor. Auch hier liegt die Sache nicht so einfach. Littré s. v. schreibt: *in-gré-di-an;* quelques personnes disent *in-gré-diin*, à tort; dès 1668 Marguerite Buffet disait qu'il fallait prononcer *in-gré-di-an*. Sachs s. v. gibt Folgendes: V(au)g(elas) *ẽ-gre-diã;* M(alvin)-C(a)z(al) und L(ittré): *ẽ-gre-di-ã;* Dup(uis) *ẽ-gre-di-ẽ*, was L(ittré) als inkorrekt bezeichnet. Also zwei alte Grammatiker und zwei moderne Orthoepiker sind für die vom Verfasser gewünschte Aussprache; ein Orthoepiker für die verworfene. Sachs selbst wagt keinen Sprachgebrauch festzustellen. Ich habe in Lyon und Paris nur *ẽgrediẽ* gehört. Sollte hier nicht wieder grammatische Theorie Littré verführt haben, der faktischen Aussprache, die durch seine „quelques personnes" repräsentiert ist, Gewalt anzuthun? Und wenn auch die Akademie schreibt: on prononce *Ingrédiant*, hat sie da nicht ebenfalls unter dem Ein-

fluss grammatischer Theorie gestanden? Thatsächlich bestehen unter allen Umständen zwei Aussprachen, von denen jede sich wissenschaftlich rechtfertigen lässt.

Die vom Verfasser verworfene Aussprache von *peut-être* mit geschlossenem *œ* (und betonter erster Silbe) findet sich bei isoliert gesprochenem Wort und sonst unter Affekt wohl überall. — *Europe* und *Eugène* spricht jeder einigermassen kultivierte Genfer mit *œ*; dass daneben noch das alte *ü* (in erster Silbe) sich findet, ist den Genfern mit den Nationalfranzosen gemeinsam; hier und dort wird *ü* (also *Ürǫp*) allerdings immer seltener.

Gąžœ̨r (für *gąžür* d. i. *gageure*) ist ein in ganz Frankreich verbreiteter, durch die Orthographie veranlasster Aussprachfehler. — Bei *évangélique* (S. 29) und *aujourd'hui* (S. 30) wo *é* und *ou* sich in völlig tonloser Stellung befinden, tritt die dort ganz natürliche, vom Verfasser getadelte Schwächung des unbetonten Vokales nach *ę* zu in ganz Frankreich ein. Geschlossenes *e* und *u* kommen überall nur bei langsamer, nachdrücklicher Artikulation zum Vorschein.

Für *amazone, hippodrome, tome,* die in Genf auch mit offenem (kurzen) *o* gesprochen werden, lehrt Verfasser: l'*o* long, mais sans exagérer. Der Zusammenhang erweist, dass *o* long für ihn ein geschlossenes ist. — *O* in *amazone* wird von älteren Grammatikern (Hindret 1687, Domergue 1805) als lang (und geschlossen) bezeichnet; Littré lehrt dieselbe Aussprache, fügt aber hinzu: d'autres prononcent *a-ma-zo-n'* d. i. mit offenem *o;* Sachs und Plœtz S. 39 entscheiden sich ebenfalls für langes geschlossenes *o*. In Lyon (wie in Genf) hört man nur kurzes offenes; dasselbe ist auch in Paris bekannt, daneben ist dort halboffenes und langes offenes *o* gebräuchlich. Nur der Bühnensprache scheint (nach Plœtz l. c.) langes geschlossenes *o* anzugehören. — Auch für *hippodrome* liegt keine feste Aussprache vor. Littre schreibt: *i-ppo-dro-m'*, lehrt also offenes *o*; nach Lesaint S. 434 ist es kurz, was auf dasselbe herauskommt, und so urtheilen auch Sachs und Plœtz. In Lyon wie in Genf hörte ich *ŏ*; in Genf, Lyon und Paris gerade von den gelehrten Elementen aber auch geschlossenes *o*, wie es der Verfasser wünscht; in Paris endlich auch halboffenes (mittleres) *o* (*ọ*). — *Tome* besass in seiner Eigenschaft als Lehnwort nach dem Zeugnis der älteren Grammatiker von 1659—1805 (bei Thurot II, 693) langes (geschlossenes) *o*. In neuerer Zeit lehrt Littré *to-m'*, also offenes, Lesaint S. 435 langes *o*; Sachs zitiert Dupuis und Landais für langes geschlossenes *o*; Plœtz S. 39 hält dieselbe Aussprache jetzt für entschieden. Dies ist zu bestreiten: in Paris hört man zumeist *tǫm*, seltener *tom* mit geschlossenem *o*; in Lyon ist wie

in Genf volkstümlich *ŏ* neben geschlossenem *o* in Gebrauch. — Für die Aussprache scheint auch die Satzstellung von Belang.

Verfasser tadelt weiterhin nicht nur die (südfranzösische) Aussprache *groseille* mit *ǫ*, die aber ebenso regelmässig wie in Genf von mir in Lyon gehört wurde, er verlangt geschlossenes *o* in demselben Abschnitt auch in *Josué*, *Joseph*, in *potion* und *motion*, ich weiss nicht auf Grund welcher Autoritäten. Für *Josué* gibt Sachs Aussprache mit *ŏ*; bei *Joseph* zitiert er L(a)ndais für *Zŏzĕf*, Feline für *žozĕf;* Littré schreibt *Jo-sèf*, also ebenfalls mit offenem *ọ;* Lyoner wie Genfer Aussprache ist in beiden Worten *žǫzęf*; Herr Dufraisse (Paris) sprach *žozu̯e* und *žozęf*; dagegen hörte ich täglich das Pariser Fräulein Boulet in meinem Hôtel nach dem Zimmerburschen *Jǫzęf* (mit offenem oder halboffenem *o*) rufen. Es gibt hier also keine unbestritten „gute“ Aussprache. — Zu *potion* notiert Sachs: Landais *pōsi̯ō*, Littré *pŏsi̯ō*; zu *motion*: *mōsi̯ō*, Littré *mŏsi̯ō*. Die Genfer haben also auch hier Littré für sich und ihre Aussprache kann also wohl nicht ohne weiteres als irrig angesehen werden. — Nach Plœtz, S. 42, hat man *osi̯ō* mit halblangem geschlossenem *o* zu erwarten, eine Aussprache, die ich in Lyon im Munde des Herrn Bleton hörte. Nach Rousselot's Bemerkung zu dem Kompositum *émotion* (*Revue des patois galloromans*, I, 12) muss man die von ihm in Angoulême gehörte Aussprache mit *ọ* für südfranzösisch halten.

Fosse, *fossé*, *fossoyer*, *fossoyeur; grossier*, *grossièreté*, *grossir* werden in Genf mit offenem *o (ǫ)* gesprochen. Der Verfasser schreibt für alle diese Worte geschlossenes vor; nicht ganz mit Recht, wenn auch in Übereinstimmung mit dem überwiegenden Gebrauch. Sachs notiert zu *fosse*: „Lesaint, Littré, Feline, Landais *fōs;* Molière, *Étourdi* II, 3, unrichtig *fŏs*“; zu *fossé:* „Littré, Landais *fose* (mit halblangem *o*), selten *fŏse*; veraltet *fuse*“; zu *fossoyer*, „*fŏsoai̯e*; Landais *fo-*; zu *fossoyeur: fŏsoai̯œr*. Für die Ableitungen von *gros* gibt er ohne Zusatz halblanges geschlossenes *o* an. Wir fanden für beide Wortreihen *ọ* (seltener *ọ*, also mittleres *o*) auch in Lyon; in Paris nur *o*, auch in *fossoyer* und *fossoyeur*. Die Aussprache ist also nicht ganz fest, wenn auch klar ist, dass hier wie sonst der Süden Frankreichs *ọ*, der Norden *o* begünstigt.

Die Worte *Argos*, *Paros*, *Burgos*, *albinos* sprechen manche Genfer, denen eine gelehrte Bildung nicht zu teil wurde, ohne *s* mit auslautendem geschlossenem *o* aus, wie dies in allen Teilen Frankreichs ebenfalls geschieht. Die Aussprache der Litteraten in Genf ist *ôs* (doch hörte ich auch *ạlbinos*). Der Verfasser verlangt *ôs* (d. i. *ōs*). Für *Argos* findet dies eine Stütze durch Sachs

(*ọrgos* mit halblangem geschlossenem *o*); auch für *Paros*, zu dem Sachs die Malv. Cazal'sche Aussprache mit *os* (halblangem *o*) notiert. Aber für *Burgos* und *albinos* schreibt Sachs *-ŏs* vor. Plœtz S. 127 schreibt *Argos*, *Paros* mit halblangem tiefem *o* vor, das er als regelmässig für den Ausgang *-os* in Eigennamen ansetzt; aber er kennt daneben Ausnahmen wie *Amos* und *Pylos* (beide nach ihm mit *ŏs*). Nach beiden Quellen ist demnach der Sprachgebranch kein beständiger. Durch unsere eigenen Beobachtungen wird dies bestätigt. In Lyon, Tours, Paris und Caen hörte ich *os* und *ŏs*, aber *Pylos* mit *ŏs*; in Aix en Provence (in *Pylos*, extra *muros*): *ọs* und *ôs*; ähnlich in Montpellier (*ϑ* für *s*); in Amiens *ŏs* und *ôs*.

Für das vielumstrittene *os* (Knochen) schreibt Vorfasser vor: *un oss* (also *ŏs*) oder *un ô*, *des ô*. Wie die Genfer sprechen, sagt er nicht; ich hörte dort genau die Aussprache, die er empfiehlt, daneben allerdings auch *ŏ* (im Sgl.). Wie es in Paris mit der Aussprache dieses Wortes aussieht, beschreibt Plœtz S. 133 f., der ihm einen eigenen Abschnitt widmet. Es gibt keine anerkannte Aussprache für dasselbe.

In *côtoyer* (in Genf manchmal mit *ọ* in erster Silbe) hört man auch in Paris *ọ* für *o*. In Lyon hörte ich halboffenes *ọ*; die Orthoepiker allerdings lehren geschlossenes *o*, wie Verfasser.

aiguiser besitzt in Genf wie allerwärts neben der etymologisch berechtigten Aussprache mit *ṳi* eine volkstümliche *ẹgize*, die nach der Angabe Littré's (womit auch ungefähr Thurot I, 418 übereinstimmt) im XVIII. Jahrhundert vorgeherrscht haben würde, und noch heut auch nach Littré's (quelques-uns prononcent *èghizer*) und Thurots Zeugnis (I, 419: elle [die Aussprache mit *i* für *ṳi*] n'est pas rare aujourd'hui) der mit *ṳi* lebhafte Konkurrenz macht. — In *inextinguible* kann nur gelehrte Pedanterie die Aussprache mit *ṳi* verlangen, die vom Verfasser mit Akademie und Littré gelehrt wird; Malvin-Cazal (*inẹkstẽgibilite*) und Sachs lehren *inẹkstẽgibl*, ohne *üi*; Plœtz S. 138 hält die Aussprache in Adjektiv und abgeleitetem Substantiv für streitig, indem „manche das *u* sprechen, manche nicht“. Ich habe in Paris und Lyon nur ohne *ṳ* sprechen hören; ohne die Grammatiker wäre *ṳi* in dem Worte längst gänzlich verschwunden. — Verfasser tadelt ferner *équestre* mit *k* (für *qu*). Unlängst tadelte mich Herr Jeanroy Professor der romanischen Philologie in Toulouse, wegen meiner Annahme, in *équestre* werde *ṳẹ* gesprochen. Und doch konnte ich mich, wie Verfasser, auf Akademie, Littré, Sachs und die bei ihm zitierten Grammatiker, auf Plœtz (S. 141) und die von Thurot I, 557 angeführten älteren Autoritäten berufen. Aber Herr Jeanroy hat Recht; wie in Genf so hat in ganz Frankreich

der französische „bon sens“ mit der zopfigen Aussprache *ekü̯estr* ziemlich aufgeräumt: in Paris, Lyon, Marseille, Montpellier, Tours, Caen, Amiens hörte ich *eke̜str.* — Ähnlich liegen die Dinge bei *quiétude* und *quiétisme.* Die Akademie in ihrer letzten Ausgabe, Littré (nach ihm l'usage le plus général est pour *kui-ié-tud'*), Plœtz S. 141, lehren *küi-*; doch führt Sachs s. v. *quiet* auch eine stattliche Reihe Orthoepisten für *ki-* an, und belegt Thurot I, 557 die letztere Aussprache schon für frühere Zeiten. Auch hier hält nur gelehrter Einfluss die Aussprache *kü̯i-*, die keinen andern Zweck haben kann, als darauf hinzuweisen, dass Lehnworte vorliegen. Aber die Lehnworte, die von der Sprache nicht wieder ausgestossen werden, werden schliesslich volkstümlich, und dann ist *ki* am Platze, das ich im Munde Ungelehrter in ganz Frankreich ausnahmslos in den beiden Worten gehört habe. — Zu *loquace* lehren die Orthoepiker (Akademie, Littré, Malvin-Cazal, und danach Sachs und Plœtz) *ku̯a*; aber trotz ihrer und trotz unseres Verfassers ist auch hier der Volksgebrauch *lo̜ka̜s*, in Genf wie in Paris und anderweitig (Lyon, Marseille, Bordeaux, Tours, Amiens), soweit nicht die modernen Feinde der naturgemässen Sprachentwickelung, Gelehrtendünkel und der Elementarschulmeister, hinderlich entgegen wirken. — Selbst wenn die Genfer auch zuweilen *ka̜tüo̜r* für *quatuor* sprächen, wären sie durchaus mit den Nationalfranzosen eines Sinnes.

Für *lumbago* schreibt Verfasser mit Akademie und Littré die Aussprache *lõba̜go* vor. Wenn aber daneben manche Genfer, der Orthographie gemäss, *lœ̃ba̜go* sprechen, so folgen diese wiederum nur dem in Frankreich gegebenen Beispiel, wo man selbst vor einem *lo̜mba̜go* (oder *lœ̜mba̜go*) nicht zurückschreckt, das noch gelehrter ist, als die von den französischen Autoritäten empfohlene Aussprache. — Willkürlich ist die Ansetzung einer Aussprache mit *õ* für die Lehnworte *junte* und *jungle*, die vom Verfasser nach Littré gelehrt wird. Die Akademie gibt zu den Worten keine Aussprachevorschrift, scheint also *žœ̃t* und *žœ̃gl* zu billigen, die nach Sachs (zu *junte* schreibt Poitevin *žœ̃t* vor) nicht ohne Grammatiker-Zustimmung sind, und nicht nur in Genf, sondern auch in Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux, Tours, Amiens von mir ausnahmslos gehört wurden.

Das alte Steckenpferd der französischen Sprachmeister (s. Thurot II, 201), die Aussprache von *Claude* und *Claudine*, nebst *reine-Claude*, beginnt bei unserm Verfasser den Reigen seiner Bemerkungen zum Konsonantismus. Er ist auch hier kategorischer als die Sprachautoritäten, denen er zu folgen pflegt. In Genf spricht man, wie in Paris, einmal *klōd*, *klodin* und *rên glōd* (die vom Verfasser und Akademie gelehrte Aussprache), aber auch

glōd, glodin mit assimiliertem *k*, und *rên-Klōd* ohne Assimilation. Littré bemerkt zu *Claude:* „Chifflet, *Gramm.* p. 225, recommande de prononcer *glaude*, prononciation que quelques personnes ont conservée, und zu *reine-Claude:* „l'usage a prévalu de donner au *c* le son du *g*; *rè-ne-klo-d'*, que des puristes recommandent, est une prononciation affectée et réglée sur l'écriture." S. auch *Préf.* S. XIV. In Lyon ist *Glōd, Glodin* so gewöhnlich, dass *Clōd* etc. geziert erscheint; Sachs nennt die Aussprache mit *g* familiär.

Auch das Unglückswort *czar* hat sich unser Verfasser nicht entgehen lassen. In Genf hört man wie in den verschiedensten Gauen Frankreichs *ksār, tsār, gzār* und *dzār.* Unser Verfasser patronisiert die Variante *gzār*, ist aber damit entschieden unmodern. Der augenblicklich in Paris sehr populäre Russenkaiser wird dort zumeist *tsar* geschrieben und gesprochen, und, nach Plœtz S. 139 Anmerkung zu schliessen, ist dieser Gebrauch, der verständigste von allen, schon längere Zeit geltend; die Akademie von 1878 kennt ihn nur bei *quelques-uns.* Die sonstigen Grammatikervorschriften, unter denen sich einmal (bei Bescherelle) auch *tšar* findet, s. bei Sachs. — Wie *czar*, so dessen Ableitungen.

Für *zinc* findet man in Genf die Aussprachen *zẽ, zẽk* und *zẽg.* Verfasser will *zẽg.* Weder Akademie noch Littré *(zink)* wissen etwas von dieser Aussprache. Wie Littré lehren (nach Sachs) auch Dupuis und Malvin-Cazal die Aussprache *zẽk*, Lesaint, S. 132, umschreibt *zaink.* Auch Plœtz S. 142 kennt nur *zẽk.* Die Gelehrten sind also in Nichtanerkennung der vom Verfasser vorgeschriebenen Aussprache einig. Aber allerdings, sie besteht in Paris (von mir allein gehört), in Lyon (neben *zẽk*), Tours (seltener dort *zẽk*). Der Süden (Marseille, Montpellier, Bordeaux) scheint nur *zẽ* zu kennen; der Norden (Caen, Amiens) *zẽk* vorzuziehen. Was ist nun zu lehren? Das Beste ist, dem Beispiel der Akademie zu folgen und zu schweigen.

Für *Xerxès, Xénophon, Xavier*, et noms propres semblables befiehlt Verfasser: „*x* doux avec le son *gz* comme dans *exiger, examen*", für *xylographe, xylophone, oxygène:* „*x* dur; *ksy-lographe* etc." Die eine Vorschrift ist ebenso gewagt als die andere. In Genf hört man: *Ksę̣rksę̣s* und *Gzę̣rgzę̣, Ksenofõ* und *Gzenofõ, Ksavię̣* und *Gzavię̣; ksilograf* und *gzilograf, ksilo-* und *gzilo-fǫn, ǫksi-* und *ǫgzižę̣n.* Man hat also die Auswahl. Die modernen Orthoepiker adoptieren im Allgemeinen die von Lesaint S. 319 mit Reserve gegebene Vorschrift, wonach anlautendes *x* vor *i, y* als *ks*, vor *a, e, o, u* als *gz* zu sprechen sei.[1]) Nach ihm ist: *Gzèr-cèss,*

[1]) Über die früheren Grammatikerangaben s. Thurot II, 339, meine *Grammatik,* S. 64 und Lesaint *l. c.* Anm.

Gzéno-fon, Gza-vié, ksi-lo-grafe und *òk-cijène* (wir behalten seine Transskriptionen bei) zu sprechen, genau wie Verfasser angibt. *Gzẹrsẹs, Gzenofõ, Gzạvịe* lehren (nach Sachs) auch andere moderne Orthoepisten und auch Plœtz; aber während Littré *xylo-* mit *ks* darstellt, sind nach Sachs Feline, Landais, Poitevin für *gzilọ*. Für *oxygène* lehren Littré und Sachs *ks*. So die Theoretiker.

Im Munde meiner französischen Gewährsmänner hörte ich

in Lyon: *Ksẹrksẹ* und *Gzẹrksēs, Ksenofõ* und *Gzenofõ, Gzạvịe, ksilograf* und *gzilograf, ksilofọn* und *gzilofọn, ọksižẹn* und *ọgzižẹn;*
in Paris: *Gzẹrsẹs* und *Ksẹrsēs, Gzenofọn, Gzạvịe, gzilograf, gzilofọn, ọgzižēn;*
in Tours: *Ksẹrsẹs, Ksẹnofõ;*
in Caen: *Gzẹrsês, Gzẹnọfõ.*
in Amiens: *Gzẽrsẹs, Ksenofõ, ksilograf.*

Jede der in Genf zu hörenden Formen hat also anderweitig ihr Gegenstück; die Bestimmungen der Grammatiker sind ziemlich willkürlich.

Wenn manche Genfer *bourg* mit *k (burk)* aussprechen, so ist ihnen daraus kein Vorwurf zu machen; nach Thurot's Zeugnissen II, 119 lehrten die Grammatiker von 1705—1805 ununterbrochen und noch die vorletzte Ausgabe der Akadémie diese Aussprache; nach Sachs lehrten sie auch Malvin-Cazal (1847) und andere Orthoepisten; erst in den letzten Dezennien scheint sich nach den Zeugnissen von Littré, Plœtz S. 143 und Akademie (1878), worin *burk* nicht mehr vorgeschrieben wird, die Aussprache *būr* zur gebräuchlicheren durchgerungen zu haben.

Für *Enghien* besteht in Genf auch die der Orthgraphie folgende Aussprache *ãgịẽ*, die (nach Sachs) auch Landais und Steffenhagen bekannt war; der gemeine Mann in Genf schreckt selbst vor einem *ãžịẽ* nicht zurück. Der Pariser sagt, wie Verfasser wünscht, *ãgẽ*[1]); die in Paris und Umgegend nicht bewanderten Provinzialen Frankreichs gestatten sich aber dieselben Freiheiten wie die Genfer mit diesem Namen. So hörte ich *ãžịẽ* auch in Lyon, Marseille, Tours, Caen, *ãgịẽ* in Bordeaux und Amiens. — Wer neben Paris auch die Provinzialen gelten lassen will, muss auch ihre Aussprache gelten lassen.

Nach Thurot II, 353 bemüht sich die Akademie schon seit 1762 in *inexpugnable* die unvolkstümliche und zopfige Aussprache des *gn* als *g-n* (für *ñ*) durchzudrücken: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Alles, was in Frankreich keine gelehrte

[1]) In meiner *Grammatik* S. 55 ist so zu korrigieren; *ẽgẽ* ist Druckfehler.

Bildung besitzt, spricht, wie die Genfer in gleicher Lage, das Wort nach wie vor mit *ñ*.

In *Regnault* und *Regnard*, deren *g* keine etymologische Berechtigung hat, wird die vom Verfasser verteidigte Aussprache mit dentalem *n* erst zur Anerkennung gelangen, wenn man sich (wie in *Cluny)* entschliesst, das irreleitende *g* aus der Rechtschreibung zu verbannen. Man kann schliesslich nicht von jedermann verlangen, dass er mit der Geschichte dieser und ähnlicher Worte vertraut sei oder alle Wunderlichkeiten der französischen Orthographie kenne. Wir hörten volkstümlich und selbst von akademisch Gebildeten *ñ* in diesen Eigennamen ausser in Genf, in Marseille, Bordeaux, Tours, Paris; daneben auch *g-n* (in Amiens). — In *signet*, von dem die Akademie 1740—1762 behauptete: „le *g* ne se prononce plus“ und 1835—78: „le *g* ne se prononce pas“ (siehe Thurot II, 350), und wofür nach Sachs Pautex und Landais eine Aussprache mit *ñ* verlangen, wird Ordnung ebenfalls erst herrschen, wenn entweder die Schreibung *n (sinet)* eingeführt oder die Aussprache mit *ñ* als korrekt erklärt wird. Volkstümlich ist wie in Genf, so in ganz Frankreich (Lyon, Marseille, Bordeaux, Tours, Caen) *ñ*; daneben existiert bei Personen, die gewählt sprechen wollen: *signẹ* mit gesprochenem *g* (Montpellier, Amiens); die von der Akademie geforderte Aussprache hörte ich nur in Paris fakultativ.

Verfasser schreibt mit Littré und den sonstigen Orthoepisten vor, dass man in *Machiavel k*, in *machiavélisme* etc. ein *š* sprechen soll. Das Volk ist hier, in Genf wie in allen Teilen Frankreichs, logischer als seine Sprachtyrannen. Fast überall spricht man *Machiavel* mit *š* (Genf, Lyon, Montpellier, Bordeaux, Paris, Caen, Amiens); in Paris, wo im Munde akademisch gebildeter *Mạkịạvẹl* lautet, wird dann, wie uns Herr Jacob versichert, auch in allen Ableitungen von j e d e r m a n n *k* gesprochen, und hat also Littré unrecht, wenn er zu *machiavélique* behauptet: *quelques-uns* prononcent *ma-ki-a-vé-li-k*, comme *Machiavel;* mais la première prononciation (mit *š*) est plus usitée. In beiden Fällen *(Mạšiạvẹl: mạšiạvelik* etc.; *Mạkiạvẹl* zu *mạkiạvelik* etc.) ist ein verständiges Verhältnis hergestellt. — Ebenso hat das Volk mit der vermutlich aus dem vorigen Jahrhundert herrührenden (siehe Thurot II, 234) Ausspracheregel *archiépiscopat, archiépiscopal* mit *k*, aber *archévêque* etc. mit *š* wohl schon lange aufgeräumt, wenn diese Vorschrift auch von den Orthoepikern noch fortgeschleppt und von gelehrtem Pendantismus in der Aussprache festgehalten wird. Ich hörte mit geringen Ausnahmen (in Paris und Tours) allenthalben *š* in *archiépiscopat*, und *-al.* Die Genfer folgen hierin dem allgemeinen Zuge.

Wie überall, wo die Orthographie keinen sicheren Anhalt gibt, herrscht in der Aussprache des französischen Volkes vielfach Schwanken in der Verbalendung *-iller.* Verfasser hörte bei den Genfern *vaciller* mit erweichtem *l,* und er verlangt „*l* non mouillé“, in Übereinstimmung mit Akademie, Littré, Plœtz etc. Nur Sachs zitiert aus V. Hugo's *M. Delorme* IV, 6,62 ein *vąsiįe,* das er „inkorrekt“ nennt, und erwähnt, dass nach Dupuis *-iįe* in diesem Worte ein Provinzialismus des Nordens ist. Indess hält nicht nur Herr Liz. Zbinden in Genf *vąsilẽ* für ebenso gut wie *vąsile;* auch Herrn Stud. Bleton in Lyon ist *vąsiįe* geläufig, *vąsile* eine Seltenheit; Herr Stud. Jacob in Paris hält *vąsile* und *vąsiįe* für gleichwertig. Frau Dheur in Lyon und Herr Dufraisse in Paris (Repräsentanten der Volkssprache) kannten nur *vą́siįe.* In analogen Wörtern (nach *vaciller* habe ich nicht gefragt), *osciller* etc., hörte ich im Süden (Aix en Provence, Bordeaux), im Zentrum (Tours) ebenso wie im Norden (Caen) *iįe; ile* nur in Montpellier und Amiens.

Die Orthographie lässt es auch in *dompter* und *sculpter* zu keiner unanfechtbaren Aussprache kommen. Der französischen Sprachgewöhnung sind die Aussprachen mit *p* zuwider; aber die Orthographie und die Sucht, das geschriebene Wort in der Aussprache zum Ausdruck zu bringen, lassen die Ausstossung von *p* nicht zum Durchbruch gelangen. Nur eine Orthographiereform könnte auch hier helfen; lässt man *p* in der Schrift, dann darf man auch die Aussprache von *p* nicht verwerfen. Die Unsicherheit in der Aussprache beider Worte schon seit Jahrhunderten ergeben die bei Thurot II, 363 f. gesammelten Grammatikerzeugnisse. Als status præsens findet sich folgendes: die Akademie hat zu *dompter* in ihrer neuesten Ausgabe (1878) die frühere Bemerkung („on ne fait pas sentir le *p*“) unterdrückt, scheint also gesprochenes *p* nunmehr zu dulden. Littré dekretiert: „le *p* ne se fait jamais sentir; et c'est une faute de le prononcer.“ Die deutschen Orthoepiker, Plœtz 167, Sachs etc. geben *dõte.* Aber wie in Genf hörte ich *dõpte* auch in Paris (Herr Jacob hält es allerdings für weniger gebildete Aussprache), in Lyon (ausnahmslos), in Marseille, Bordeaux, Tours (neben *dõte),* Caen und Amiens. Es besitzt also eine weite Verbreitung. — Bei *sculpter* sind Akademie, Littré und die Mehrzahl der französischen Orthoepisten, Plœtz *(l. c.)* und Sachs einmütig für Ausstossung von *p*; doch zitiert Sachs auch Landais, der Erhaltung von *p* empfiehlt, und vor gesprochenem *skülte* warnt. Im Volksgebrauch ist *skülpte* weit verbreitet; Herr Jacob (Paris) versicherte mir, dass auch viel gebildete Pariser so sagen. Ausserhalb Paris hörte ich es in Genf, Marseille, Caen und Amiens. Es ist auch

hier schwerlich angebracht, die Aussprache mit *p* ohne weiteres zu verwerfen.

Exemption, worin die Akademie seit 1694 gesprochenes *p* verlangt, während *exempter* desselben entbehren muss, verlor schon im XVII. Jahrhundert zuweilen sein *p*, wie die Zeugnisse von Monet (1635) und Duez (1639) erweisen (Thurot II, 363). Dass es sich in Genf und anderwärts gelegentlich mit *exempter* durch Verlust von *p* im Volksmunde auszugleichen versucht, ist nur natürlich.

Ein interessantes Wort ist *cheptel*. Dem Altfranzösischen war *p* darin unbekannt; gelehrte Pedanterie hat es wegen seines Etymons *(capitale)* später in der Schrift eingeführt, und die Aussprache folgte wie häufig der Schrift. Da trat nun für die Grammatiker (die Nachfolger derer, die das unnütze *p* einführten) die Notwendigkeit ein, gegen die Aussprache eben dieses *p* zu protestieren: die Akademie lehrt 1835—38: on prononce *chetel*; alle sonstigen Orthoepisten (auch Littré, Lesaint, Sachs, Plœtz) geben dieselbe Lehre. Aber das Wort ist wenig gebräuchlich; die meisten Franzosen lernen es nur durch das Auge kennen, und, da die Etymologisten unter ihnen selten sind, so liest denn alle Welt: *cheptel* mit *p*. So hörte ich wie in Genf, so in Lyon, Marseille, Bordeaux, Montpellier, Tours, Paris, Caen und Amiens, d. h. an allen Stellen, wo ich umfragte. Nur den jungen Romanisten, Herren Zbinden (Genf), Bleton (Lyon) und Jacob (Paris) war die Orthoepistenregel bekannt.

Mit *cheptel* stellt Verfasser *cep de vigne* zusammen, wofür er *cè de v.* verlangt, mit der Parenthese: qq.-uns *cepp*, die seine Vorschrift wieder aufhebt. In *cep* (cippus) war im Alt- und Mfrz. *p* fest; es musste aber vor flexivischem *s* wegfallen und trat nur analogisch (offenbar auch in der Aussprache) davor wieder ein. Im Satzgliede vor Konsonant musste *p* nach den allgemeinen Lautgesetzen ebenfalls verstummen; aber die Erinnerung an das isolierte und am Schluss des Satzgliedes stehende Wort mag *p* auch da oft festgehalten haben. Seit dem XVI. Jahrhundert geben uns die bei Thurot II, 120 gesammelten Grammatikerzeugnisse über die Aussprache des Wortes einigen Aufschluss, der wie gewöhnlich ungenügend ist, weil die Aussprache nur allgemein, nicht für die verschiedenen Satzstellungen angegeben wird. Beza (1584) und Giffard (1716) lehrten: Le *p* n'est pas muet; Buffier (1709): „se prononce légèrement"; Antonini (1753): „se prononce"; Demandre (1769): „est muet"; De Wailly (1763) und Domergue (1805): „se prononce". Mit Ausnahme von Demandre sind also in der ganzen Zeit die Grammatiker für Aussprache des *p*. Die Akademie schweigt über das Wort, wohl wegen

der Unentschiedenheit der Aussprache. Unterrichtender als die früheren Grammatiker sind die Angaben der neuen Orthoepisten. Littré sagt: le *p* ne se fait point sentir: un *sè* de vigne; le *p* se lie: un *sè-p* et son échalas; au pluriel *s* se lie et le *p* ne se fait pas entendre: des *sè-z* et leurs échalas; *ceps* rime avec *français*, *succès*. Quelques-uns font entendre le *p*, quand *cep* est final: le vent a cassé ce *cep*; ils prononcent *sèp'*; cela est moins bon; d'après Bèze, au XVI[e] siècle, le *p* se prononçait au singulier, et non au pluriel.“ Lesaint S. 224 schreibt über *cep*: „On n'est pas unanime sur la prononciation de ce mot. — Dans tous les pays vignobles, on dit *cè* (l'*e* ouvert moyen). C'est la prononciation donnée par Poitevin, Bénard, Larousse, Aubertin. — Nodier prononce *cèp*. — Nap. Landais, *cèp*, quand le mot est seul ou à la fin de la phrase; *cè*, suivi d'autres mots, comme ici: *cep de vigne*, *cep de treille*, *cep tortu*, *un cep chargé de raisin* etc. — Nous avons, nous, toujours entendu prononcer *cè*, non seulement à Paris, mais partout ailleurs; pourtant en Suisse, dans les localités où on cultive le vin, on prononce *cèp*.“ Sachs gibt an: „meist *sę*, pl. *sęz* . . . Einige Sgl. *sĕp*, wenn alleinstehend oder am Ende des Satzes . . .; M. Cazal immer *sĕp*, in 3. aber *sę*; im 16. saec. sprach man den Sgl. stets *sĕp*.“ — Plœtz S. 168 lehrt Aussprache *sę*, ohne Zusatz. Diese Angaben bestätigen, was sich bei normaler historischer Entwickelung erwarten liess. Nachdem Plural-*s* verstummt war, konnte (im isolierten Worte und am Satzende) *p* auch im Pl. lauten. Vor Bindungs-*s* (richtiger *z)* und vor Konsonant im Satzgliede musste regelrecht *p* stumm bleiben, so weit nicht die Analogie auch hier die dem französischen Organe wenig bequeme Aussprache mit *p* einführte. Dieser Zustand scheint noch jetzt zu bestehen (demnach wäre Verfasser mit seinem *sè de vigne* also im Recht); doch ist die analogische Aussprache mit *p* auch vor Konsonant (inkl. Bindungs-*z* im Pl.) unzweifelhaft viel weiter verbreitet als sich nach den oben zitierten Angaben vermuten lässt. Ich habe in ganz Frankreich, besonders auch in den Weingegenden, im isolierten Wort ausnahmslos *sęp* gehört (Genf, Lyon, Aix en Provence, Marseille, Montpellier, Bordeaux; Tours, Paris, Caen, Amiens); in Paris auch *sęp* de vigne. Eine Aussprache *sę* ist mir niemals begegnet. Die Schweizer (speziell auch die Genfer) besitzen demnach keine besondere Anssprache.

Während Verfasser in *dompter* das *p* verwarf, empfiehlt er seine Bewahrung in *impromptu*, allerdings einem gelehrten Worte, in denen, nach unbewusster Theorie der französischen Grammatiker, durch Festhalten der Sprachgewöhnung unbequemer Laute die Fremdheit möglichst lange zum Bewusstsein gebracht

wird. Selbstverständlich widerstrebt *impromptu* mit *p* neben *p*-losen *prompt* und *promptitude* dem Franzosen einfacheren Sinnes, und die planlose Orthographie lässt ihn bald in der einen, bald in der anderen Weise gegen die orthoepischen Lehren verstossen: *promptitude* etc. mit *p*, *impromptu* auch ohne *p* sprechen. Selbst junge Romanisten setzen sich mit oder ohne Absicht über die thörichten Dekrete der Orthoepiker alten Stiles hinweg: Herr Bleton (Lyon) las *promptitude* mit *p*; Herr Jacob las *ẽprõtü* und fügte hinzu: manche sagen auch *ẽprõptü*. Herr Lic. Zbinden (Genf) sprach wohl *prõtitüd*, doch toleriert er auch *prõptitüd;* bei *impromptu* zog er *p*-lose Aussprache vor. — Entweder regle man die Orthographie oder man lasse jeden sprechen, wie er will.

Für *Bruxelles* und *Auxerre* schreibt Verfasser die auch sonst gelehrte, als elegant geltende Aussprache mit *s* vor. In Brüssel selbst und in ganz Belgien spricht man, wie gewöhnlich in Genf, *Bruxelles* mit *ks*. Auch in Frankreich nimmt dieser Gebrauch immer mehr zu, in diesem Worte wie in allen Eigennamen mit geschriebenem *x* (*Aix* u. s. w.). Thurot II, 343 bemerkt: „Quelques personnes prononcent aujourd'hui ce nom par *cs;* mais cet usage n'est pas général. L'Académie (1828) prescrit de prononcer *l'x* comme une „*s* forte". Sachs nennt die Aussprache mit *ks* volkstümlich. Dies ist richtig; die *s*-Aussprache hält sich wohl nur noch im Munde weniger akademisch Gebildeter und wird auch von diesen bald verlassen werden müssen, wenn sie nicht auffallen wollen. In Lyon, bei Gebildeten und Ungebildeten (insbesondere in *chou de Bruxelles*), im Pariser Volke, und auch sonst allenthalben (Aix, Montpellier, Bordeaux, Caen, Amiens) ist volkstümlich *ks*, obgleich in den Schulen vielfach *s* gelehrt wird. — Ähnlich mit *Auxerre*. Für Aussprache mit *s* zitiert Thurot II, 343 nur den Grammatiker Maupas (1625), ausserdem konstatiert er für die Gegenwart richtig: „on dit à Paris, en général, *S. Germain l'Aucserrois*"; Sachs lehrt *s*, berichtet aber, dass Dupuis und Malvin-Cazal auch *ks* gestatten; Lesaint lehrt *ó-cerr* (S. 323), *o-cè-roa*, für die Bewohner von Auxerre, und *Saint Germain Auxerrois*, die Pariser Kirche, mit *ks*. Plœtz, S. 145 will selbst in dieser *s*. Wie man in Auxerre selbst den Namen ausspricht, weiss ich leider nicht zu sagen; von meinen Beratern hörte ich *ks* in Lyon, Aix, Bordeaux, Caen und Amiens, volkstümlich auch in Paris, während meine Gewährsmänner in Montpellier und Tours, und die Vertreter der akademischen Sprache in Genf, Lyon und Paris *s* sprachen. Die Aussprache von *gz* hörte ich wohl zufällig nur in Genf, volkstümlich.

Xérès (in *vin de Xérès*) nach allen Orthoepisten mit *k* zu sprechen, besitzt daneben in Genf volkstümliche Aussprachen

mit anlautendem *ks* und *gz*. Aber nicht in Genf allein: auch in Lyon, Tours und Amiens hörte ich anlautendes *ks* (in Tours daneben auch einfaches *s*), in Paris, Marseille, Bordeaux und Caen *gz*, in Montpellier und Marseille auch nur *z*; in Lyon endlich auch im Munde akademisch Gebildeter *š* oder *ž*. Ein volkstümliches *kerẹs* ist mir nirgends begegnet; diese Aussprache, die nur die Herrn Zbinden (Genf), und Jacob (Paris) trafen, führt demnach nur ein künstliches Dasein und ist weit davon entfernt, wie Plœtz S. 145 behauptet, „meist“ verwendet zu sein.

Asthme ist ein gelehrtes Wort mit der dem französischen Organe ungewohnten und unbequemen Lautgruppe *stm*. Gegen ihre sonstige Gepflogenheit haben sich die französischen Sprachtyrannen nach Jahrhunderte langem Schwanken für Ausstossung des unbequemen *t(h)* mit und ohne Assimilation des vorausgehenden *s* an *m* (also zu phon. *z*) entschieden. Thurot II, 354, bringt folgende Zusammenstellung: „*asthme, asme*“ O(udin 1633); „*asme, asmatique* ou *astme, astmatique*“, Duez (1639); „*asme* ou *astme*; on écrit et on prononce aussi ces mots des deux manières“, Richelet (1680); „*asthme;* le *t* et l'*h* ne se prononce pas“; Ac. 1694; „on prononce *azme*, *azmatique*,“ Ac. 1835; „on prononce *assme*, *assmatique*,“ Ac. 1878. Littré dekretiert *a-sm'*; Lesaint S. 190 verlangt: *ass-m'*, *assmatik*: „telle est, selon nous, la prononciation la plus générale“. Nodier donne *azmatique* et *asmatique*. Sachs endlich belehrt uns: Landais, Bescherelle, Feline: *ăsm;* Féraud, Malv. Cazal: *ăzm;* Littré (?) und Poitevin beides. Da hier die Grammatiker der Volksgewohnheit entgegenkommen, sind dieselben denn auch im allgemeinen mit der Volkssprache im Einklange: ich hörte *ąsm* in Lyon, Tours und Paris; *ązm(ẹ)* in Marseille, Montpellier, Lyon und Caen. Nur in Genf, Bordeaux und Amiens fand ich einige unschuldige Opfer der Rechtschreibung, die das geschriebene *t* auch in der Aussprache festhalten zu müssen glaubten. Ein einsichtiger Grammatiker wird sie darum nicht verurteilen.

Die Lautgruppe *ts* (geschrieben auch *tz*) ist dem französischen Munde schon im XII. Jahrhundert unbequem gewesen und seitdem aus der Sprache geschwunden. Der Eigenname *Metz* musste sich darum früh, nach allgemeinem Lautgesetz, eine Aussprache *Mĕs* gefallen lassen, die noch gegenwärtig als normale gilt und auch vom Verfasser gelehrt wird. Aber das Wort hat seine alte Orthographie bewahrt, und damit war die Versuchung gegeben, dasselbe entweder nach seiner Schreibung mit *ts* zu sprechen oder die Ausspracheschwierigkeit auch auf andere Weise zu beseitigen. Vor der Lautgruppe *ts* schauderte in meiner Sammlung nur eine Genferin nicht zurück; in Frankreich hörte ich im Volksmunde

Mĕst (Montpellier), *Mĕt* in Aix en Provence, *Mẹ* in Bordeaux, *Mêz* in Tours und Caen, *Mês* in Amiens. Im übrigen (in Lyon, Paris etc.) dominierte die gebildete Aussprache *Mĕs*. — Geringere Einmütigkeit herrscht auch in der gebildeten Aussprache in bezug auf *Retz*. Sachs zitiert Larousse für die Aussprache *Rĕs;* Malvin Cazal für *Re*, Dupuis für *Rẹ* (halblanges *ẹ*). Lesaint S. 308 lehrt *rêss* und bemerkt dazu: quelques-uns prononcent *Rè*. Plœtz S. 136 schreibt *Rĕs* vor. Die Genfer Aussprache ist *Rĕts; Rets* hörte ich auch in Paris (Herr Dufraisse); Herr Bleton (Lyon) sprach *Rẹ*, wie Dupuis vorschreibt; Herr Jacob (Paris) kannte (neben *rĕs*) auch die leichte Pariser Modifikation davon: *Re* (Malvin-Cazal); *Rẹ* hörte ich ausserdem noch in Bordeaux. Sonst helfen sich die weniger gelehrten Franzosen wie bei *Metz*. Entsprechend den zu diesem Worte gegebenen Varianten hörte ich: *Rĕst* und *Rêst* in Montpellier, Amiens, *Rĕt* in Aix, endlich *Rêz* in Caen und Tours.

Zu *marc* („de raisin, de café, — et pièce de monnaie") lehrt Verfasser „*mar* (le *c* muet; au pluriel en renonce généralement à lier l'*s*)." Die von Thurot II, 132 angeführten Grammatiker (Richelet 1680, Hindret 1687, Delatouche 1696, Regnier 1705, Buffier 1709, De Wailly 1763, sowie die Akademie von 1762 bis 1878) behaupten ebenfalls sämtlich, *c* in diesem Worte sei stumm. Auch Littré lehrt: le *c* ne se prononce pas et ne se lie jamais," und ähnlich Lesaint S. 142. Sachs zitiert auch noch Landais für die Aussprache *mār* und wirft V. Hugo einen Sprachfehler vor, weil er *M. Delorme* IV, 6 *mạrk* verlangt. Plœtz, S. 142, gibt eine Einschränkung: nach ihm ist *c* zwar stumm, sowohl in der Bedeutung „Mark" *(marc d'or, marc d'argent)*, als auch in der „Satz", „Bodensatz", z. B. *marc de café*. „Aber die deutsche Reichsmünze, die Mark, frz. *le marc*, sprechen die Franzosen mit deutlichem *k*-Laut." Diese Ausspracheweise wird mir von den Herren Zbinden (Genf), Bleton (Lyon), Jacob (Paris) bestätigt. Aber nicht nur in Genf, auch in Lyon, Bordeaux, Caen und Amiens, also in Süd und Nord, existiert auch eine volkstümliche vielleicht nur von der Orthographie verursachte Aussprache *mạrk* für jede Bedeutung des Wortes, die sich auch historisch rechtfertigen lässt. Denn da die Aussprache *mār* eine analogische (nach den Silben, wo *marc* im Satzgliede vor Konsonant stand und nach dem Pl., so lange dessen *s* gesprochen wurde) ist, kann heutiges *mạrk* ebenso gut auf altem *marc* vor Vokal und im Satzgliedschluss beruhen, worin *c* regelrecht fest bleiben musste. Indess ist im allgemeinen *k* auch volkstümlich abgefallen; wenigstens hörte ich auch im Volksmunde *mār* in Aix, Montpellier, Tours und Paris, also im Süden und Zentrum.

Das historische Verhältnis ist bei *porc* dasselbe wie bei *cep* und *marc*. Im Satzglied vor Kons. sollte *k* verstummen *(pôr)*, am Satzgliedschluss (wie vor Vokal) auslautendes *c (= k)* lauten. Dieses aus der Sprachgeschichte zu erschliessende Verhalten scheint noch heut normal zu sein. Aus ihm erklären sich sowohl die früheren (von Thurot II, 133 angezogenen) sich widersprechenden Grammatikerzeugnisse, sowie die neueren Orthoepikervorschriften, nach denen *c* bald stumm ist, bald nicht. Das Richtige erkannten und lehrten Boulliette (1760): „*porc* admet ou rejette *c*, suivant qu'on s'arrête ou qu'on ne s'arrête pas sur ce mot, *ce porc, du por frais, du por salé*," und Akademie (1835—1878): „le *c* final ne se prononce point devant la consonne." So lehrte (nach Sachs) auch Landais: *pôr* vor Kons.; *pŏrk* vor Vokal und am Ende des Satzes. Natürlich aber wurde die korrekte Aussprache (analogisch) oft verfehlt, und so konnte nicht ohne eine gewisse Berechtigung Littré behaupten: „le *c* ne se prononce jamais". Er fügt ausserdem hinzu: au pluriel, l'*s* ne se lie pas; cependant quelques-uns la lient: des *por-z* engraissés. Die letzteren sind, von historischem Standpunkte aus, allein im Recht. Lesaint lehrt: „Dans *porc* le *c* est muet: *un jeune porc, de la soie de porc, viande de porc.* — Mais il se prononce devant une voyelle: *porc-épic, porc à engraisser:*

Le porc à s'engraisser coûtera peu de son.
Lafontaine.

Et toujours au figuré comme ici: *Le voilà à table! . . . il mange, il mâche, il se gave, il s'emplit . . . Regarde-le! le porc!* Wir begegnen hier einer der beliebten Grammatikerdifteleien: weil zwei verschiedene Aussprachen vorliegen, sollen denselben verschiedene Bedeutungen untergelegt werden, soll hier, wie dann auch Plœtz S. 142 angibt, *du pôr* (Schweinefleisch) und *un pŏrk* (ein Schwein) unterschieden werden. Der wirkliche Sprachgebrauch kennt diese Unterscheidung nicht: vielmehr scheint der Süden gesprochenes *c* (auch vor Kons.?) zu bevorzugen (im isolierten Worte hörte ich *pŏrk* in Genf, Lyon, Aix en Provence, Bordeaux, aber auch in Amiens); der Norden mehr *pôr* zu lieben (so im isolierten Worte in Paris, Tours, Caen; aber auch in Montpellier).

Der Verfasser lehrt weiter die Aussprache *kri* für *cric*, ohne zu sagen, welches der drei von Littré angeführten *cric* er meint. Doch ist wohl anzunehmen, dass er an das eine in der Akademie zu findende gedacht hat. Das Wort ist fremden oder wenigstens modernen Ursprungs (Littré's einziger alter Beleg datiert aus dem XVI. Jahrhundert) und sollte seinen auslautenden Konsonanten zäher festgehalten haben; doch scheint gerade das

Gegenteil der Fall gewesen zu sein. Nach Thurot II, 129 wird bereits von Mauvillon (1754) und Akademie 1762—1878, also schon seit Mitte vorigen Jahrhunderts stummes *c* gelehrt, das auch Bescherelle, Feline, Littré und Lesaint (S. 131) vorschreiben. Nach Malvin-Cazal wird vor Vokal *c* lautbar; Lesaint S. 340 lehrt das Gegentheil; sein Beispiel dafür S. 341 ist aber wertlos, da in ihm *cric* vor (leichter) Pause steht. Trotz aller dieser Zeugnisse sind die Genfer nicht die einzigen, die (im Einzelworte) den auslautenden Konsonanten auch festhalten: auch in Lyon, Montpellier, Bordeaux und Amiens hörte ich volkstümlich diese Aussprache.

Altfrz. Obl. Sgl. *eschiec*, Obl. Pl. *eschie(c)s*, worin namentlich seit Verstummen des flexivischen *s* auch im Pl. *c* lauten durfte, soll nach der Akademie seit 1762 nur *c*-lose Aussprache im Pl. haben. Andere Grammatiker benutzten die Doppelaussprache des Pl. wieder zu einer vom Volke gewiss niemals angenommenen Scheidung: *échecs* mit *k*-Laut sollte Pl. zu *échec*, „Unglück", ohne *k*-Laut Pl. zu „Schach" *(jouer aux é.)* sein. So lehren Littré (bei Sachs falsch zitiert), Lesaint S. 131 und Verfasser; Littré trennt sogar beide Worte von einander und gibt ihnen verschiedene Etymologien. Inzwischen ist in Genf wie in ganz Frankreich die Doppelform des Pl. ziemlich aufgegeben worden: den Pl. *échecs* ohne *k*-Laut (in *jouer aux éch.)* hörte ich nur aus dem Munde einer Apter Kammerzofe und von Herrn Jacob in Paris, der mir indes versicherte, man sage auch *jouer aux échecs* mit *k*-Laut. Sonst sprach (in Genf, Lyon, Montpellier, Bordeaux, Tours, Paris, Caen, Amiens) jedermann, den ich darum befragte, *j. aux échecs* mit *k*. Unser Verfasser lehrt somit seinen Landsleuten eine veraltete, oder mindestens veraltende Aussprache.

Wenn Verfasser weiterhin lehrt: Avec lui: *Avèque lui* (et non *avé* lui) welch letzteres (oder auch *avę̣ lui*) in Genf (und anderwärts, s. u. unsre Vergleichungstabelle mit Lyon) noch zuweilen gehört wird, so wusste er gewiss nicht, dass die verurteilten Genfer eine recht ansehnliche Ahnenreihe für ihre Aussprache beibringen können. Nach Thurot II, 127 erheben ihre Stimme für *avé* vor Kons.: Pillot (1550), Lartigaut (1669), Milleran (1692), Villecomte (1751), Antonini (1753), Mauvillon (1754), während andere wenigstens feststellen, dass diese Aussprache neben der von ihnen empfohlenen mit *c* bestehe: Vaugelas (1647), Patru (1674), Duez (1639), D'Aisy (1674), Th. Corneille (1687). Noch Littré lehrt: „devant une consonne le *c* ne se prononce pas; *avec vous* dites: *à-vè vous*; cependant plusieurs le font entendre même devant une consonne: *a-vè-kvous*"

und für (den Lyoner) J. Favre bezeugt Dupont-Vernon *l. c.* S. 41 die Aussprache *avę*. Die natürliche Sprachentwicklung führte unzweifelhaft zur Verstummung von *c* vor Kons.; aber Grammatikerregel, gestützt auf die alte Nebenform *aveque(s)*, Orthographie und neuerdings die Allmacht des Volksschullehrers führten zur Erhaltung von *c* auch vor Kons., so dass die Berechtigung der Lehre unsers Verfassers nicht anzufechten ist.

Für *Madrid* verlangt Verfasser stummes, für *David* lautbares *d*. Für *Madrid* führt Thurot II, 115 nur ein älteres Zeugnis an: den Marseiller Féraud (1761), der *d* ebenfalls verstummen lässt. So lehren auch Lesaint S. 135, Sachs, der hinzufügt: „in der Bindung *Madrit*“, und Plœtz S. 159. Doch scheint *d* in *Madrid* wieder Lautwert gewinnen zu wollen; ausser in Genf hörte ich es sprechen auch in Lyon und in Paris (in *Café de Madrid)*. In anderen Städten habe ich auf das Wort nicht geachtet; ich bin aber überzeugt, dass es allenthalben auch mit gesprochenem *d* auftritt. — Zu *David* behaupten die früheren Grammatiker von Milleran (1692) bis Buffier (1709) eine Aussprache mit auslautendem *t*. Doch protestiert um dieselbe Zeit (gegen 1709) der Pariser Boindin gegen dieses *t*; er findet mit der noch heute in Paris den Schweizern gegenüber üblichen Verbindlichkeit: „ce seroit une prononciation tout à fait suisse“, und verlangt auslautendes *d*, wie auch Lesaint S. 135, Sachs und Plœtz S. 159 nach ihm lehren. Ich fand festes *d* vor in Genf, Lyon, Montpellier, Paris, Caen, Amiens; einem verstummten begegnete ich im volkstümlichen Gebrauch ausser in Genf noch in Aix und Bordeaux. Es scheint darin eine dialektische, südliche Erscheinung vorzuliegen, doch ist (wie bei *Madrid* mit festem *d* umgekehrt) auch eine nur analogische Lautentwicklung nicht ausgeschlossen.

Unser Verfasser lehrt weiter: „*Un serf, des serfs* (*f* sonore); *Un cerf, un nerf* (*f* généralement sonore, mais *f* muet au pluriel: *des cers, des ners*). Un *cer-f* altéré (l'*f* sonne quand il est suivi d'une voyelle). *Cerf rapide, cerf dix corps*: *cer* rapide, *cer* dix cors.“ Im allgemeinen ist er darin in Übereinstimmung mit den modernen Orthoepisten, denen das historische Verhältnis durchweg unklar ist und die die herrschende Verwirrung weniger heben, als vergrössern.

Die regelmässige altfranzösische Flexion war:

Sgl. N.	*sers*	*cers*	*ners*
Obl.	*serf*	*cerf*	*nerf*
Pl. N.	*serf*	*serf*	*nerf*
	sers	*cers*	*ners*

Sers und *cers (serf* und *cerf)* waren noch im XII. Jahrhundert in der Aussprache verschieden *(s : ts)*. Analogisch drang *f* auch vor flexivischem *s* ein *(serfs, cerfs)*. Vor Konsonantanlaut im selben Satzgliede mussten *f* und *s* regelmässig verstummen, blieben also *ser, cer, ner;* die Schrift behielt *f*. Diese Ausspracheweisen bestanden noch im XVI. Jahrhundert, nur waren die Nom. Sgl. und Pl. zu Gunsten der Obl.-Formen verschwunden (also Sgl. *serf*, Pl. *sers* etc.), *s* und *c* längst in der Aussprache zusammengefallen, und wurde in der Schrift regelmässig *f* auch vor Plural-*s* gesetzt (also *serf : serfs* etc. geschrieben). Man begreift, dass damit Gelegenheit zu Ausspracheverwirrungen in hohem Masse gegeben war. Der Pl. *sẹr(s), nẹr(s)* konnte das *f* des Sgl., der Sgl. die *f*-lose Aussprache des Pl. analogisch annehmen, festes *f* sich auch im Satzgliede vor Konsonant festsetzen, oder *f* sich auch vor Vokal und am Satzschluss analogisch verlieren. Ausserdem war vorauszusetzen, dass die grammatische Theorie die verschiedenen vorhandenen Aussprachen künstlichen Bedeutungsunterscheidungen nutzbar machen würde. Alle diese Dinge sind eingetreten, wenn auch die Grammatikerzeugnisse die betreffenden Entwicklungen nur undeutlich erkennen lassen. Der alte Zustand hat sich indessen teilweise auch erhalten. Für *cerf* und *nerf* werden Verstummung des *f* vor Konsonant behauptet einerseits von Menage (1672) bis Akademie 1878, andererseits von Regnier (1705) bis Akademie 1878 (Thurot II, 135). Ebenso belegen das Stummsein des *f* im Plural dieser beiden Worte Grammatiker von 1571—1763 und von 1572—1805 (Thurot II, 72 f.); dasselbe lehrt die Akademie von 1878 wenigstens für den Pl. von *nerf*. Weiterhin lehren Aussprache des *f* vor Pause: bei *cerf:* Buffier (1709), Antonini (1753), Moulis (1761); bei *nerf:* Chifflet (1659), Antonini (1753), Moulis (1761), Demandre (1769), Domergue (1805). Auch die neueren Orthoepisten lehren z. T. noch diese Aussprache: das Wörterbuch der Akademie von 1878 lehrt (in *cerf-volant* und in *nerf de bœuf* sowie bei *cerf* und *nerf* im Satzgliede vor Konsonant) Stummsein von *f;* Lesaint, S. 138 f. lehrt: *cerf dix cors, cerf-volant* und *nerf de bœuf* ohne gesprochenes *f;* ebenso Littré und Sachs, ausserdem *cerf-cheval, cerf-cochon, nerf-férure* ohne *f*. Auch wenn bei Lesaint *l. c.* und darnach Plœtz S. 165 behauptet wird, bei *nerf* im figürlichen Sinne laute *f* nicht, und dazu als Beispiel erscheint: *L'argent est le nerf de la guerre*, so liegt darin nur eine Bestätigung von stummem *f* im Satzglied vor Konsonant. Die Abscheidung von *nerf* in übertragener Bedeutung ist eine müssige Grammatikererfindung. Für die Plurale *cerfs* und *nerfs* behaupten stummes *f:* Akademie (nur für *nerf*), Littré, Lesaint, Sachs (bei

cerfs „fast immer“; bei *nerfs* ohne Zusatz), Plœtz S. 165 u. a. Auch unser Verfasser. Der Fall, dass eines dieser Worte am Satzgliedschluss (oder isoliert) steht, findet sich bei Poitevin und Laveaux hervorgehoben, die für alleinstehendes und am Satzschluss befindliches *cerf* gesprochenes *f* verlangen (s. Sachs s. v.). Littré sagt: quelques-uns veulent que l'*f* se fasse entendre seulement quand *cerf* est isolé ou final: *le chien a forcé le cerf:* mais cette exception ne paraît pas fondée sur un véritable usage. Soweit ist also nach den Grammatikern bei den Worten *cerf* und *nerf* alter Sprachgebrauch gewahrt geblieben. Aber früh machten sich auch Analogieformen geltend. Einmal drang festes *f* auch vor Konsonant im Satzglied und im Pl. ein. Antonini (1753) behauptete: *f* wird (mit einigen bald zu nennenden Ausnahmen) in *cerf* immer gesprochen; Chifflet (1659) zu *nerf:* „*f* se prononce toujours, quoy qui suive“; Billecoq (1711) allgemein zu *nerf:* „*f* se prononce au singulier“, ebenso Akademie 1835—1878. (Thurot II, 139 f.) Lesaint S. 138 sagt gleichfalls: „On fait entendre l'*f* dans *cerf*, au singulier. Tel est le sentiment du plus grand nombre“ und S. 139: „La consonne *f* se prononce dans *nerf*, au singulier.“ Sachs behauptet zu *nerf* allgemein: *nêr* oder *nĕrf;* Plœtz im Sgl. nur *nerf* mit *f*. Der Fall, dass gesprochenes *f* in den Plural der Worte *cerf* und *nerf* eindrang, ist bezeugt für *nerfs* durch Delatouche (1696), der es dort nur ordinairement verstummen lässt, durch Montmignon (1785) und Domergue (1805) (s. Thurot II, 72 f.); für *cerfs* nur durch Sachs („fast immer“ *sêr*). Häufiger war bei *cerf* der umgekehrte Fall, dass *f* analogisch auch im Sgl. bei isoliertem Worte und im Satzgliedschluss verschwand. Menage (1672) bezeugt: *f* (in *cerf*) ne se prononce point du tout, en quelque lieu qu'elle soit. Les Angevins prononcent *cerf*. Regnier (1705) und Delatouche (1696) lehren: *f* sei stumm in den Wendungen *courre le cerf, estre à la mort du cerf, un cerf aux abois* (also selbst im Bindungsfalle). Das Wörterbuch der Akademie von 1762 sagt allgemein zu *cerf: f* ne se prononce point; ebenso de Wailly (1763); Montmignon (1785) („*f* n'est plus que parasyte“); Domergue (1805) „*f* est nul“ (Thurot II, 139); Féraud, Landais und Littré („au singulier plusieurs font entendre *f*“ u. s. w.); Plœtz S. 165 stimmt mit Littré überein, wenn er lehrt: „der Singular (wird) von den meisten zwar . . . mit stummem *f*, von einigen aber *sĕrf* gesprochen“. Auch in den Sgl. von *nerf* drang allgemeine Verstummung von *f* vorübergehend ein. Dies bezeugt Delatouche (1696) „la plupart des gens de Paris ne la (l'*f*) prononcent point“ (Thurot II, 139); Littré sagt: „plusieurs disent *nêr* sans *f*“; und Sachs lehrt: *nêr* oder *nĕrf*, ohne Unterscheidung.

Spärlicher fliessen die Quellen für die Aussprachgeschichte von *serf, serfs,* wohl weil das Wort weniger im Gebrauche ist. Thurot scheint in seinen Grammatiken nichts über dasselbe gefunden zu haben und schweigt demgemäss. Auch Lesaint schweigt. Die Akademie von 1878 lehrt einfach: *f* se prononce. Es muss ihr also doch auch eine *f*-lose Aussprache bekannt sein; sonst hätte dieser Zusatz keinen Zweck. Ausführlicher ist Littré: „*sèrf;* . . ., au pluriel, la plupart font entendre l'*f;* cependant quelques-uns le prononcent *sêr,* comme *cerfs;* c'est ainsi qu'au XVIe siècle Palsgrave, p. 25, indique la prononciation; Masson, *Helvét.* I l'a fait rimer avec *fers* (folgt Zitat)". Sachs zitiert: Laveaux, Landais, Feline (Sgl.) *sĕrf;* Pl. meist *sĕrf.* Plœtz S. 165 verlangt, dass man im Sgl. *le cerf* (= *sêr*) und *le sĕrf* (= *le sẹrf*) unterscheide und belegt diese Unterscheidung für das Theâtre Français. Ob er für den Pl. dieselbe Unterscheidung verlangt, wird nicht gesagt. Auf alle Fälle begegnen wir hier dem oben als wahrscheinlich vorausgesetzten Differenzierungsversuch. Im Übrigen ist schon aus dem Angegebenen ersichtlich, dass auch in diesem Worte die Ausspracheentwicklung einen ähnlichen Weg eingeschlagen hat, wie bei den gebräuchlicheren und darum mehr umstrittenem *cerf* und *nerf.*

Soweit die Grammatiker und Orthoepisten, die weit davon entfernt sind, ihrer Sache so gewiss zu sein, wie unser Verfasser. Unsere lebenden Quellen spiegeln dieselbe Unbestimmtheit wieder, die wir bisher fanden. Hören wir zunächst unsere drei jungen Romanisten. Herr Lic. Zbinden (Genf) kennt für *cerf* die Singulare *sĕrf* und *sêr;* Pl. *sêr;* für *serf* Sgl. u. Pl. *sĕrf;* für *nerf* Sgl. u. Pl. *nêr,* doch *avoir du nĕrf* (wo *nerf* im Satzgliedschluss befindlich). Herr Bleton (Lyon) spricht *cerf* und *serf* im Sgl. und Pl. mit *f,* bemerkt aber, dass man in den Schulen für *cerf* die Aussprache *sêr* in beiden Numeri lehre; *nerf* ist ihm *f*-los im Sgl. u. Pl.; nur in dem Ausruf *du nerf!* (Ermunterungsruf) laute *f.* Herr Jacob (Paris) stimmt mit beiden überein; nach ihm haben *cerf* und *serf* im Sgl. und Pl. *f,* doch kennt er auch die Aussprache *sêr* für *cerfs,* die er für gewählter hält. *Nerf* hat für ihn auch im Sgl. kein *f.* — Thurot's Ansicht (II, 139) zu *cerf:* „l'usage, aujourdhui, est devenu incertain; toutefois il y a peut-être tendance à prononce l'*f*" findet bereits hier also Bestätigung gegen Plœtz (s. v.). Noch mehr im volkstümlichen Gebrauch. In Sgl. der Subst. *cerf, nerf* und *nerf* erscheint *f* fest in Genf, Lyon, Aix, Montpellier, Bordeaux, Paris, Caen und Amiens; daneben hatte sich *nerf de boeuf* mit archaisch verstummtem *f* gehalten in Lyon, Tours, Paris, Caen und Amiens. Auch *cerf dix cors* und *cerf rapide* lautete mit *f* nicht nur in Genf

sondern auch in Lyon (ebenso Herr Bleton); *sêr di kọr* und *ṛapid* wird in den Schulen gelehrt) und in Paris. Der wirkliche Sprachgebrauch geht also gegenwärtig dahin aus, *f* überall in den fraglichen drei Worten lauten zu lassen und die veralteten *f*-losen Aussprachen als Anomalien zu beseitigen. Die Orthoepiker werden gut thun, diese Entwicklung nicht durch künstliche Regeln zu stören.

Zu des Verfassers vorgeschriebenem *cer-faltéré* sei noch erwähnt, dass wer Sgl. *sêr* spricht, natürlich auch *sêr ạltere* sagt oder sagen kann, in Genf und anderwärts.

In *legs* ist *g* ein durch falsche Gelehrsamkeit eingeführter Buchstabe ohne etymologische Berechtigung. Die altfranzösische Grundform ist *les (lais)*. Demgemäss hat bis in die letzte Zeit *g* für stumm gegolten. Die Akademie v. 1878, Lesaint S. 146 und 280, Littré, Dupuis, Poitevin (s. Sachs) lehren stummes *g* und Aussprache *lę* (so die Mehrzahl) oder *le* (Poitevin) mit der dialektischen (auch Pariser) Tendenz, auslautendes offenes *e* zu schliessen. Doch gibt Sachs auch eine seltene Aussprache *lęg* an, im Bindungsfalle und ohnedem, findet Littré den Zusatz nötig: il ne faut pas dire, comme quelques-uns, *lègh*, und lehrt Plœtz S. 139: *(g)* „galt früher allgemein stumm in *le legs (lę)* „das Legat“, doch hört man jetzt, selbst im Theâtre Français, meist *lęg* sprechen.“ Dazu bringt er einen Beleg für die Bühnensprache. Auch hier also hat die mangelhafte Orthographie einen ungehörigen Buchstaben zum Lauten gebracht. Im Volksmunde herrscht nach meinen Sammlungen gesprochenes *g* allgemein; *un legs* und *un legs insignifiant* (des Verfassers Beispiele) wurden in Genf, Lyon und Paris von meinen Repräsentanten der gewöhnlichen Umgangssprache *lęg* und *lęg ẽsiñifiã* gesprochen. Herr Zbinden (Genf) sprach *lęs* (mit festem *s*) und *lęg;* Herr Bleton (Lyon) sprach *lęz* und kannte *lęg* als volkstümlich; Herr Jacob (Paris) schwankte zwischen *lę* und *le.* Also auch im Munde von akademisch Gebildeten herrschen verschiedene Aussprachen, und es scheint, als wolle wenigstens dialektisch das auslautende *s* oder *z* fest werden, eine etymologisch ebenso wenig begründete Aussprache als die mit *g*.

Auch in *joug* ist *g* ein durch unechte Gelehrsamkeit eingeführter Zusatz. Die altfranzösische korrekte Form ist *jou.* Doch scheint ziemlich früh das angesetzte *g* lautbar geworden zu sein, während die alte Aussprache (ohne Palatal) sich noch daneben behauptete. Das Stummsein von auslautendem *g* lässt sich mit Hilfe von Thurot's Zeugnissen II, 117 und durch die Zeugnisse der neueren Orthoepisten bis auf die Gegenwart verfolgen. Für Stummsein von *g* waren nach Thurot: Peletier (1549), Saint-Liens

(1580), Bernhart (1607), Chifflet (1659); Demandre (1769) erwähnt wenigstens, dass manche „prétendent qu'il (le *g)* y doit être muet: l'usage varie et se partage là dessus". Man sieht, seit Chifflet (1659) sind die Zeugnisse für *joug* ohne gesprochenes *g* selten geworden. Für die Gegenwart gibt Littré an: dans la campagne on prononce *jou;* damit übereinstimmend bezeichnet Sachs gespr. *žu* als populär. Aber beide täuschen sich. Auch im Munde der sehr gebildeten Herren Bleton (Lyon) und Jacob (Paris) hörte ich *žu;* Herr Bleton meinte selbst, man könne sagen: *joug étroit* = *žu etrųą*. Ausserdem war der Endkonsonant stumm in Genf (aber nicht bei Herrn Zbinden), Bordeaux und Tours. Wie Herr Jacob sprach ferner auch der Pariser Dufraisse *žu* (neben *žug*). — Zu der alten korrekten Aussprache trat zunächst eine solche mit *k* für auslautendes *g*. Lanoue (1696) behauptet *(joug)* rime avec *ouc*; Du Val (1604) lehrt: „se prononce comme *c*"; D'Aisy (1674): „sonne *c*"; ebenso Fremont d'Ablancourt (1654) und Richelet (1680); Hindret (1687) fordert: „prononcer un *jouk insuportable*; il se prononce même devant les consonnes comme . . . le *jouc du mariage . . . souz un jouc rigoureû; k* verlangen endlich Delatouche (1696), Buffier (1709), Dangeau (1694), Antonini (1753, vor Vokal und Konsonant); Harduin (1757, vor Vokal), Cherrier (1766, nur vor Vokal). So weit Thurot II, 117. In neuerer Zeit lehrten nach Sachs *k* im Bindungsfalle: Dupuis (1836), Malvin Cazal (1847) und Steffenhagen (1841). Lesaint sagt S. 152 und 350: „le *g* sonne un peu comme *k*", „devant une consonne comme devant une voyelle". Plœtz (S. 143) allgemeiner: „Einige sprechen das *g* stimmlos wie *k*." — Also auch diese Aussprache ist, wenigstens von Seiten der Grammatiker, bis auf die Gegenwart bezeugt. Ich habe sie aber nirgends zu hören bekommen. — Bleibt noch die dritte Aussprache mit *g*. Von Thurot's (II, 117) Grammatikern bezeugt es (indess in zweifelhafter Form) zuerst Duez (1639): „le *g* se prononce toujours"; Boindin (c. 1709) meint: „l'on ne comprend comment il (Buffier) peut dire que le *g* du mot *joug* se prononce comme un *k*; se seroit une prononciation tout à fait suisse." Der Verfasser scheint es auf die Schweizer abgesehen zu haben. Boulliette (1760) lehrt: „on prononce (la lettre finale) dans certaines occasions à la fin du mot *joug*, où on lui donne le son *gue* . . . lorsqu'on dit *il faut subir le joug, un joug insupportable;* Moulis (1761): „on fait sentir le *g*"; Demandre (1769): „dans le mot *joug*, le *g* se prononce, selon plusieurs auteurs, comme *gue*"*;* Domergue (1805): „le *g* de *joug* sonne, le *joug du seigneur*. Das Wörterbuch der Akademie lehrte 1740 und 1762: „on fait sentir un peu la lettre finale même devant une

consonne"; und bessert dies 1835—78: „on fait sentir un peu et comme *gue* le *g* final, même devant une consonne". Feline (1851) und Sachs (1877) lehren gesprochenes *g* und Littré (1878) transskribiert *jough*, das auch Plœtz (1889) S. 143 als gebräuchliche Aussprache lehrt. — Ausser in Genf (Herr Zbinden s. o.) hörte ich *žug* (und *žugę)* in Marseille, Montpellier und Amiens.

Danach sind gegenwärtig zwei Aussprachen im Kampfe: *žu* und *žug*. Die Orthoepisten werden gut thun, nur diese Thatsache zu verzeichnen und abzuwarten, wofür sich der Sprachgebrauch endgiltig entscheiden wird, es sei denn, dass man, um dem Wirrwar zu entgehen, eine Orthographie *jou* (die altfrz.) oder *jougue* dekretiert.

Unser Verfasser lehrt weiter „*le gril, le mil, le grésil* ... se prononcent avec l'*l* mouillé *presque* nul; *chenil, baril, fenil, fusil, outil, persil, sourcil: l* insonore: *cheni* etc. und schlägt auch hier durch eine verwickelte Frage mit dem Beile durch. Der Sprachgebrauch ist in diesen Worten gegenwärtig ebenso wenig wie in der Vergangenheit entschieden. Jedes derselben hat seine eigene Geschichte, die zu verfolgen uns hier zu weit führen würde: Satzstellung, Suffixvertauschung, analogische und lauthistorische Einwirkungen aller Art spielen in ihnen. Ihre altfranzösische Flexion Sgl. N. u. Pl. Obl. *-is;* Sgl. Obl. u. N. Pl. *-il* resp. *-il̃*, seit Verlust derselben in mittelfranzösischer Zeit auf: Sgl. *-il, il̃*, Pl. *is* eingeschränkt, musste (vgl. die o. S. 46 ff. behandelten, analogen Fälle) beim Sgl. im Satzgliedschluss und vor Vokal, die Aussprache *-il, -i͔*, im Satzgliede vor Konsonant *-i*, im Plural die Endungen *is*, *i-z* auch *i* herbeiführen. Und, da die alten Lautgesetze im XVI. Jahrhundert vielfach ihre Geltung verloren, u. a. auch Pl.*-s* allmählich verstummte, so war einem Formenwirrwar Thür und Thor geöffnet. Im ganzen konnte es sich aber bei allen Worten nur darum handeln, ob eine Aussprache der Endung mit *i*, *il* oder *il̃* zum Durchbruch kommen würde. Die Orthographie *(il*, Plural *ils*, *ilz)* gab keine Direktion; um so freier konnte sich der Volksmund bewegen (der auch heute noch nicht ganz geknebelt ist), und um so ungehinderter konnten die Grammatiker beliebige Ausspracheregeln aufstellen. Es ist überflüssig, uns durch das bei Thurot II, 143—145 und II, 193 bis 195 angeführte Regelwerk hindurchzuwinden. Wir begnügen uns, den gegenwärtigen Aussprachezustand für die einzelnen Worte festzustellen, von dem uns folgende Tabelle ein Bild gewährt.

gril: „*l* ne se prononce point dans le langage familier, et se mouille quand on la prononce" Akad. Ebenso Lesaint S. 208. „*Gri*, mais l'*l* se mouille devant une voyelle: *un grill en fer*",

Littré; „*gri*, vor Vokal und im style soutenu *grii̯*", Sachs; „in *le gril* Rost schwankt die Aussprache zwischen einem erweichten und einem stummen *l*", Plœtz S. 108. — Ich hörte: *gri* in Lyon (Bleton), Paris, Tours; *grii̯* in Paris, *(gril)* Genf, Lyon, Caen; *gril* (mit dentalem *l*) in Genf, Lyon, Aix (en Provence), Montpellier, Bordeaux, Amiens.

mil: „il faut mouiller l'*l*" Ak.; „*ll* mouillées" Littré; „l'*l* finale se mouille" Lesaint *l. c.*; „*mĭi̯*" Sachs; „*-ii̯* unbestritten" Plœtz S. 108. — Gehört: *mi* in Tours; *mii̯* in Paris, *mil* Genf, Lyon, Aix, Montpellier, Bordeaux, Paris, Caen, Amiens.

grésil: ohne Bemerkung Ak.; *gré-zill*, *ll* mouillées, Littré; „*gré-zi-ye*" Lesaint; „*gre-zii̯*" Sachs und Plœtz. — Gehört: *grezi* Lyon, Tours, Paris, Caen; *grezii̯* Tours, Paris, Caen; *grezil* Genf, Lyon, Aix, Montpellier, Bordeaux, Caen, Amiens.

chenil: on ne prononce pas l'*l* Ak.; „*che-ni;* l'*l* ne se lie jamais" Littré; „*che-ni*" Lesaint S. 207 und 353; *š'ni* Sachs und Plœtz S. 112. — Gehört: *š(ẹ)ni* Genf, Lyon, Paris; *š(ẹ)nil* Genf, Lyon, Aix, Montpellier, Bordeaux, Tours, Paris, Caen, Amiens.

baril: „on prononce *bari*" Ak.; „*ba-ri*; l'*l* ne se prononce pas: *un baril empli d'eau;* dites: *un ba-ri empli*" Littré; „*bări*" Lesaint, Sachs, Plœtz. — Gehört: *bari* Lyon, Tours, Caen, Amiens; *barii̯* Paris; *baril* Genf, Aix, Montpellier, Bordeaux, Paris.

fenil: „on mouille l'*l*" Ak.; „*fe-nill*, *ll* mouillées; plusieurs prononcent *fẹ-ni*, même devant une voyelle" Littré; „l'*l* finale se mouille dans *fenil;* dans les campagnes, et c'est là que sont les *fenils*, on prononce *fe-ni*" Lesaint S. 208; Malvin-Cazal *f'nii̯*; fam. auch *f'ni* Sachs; „in . . . *le fenil (fĕ-nii̯* oder *fĕ-ni)* Heuscheuer, Heuboden, schwankt die Aussprache zwischen einem erweichten und einem stummen *l.*" Plœtz S. 108. — Gehört: *f(ẹ)ni* Genf, Paris; *f(ẹ)nii̯ (fẹnil)* Aix, Tours, Caen; *fẹnil* Genf, Lyon, Montpellier, Bordeaux, Paris, Amiens.

fusil: „on ne prononce point l'*l*" Ak.; „*fu-zi*; l'*l* ne se prononce jamais" Littré; *fü-zi* Lesaint, Sachs, Plœtz. — Gehört *füzi* Genf, Lyon, Tours, Paris, Amiens; *füzil* Genf, Aix, Montpellier, Bordeaux, Caen, Amiens.

outil: „on ne prononce pas l'*l*" Ak.; *ou-ti*, l'*l* est toujours muette" Littré; „*ou-ti*" Lesaint; „Littré, Malvin-Cazal *u-ti*" Sachs; „*u-ti*" Plœtz. — Gehört: *uti* Genf, Lyon, Tours, Paris, Caen, Amiens; *utii̯* Paris; *util* Aix, Montpellier, Bordeaux (also nur im Süden).

persil: „on ne fait pas sentir l'*l* Ak.; *pèr-si;* l'*l* ne se prononce et ne se lie jamais" Littré; „*pèr-ci*" Lesaint; „Malvin-Cazal,

Littré, Landais *pĕr-sĭ*" Sachs; „*pęr-si*" Plœtz. — Gehört: *pęrsi* Genf, Lyon, Tours, Paris, Caen; *pęrsiį* Paris; *pęrsil* Lyon, Aix, Montpellier, Bordeaux, Amiens.

sourcil: „on prononce *sourci*" Ak.; „*sour-si*"; quelques-uns, à tort, prononcent *sou-si;* l'*l* ne se se lie jamais: un *sour-si* épais" Littré; „*çour-ci*" Lesaint; „Malvin-Cazal, Dupuis *sur-sĭ*; viele auch *-sĭį* oder *-sĭl*" Littré; *sur-si* Plœtz. — Gehört *sursi* Genf, Tours, Paris, Caen; *sursil* Genf, Lyon, Montpellier, Bordeaux, Amiens.

Aus der vorstehenden Zusammenstellung ergibt sich einmal, dass die Sprache bemüht ist, die Endung *iį* in den behandelten Worten auszumerzen und entweder *-i* oder *-il* als Endsilbe für alle festzusetzen. Wir fanden *iį* nur auf beschränktem Sprachgebiet: *mil, baril, outil, persil* (mit *iį)* nur in Paris; *grésil* ausserdem in Tours und Caen; *fenil* in Tours, Caen und (isoliert) auch in Aix, wo man *-il* erwarten sollte; *gril* mit *iį* war ausser in Paris und Caen noch in Genf und Lyon zu vernehmen. Diese Endung scheint keine Zukunft zu haben, zumal ihr (Pariser) Hauptvertreter nicht den Volksschichten angehört. Die Orthoepisten Frankreichs vertreten mehr die völlige Verstummung von *l* (gefordert in *gril, chenil, baril, fusil, outil, persil, sourcil)*; der Süden Frankreichs und die Volksklassen im ganzen Lande bevorzugen entschieden *-il*, so dass, wenn kein künstliches Hindernis die Entwickelung hemmt, dies die Aussprache der Zukunft werden dürfte. Die Genfer, die *-il*, ausser in *outil* und *persil*, in allen fraglichen Worten kennen, vertreten hier in ihrer Aussprache einen vorgeschrittenen Standpunkt.

Der Verfasser verlangt, das lateinische Wort *quidam* solle man *kidā̃* aussprechen, d. h. er will es als vollständig französisiert angesehen und danach behandelt wissen. In der That ist das Wort schon in einer Zeit in die französische Sprache eingeführt worden, wo man in lateinischen Lehnworten *qu* noch wie *k* und *am* = *ā̃* auszusprechen pflegte, und nach den vorhandenen Grammatikerzeugnissen hat es die im 16./17. Jahrhundert gegen diesen Gebrauch eingetretene Reaktion überdauert. Vielleicht weil es schon Richelet (1680) „un peu vieux" und nur in burlesker und scherzhafter Rede gebräuchlich erschien, in der sich eine veraltete Aussprache ganz passend ausnahm. Diese Eigenart des Wortes mag ihm sein *k* und *ā̃* auch heut noch bei den Orthoepisten (Akademie, Littré, Lesaint, Sachs etc.) gerettet haben. Dem Volksmund ist das Wort fremd; der des Latein Unkundige liest mit mehr oder minder weitgehender Assimilation *kidā̃* oder *kidąm*, (so in Genf, Lyon, Paris gehört); die Lateinkundigen, die nicht zufällig wie unser Verfasser von der Grammatikerregel

Kunde haben, sprechen *kųidąm*, also ganz lateinisch. (So Herr Bleton, Lyon.) Ob *quidam, -ane* wirklich noch im Kanzlei-Gebrauch ist, wie Akademie, Littré und Sachs behaupten, vermag ich nicht zu sagen.

Für *examen* fordert Verfasser die Aussprache *examin* (*in* = *ẽ*); für *hymen: hymén* (*-ęn?*); „en poésie quelquefois *hymin.*" Verständiger urteilte bereits Domergue (1805). Nachdem Thurot II, 472 ff. bemerkt und belegt, dass Anfang des XVI. Jahrhunderts in diesen und ähnlichen Worten auf französische Weise *ã* gesprochen wurde, dass aber in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts der Gelehrteneinfluss eine Aussprache *ęn* oder *ẽ* einführte[1]), und dass im XVII. Jahrhundert Schwanken zwischen *ẽ* und *ęn* eintrat, zitiert er die zutreffende Stelle aus Domergue: „*N* se prononce-t-il nasalement ou lui donne-t-on le son qui lui est propre dans *examen, hymen?* Faire cette question, c'est demander si *examen* et *hymen* sont encore uniquement employés par les savants, ou s'ils ont passé dans la langue usuelle. Or nul doute qu'*examen* n'ait franchi le seuil des colléges, et qu'*hymen*, si souvent employé dans nos chansons, n'ait pris un air français. Mon fils, préparez-vous à l'*examèn*, que vous devez subir, dit un père qui se souvient un peu de son latin". Der Grammatiker fügt hinzu, dass eine Mutter *examain* sagen wird, und dass „nos poètes, voyant dans *hymen* tantôt un mot grec, tantôt un mot françois, prononcent tantôt *mèn* (d. i. *męn*), tantôt *main* (*mẽ*). Unsre heutigen Ausspracheautoritäten lehren: Ak. zu *examen:* „On prononce ordinairement la syllabe finale comme celle de *Chemin;* quelques-uns, au contraire, font sentir l'*n* au singulier comme dans le mot latin *Amen*," und zu *hymen:* „l'*n* finale se fait sentir," ein Ausspruch, der sich durch Klarheit nicht auszeichnet. Gemeint ist *imęn.* Littré: *è-gza-min.* Quelques-uns prononcent *è-gza-mèn';* mais cette prononciation est affectée; autrefois c'était la bonne"; und *i-mèn'* . . ., d'autres prononcent *i-min;* les deux prononciations sont usitées; les poètes le font rimer avec des rimes en *in* ou en *ain*". Lesaint S. 72: „*Examen* se prononce *ég-za-main.* Dans le midi de la France, où l'on a conservé la prononciation latine, la plupart disent *ég-za-mène*" und S. 73: „*i-mène* (*ène* bref)." Sachs berichtet: Littré, Landais: *ĕ-gza-mẽ;* Malvin-Cazal *-mĕn*, was Littré als veraltet und preziös bezeichnet; Lesaint *-mĕn* oder *-mẽ;*" „*ĭ-męn;* poet. auch *-ẽ*". Plœtz S. 92: „Die gebräuchliche Aussprache von *examen* ist *ę-gză-mẽ;* einige sprechen aber auch ohne Nasalton: *ę-gza-męn,*"

[1]) Die von Duez S. 463 Anm. 3 zitierte Stelle bezeichnet unzweifelhaft die Aussprache *ęn*, die Thurot *l. c.* nur für möglich hält.

S. 94: „Keinen Nasallaut hat *hymen.*“ Die von mir gehörte Aussprache stimmt mit den zitierten Beobachtungen im allgemeinen überein: in Genf hörte ich *ẹgzamẽ* und *ẹgzamẹn* (gerade diese Form von ungelehrter Seite), *imẽ* und *imẹn* ohne Unterscheidung; in Lyon *egzamẽ* und *imẽ* (volkstümlich); *ẹgzamẹn* und *imẹn* (gebildete Modesprache); in Paris *ẹgzamẽ* und *imẹn* (beides volkstümlich), doch wird auf den Schulen *imẽ* gelehrt, das auch die Bühnensprache behalten hat. Es bleibt also bei dem von Domergue Gesagten.

Die erst hier gelehrte Bindung *ceps arrachés : cè-z arrachés* ist theoretisch richtig (s. o. S. 38); da nach unseren Beobachtungen in *cep p* heut überall fest ist, so spricht man in Wirklichkeit: *cêp ąrąšẹ* (Lyon, Paris) oder *sẹp-ząrąše* (Genf, Lyon).

Ein interessantes Wort ist *cuiller*, für das Verfasser, nach der Akademie, eine Aussprache mit *êr* verlangt und wofür neuerdings *cuillère* geschrieben wird. Weniger ausschliesslich als die Akademie ist Littré, der auch noch die vom Verfasser verworfene Aussprache *kṳịịe* erwähnt, als eine „prononciation tombant en désuétude.“ Sachs s. v. meint, man sprach *kœịèr* zu Menage's Zeit, erwähnt die Aussprache *kœịe* als volkstümlich und erklärt die Aussprache *kṳịịe* als schweizerisch und inkorrekt. Plœtz und Lesaint kennen nur die von der Akademie gelehrte Aussprache. Die interessante Aussprachegeschichte des Wortes findet man bei Thurot II, 198 f. Domergue (1786) ist der letzte zitierte Grammatiker, der noch zweifelt, ob man *cuiller*, *culier* oder *culié*, oder *cuilier* aussprechen solle: „Des trois prononciations aucune n'est autorisée par le bel usage.“ Der „bel usage“ ist heut festgestellt; aber die alten Formen sind im Volksgebrauch noch viel weiter verbreitet, als man glauben sollte. Das Genferische *kṳịle* fand ich (mit *ị* für *l̄*) auch in Lyon, Bordeaux und Caen; in Marseille hörte ich einmal *küle;* in Montpellier *kœịe.* Die neue Orthographie *cuillère*, die übrigens wie die akademische Aussprache historisch nicht begründet ist (Grammatikerdiftelei verlangte für das weibliche Wort auf *-er* eine weibliche Endung), wird allerdings die alten Aussprachen wohl bald völlig verdrängen.

Der Verfasser lehrt nach der Akademie *lapis*, *cassis* mit gesprochenem Schluss-*s*. Aber für *cassis*, in dem nach Sachs auch Malvin Cazal, Bescherelle, Feline lautbares *s* lehren (ebenso Lesaint S. 264), ist diese Aussprache nicht unbestritten. Littré behauptet vielmehr: *ka-si;* quelques-uns prononcent l'*s*, *ca-sis';* ce qui est moins bien. Die Genfer Aussprache dieses Wortes mit stummen Schluss-*s*, die ich übrigens auch in Paris hörte, wäre also gerechtfertigt. Dass *lapis* (und anderweitig auch *ibis*) gelegentlich im Volksmunde zu *lapi* (u. *ibi*) französiert erscheint,

hat nichts überraschendes und ist den Genfern nicht eigentümlich; ich hörte diese Aussprachen (die ich nicht weiter verfolgt habe) gerade in Paris; in Genf *lapis* nur einmal *lapi*.

Verfasser verlangt, dass in *docteur ès lettres s* von *ès* laute. Demnach würde selbst der Genfer Professor für romanische Philologie Herr E. Ritter inkorrekt sprechen, weil er *ès* ohne *s* ausspricht. Glücklicherweise sind die Pariser Sprachtyrannen weniger ausschliesslich. Die Akademie gibt keine Ausspracheangabe, nimmt also wohl *s*-lose Aussprache an; Littré lehrt ausdrücklich: *ê* devant une consonne, bachelier *é* lettres; plusieurs prononcent l'*s: ès'* lettres; und auch unser Plœtz bemerkt S. 129: „einige sprechen *ę*". Der gewöhnliche Gebrauch ist allerdings *s* in *ès* auch vor Konsonant lauten zu lassen; aber derselbe ist unsinnig. Im XVI. Jahrhundert sprach man allgemein korrekt *ès* ohne *s* vor Konsonant; erst als das Wort ausser Gebrauch kam und allmählich sich auf die bekannten Verbindungen einschränkte, hielt man es für gelehrt und brachte *s* in ihm auch vor Konsonant zum Tönen (s. Thurot II, 19).

Für die seltenen Ausdrücke *susdi* und *susmentionné* schreibt Verfasser die Aussprache mit *s* (nach ihm: *susse-dit*, *s* sonore) vor, während die Genfer sich auch gestatten, *süzdi* (mit assimiliertem *s*) und *sü-di* u. *-māsįǫne* zu sagen. Letztere Aussprache (mit *sü-*) ist, geschichtlich betrachtet, allein berechtigt und war im XVI. Jahrhundert noch ausschliesslich in Gebrauch. Thurot (II, 323) fügt dieser historischen Feststellung hinzu: „On prononce aujourd'hui l'*s* dans *susdit*, parce que le mot a vieilli". Doch ist auch heute noch die (inkorrekte) Form mit *s* keineswegs allgemein und als gut anerkannt: Littré lehrt *sü-di* . . . ou *süs'-di;* allerdings nur *süs' mentionné*. Malvin-Cazal (nach Sachs) lehrt die Aussprache *süz-di*. Meine Sammlung zeigt mir, dass in Frankreich die rationellsten Aussprachen *sü-* und *süz-* im Volksmunde zumeist gebräuchlich sind.

Wozu soll des Verfassers Bemerkung: *les mœurs*, *les meur-se*, aussi *meur?* Gibt es noch eine dritte Aussprache ausser *mœ̨rs* und *mœ̨r?* — Die gewöhnliche Aussprache ist überall *mœ̨rs;* daneben wird auf den Schulen das korrektere *mœ̨r* einzuführen gesucht, das Littré empfiehlt und das Lesaint S. 290 als im Reime gestattet erklärt. Bei Thurot II, 84, der den Gebrauch für einen heut getheilten hält, findet sich auch die Erklärung für das Lautbarwerden (resp. das Festhalten des flexiven *s*, wo es regelrecht verstummen musste): das Wort sollte von seinen Synonymen getrennt werden. Also wieder hat grammatische Diftelei den natürlichen Verlauf der Sprache gestört und die Grammatik mit einer unnützen Regel belastet.

In *avis* sucht sich in Genf, vielleicht nach dem heut allgemein verbreiteten, auch vom Verfasser S. 29 Anm. konstatierten Zuge, die stummen Endkonsonanten lautbar werden zu lassen, eine Aussprache mit *s* einzuführen. Ich habe diese Aussprache nirgends gehört. Aber schon die Grammatiker Hindret (1687), Regnier (1705) und Molard (1792 s. u.) (Thurot II, 31) betonten, in diesem Worte sei *s* nicht zu sprechen. Es liegt demnach auch hier eine schon früher und weiter (namentlich in Lyon) verbreitete Ausspracheerscheinung vor.

In *alors*, worin sich in Genf die gleiche Tendenz vorfindet, auslautendes *s* zu sprechen, ist dieser Zug sicher in weiterer Ausdehnung zu finden. Littré bemerkt: „quelques-uns font sentir l'*s : a-lors';* mais c'est une faute". Sachs zitiert Malvin-Cazal für diese Aussprache und erwähnt, dass nach Alph's *Glossaire neufchâtelois*, *s* regelmässig lautet. In Trouville hörte ich (Juli 1890) einen Oberkellner aus der Franche-Comté tagtäglich mit einem, von ihm offenbar für elegant gehaltenen *alors* (mit *s*) kokettieren. In Lyon wird es in der Guignol-Sprache verwendet (s. u.). Sonst hörte ich *ạlôr.*

Ebenso verbreitet ist gesprochenes *s* in *tandisque.* Littré bemerkt: „quelques-uns prononcent *tan-di-ske;* ce qui est moins bon que *tan-di-ke*" und Lesaint behauptet für das Wort (S. 281): „On prononce souvent l'*s* dans le discours soutenu". Gehört habe ich *tandisque* mit *s* nur von minder Gebildeten in Genf und Lyon, aber allerdings anderwärts keine Beobachtungen über das Wort angestellt.

Verfasser verlangt von seinen Landsleuten, dass sie *Jésus* ohne Schluss-*s* sprechen, wie alle Orthoepisten lehren. Aber die Genfer sind zumeist Protestanten, und schon Domergue (1805) bemerkte richtig: „les protestants prononcent toutes les lettres de ce mot, par respect, disent-ils," während für den heutigen Gebrauch Thurot ebenda (II, 23) feststellt: aujourd'hui on ne prononce plus l'*s* de *Jésus*, excepté les protestants." Allerdings sind die Protestanten nicht konsequent; auf alle Fälle beruht die Genfer Aussprache des *s* auf alter Tradition (s. die Zeugnisse bei Thurot l. c.).

Verfasser fordert ferner *Damas* mit stimmhaftem *s*, ohne zu sagen, ob er damit die „ancienne maison de France" meint, die auch nach Lesaint S. 272 ein lautbares *s* hat, oder die Stadt oder *damas* mit seinen verschiedenen Bedeutungen, für welche beiden letzteren Worte Akademie, Littré, Lesaint stummes *s* erfordern, Sachs allerdings ein hörbares, ohne seine Autorität anzugeben. Die volkstümliche Aussprache lässt *s* verstummen; *Damas* mit *s* sprachen nur die Herren Zbinden (Genf) und Bleton

(Lyon). — Zu *hélas* bemerkt Verfasser: *hélace* (*s* sonore . . . On dit aussi *héla*, mais l'*s* se lie). Der Zusatz on dit aussi *hela* etc. scheint Littré entlehnt, der s. v. behauptet: „quelques personnes font entendre l'*s : é-las'*; cette prononciation n'est pas à recommander; *las* n'étant, dans ce mot, que l'adjectif *las*, qui ne se prononce jamais *las'*." Littré vergisst, dass in *hélas* sowohl das alte Mask. *las*, als das Fem. *lasse* geborgen ist (vgl. über dieses Wort meine Auseinandersetzung in dieser *Ztschr.* XII[1], 17); die von ihm angezogenen „quelques personnes" dürften so ziemlich alle Franzosen sein. Wenigstens kannte keine der von mir befragten Personen ein *hélas* mit stummom *s* und habe ich es auch sonst nirgends gehört; auch Landais, Feline, Plœtz S. 129, verlangen lautbares *s*, ebenso Lesaint, der S. 290 nur die Fälle ausnimmt, wo *hélas* im Reime erscheint. Nur Dupont-Vernon S. 41 zitiert J. Favre für *hélâ*, fügt aber hinzu: „l'usage ne consacre pas cette façon de prononcer." Littré ist in seiner Vorschrift offenbar reiner Theoretiker; korrekt hätte er von Männern *hélas (hé las)* mit stummem, von Frauen (*hé lasse*, wie altfranzösisch) mit hörbarem *s* verlangen müssen.

Es heisst wieder den Knoten durchhauen, wenn Verfasser für *accessit*, *aconit*, *déficit*, *prétérit*, *judith*, *occiput* (et autres mots d'orig. étrang.) et souvent les deux adjectifs: *gratuit*, *subit* eine Aussprache *accessite* (*t* sonore), etc. verlangt. Eine Regel mit „souvent" hat für uns überhaupt keine Berechtigung. Für die übrigen Wörter mag theoretisch die vorgeschriebene Aussprache richtig sein; aber es sollte auch niemand gehindert sein, dieselben, wenn sie ihm als genügend volkstümliches Gemeingut erscheinen, nach wirklich französischer Weise, d. h. ohne *t* zu sprechen. Domergue (1805) und Akademie 1835—78 verlangen allerdings *t* in *aconit*, *prétérit*, und die Akademie von 1878 in den ganz lat. *accessit*, *déficit* und *occiput;* ebenso Littré zu *aconit*, *accessit*, *déficit*, *Judith*, *occiput;* aber zu *prétérit* (dazu Akademie: „on prononce un peu le *t* final") bemerkt er: „ne pas le (le *t*) prononcer est plus usuel". Lesaint verlangt gesprochenes *t* in allen diesen Worten, bemerkt aber S. 298 zu *accessit* „D'après la prononciation de Genève et de toute la Suisse française le *t* final reste toujours muet dans ce mot", was nur beweisen würde, dass das Wort dort in allgemeinen Gebrauch getreten ist. Auch nach den Angaben von Sachs ist *t* in den genannten Worten fest, mit zwei Einschränkungen: zu *accessit* konstatiert Dupuis (1836) ein familiäres *ąksęsi* und für *occiput* verlangt Landais (1852) stummes *t*. Plœtz hält *t* für stets gesprochen in *aconit*, *déficit*, *prétérit*, *Judith; accessit* und *occiput* erwähnt er nicht. Hatzfeld erklärt stummes *t* in *accessit* für veraltet, und spricht *t* auch in *aconit*.

Es ist also das *t* in den drei Worten *accessit*, *prétérit* und *occiput* selbst von Orthoepikern angefochten worden. Ohne *t* hörte ich diese Worte ausserdem: *accessit* in Genf, Bordeaux und *prétérit* in Genf, Lyon, Bordeaux und Paris. Ausserdem hörte ich mit stummem *t* noch *aconit* (Genf, Lyon, Bordeaux, Paris) und *déficit* (Genf, Lyon, Bordeaux, Tours, Paris, Caen); für Genf allein bleibt nur *occiput* (volkstümlich) ohne *t* neben gesprochenem *t* (Zbinden). *Judith* hatte überall, wo ich es hörte (Genf, Lyon, Paris) festes *t*. Bemerkenwert ist noch, dass *déficit* gerade auch im Munde der akademisch Gebildeten ohne *t* lautete. Aus alledem folgt, dass in den genannten und den mit ihnen auf gleicher Stufe stehenden Worten die Tendenz vorhanden ist, nach Analogie zu den echt französischen Worten mit auslautendem stummen *t* ihr Schluss-*t* verstummen zu lassen. Wie immer, tritt nur auch hier Gelehrtthuerei und Grammatikerregel der volkstümlichen Bewegung hindernd entgegen.

Zu *gratuit* gibt Thurot II, 102 folgendes: „Le *t* final se fait sentir“ Dupuis (1836); „plusieurs grammairiens prétendent que l'on doit dire *gratui* au masculin, mais presque tout le monde dit *gratuit*“ Feline (1851); „l'usage est au moins partagé“, Thurot (1883). Littré (1878) lehrt: „*gra-tui*, fem. *gra-tui-t'*“; ebenso Lesaint S. 310 und Sachs. Doch habe ich daneben in Genf und Lyon auslautendes *t* sprechen hören; die Aussprache der höher Gebildeten liess auch da *t* verstummen. — Zu *subit* bringt Thurot l. c. folgende Notiz: „Le *t* se prononce“, Domergue (1805), Ac. 1835—1878, (art. *T*). „Il me semble qu'on ne le prononce pas aujourd'hui.“ Diese Meinung vertritt auch Littré. Lesaint S. 302 f. schreibt: „Un grand nombre (Nodier, Nap. Landais, Larousse, Larcher, Gattel) prononcent *çubi*. — L'Acad. (à la lettre *T*) et Sardou font sonner le *t* : *çubitt*. Cette dernière prononciation, outre qu'elle ne permet plus l'équivoque avec le paronyme *subi* (participe de *subir*), est plus expressive que l'autre.“ Sachs wiederholt verkürzt die vorstehenden Angaben und fügt hinzu, dass auch Duvivier und Feline *sü-bit* für m. und f. verlangen. Die Herren Zbinden (in Genf) und Bleton (Lyon) halten *sübi* für die normale Form. Herr Jacob (Paris) kennt nur *sübi*. Auch meine sonstigen Gewährsmänner in Genf, Bordeaux und Tours entschieden sich für *sübi*; Tours (wie Genf und Lyon) kannten aber auch die Nebenform mit gesprochenem *t*. In Aix, Montpellier, Caen und Amiens war *t* lautbar. Die Verstummung ist in diesem Worte also weniger vorgeschritten als in *gratuit*.

Eigentümlich ist das Verhalten in *fait*. Sein *t*, das im XVII. Jahrhundert selbst vor Pause regelrecht verstummen sollte,

scheint in dieser Stellung nie ganz untergegangen zu sein, vielmehr von da aus neu an Boden gewonnen zu haben. Schon Regnier (1705) bemerkt zu dem Worte (Thurot II, 87): „le mesme usage qui permet . . . de faire sentir le *t* (in der Wendung: *c'est un fait supposé*) . . . permet qu'on l'y supprime". Féraud (1761, bei Thurot ebd.) behauptete „le *t* s'y prononce toujours" und Thurot fügt hinzu: „Cette prononciation, qui n'est pas mentionnée par d'autres auteurs, n'est pas tombée en désuétude." Lesaint S. 301 schreibt: On prononce généralement *fè*. — Nodier dit: Prononcer *fè* ou *fètt*. — Aubertin fait cette observation: le *t* est muet, excepté à la fin d'une phrase, et dans *dire à quelqu'un son fait.*" Die Akademie schweigt (spricht also wohl *fẹ̄*); Littré lehrt *fè*; Sachs lehrt *fẹ̄* und zitiert Malvin-Cazal und Bescherelle für *fẹ̄t*, auch Dupuis ist nach ihm für *fẹ̄t* und hält *fẹ̄* für familiär. Plœtz S. 161 bemerkt: „Für das Substantiv *fait* „Thatsache" ist die Aussprache mit stummem *t* noch vorherrschend, ausgenommen, wenn das Wort am Ende oder vor einer Pause steht. Man spricht allgemein *c'est un fait* (fĕt), *venez au fait* (fĕt), *monsieur*, kommen Sie zur Sache; *au fait* (fĕt), *vous avez raison; donner à quelqu'un son fait* (fẹt) jemand abführen, ihm sein Theil geben." Dazu eine Stelle aus M[lle] de la Seiglière, in der Fräulein Nathalie und Frau Provost-Ponsin im Theâtre Français *au fait* je zweimal mit lautbarem *t* sprachen. Herr Zbinden (Genf) bemerkt dazu, dass man *c'est un fait, venir au fait, donner à qn son fait* auch mit stummem *t* spreche; Herr Bleton (Lyon) spricht *c'est un fait*, *venir au fait, donner à qn son f.* ohne *t*; *au fait* allein mit und ohne *t*; alleinstehendes *un fait* hörte ich, wie auch Verfasser verlangt, in Genf, Lyon, Paris ohne *t*; in Genf daneben allerdings auch mit *t*. In einem in Paris gehörten Vortrage ist mir *fait* mit festem *t* selbst im Satzglied vor Konsonant begegnet (wenn ich nicht irre, im Munde des französischen Unterrichtsministers Bourgeois); G. Paris schloss in einer Vorlesung den Satz mit *ce fait* (sẹ fĕt). — Dass in *fait acquis* u. dgl., wie Verfasser verlangt, überall gebunden wird, versteht sich von selbst.

In seinen folgenden Beispielen beschäftigt sich Verfasser mit den auf *ct* ausgehenden gelehrten Subst. u. Adj. *respect, aspect, suspect* (nach ihm *respè, aspè; suspé), instinct* u. *succinct* (nach ihm *instin* u. *succin)* nebst Ableitungen. Auch ihre Aussprache ist schwankend und schon seit Jahrhunderten eine umstrittene. Die Bemerkungen der älteren Grammatiker lese man bei Thurot II, 104—106. Heben wir zuvörderst die Worte *aspect, respect* und *suspect* heraus! Zu *aspect* bemerkt Thurot *l. c.* „L'usage semble partagé aujourd'hui entre *è, ec* et *ect*; zu *respect*

(S. 105) „L'usage est aujourdhui partagé comme pour *aspect*, und dasselbe zu *suspect* (ebd.). Die Akademie schweigt vorsichtig zu allen drei Worten. Littré sagt zu *aspect: a-spè.* La prononciation de ce mot est douteuse; plusieurs disent *a-spèk;* d'autres disent *a-spèkt'.* La liaison la plus ordinaire est de faire sentir le *c:* un *a-spè-k* odieux; zu *respect: re-spè.* La prononciation varie . . . *(re-spè)* est la meilleure prononciation; cependant plusieurs prononcent *rè-spèk*; en tout cas le *c* ne sonne jamais; au pluralis des *rè-spè; respects* rime avec *traits*, *succès* etc."; und zu *suspect: su-spè;* la prononciation est mal établie au masculin . . . *(su-spè)* est la meilleure prononciation mais d'autres font entendre le *c* et le *t*, d'autres le *c* seulement etc. Lesaint S. 301 ff. behauptet hingegen: „*Aspèk* est la prononciation ordinaire. — Néanmoins, plusieurs (Nodier, Bénard, Larousse) disent *aspè.* Morin de Clagny lui-même prononce *à l'aspè du trépas;* S. 302: *Rèspèk* et *rèspè:* ainsi parle Nodier, qui a raison. — Bénard, Larousse, sont pour *rèspè.* — Aubertin, Sardou, Nap. Landais, Gattel, disent *respèk*, qui est la prononciation du plus grand nombre. — Selon les uns (Nodier, Sardou, Gattel), le *t* est muet au masculin: *çuss-pèk.* — D'autres (Bénard, Larousse, Aubertin) font sonner le *t: çuss-pèktt*, u. S. 388: Ordinairement on lie le *c* (que l'on prononce comme *k*) des quatre mots terminés par *pect (aspect, circonspect, respect, suspect).*" Dazu Beispiele. Sachs gibt die Zusammenstellungen: zu *aspect:* Littré, Feline. Mo. (?): *-ą-spę-*, *- k*, Landais, Steffenhagen, Lesaint, Poitevin, Malvin-Cazal *ă-spęk.*; andere selten *ă-spękt;* zu *respect: rĕ-spę* oder *-spĕk*; Talma sprach: *- spękt*; zu *suspect:* Chifflet, Feraud, Feline, Littré *sü-spę*, in der Bindung *- spĕk* . . . ; Dupuis, Malvin-Cazal, Levizac *-spĕk;* Landais, Poitevin, Domergue, Duvivier: immer *-spĕkt.*" Ploetz S. 162 f. beobachtet folgendes: „Man spricht das *c*, nicht das *t* in . . . *suspect* etc."; „man spricht weder das *c*, noch das *t* (also *ct* bleibt stumm) in: *l'aspect (ă-spę)* der Anblick, *le respect* die Achtung. Allerdings sprechen einige noch in *aspect* und *respect* . . . das c wie *k*, also *ă-spĕk*, *rę-spęk*, allein diese Aussprache veraltet mehr und mehr. Die überweigend gebräuchliche Aussprache ist *ăs-pę* und *rę-spę.* Im Theâtre Français hört man jetzt keine andere." Folgen Belege für die letztere Aussprache durch Herrn Got *(École de Femmes* III, 2), Frl. Reichemberg (Scribe und Legouvé, *Bataille de Dames* I, 11, und Frau Guyon) Racine, *Athalie* I, 2 und für *süspęk* ebd. II, 6). Herr Zbinden (Genf) erklärte sich mit den Plœtz'schen Angaben einverstanden, doch kannte er auch die Aussprache *ąspękt* und *respęct*, *ąspęk* und *ręspęk* (letztere beiden auch sonst in Genf gehört), endlich auch *süspę*, neben *süspęk* (Aussprache des Frl. Bedos in Genf). Herr

Bleton (Lyon) notierte zu Plœtz auch die Aussprache *süspękt*, während sich Herr Jacob wieder für *süspę* entschied. Im übrigen hörte ich *ąspę* und *süspę* nur noch in Tours, *ręspę* in Tours und *(-e)* Amiens; *ąspęk* in Lyon, Paris, Montpellier, Bordeaux, Tours, Caen; *ręspęk* Lyon!, Paris, Montpellier, Bordeaux, Caen; *süspęk* Lyon, Aix, Montpellier, Bordeaux, Paris, Caen, endlich *ąspękt* Marseille, Caen (mit sehr schwachem *t*), Amiens; *ręspękt* Marseille, Tours; *süspękt* Paris und Amiens. Im allgemeinen scheint demnach im Munde der höher Gebildeten überall die Aussprache mit stummem *ct* zu überwiegen, während die Aussprache mit *-ęk* in den mittleren Volksklassen die verbreitetste ist, *-kt* nur selten und immer mit einem gewissen Zögern gesprochen wird. — Die vom Verfasser geforderten Bindungen *respè-kumain, suspé-ka tous, mes respé-za madame* dürften im allgemeinen nicht strittig sein, wenn sie auch keine unangefochtene Giltigkeit besitzen; ich hörte auch *me ręspęk* ą mądąm (Genf und Lyon), *ręspękt ümẽ, süspękt ą tus*, me *respękt* ą mądąm (Genf und Paris); gegen *mes respects à madame* mit gebundenem *s* hatte Herr Dufraisse einzuwenden, dass gebundenes *s* in solchen Fällen in Gesellschaft immer etwas Lächerliches habe. Vergl. in betreff der Bindungen auch die angeführten Orthoepisten.

Wie die eben besprochenen, so haben es auch die Worte *instinct* und *succinct* zu keiner festen Aussprache gebracht. Ueber die frühere Zeit s. Thurot II, 106. Die Akademie gibt keine Ausprachebezeichnung. Littré sagt zu *instinct*: „*in-stin*, le *c* seul se lie: un *in-stin-k* impérieux“, zu *succinct: su-ksin* (f. *su-ksint'*) quelques-uns disent, à tort, *su-ksinkt* au masculin en faisant sentir le *t*. Lesaint S. 303 zu *succinct:* „Nodier et Gattel donnent la prononciation *çuk-çaink*, que nous croyons entièrement inusitée. Au féminin, *succincte*, il faudrait dire, en faisant entendre le *t: çuk-çainktt.* — Bénard et Aubertin disent *çuk-çain*, et cette prononciation a peut-être pour elle l'usage du plus grand nombre. Au féminin, *çuk-çaintt.* — Nap. Landais, Larousse, Larcher, font sonner le *c* et le *t; çuk-çainktt*, au masculin comme au féminin. — Dans *succinctement* les uns prononcent le *c*, les autres, le rendent muet: *çuk-çainktt-man, çuk-çaintt-man;* und S. 390: ceux qui font entendre le *c* et le *t* des mots *distinct, indistinct, succinct*, quand ces mots sont pris isolément, les font entendre également devant d'autres mots. Ceux qui rendent le *t* muet en prononçant le *c*, lient cette dernière consonne comme *k*, et cette dernière liaison se fait également quand, les mots étant pris seuls, on ne prononce ni le *c* ni le *t*. — Quant à *instinct* (qu'on prononce toujours *ainstain)*, quelques-uns lient le *t* . . .“ Sachs notiert als Aussprache *ẽ-stẽ* und führt zu *succinct* ausser

Littré Poitevin mit m. *sü-ksē* oder *-ksēkt*, f. *-ksēkt;* Malvin-Cazal Landais und Feline mit m. u. f. *-ksēkt* an. Plœtz S. 162 lässt in beiden Worten *c* und *t* verstummen, in *succinctement* aber *c* und *t* lauten. — Damit sind die Herren Jacob (Paris) und Bleton (Lyon) einverstanden, nur lässt letzterer, ebenso wie andere Lyoner, in *succinctement* *c* verstummen. Herr Zbinden (Genf) kennt auch *ēstēk* und selbst *ēstēkt.* Von unseren sonstigen Gewährsmännern lasen *ēstē:* Genf, Lyon, Paris, Montpellier, Tours, Caen; *ēstēk*: Genf, Lyon, Bordeaux, Tours und Paris *(k* sehr schwach); *ēstēkt* Marseille; *süksē* Genf, Lyon, Montpellier, Tours, Paris, Caen; *süksēk* Lyon, Bordeaux; *süksēkt* Marseille, Paris (*kt* sehr schwach), Amiens. Die Aussprache mit stummen *kt* erscheint auch in diesen beiden Worten als die der höheren Stände, die mit *kt* als dem Untergange entgegensehend; *succinct*, das mit *k* nur selten auftritt, weicht von der Behandlungsweise der übrigen Worte ab. Die vom Verfasser geforderte Pluralbindung *instin-zaveugles*, die den Vorschriften Littré's entspricht, ist weit entfernt, immer beachtet zu werden. Ich hörte daneben: *ēstēkzavœgl* (Genf), *ēstēkavœgl* (Lyon) und *ēstē avœgl* (Lyon und Paris). Bei der Seltenheit derartiger Verbindungen und der Relativität aller Bindungsgesetze wäre es sonderbar, wenn ein anderes Verhalten der Sprache vorläge.

Was mit der Bemerkung *oui* (et non *vou-i*) gemeint ist, ist mir nicht klar. Eine Aussprache, die der verurteilten ähnlich war, habe ich aus dem Munde keines Geringeren als Herrn Got gehört; nur war sein *voui* einsilbig. Auch sonst hört man, je nach dem Affekt *oui*'s von der verschiedensten Art in Frankreich.

Waterloo soll *Ou-aterloo* ausgesprochen werden, also mit *ụ*, das gewöhnlich englischen Worten reserviert wird. Nach Sachs sprachen Dupuis, Malvin-Cazal deutsches *w* (d. i. *v*); Lesaint S. 314 erklärt: *vatèrló* — plusieurs, en petit nombre, disent *oua-tèrló.* Landais verlangte die vom Verfasser gewünschte Aussprache. Beiläufig bemerkt, macht die schon von Plœtz S. 163 besprochene Einführung eines englischen, mehr oder minder echten *w (ụ)* in Fremdworten derartige Fortschritte, dass auch nicht wenig deutsche Eigennamen sich in Frankreich eine Anglisierung (mit *ụ*) gefallen lassen müssen. — Wer ungezwungen redet, fällt für *tramway* unwillkürlich auf die Aussprache *tra̦mve* oder *tra̦mvę* (gehört in Genf, Lyon und anderwärts); aber es gehört zum guten Ton, seine fremdsprachlichen Kenntnisse zu verraten, ohne doch das fremde Wort ganz wie in der eignen Sprache auszusprechen. Somit bietet sich für elegant redende oder reden wollende die vom Verfasser gewünschte Aussprache *tram-ouai* (*tra̦mụe* oder = *ụę*) dar, die man allenthalben hört.

In *comment cela va-t-il* wird in Genf familiär auch ... *ça va-t-i* mit verstummtem *l* gesprochen, was Verfasser vermieden wissen will. Er wusste gewiss nicht, dass er hier einer Jahrhunderte alten Sprachtendenz entgegentritt, die längst den Sieg davon getragen hätte, wenn sie nicht durch den Einfluss der Grammatiker auf die Umgangs- und niedere Volkssprache eingeschränkt worden wäre. *Il* musste schon in altfranzösischer Zeit, nachdem *l* vor Konsonant im Anfang des XII. Jahrhunderts nach *i* (in der Mehrzahl der Mundarten) zu verstummen begonnen hatte, sein *l* vor anlautendem Konsonanten, also auch namentlich vor den häufig folgenden Personalpronomina verlieren. Dieser Gebrauch hat sich durch alle Zeit bis auf die Gegenwart erhalten, nur ist er eben auf die Sprache der Unterhaltung zurückgedrängt worden. Im XVI. Jahrhundert behauptete stummes *l* vor Konsonant: Saint-Liens (1580). „Aulici ... illud ipsum *l* omittunt"; H. Estienne findet umgekehrt in der Verstummung von *l* bei *il* vor Konsonant eine „ab imperito profecta vulgo pronuntiatio plane ... explodenda; Tabourot aus Dijon (1587), van der Aa (1622), der Pariser Oudin (1633) bestätigen die Verstummung von *l* (in *il* vor Konsonant) ohne Einschränkung; bei Duez (1639) und Chifflet (aus Besançon, 1659) finden wir zum ersten Mal Zeugnisse dafür, dass die Verstummung von *l* auch *il* im Satzgliedschluss, speziell in der Frageform, ergriffen hat: „le pronom *il* ne sonne point l'*l* devant les consonnes, comme *il dit*, prononcez *i dit*, ny aux interrogations, quoy qui suive: comme *que dit il?* lisez *que dit i? parlet'il à vous?* lisez *parle ti à vous?*" Milleran aus Saumur (1692) meint sogar: plusieurs savans, et principalement ceux des provinces fort éloignées de celles où la pureté de la prononciation est en vogue, prononcent toujours *l* partout au singulier." Die Chifflet'sche Angabe, wonach *l* von *il* auch in der Frageform verstummt ist, finden wir unter den Thurot'schen Zitaten (II, 141 f.) noch bei dem Pariser Dangeau (1694: „*voit i* aujourd'hui"), bei de Soule (1698), Delatouche (1696) und Billecoq (1711) wiederholt; mit de Wailly's Angabe (1763) wonach *il* „in der Unterhaltung" vor Konsonant sein *l* verstummen lässt, es aber zur Vermeidung von Zweideutigkeiten auch da behalten soll, schliessen die Thurot'schen Zeugnisse. Die alte Sprachgewohnheit, in der Frageform *l* verstummen zu lassen, ist aber in der Umgangssprache haften geblieben; das dort befindliche *i* (für *il*) hat selbst das von Joret, *Romania* VI, 133 und von G. Paris *ebenda* VI, 438 besprochenen Fragezeichen *ti* (aus *t'il*) erzeugt, das nach des letzteren Angabe sowohl im Volksgebrauch des Französischen als in den Mundarten fortbesteht. Setzen wir in *comment ça va t'il: ti* für *t'il* ein, so haben wir

ganz die *a. a. O.* richtig erklärte Spracherscheinung, für deren Existenz in Genf der Verfasser ein wertvolles Zeugnis ablegt.

Auch in den nun folgenden, vom Verfasser vorgeschriebenen oder verworfenen Bindungen habe ich nichts finden können, was nicht ebensogut wie in Genf auch in Frankreich verfehlt oder getroffen würde. Auch sind manche Aufstellungen wieder anfechtbar. *Un long | espoir* ohne Bindung (so Genf, Lyon, Paris) dürfte gewöhnlicher sein als das gezierte *lon-kespoir* des Verfassers; *gentil-enfant* liest alle Welt *žãtịįãfã* (in Genf *žãtil̃ãfã*); das gewiss schlechte *genti-enfant*, das Verfasser an erste Stelle setzt, habe ich nirgends vernommen. — In gebundenem *premier age* und in *acheter à crédit*, bei welchem letzteren in der Unterhaltung die Bindung überall unterbleibt, gehen in guter Aussprache *įe* und *e* von *premier* und *acheter* in offenes *įę* und *ę* über; also nicht: *premié-rage* wie Verfasser schreibt, sondern *pręmįęraž* u. dgl. — Was soll heissen: Un coché *h*abile (für *cocher habile* vorgeschrieben). Soll *h* hier aspiriert werden? — Was soll die irreleitende Notiz: *dix heures et demie:* Dix heu-*r*et demie (ou *z*et demie). Die Normalaussprache ist in Genf wie überall mit ungebundenem *s*. — Wenn ein Genfer Verkäufer (oder auch Käufer) *sept francs* u. dgl. der Deutlichkeit wegen mit lautbarem *t* spricht, so thut er, was in ganz Frankreich (Paris eingeschlossen) gang und gäbe und unvermeidlich ist. Namentlich vor *s*-Laut (um z. B. *sept sous* von *seize sous* zu unterscheiden) ist Aussprache von *t* oft nicht zu umgehen. — In *dors, ô mes amours*, liegt nach *dors* eine Pause vor, ist Bindung bei korrektem, nicht zu eiligem Vortrage, also ausgeschlossen.

Mon ami spricht man in Genf normal *mǫnąmi, un homme: œ̨nǫm* (oder *mõnąmi, œ̃nǫm* mit kaum hörbarer Nasalisation der *ǫ* und *œ̨*). Herr Zbinden versichert, dass die alten Leute in Genf *ünǫm* sagen; dazu stimmt eine Mitteilung des Herrn Got (vom Théâtre Français), dass er diese Aussprache von Schauspielern aus dem Anfang des Jahrhunderts gehört habe. Er selbst spricht *œ̨nǫm*, indess ist die alte Aussprache *ünǫm* (die unser Verfasser verwirft, der also nicht zu den alten zählt) insofern wieder jung, als sie, wie schon Plœtz S. 191 beobachtet hat, in Paris neuerdings wieder zahlreiche Anhänger namentlich unter den Professoren hat: auch Herr G. Paris befolgt dieselbe im Vortrag und in der Unterhaltung. Man kann sie also wohl nicht mit unserem Verfasser ohne weiteres verwerfen.

Sehr gewagt ist es, heut für *donc* an irgend welcher Stelle die Aussprache oder Nicht-Aussprache seines auslautenden *c* vorzuschreiben. Die von Littré und Plœtz S. 143 gegebenen Regeln, wonach *c* in *donc* inmitten des Satzes vor Konsonant stumm ist,

vor Vokal als *k* gebunden wird, am Satzanfang (= also, folglich) lautet, am Satzschluss (= doch) gewöhnlich nicht lautet, Regeln, die bis auf die letzte, oft nicht beachtete, den Gesetzen der alt- und mittelfranzösischen Satzphonetik entsprechen, werden sehr oft nicht befolgt, weil die Analogie *c* auch an unberechtigter Stelle lautbar werden lässt. Unser Verfasser verlangt, den angeführten Regeln entsprechend: *Il voudrait donc nous obliger* mit stummem *c*; aber die drei Personen, denen ich die Stelle (in Genf, Lyon, Paris) zu lesen gab, sprachen alle drei das *c* aus. Auch die von Plœtz l. c. angeführten Beispiele besitzen, wenn sie auch den Nichtfranzosen als Normen gelten können, keine allgemeine Anerkennung. Nach Ansicht der Herren Zbinden (Genf) und Bleton (Lyon) ist es auch möglich zu sagen: *Allons donc (= dõk) nous promener*, *tu vois donc (= dõk) bien* . . etc.

Zum Schluss empfiehlt Verfasser seinen Mitbürgern: „Dans *immortel*, *immuable*, *inné*, *Cinna*, *illusion*, *colloque*, *flageller*, *intelligent*, *torrent*, *irréflêchi*, *je courrai* et autres mots semblables, faire entendre distinctement les deux consonnes.“ Er berührt damit ein wundes Kapitel der französischen Aussprachelehre, auf das hier nicht eingegangen werden soll. Ältere Grammatikerzeugnisse findet man bei Thurot II, 370 ff.; das Facit aus den Untersuchungen, richtiger Behauptungen der neueren Orthoepisten habe ich in meiner *Grammatik* II, S. 93 ff. gezogen. Neuere Beobachtungen zeigten mir, dass gewisse Seiten der Frage bisher völlig übersehen worden sind und dass dieselbe nur in eingehendem Studium und mit Zuhilfenahme phonographischer Instrumente entgiltig zu lösen ist. Hier mag die Bemerkung genügen, dass die Genfer sich in Behandlung der geschriebenen Doppelkonsonanten in Lehnworten nicht von den Franzosen Frankreichs unterscheiden und dass es am besten ist, wenn von Seiten der Orthoepisten bis auf weiteres darauf verzichtet wird, überhaupt Regeln über die Aussprache der wenigen gelehrten Worte aufzustellen, in denen das Vorhandensein von Gemination mit mehr oder minderem Recht behauptet wird.

Die bisher behandelten Spracherscheinungen fanden wir mehr oder minder über das gesamte französische Sprachgebiet verbreitet. Es bleiben noch einige wenige, die einem enger umgrenzten Gebiet, und zwar dem Süden, Osten oder nur dem Südosten angehören. Wenn wir dabei finden, dass in ihnen insbesondere eine unverkennbare Sprachverwandtschaft zwischen Genf und Lyon besteht, so kann das bei den historischen Beziehungen beider Städte und der Verwandtschaft der ursprünglich in ihnen gesprochenen Dialekte nicht überraschen.

Als dialektische Erscheinung lässt sich vielleicht die Aussprache der Worte *hacher*, *hachis*, *hachure* mit tiefem *a* (gegen helles in Paris) betrachten, der ich, allerdings ohne ihr besonders nachzugehen, nur noch in Lyon begegnete. — Sicher dialektisch ist die Genfer Aussprache von *faisais* etc., *faisant* und Ableitungen mit offenem ẹ, die unser Verfasser tadelt. Schon im XVI. Jahrhundert tadelte umgekehrt Beza (1584) die Pariser wegen ihres tonlosen *e* in diesen Wortformen. Etwa 100 Jahre später (1672) stellte Menage fest, dass die Pariser Aussprache mit ẹ gesiegt habe. Doch ist darum die alte Aussprache mit ẹ noch nicht erloschen; ich fand sie ausser in Genf noch in Lyon, Marseille und in Amiens in volkstümlichem Gebrauch. — Auch in *ayons*, *ayant*, in dem Jahrhunderte lang *a* mit ẹ in der ersten Silbe um den Vorrang kämpfte (s. Thurot I, 298 f.), scheint *a* heut auf dialektischen Gebrauch eingeschränkt zu sein. Der Provenzale Domergue kannte *a* noch 1805 als alte Aussprache; ich fand es in Genf weniger verbreitet als in Lyon; Et. Molards[1]) Protest gegen dasselbe ist wirkungslos geblieben. Aber vielleicht ist die Aussprache mit *a* noch gegenwärtig über ganz Frankreich verbreitet, und zwingt mich nur die Unvollständigkeit meines Materials einen dialektischen Gebrauch einzuräumen. — Bekannt ist die ostfranzösische Gewohnheit, geschlossenes *œ* für offenes zu setzen.[2]) *Aveugle*, *jeune*, *neuve*, *fleuve*, *preuve*, *épreuve*, *ils peuvent*, *qu'il pleuve* etc., mit geschlossenem *œ*, das der Verfasser „sans appuyer, à peu près comme dans *neuf*," d. h. als offenes gesprochen wissen will, fand ich auch in Lyon; aber teilweise auch in Paris (Herr Jacob sprach *aveugle*, *beugle;* Herr Dufraisse *jeune* und *meugle* mit geschlossenem *œ* aus; in anderen Worten hörte ich in Paris ein halboffenes *œ*). Herr Quatrevaux bezeichnet geschlossenes *œ* für offenes in *jeune*, *neuve* als Lyoner Gewohnheit. — Südfranzösisch ist offenes *o* für geschlossenes in *sauf* (so ausnahmslos gehört in Genf), *côté*, *étau* (selten) und mehr bei auslautendem *o*[2]) in Worten wie *pot*, *mot*, *sot; trop*, *galop*, *sirop; escroc*, *accroc*, *croc*, mit ọ gehört in Genf, in Lyon und in Aix (*ạkrọ*, *ẹskrọ*, beide Worte so auch in Caen). Überall wird ọ durch Schuleinfluss immer mehr durch *o* verdrängt. Für die auf *c* endenden Worte fand sich daneben eine Aussprache auf *ọ-k (ẹskrọk*, *ạkrọk*, *krọk)* in Genf, Lyon *(krọk*, eine Aussprache, die auch die Akademie noch toleriert), Montpellier *(ạkrọk*, *ẹskrọk)* und Bordeaux. Die umgekehrte Erscheinung, geschlossenes *o* für offenes,

---

[1]) Dictionnaire du mauvais langage ou Recueil des expressions et des phrases vicieuses, usitées en France, et notamment à Lyon, Lyon 1797.

[2]) S. u. a. Rousselot, *Revue des patois galloromans* I, 12.

liess sich ausser für Genf noch für Lyon feststellen in *notre*, *votre* (vor Hauptwort); wohl zufällig nur für Genf in *compote* (und Ableitung *compotier*). In beiden Worten ist in alter Zeit ein *s* vor *t* verstummt, und dafür Ersatzdehnung und geschlossene Aussprache eingetreten, die bei angelehntem *notre*, *votre* schon im XVI. Jahrhundert (s. Thurot II, 598) aufgegeben war und sich auch bei *compote* verlor. „Si la trace de l'étymologie ne s'était pas perdue, on écrirait *compôte*." Littré s. v. — Die Herren Quatrevaux und Clédat merken als Lyoner Eigentümlichkeit an: *o* fermé pour *o* ouvert; le *vôte* pour *le vote (vọt)*, un *abôné (abonné)* u. dgl. *Notre* und *votre* finde ich häufig in dem eingegangenen Lyoner *Journal de Gnafron*, z. B. Jahrgang (1865) Nr. 4: *vôtre café*, Nr. 6: *vôtre carpitaine* (sic); *nôtre* vor Subst. in Nr. 5 u. ö. Die Sprache dieser Zeitung ist die der niederen Bevölkerung und der Aussenviertel Lyons.

Die enge Verwandtschaft zwischen dem Lyonerischen und Genferischen war in allen Teilen unserer Ausführungen augenfällig. Zu noch grösserer Verdeutlichung dieses Thatbestandes stellen wir, wiederum der Reihenfolge unseres Verfassers folgend, alle Fälle zusammen, wo unsere Repräsentantin des Genfer Allgemeingebrauchs, Fräulein Julia Bedos, und die Lyonerin, Frau Dheur, bei Lekture des von mir behandelten Büchleins in nicht allgemeiner Aussprachebehandlung zusammentrafen, und fügen zur weiteren Erläuterung ein paar Notizen aus Molards *Dictionnaire du mauvais langage* (s. o. M.[2]), aus desselben Verfassers: *Lyonnoisismes ou Receuil d'expressions et de phrases vicieuses usitées à Lyon* etc. (Lyon 1792; M[1].), aus den in Lyoner Volksmundart geschriebenen Werken: *Journal de Gnafron* (No. 1—6) (Gn.); *Journal de Guignol*, 1re année, No. 1—5, April u. Mai 1865, (G.); *Les Canettes de Jirome Roquet dit Tampin, ouvrié taffetaquié* etc. par L. E. Blanc, (Lyon 1865 = R.); *Coste Labaume, Guignol député, Pochade en trois actes* (Lyon 1883? = L.); endlich aus den mir von den Herren Quatrevaux, Clédat übergebenen Beobachtungen (Q.) hinzu. — Genf (Fräulein Bedos) und Lyon (Frau Dheur) sprachen gleichmässig:

Couenne, *nenni*, *hennir* mit *ẹ*.

S'enivrer, *s'enorgueillir* mit *ẹn*; *ennoblir* mit *ạn*, ohne Nasalvokal. S. u. M[1].

Indemnité, *indemniser* mit *ẹm*.

Agréable etc., *salle*, *table*, *masque* mit tiefem *a*.

Hacher, *hachis*, *hachure* mit tiefem *a*.

J'ai, *je plantai* etc. mit offenem *e*.

Je sais mit offenem *e*.

Les, *des*, *ses* mit geschlossenem *e*.

Ayons, *ayant* mit *a* in erster Silbe. — S. u. M^1.
Agenda, *appendice*, *sempiternel* mit *ã*.
Ingrédient mit *i̯ẽ*.
Aveugle, *jeune*, *neuve*, *fleuve*, *preuve*, *épreuve*, *ils peuvent* mit geschlossenem *œ*. — *Eu* fermé pour *eu* ouvert (Q.).
Peut-être mit geschlossenem *œ* in erster Silbe.
Notre, *votre* mit geschlossenem *o*. S. o. S. 67 u. Gn.
Hippodrome, *amazone*, *tome* mit kurzem offenen *o*.
Fossoyeur, *grossier*, *grossir* etc. mit offenem *o*.
Pot, *mot*, *sot*, *abricot*, *trop* mit offenem *o*. — „*O* fermé pour *o* ouvert ou vice-versa" (Q.).
Croc = *krọk*.
Argos, *Paros*, *Burgos*, mit geschlossenem *o* und stummem *s*.
Inextinguible mit *i* (*ụi*).
Equestre, *loquace* mit *k*.
Lumbago mit *œ̃*.
Jungle, *junte* mit *œ̃*.
Claude, *Claudine*, *reine-Claude* mit *gl*. — S. u. M^1.
Bourg = *bụrk*.
Enghien = *Ãži̯ẽ*.
Inexpugnable mit *ñ* für *gn*; ebenso *signet*.
Machiavel, *archiépiscopal* etc. mit *š*.
Vaciller mit erweichtem *l*.
Dompter, *cheptel*, *cep* mit lautbarem *p*.
Subsister mit *ps* (resp. *bps*).
Bruxelles, *Auxerre* mit *ks*. — M^2 verlangt *s*.
Marc (*de raisin*), *porc*, *cric* mit lautbarem *c*; ebenso *jouer aux échecs*. S. u. M^2.
Madrid mit gesprochenem *d*.
Cerf (*rapide*, *dix corps*) mit lautbarem *f*.
Legs = *lẹg*.
Gril, *mil*, *grésil*, *fenil*, *sourcil* mit dentalem *l*.
Ceps arrachés mit *p-z* oder *bz*.
Tandis que mit gesprochenem *s*. — M^1 verlangt stummes *s*.
Aconit, *déficit* ohne *t*; *gratuit* mit, *subit* ohne *t*.
Respect, *aspect*, *suspect* mit *-spẹk*.
Instinct = *ẽstẽk*.
Mes respects à madame: . . . *rẹspẹk ạ* . . .
Acheter à crédit ohne Bindung.
Août = *ut*.

Zwei Schwestern können sich nicht besser verstehen. Und nun beachte man noch folgende mit denen unseres Verfassers zusammentreffende Aussprachevorschriften Molard's und Quatrevaux':

Claude mit *k* und nicht mit *g*. M[1] und G.
Enorgueillir nicht mit *ẹn*, sondern *ã* (M[1]).
Rayon mit *ẹ*, nicht mit *a* (M[1]); vgl. G. zu *ayons* etc. *Ayant* mit *ẹ*, nicht *a* (M[2]).
Dehors mit *ẹ*, und nicht mit geschlossenem *e* (M[1]).
A ist lang ohne Accent in *sable*, *fable*, *diable* etc. (M[2]).
Aiguiser, mit *ụi* zu sprechen (M[2]).
Avis, *s* stumm zu lassen (M[2]).
Cinquième nicht mit *t* (nicht *cintième)* M[2]. — *Cinquième* se prononce (à Lyon) *cintième* comme à Paris (Q.) — *Cintième* G.
Marc de café, *c* stumm! (M[2]).
A très souvent trop plein, trop clair ou trop long. Q.
„En présence des groupes *x*, *st*, *sp*, *sf*, *sm*, *chm* . . . le populaire lyonnais (et même la haute société) prononce *ex-e-près (exprès)*, *se-pécial*, *se-tyle*, *se-phère*, *Mr Che-mitte* (Schmidt).“ Clédat.

Und ausserdem:
Aujord'hui. L. Gn.
Avè vor Kons. für *avec*. R.
Russi f. *réussir*. R.; *russiras* f. *réussiras*. G.
Ça vous irait t'y. Gn.
Alorse f. *alors*. Gn.
Ceusse f. *ceux*. Gn.

Was bleibt nun von den vom Verfasser aufgezählten Ausspracheerscheinungen als wirklich genferisch übrig? Sehr wenig. Wenn wir wieder der Anordnung des Verfassers folgen, zunächst die dialektische Aussprache von *père*, *mère*, *frère* mit gewahrtem (altfranzösischem) geschlossenen *e*. Aber dieselbe ist nach der Versicherung des Herrn Zbinden nur auf dem Lande üblich, in der Stadt mit geringen Ausnahmen ungebräuchlich. — Dann gelegentliche Aussprache des seltenen Wortes *geôlier* mit lautbarem *e*, von dem man nicht weiss, ob es aus der alten Sprache verschleppt ist oder seinen Ursprung nur der Orthographie verdankt. Auf jeden Fall ist die gleiche Aussprache gewiss auch anderweitig zu finden; Thurot I, 524 belegt sie für das XVII. Jahrhundert. — Die lateinischen Lehnworte auf *um* werden wie im Deutschen mit *ụm* ausgesprochen; das ist sicherlich ebenso gut als die in Frankreich seit Mitte des XVIII. Jahrhunderts üblich gewordene Aussprache mit *ǫm*. Irriger Weise hat sich diesen Worten auch das moderne Lehnwort *rhum* gesp. *rụm* angeschlossen. — *Fécond* nimmt in Anlehnung an *second* und einer allgemeinen Sprachneigung folgend zuweilen *g* für *c (k)* an: es ist eigentlich eine Inkonsequenz, dass nicht auch auf französischem Boden *g* eingedrungen und regelmässig geworden ist. — In *frileux* hat Genf

die alte Aussprache mit erweichtem *l* gewahrt; der Südfranzose Dumas berichtete 1733: L'Académie, sur un pari fait à Dijon, décida, il y a quinze à dix-huit ans en faveur de *frileus;* il n'y a guère que les provinciaux qui disent et prononcent *frilheus*; aber noch 1740 schrieb die Akademie *frilleux* und erst 1762 ist in ihr *frileux* (Thurot II, 303) durchgedrungen, das gegenwärtig auch in Genf das alte *frilleux* verdrängt. — Dass man endlich in Genf, wie sicher auch in Südfrankreich *Alexandre Dumas* gelegentlich mit einem lautbaren Schluss-*s* versieht, wird man dieser Stadt nicht als Eigentümlichkeit zurechnen können.

Das ist alles, was wir dem Verfasser als seinen Landsleuten eigen zugeben müssen: es ist gewiss nicht genug, um die Bewohner von Genf ihrer Aussprache nach als weniger gute Franzosen hinzustellen als diejenigen irgend einer zu Frankreich gehörigen Stadt. Aber noch bleibt die Frage, ob nicht dem Verfasser andere wichtigere Dinge entgangen sind, ob nicht ganze organische Lautgesetze existieren, die dem Genferischen eine Sonderstellung geben; mit der Beantwortung dieser Frage werden wir uns ein andermal beschäftigen. Wie aber auch die Antwort ausfallen mag, schon das Angeführte hat gezeigt: das, was den Genfern eigen ist oder eigen erscheint, ist stets historisch wohl begründet, und wiederholt hat in Genf die alte Überlieferung sich fester und widerstandsfähiger gezeigt als auf dem weniger bedrohten Sprachboden Frankreichs. Darum sollten die Genfer auch nicht unnütz versuchen, ihre eigene Aussprache zu gunsten einer anderen, einem ewigen Wechsel unterworfenen aufzugeben, d. h. fortwährend einem unerreichbaren und ungreifbaren Schattenbilde nachirren. Eine auch in allen Einzelheiten bestimmte französische Einheitsaussprache gibt es heute in Frankreich weniger als je, und niemals wird sich ein ganzes Volk auch nur in der Minderzahl der litterarisch Gebildeten eine völlig gleiche Aussprache aneignen, noch aneignen können. J. P. A. Martin hat völlig Recht, wenn er in seinem schon oben zitierten Schriftchen: *Parole et Pensée*, S. 8 ff. sagt:

Si la France n'était qu'une longue et étroite plaine d'altitude rigoureusement uniforme, soumise en tous ses points aux mêmes conditions climatériques, si elle n'occupait qu'un demi-degré de latitude sur toute son étendue, si elle était seule, sans rapports avec les autres nations, si les patois y avaient disparu depuis plusieurs siècles, on n'y distinguerait pas les accents connus sous le nom d'accents picards, parisiens, provençaux etc., mais on percevrait encore des différences, le plus souvent légères, il est vrai, dans la prononciation de deux individus quelconques, différences provenant du tempérament, de la conformation physique, de l'état

de santé, des contacts, des occupations, des milieux fréquentés, de l'emploi habituel et répété de la parole etc., etc. L'uniformité rigoureuse de prononciation est non-seulement une improbabilité, mais c'est en outre une impossibilité, même dans l'hypthèse que nous venons de faire.

Or la France ne satisfait pas aux conditions de cette hypothèse; et aux divergences phonétiques entre individus d'une même famille, d'un même milieu, d'une même localité, d'une même province, viennent s'ajouter encore les accents, les intonations, les inflexions, les divergences de prononciation qui distinguent entre eux les habitants de provinces différentes, et d'une manière générale les Français du Nord ou du Midi de ceux de l'Est ou de l'Ouest. Et nous ne traitons ici que du *français parlé correctement* par des gens ayant reçu au moins une bonne éducation primaire . . .

Mais nous nous demandons *quel intérêt* nous pourrions bien avoir à forcer une partie de la population à prononcer ou à écrire: *râge*, *pâge*, *râtion*, *pâille*, quand elle écrit et prononce: *rage*, *page*, *ration*, *paille*, en donnant aux *a* la même valeur que dans *panade*. A quoi bon cette uniformité de prononciation? Pourquoi vouloir établir une tyrannie phonétique sur les ruines d'une tyrannie orthographique? Les habitants du Midi préfèrent aux sons sourds *â*, *ô*, *eû*, *é*, les sons clairs *a*, *o*, *eu*, *è;* dans le Nord de la France, c'est précisément le contraire, et nous ne voyons pas que, pour être plus harmonieux et plus sonore, le français du Midi soit moins intelligible, moins correct que celui du Nord.

Index.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

L.

M.

N.

O.

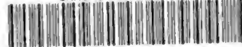
P.

Q.

R.

S.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.



DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARDS